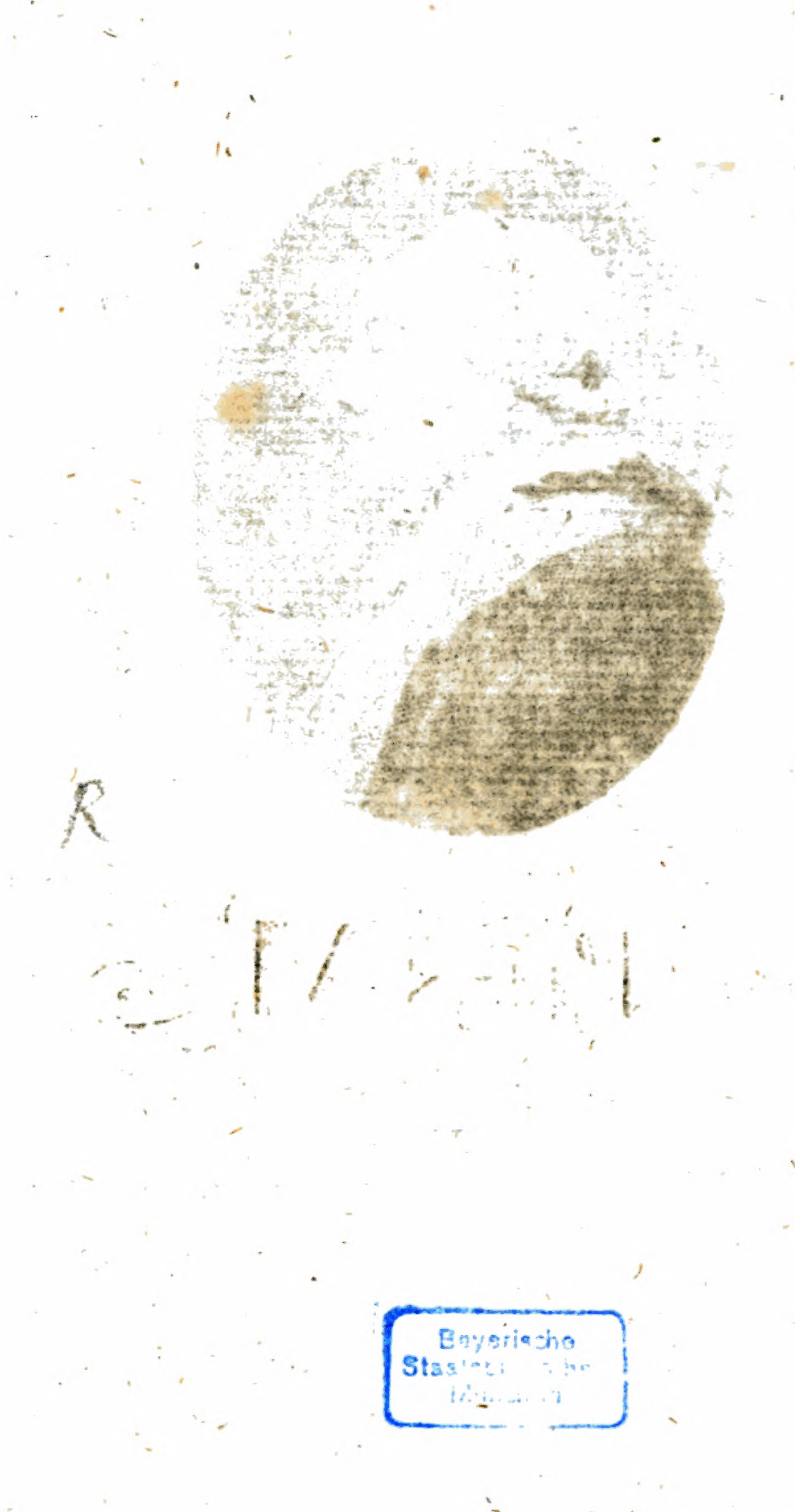






Verfasser:
Jean-François de
Bourgoing





PIUS VI

Pius der Sechste

und

sein Pontifikat.

Eine historische und philosophische Schilderung.

Aus dem Französischen,

von

dem Verfasser der Darstellungen aus Italien.

Mit Anmerkungen des Uebersetzers,

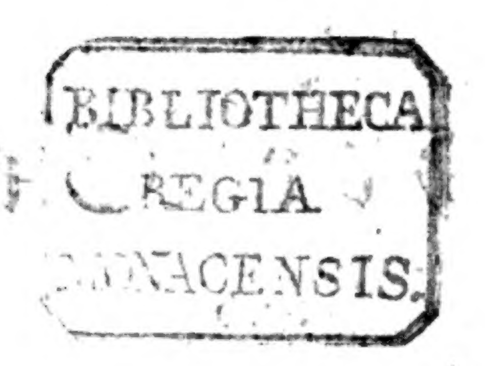
und

einem Nachtrage von Fragmenten,

über die Revolution von Rom vom Jahr 1798; über die Entführung Pius VI. nach Frankreich; über seinen Aufenthalt und Tod in Valence.

Aus italienischen und französischen Handschriften.

Hamburg,
bei Karl Ernst Bohn.
1800.



Vorrede des Uebersetzers.

Der Titel des im vorigen Jahr in Paris erschienenen Werks, das dem Publikum hier, verdeutscht, geliefert wird, ist:

Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. et son Pontificat, jusqu'a sa retraite en Toscane; etc. Tirés des sources les plus authentiques. à Paris, chez F. Buisson, an 7 de la République. (In 2 Bänden)

Der Verfasser ist ein seit vielen Jahren in politischen Geschäften und Verhandlungen erfahrner Mann, welcher lange in fremden Ländern lebte, und über einige derselben Werke von anerkanntem Werth geschrieben hat.

Aus unverdächtigen Quellen sammelte er die Materialien zu diesen Memoiren. Er stand zu Pa-

ris in genauen Verhältnissen mit verschiedenen bedeutenden Männern, sowohl Franzosen, als Italienern und Spaniern, Augenzeugen, und selbsthandelnden Personen in den seit zwanzig Jahren in Italien, und besonders in Rom, vorgefallenen Staatsbegebenheiten. Aus ihrem Munde erhielt er viele genaue und interessante Umstände derselben. — Die Namen dieser Männer zu nennen, ist mir um so weniger gestattet, da der Verfasser selbst sie aus guten Gründen verschwiegen hat.

In Ansehung der wichtigsten Thatsachen und ihrer Zeitfolge, seit dem Jahr 1774 bis zur Epoke der Proklamation der französischen Republik, benutzte der Verfasser hauptsächlich die ihm hierzu mitgetheilten Original-Depechen, welche der Kardinal von Bernis, vormaliger königl. französischer Gesandte und Protektor der französischen Nation in Rom, vom Jahr 1774 an bis zum Jahr 1791, mit dem Versailler Hofe wechselte. — In Absicht der chronologischen Zeitfolge der Begebenheiten und der Beweisschriften bis 1790 hatte er das, nach seiner Form, seinem Plan und seiner Diktion, übrigens ungenießbar schwerfällige deutsche Werk: „Lebens- und Re-

gierungs-Geschichte des jetzo glorreich regierenden Papstes Pius VI." (das von 1781 an bis 1796 in sechs Bänden erschien) vor sich. Von den Memoiren Gorani's, von Roland's Briefen über Italien, von meinen Darstellungen aus Italien, u. s. w. ist hier und da Gebrauch gemacht. Das reichhaltige Bibliothekenwerk von Wolff: „Geschichte der römisch katholischen Kirche", scheint ihm bei der Ausarbeitung dieser Memoiren nicht in die Hände gekommen zu seyn. [*])

Ich überhebe mich der Alltagssitte unserer Uebersetzer, zu ihrer Urschrift in der Vorrede ein hochklingendes Lob zu halten. Dieses Werk bedarf dessen nicht. Seine Form, sein Gehalt und meine eignen Erinnerungen an Italien bestimmten mich, es zu übersetzen.

Ich habe übrigens das Werk blos verdeutschen, aber nichts daran ändern und meistern wollen: vielleicht hätte sonst manches fast zu genaue, wohl vielen Lesern schon bekannte Detail, verschiedene kleine Wie-

---

[*]) Was also in dieser Hinsicht in der Note 22 zu S. 100 gesagt ist, war Irrthum.

derholungen koncentrirt und abgekürzt werden können. Die zwei Bände der Urschrift hier in einen Band zusammen zu ziehen, erlaubten die Einkürzungen der deutschen Sprache und die Verengerung des Drucks. —

Das Werk kann als ein Lesebuch voll interessanter Unterhaltungen und nützlicher Belehrungen, über eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte aller Zeiten, für jede Leserklasse gelten. — Oder, wie? wäre er nicht eins der für immer denkwürdigsten Schauspiele auf der großen Bühne der Geschichte unserer Tage, dieser Kampf der Aufklärung mit dem Fanatismus? dieser Bund fast aller katholischen und unkatholischen Mächte, gegen das so lange für heilig und unverletzlich geachtete Oberhaupt der allgemeinen Kirche? dieser entschloss'ne Angriff auf den alten Hauptsitz der tiefst eingewurzelten Misbräuche und der Menschen entehrendsten Vorurtheile, und auf den Mann, welcher, wie seine Vorfahren seit Jahrhunderten, die Leichtgläubigkeit des großen Haufens schlau genug zu seiner eignen Vergötterung zu benutzen wußte, und eine allgebietende Herrschaft des Aberglaubens über den Geist der Völker, wie über

ihre Fürsten, übte? und endlich dieser plötzliche Sturz seines geistlich-weltlichen Throns, der, durch die Fortschritte der Aufklärung, durch jenen Bund philosophischer Mächte untergraben, nun durch einen Streich des Revolutionsgeistes unserer Zeit zertrümmert ward?

Dieß ist das große und weitwirkende, wenn gleich, wie es jetzt scheint, in seinen Folgen nur vorübergehende Drama, welches uns der Verfasser, mit den Eigenthümlichkeiten der Zeit, worin, mit den Karakteren der Personen, von welchen es gespielt ward, in lebendigen Farben darstellt: — wie könnte es ihm an anziehendem Interesse fehlen?

Die persönlichen Unfälle und Leiden, welche Pius VI., besonders in den beiden letzten Jahren, trafen, da der längst Gedemüthigte, und nun von seinem Thron Herabgestürzte, von dem ungroßmüthigen Sieger, bis in den Tod so unerbittlich verfolgt ward, — sie haben unstreitig den gerechtesten Anspruch auf das Bedauern jedes Mannes von Gefühl. Der Mensch wird den Menschen bemitleiden; aber der philosophische Beobachter des Regenten kann seinen Geschichtschreiber nicht tadeln,

der in seiner Darstellung den Gemeinspruch der Gesellschaftsmoral: de Mortuis *nil* nisi *bene* — dem höhern Grundsatz der ernsten Geschichte:

De Mortuis nil nisi *Vere*,

oft aufopfern mußte.

In den von mir dem Text beigefügten Anmerkungen habe ich eine andere Uebersetzersitte, ihre Urschrift zu bekritteln, oder sie langweilig zu paraphrasiren hoffentlich vermieden. Es sind, größtentheils durch das Werk selbst, erweckte Reminiscenzen, und beim Lesen entstandene Ideenverbindungen, denen ich weiter keinen Werth beilege.

Bedeutender werden den Lesern die von mir, aus verschiedenen mir zugesandten italienischen und französischen Handschriften, gesammelten und geordneten Fragmente, im Nachtrage zu dieser Uebersetzung erscheinen. Diese einzelnen Züge der letzten Zeitgeschichte und des Persönlichen des unglücklichen

Pius VI. rühren von einigen bedeutenden Römern und Franzosen her, welche mit Sach- und Ortkenntniß berichteten, Wahrheit sagen konnten und wollten.

Statt des, vor dem französischen Werk befindlichen, ganz unähnlichen Bildnisses Pius VI. habe ich dieser Uebersetzung einen Profilkopf aus meiner Sammlung von artistischen Sonderbarkeiten vorgesetzt. Er hatte das Verdienst großer Aehnlichkeit, wenigstens im Jahr 1782, als er in Augsburg gestochen ward, und als ich, in dem darauf folgenden Jahr, Pius VI. in Rom sah.

Aber von einer andern Seite ist dieses Bild noch merkwürdig. Es gefiel nehmlich dem Künstler, Herrn Baron von Göz, nachdem er es bei des Papstes Reise durch Augsburg, in dem benannten Jahr, nach dem Leben gezeichnet und gestochen hatte, aus seinem — wie er selbst darunter setzte — „Zeichner-Gefühl" — (ich möchte es lieber übertriebne Dichter-Licenz nennen) die folgende, Pius VI. schon bei seinem Leben heilig sprechende Innschrift darunter zu setzen, und durch diese Apotheose zugleich ein excentrisches Gegenstück zu der so berühmt gewordenen Kniebeugung des

Professor **Mertens** in Augsburg zu liefern. Diese Innschrift mag dem guten Papst, wenn sie ihm anders zu Gesichte kam, seinem bekannten eitlen Karakter nach, nicht übel behagt haben:

Hoher Seelen Adel auf der planvollen Stirne,
Scharfsinniger, liebevoller Blick eines Propheten,
Titus Güte und Duldung im Munde,
Allen Muskeln der wohlthätigste Eindruck eigen,
Woran kein Mensch sich satt weiden wird,
Hervorstechend Gottes Ebenbild,
Pius VI.

Geschrieben,
Hamburg, den 5ten Februar
1800.

Meyer.

Vorrede des Verfassers.

Nicht immer sind es die glänzenden Eigenschaften, die berühmten Verbrechen, die Großthaten eines Regenten, welche seine Regierung zu einer wichtigen Epoke in der Geschichte eignen. Hierzu ist es schon genug, wenn er nur Mitbewirker großer Ereignisse, oder das glänzende Opfer irgend eines großen Misgeschicks war; wenn um ihn her, in seinem Namen, selbst auf seine Kosten Dinge geschahen, die dem Gedächtniß der Menschen tiefe Spuren zurücklassen.

Das Pontifikat Pius des Sechsten, schon jetzt das Eigenthum der Nachwelt, verdient, aus diesen verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, seiner Aufmerksamkeit etwas entwickelt dargestellt zu werden.

Wir maßen uns jedoch nicht an, seine Geschichte zu schreiben; bloß nach einem philosophischen Plan gereihete Materialien wollen wir dazu liefern. Und welche Epoke ist der Betrachtung der Philosophie wohl würdiger, als eine solche, wo dieses imposante Gebäude der weltlichen und geistlichen Macht, mit allem, was seine Dauer zu verbürgen schien, umgeben, plötzlich, wie durch eins von jenen Wundern, für deren innres Heiligthum es von dem Aberglauben hätte angesehen werden können, in Trümmern zerfällt; wo wir den Szepter zugleich mit dem Rauchfaß zerbrechen, den Papst von seinem Stuhl, von seinem Thron den Regenten stürzen, seine Leviten und Hofleute, die Glieder seines geistlichen Areopags und die, seines weltlichen

Raths, beraubt, eingekerkert, verjagt sehen, — sie die durch die schrecklichste Katastrophe, eine lange Reihe seit zehn Jahrhunderten befestigter Irrthümer, einen langen Misbrauch der menschlichen Leichtgläubigkeit und Anmaßungen, deren Frechheit nur noch ein Lächeln der Verachtung erregte, abbüßen; — eine Epoke endlich, wo wir in den letzten Zeiten ein mit dem blindesten Wahnsinn gestempeltes Benehmen sehen, welches die Feinde des päpstlichen Stuhls, ihm, um seinen Umsturz zu beschleunigen, nicht passender hätten vorschreiben können!

Dieser plötzliche Sturz, wie hat er ohne gewaltsame Erschütterungen, und fast ohne Blutvergießen geschehen können? — Welches waren denn die zusammentreffenden Begebenheiten, welches waren die unmittelbaren Ursachen, die ein Resultat vorbereiteten und herbeiführten, das einen Theil von Europa frohlocken macht, und den andern mit starrem Entsetzen trifft? — Das wollen wir in dieser Schilderung des Pontifikats Pius des Sechsten zu entwickeln uns bemühen, und uns hierin weniger an eine chronologische Ordnung, als an die Ordnung der Materien binden. Wir wollen uns jener Deklamationen, die der Intoleranz gehören, die nur Haß beweisen, und jeden Bericht verdächtig machen, enthalten. Die ruhige Vernunft darf, nach unsrer Meinung, gegen einen überwältigten und unglücklichen Feind sich keine Schmähungen, selbst keine höhnende Verachtung erlauben. Den Titel des Werks wollen wir rechtfertigen, und bloß Geschichtschreiber und Philosoph sein.

Inhalt.

Pius VI.

und

sein Pontifikat.

I.

Ende des Pontifikats Klemens XIV. Stimmung des heiligen Kollegiums.

Nach dem Tode des fanatischen Rezzonico, bestieg 1769, durch den Einfluß der Höfe von Frankreich und Spanien, Ganganelli den päpstlichen Thron. Dort waren die Jesuiten verjagt; doch blieb die Maaßregel dieser Höfe unzureichend, so lange die nur zu berühmte Gesellschaft sich noch in andern katholischen Ländern erhielt, und besonders so lange sie noch von dem päpstlichen Stuhl anerkannt und beschützt ward. In dem Innern dieser Gesellschaft fand Klemens XIII. heftige Werkzeuge, welche die Kirche hätten zerreissen und Europa in Flammen setzen können; oder vielmehr die Jesuiten hatten diesen weniger bösen als schwachen Papst zum blinden Werkzeug ihres Ehrgeizes und des Fanatismus gebraucht. Es galt jetzt, den Stamm dieses unermeßlichen Baums, der mit Verderben bringendem Schatten einen großen Theil der christlichen Welt deckte, und tief, selbst bis unter den Stuhl des heiligen Petrus wurzelte, selbst anzugreifen. Der Kar-

dinal Ganganelli schien diese gefährliche Gesellschaft ganz durchschaut zu haben. Sein gerader Sinn war weder durch das Kloster, noch durch die Ehre des Purpurs verschoben. Er war weise und vertragsam; zwei sonst widerstreitende Eigenschaften, Muth und Mäßigung, vereinte er in sich. Die Höfe der Bourbons hofften, ihn zur gänzlichen Vernichtung der Jesuiten zu bewegen. Ihre Gesandten machten sie zur stillschweigenden Bedingung seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron. Der spanische Gesandte, Don Joseph Monino, nachher Graf von Florida Blanka, von thätigem und beharrlichem Karakter, strebte besonders darnach, seiner Unentschlossenheit eine bestimmte Richtung zu geben, seine Bedenklichkeiten, und vor allem seine Unruhe zu stillen. Lange kämpfte er gegen die immer erneuerten Intriguen der Partei, die er vernichten wollte, und deren Stützen in Rom zahlreich und mächtig waren. — Am 21sten Juli 1773 erhielt, oder vielmehr entriß, er endlich von dem Papst das berühmte Breve: Motu proprio, diese Vertilgungssentenz des Jesuiterordens. Noch in dem Moment der Unterzeichnung zauderte Klemens XIV. und sagte, im Vorgefühl des ihm drohenden Schicksals: »ich werde, weiß ich, mein Todesurtheil unterzeichnen; aber, mag es denn sein!«

Seit diesem für ihn selbst und für die Jesuiten unglücklichen Tage, ward Ganganelli von allen Seiten geängstet. Die Fanatiker suchten das Volk aufzureizen. Man drohete ihm mit Gift und Dolch. Sichtbar welkte seine Gesundheit hin. Das seit Sixt V. alle fünf und zwanzig Jahre gefeierte Jubiläum kündigte er dem Kon-

sistorium im April 1774 auf das folgende Jahr an; aber einem andern war die Feier vorbehalten. Klemens XIV. starb am 22sten September. Nicht die mit so vielem Recht verdiente öffentliche Trauer folgte seinem Tode. Die Jesuiten und ihre Anhänger hatten die Dreistigkeit, ihn als einen Triumph zu feiern. Das Volk schien unbewegt. Man beschuldigte ihn, er habe sich von denen, die ihn umgaben, täuschen lassen. Die Unterzeichnung des Breve konnten ihm nur wenige Kardinäle verzeihen. Fast alle klagten, nie Beweise seines Zutrauens erhalten zu haben.

Sogleich verbreitete sich das Gerücht, er sei vergiftet worden. Ihm widersprachen die Aerzte, die ihm in der Todeskrankheit beigestanden hatten aus Klugheit; doch ward es durch die Aussage der minder verschwiegenen Wundärzte, daß sein kaum entseelter Körper in Stücken zerfallen sei, bekräftigt. Nach den Thatsachen, die jetzt, da Leidenschaft schweigt, leichter gesammelt werden können, scheint Ganganelli's Vergiftung unläugbar; der Kardinal von Bernis bezweifelte sie nicht, das können mehrere Reisende, seine Bekannten in Rom, bezeugen. Gorani behauptet im Gegentheil, Ganganelli sei an den natürlichen Folgen des Schreckens gestorben, der ihn, als er, wie er sagte, sein Todesurtheil unterschrieb, traf. Es sei aber erlaubt, seinem Urtheil das Zeugniß derer, die Ganganelli bis an seinen Tod näher kannten, und durch nichts zur bloßen Erfindung eines so gräulichen Verbrechens bewogen werden, vorzuziehen. Allerdings hatten die Feinde dieses Papstes starke Gründe, abzuläugnen, was sein Andenken interessant machen konnte, nämlich, daß er, ein

Opfer der Parteiwuth, gefallen sei. Gorani scheint aus dieser verdächtigen Quelle geschöpft zu haben. Er macht die Aechtheit der unter Ganganelli's Namen erschienenen Briefe verdächtig, und behauptet, sie könnten nicht aus der Feder eines mit theologischen Ideen genährten Mannes, der auch sonst nur sehr beschränkte Einsichten hatte, geflossen sein. Gewiß irrt Gorani auch hierin. Männer, die Ganganelli genau kannten, und unter diesen auch der Kardinal von Bernis, der Menschen und Sachen zu beurtheilen verstand, versichern, die Urschrift der von Caraccioli herausgegebenen Briefe gesehen, und darin seine Grundsätze, seine philosophischen Ideen, selbst seine Art, sie zu äussern, wiedererkannt zu haben. — Doch, wie dem auch sein mag, einige Zeit vor seinem Tode, den vielleicht mehr als ein Kardinal hätte mit Gewißheit vorhersagen können, bereitete das von einem ganz andern Geist, als von dem heiligen, erfüllte Kardinalskollegium seine Intriguen vor, um einen ihren Planen geneigten Papst auf des heiligen Petrus Stuhl zu setzen. Die große Mehrheit bestand aus den Zelanti (Eiferern), die wir unter Pius VI. Pontifikat, eine Hauptrolle spielen sehen werden. In Masse genommen bildeten sie die Opposition der beiden Höfe von Spanien und Frankreich; unter sich selbst aber waren sie sehr von einander verschieden. Einige, aber die geringere Zahl, waren Eiferer aus blindem Fanatismus, der sie bis zu den größten Ausschweifungen treiben konnte; andre aus kalter Ueberlegung, die Starrsinn, aber keine Wuth erzeugt; der größre Theil aus Stolz und Eigennutz. Als Theilhaber der dem päpstlichen Stuhl aus den geistlichen

Immunitäten entstehenden Macht und Glanzes, traten sie als deren eifrige Vertheidiger auf: denn die Aufrechthaltung dieser Freiheiten erwerben den apostolischen Kassen Schätze, deren Mitbesitzer sie selbst waren. Eine nicht gemeine Kraftäußerung der Philosophie würde dazu gehört haben, sich von Maximen loszumachen, die ihnen Huldigungen, Macht und Geld einbrachten. Und war selbst am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts das heilige Kollegium zum Zufluchtsort der Philosophie geeignet?

Bei Ganganelli's Tode bestand es, aus den heftigen Zelanti, den Rezzonico's, Torrigiani; aus gemäßigten Zelanti, die Albani, Colonna u. a. Einige von ihnen hörten vernünftige Gründe, andre nur die Stimmen ihrer eignen Furcht; fast alle hiengen mehr oder minder den Jesuiten an. Und wie war es wohl anders möglich? Waren die Jesuiten nicht die stärksten Stützen, die beredtesten Lobredner, die ergebensten Diener des heiligen Stuhls? Dieser Stütze beraubt war er einem Despoten ähnlich, dessen Leibwache verabschiedet worden. Die Jesuiten bildeten gleichsam die Adelskaste der päpstlichen Monarchie: und die Erfahrung hat die von dem großen Montesquieu gesagte Wahrheit bestätigt: ohne Adel kann keine Monarchie bestehen; und diese Wahrheit ward von allen dunkel empfunden. Die päpstliche Oberherrschaft neigte sich auch seit der Aufhebung des Ordens, sichtlich seinem Fall entgegen, und den plötzlichen und leichten Umsturz, darf man vielleicht dieser Ursache noch mehr, als den Fortschritten der Aufklärung zuschreiben.

Das empfanden die Zelanti und die große Partei, an

deren Spitze sie standen. Doch, die erloschne Gesellschaft wieder zu wecken, war nicht aller Wunsch. Alle neigten sich zu ihren Maximen hin, alle bedauerten und hofften. Weise aus Furcht, oder gemäßigt von Karakter, bebten mehrere vor allen heftigen Maßregeln zurück, die erforderlich waren, wenn man dem römischen Stuhl seine wichtige Stütze auf einmal hätte wieder geben wollen. Sie erschraken vor dem Kampf, der sich dann zwischen ihm und den weltlichen Regenten, deren Gunst er sich aus Eigennutz erhalten mußte, würde erhoben haben, und vor dem Elende, das dieser Kampf über die Kirche selbst bringen würde. Lieber wollten sie der Zeit, der ruhigen Ueberlegung und der allmähligen Abkühlung gehässiger Leidenschaften, die Sorge überlassen, diese Revolution zu bewirken, und selbst nur durch geheime Intriguen und durch alle die Triebfedern der List, die den Priestern, besonders den italienischen, zu Gebote stehen, ihre Annäherung befördern.

In diesem Unterthor der Zelanti, wenn man so sagen darf, saß Braschi. Bis dahin war er nicht bedeutend genug, um von irgend einer Seite, weder für noch wider sich eine entscheidende Partei zu erwecken. Sein Verstand und seine Kenntnisse waren begrenzt. Einige Talente hatte er als Schatzmeister der apostolischen Kammer gezeigt. Er war von ausgezeichneter Bildung und hohem Wuchs; äußre Vorzüge, die dem Besitzer zwar nicht immer nützlich, doch nie ganz unnütz sind. Das waren seine Ansprüche auf die Aufmerksamkeit aller. Dann war er der Zögling Benedikt XIV.; eine günstige Vorbedeutung von seiner Klugheit. Klemens XIII., der letzte unter den fa=

natischen Päpsten, hatte ihm den Purpur umgehängt; daher schien er den Zelanti eben nicht furchtbar, sondern er ließ sie vielmehr etwas von sich hoffen.

Das Urtheil, welches zu einer Zeit, da Braschi noch keine Aussicht zur päpstlichen Würde hatte, von einem Beobachter über ihn gefällt ward, der gleich entfernt vom gehässigen Vorurtheil als von blinder Vorliebe, seiner Mäßigung und seines Scharfsinnes wegen eben so achtungswerth, als durch seine glänzenden Geisteseigenschaften merkwürdig war, kann nicht gleichgültig sein. Dies ist nehmlich das Urtheil des Kardinal von Bernis. Nebenher hat es noch das Verdienst einer gedrängten Uebersicht des Lebens Pius VI. bis zu seiner Thronbesteigung, und giebt zugleich Anlaß zu einer Vergleichung seines Pontifikats mit der von ihm vorgefaßten Meinung.

»Johann Angelo Braschi ward 1717 den 27. December zu Cesena geboren. Die Wohlthaten Benedikts XIV. öffneten ihm den Weg zu Ehrenstellen. Er brauchte Braschi in einigen Geschäften, und belohnte ihn dafür mit einer Pfründe von St. Peter, wodurch er zugleich einen Platz in der Prälatur erhielt. Hierauf ernannte ihn Klemens XIV. zum Auditor des Kardinalkämmerlings [1]),

---

1) Die Stelle eines Kämmerlings war eine der vornehmsten am päpstlichen Hofe; aber sie brachte nur die Ehre, und hatte fast gar keine Funktionen. Der Kämmerling war Nominal-Chef der Kongregation über den Brunnen- und Straßenbau. Er unterzeichnete alle Finanzakten. Er ward zwar als erster Chef der apostolischen Kammer angesehen; aber der eigentliche Finanzminister war der Schatzmeister.

Anm. d. Verf.

und bald darauf zum Schatzmeister der apostolischen Kammer [2]). Ueber seine Talente ist man zwar so ziemlich allgemein einverstanden; doch hat man ein so schnelles Glück der Gunst der Jesuiten zuschreiben wollen, der er zu große Opfer gebracht haben soll. Es scheint, daß der regierende Papst (Klemens XIV.), nachdem er ihn zum Kardinal erhoben hat, ihm nicht mehr das vorige Zutrauen schenkt, und man erklärt diese Veränderung eben nicht zu Gunsten dieses Kardinals. Eine große Thätigkeit, viele und mannichfache Kenntnisse, kann man ihm nicht absprechen. Was denn auch die Ursachen sein mögen, warum sich sein Ansehn für jetzt nur auf die bloße, seinem Rang zukommende Achtung beschränkt: so hält man doch seinen Karakter nicht dazu geeignet, um sich mit seiner jetzigen Lage zu befriedigen. Er hat Geist genug, die Gelegenheit zu benutzen, um sich nothwendig zu machen, oder wenigstens um sich mehr Achtung zu verschaffen. Wohl dürfte eine von ihm vorgefaßte Meinung, als ob er zu unternehmend sei, ihm immer sehr schaden. Es ist ein Mann, der im Konklave geschont werden muß.«

Immer ist diese kurze Schilderung des Lebens und Karakters Pius VI. vor seiner Erhebung zum Pontifikat auch deswegen merkwürdig, weil sie beweiset, daß damals nichts vermuthen ließ, man werde auf ihn bei dieser Würde denken, und daß selbst ein Kardinal von großem Einfluß ihm weder sonderlich ab- noch zugeneigt war. Vornehmlich aber zeigt sie, daß man ihn vor seiner Erhebung auf

2) Was die apostolische Kammer war, wird in der Folge erklärt werden. Anm. d. Verf.

den Stuhl Petrus nur unvollkommen kannte. Man findet in diesem von einer unparteiischen und geschickten Hand gezeichneten Bildnisse fast gar kein Anzeichen der Fehler, die ihn nachher bald lächerlich, bald verhaßt machten, und die aus der Entwicklung des Gemäldes von seinem Pontifikat hervorgehen werden. So wahr ist es also, daß bei den meisten Menschen Umstände das Gute und das Schlimme entwickeln, wohl gar erst erzeugen; oder vielmehr, daß das, was in der einen Lage bloß eine Eigenheit des Karakters oder ein unbedeutender Fehler ist, in einer andern zu einem Gebrechen wird.

Bei dem Tode Klemens XIV. schien also nichts, Braschi als Nachfolger anzukündigen. Nur sahen die Gesandten der königlichen Höfe wohl, sie würden keine ihren Wünschen ganz entsprechende Wahl treffen können. Sie konnten zwar einige Subjekte ganz ausschließen; aber sie scheueten sich vor diesem gewaltsamen Mittel. Unter den Kardinälen, deren Erhebung sie wünschten, waren einige der Hinfälligkeit des Alters nahe, wie ein Stoppani, dieser stärkste Mitbewerber Ganganelli's im letzten Konklave; andre, wie Conti und Simone, waren zwar nicht ohne Talent und Mäßigung, doch flößten sie kein volles Zutrauen ein; noch andre, wie Malvezzi, Negroni und Zelada, aufgeklärte, verständige Männer, hatten ihre Ergebenheit für die Höfe und ihren Widerstand gegen die Jesuiten gar zu laut werden lassen, um von der großen Mehrheit im Kardinalkollegium, nicht ausgeschlossen zu werden. Fast alle übrigen waren entweder ohne Fähigkeiten, oder wegen ihrer Neigungen verdächtig.

2.

Das Konklave von 1774.

Dies war also die Stimmung der Gemüther, als am 5ten Oktober 1774 das Konklave eröffnet ward.

Gleichsam mit stürmender Hand versuchte die Faktion der Zelanti sogleich die Wahl ihres Günstlings, des Kardinals Colonna=Pamfili, durchzusetzen. Er war keiner von den heftigsten dieser Partei, die es sonst nicht gewagt haben würde, ihn vorzuschlagen; aber sie hielten ihn wegen seiner anscheinenden Mäßigung zur Begünstigung ihrer Plane geeignet. Er gehörte zwar nicht zu Denen, welche die Gesandten der Höfe förmlich hätten ausschließen können; doch aber fürchteten sie ihn. Um deswegen die zur Vergrößerung ihrer Partei nöthige Frist zu gewinnen, liessen sie aus Frankreich, Spanien, Portugal und aus verschiednen Theilen von Italien noch einige Kardinäle hinzukommen; und das gerade fürchteten die Zelanti. Der Kardinal von Bernis und Don Joseph Monino wurden, um ihre Ungeduld zu beschwigtigen, einigemal zu einer sehr nachdrücklichen Sprache genöthiget, und der portugiesische Hof, wo der gebieterische Pombal noch herrschte, ließ sie über diesen Gegenstand sogar in Drohungen reden.

Das Konklave war also gleich Anfangs den Kabalen hingegeben. Neue Komplotte wurden täglich gemacht, entdeckt und wieder zerstört; hinter der Larve des Anstandes und der Achtung, und bei aller heuchlerischen Anrufung des Beistandes des heiligen Geistes, verfuhr man mit der schmutzigsten Treulosigkeit gegen einander. »Nichts ist so imposant, sagt ein damaliger Zeuge dieser Intriguen, nichts so erbaulich dem Aeussern nach, als die Regelmäßigkeit, die Frömmigkeit und Mäßigung des heiligen Kollegiums in dem jetzigen Konklave; aber, tief betrübt es wahrlich einen ehrlichen Mann, hinter diesem geheiligten Schleier so viel Falschheit, Arglist, Zweideutigkeit und Trug, ja sogar, in dem jetzigen Zeitpunkt, die wüthende Rache der Jesuiten und die Unzufriedenheit mit dem vorigen Pontifikat zu entdecken.«

Während das heilige Kollegium sich nun dem von den Gesandten beharrlich geforderten Aufschub fügte, übte es seine Kräfte, und hielt oft Mannszählung der Mitglieder der verschiedenen Parteien. Täglich ward wenigstens ein Skrutinium gehalten, das denn nur eine sehr schwache Mehrheit für den einen oder andern Kardinal ergab. Bei diesen Probeversuchen hatte der Kardinal Mark = Anton Colonna die meisten Stimmen. Er war ein aufgeklärter, strengsittlicher Mann, aber dabei den Jesuiten ergeben. Deswegen konnte er den katholischen Höfen nicht gefallen. Von der andern Seite genoß er zu viel Ansehen, und war von einer zu großen Familie, als daß die herrschende Faktion ernstlich auf ihn gedacht hätte. Er diente also bloß zum Spielwerk. — Einige Monate dauerte das so fort; Bra=

schi erhielt nach und nach kaum zwei oder drei Stimmen; und weder der Kardinal von Bernis, noch der spanische Minister konnten voraussehen, zu wessen Vortheil die Mehrheit sich endlich vereinigen werde. Braschi fing nun an, bei der Jesuitenpartei sein Glück zu suchen. Er sah wohl ein, daß man ohne ihr Zuthun nicht Papst werden könne; bemerkte aber nicht, daß er den Höfen persönlich mißfiel. Schon lange lebte er mit ihren Gesandten in einer Art von Vertraulichkeit, und fing vielleicht an, Hoffnung zu schöpfen.

So wie nun die Kardinäle, die erwartet werden mußten, anlangten, verdoppelten die Zelanti ihre Intriguen. Ihr thätigster Agent war der Kardinal J. B. Rezzonico, ein Neffe des berüchtigten Klemens XIII. Seine Talente waren mittelmäßig; aber er hatte das Andenken seines Oheims zu rächen; er wollte den Jesuiten dienen, und genoß etwas von dem Ansehn seines Bruders, des Kardinalkämmerlings. So also eignete er sich zu einem der wichtigsten Werkzeuge der Partei, deren zwar nicht sehr gefährliche, aber doch scheinbare, Häupter die beiden Kardinäle Colonna waren. Gleich auf die Rezzonico und Colonna folgten: Castelli, ein ehrlicher Schwärmer, dessen liebenswürdige Eigenschaften nur durch zu viel Starrsinn verderbt wurden. Roschi, voll Talent, sanft und einschmeichelnd; aber durch Unterzeichnung des verrufenen Breve gegen den Infanten von Parma, in die Sache der Zelanti verwickelt; Paracciani, einsichtvoll, aber versteckt und zur Intrigue gemacht; Buffalini, gewandt, fein und sehr geachtet. Diesen folgten noch einige andre,

die zwar minder bedeutende Rollen spielten; aber unter der Hand der Partei nützlich wurden. Also hatten die Höfe die Zahl und die Talente gegen sich. Es gehörte ihr politisches Uebergewicht und die Gewandtheit ihrer beiden vornehmsten Agenten dazu, um ihres Sieges gewiß zu sein. Auch ward er ihnen lange streitig gemacht, und war nie ganz vollständig. Sie wurden, wie wir sehen werden, genöthigt, mit den Hindernissen zu kapituliren.

Die erwarteten Kardinäle waren nun angekommen, und sogleich veränderte sich die Scene. Zeit war es, daß die von den Zelanti gespielte Komödie zu Ende ging, und das Konklave sich mit der Wahl ernstlich beschäftigte. Von sieben und dreißig gegenwärtigen Kardinälen waren sechszehn den Höfen zugethan; gegen ihren Willen konnte also kein Papst gewählt werden. Die Gesetze der Konklave forderten wenigstens zwei Drittheile Stimmen; folglich war ihre Partei noch nicht stark genug, um über die päpstliche Krone bestimmen zu können. Auch waren die katholischen Höfe unter sich selbst nicht einig. Der spanische Hof warb für Pallavicini, einen nahen Verwandten seines ersten Ministers, des Herzogs von Grimaldi.

Der Wiener Hof begünstigte den vormaligen Nuncius Visconti.

Sonst aber hatten diese beiden Bewerber nichts für sich, was die Aufmerksamkeit des heiligen Kollegiums auf sich ziehen konnte. Braschi, der es geschickt genug mit beiden Theilen gehalten hatte, schien weniger Einwürfe, als irgend ein anderer, befürchten zu dürfen. Er hatte einen warmen und gewandten Freund in dem Kardinal Giraud,

vormaligen Nuncius in Frankreich. Der Kardinal von Bernis schrieb an seinen Hof, man könne sich in Ermangelung einer bessern Wahl für diesen bestimmen. Man setzte Vertrauen in seine Einsichten. Widerstand fand er nicht. Die Rezzonico rechneten insgeheim auf ihn. Der Kardinal-Dechant Johann Franz Albani, der wegen seines Karakters immerwährenden Einfluß hatte, und während der Erledigung des römischen Stuhls wegen seiner Stelle noch von besonderm Gewicht war, nahm die Anträge des Kardinals Giraud günstig auf. Die Gesandten von Frankreich und Spanien versprachen sich Gutes von seinen Fähigkeiten und selbst von seinen Absichten. Don Joseph Monino war, ohne auf Pallavicini ganz zu verzichten, der Meinung des Kardinals von Bernis, Braschi werde, obgleich er eine Kreatur des Papstes Rezzonico sei, in dem Werk Klemens XIV. keine Neuerungen machen. Der portugiesische Gesandte hingegen hielt seine Anhänglichkeit an den Jesuiten für unheilbar, obgleich ganz gut versteckt, und dies war auch in Lissabon der schlimmste Fehler, den er haben konnte. Der Gesandte des Wiener Hofes, Corsini, hatte mit Braschi einmal Streitigkeiten gehabt, und sie ihm nicht vergessen. Diese zwiefache Opposition stimmte einen noch kaum lautgewordnen Wunsch herab; Braschi sah den Schein von Hoffnung, der ihn einige Tage geblendet hatte, wieder verschwinden; sein Name erschien in den folgenden Skrutinien fast nicht mehr, und das Jahr 1774 endigte unter zweifelhaften Aussichten.

Bernis fing an zu fürchten, der Einfluß der Höfe werde verlieren. Er sah selbst die Möglichkeit einer ihren

Absich-

Absichten ganz entgegengesetzten Wahl vorher, und forderte von seinem Hofe Verhaltungsbefehle für diesen Fall.

Das Konklave zog sich in die Länge; die Kardinäle sahen das Ende davon nicht ab. Mit Schrecken erinnerten sie sich der halbjährigen Dauer des Konklave der Wahl Benedikt XIV. Krank, und von der schlimmsten aller Krankheiten, von der Langeweile geplagt, verließen einige ihre Cellen. Selbst die, welche sich mit Intriguen die Zeit vertrieben, wurden ungeduldig.

Einige verfallen auf den Erzbischof von Wien, Kardinal Migazzi, gegen den man in Rom sehr eingenommen war; der aber den Gesandten der Höfe Zutrauen zeigte, und diesen deswegen gefiel. Doch ward er nur schwach unterstützt. Andre denken an Boromeo, einen Mann von Verstand, aber von einem sonderbaren und harten Karakter, und dann auch den Jesuiten zu sehr ergeben. Noch andre schlagen Caracceoli vor, aber er war ein ewiger Zweifler, starrsinnig, ein Anhänger der Bullen; den Höfen konnte er nicht gefallen. Schon bedauren ihre Gesandten den Verlust von Braschi. Sie suchen ihn zu erforschen. Braschi spielt den Gleichgültigen.

Monino kommt zu Pallavicini zurück, und Bernis ist auf seiner Seite; Pallavicini aber erregt zu wenig Interesse. Soll man sich denn nun zu Visconti wenden? Er ist verständig, er ist sanft und furchtsam; aber seine Talente sind sehr mittelmäßig. Ueberdem widersetzen sich die Zelanti jedem Bewerber, der von den Höfen unterstützt wird.

Der Kardinal Zelada wird vorgeschoben, um die

Parteien einander näher zu bringen. Er schickte sich treff-lich zu dieser Rolle. Man wird von beiden Seiten eins, drei Subjekte vorzuschlagen. Zweimal geschieht der Ver-such, und zweimal scheitert er. Für Braschi war von keiner Seite etwas geschehen.

Mittlerweile wird in den Zimmern des Konklave eine Mauerdöffnung entdeckt, die einige der Neugier, andre der Intrigue zuschreiben. Aber weder der einen noch der andern war sie aufzubürden. Die Intrigue ist ja im Konklave zu Hause, und bedarf keiner Nahrung von außen, und die Plauderhaftigkeit befriedigt hier die Neugier vollkommen. Wahrscheinlich hatte die durch das Silbergewölbe der Kar-dinäle angelockte Habsucht, die Oeffnung bewerkstelligt. Man ließ sie eilends wieder zumauern, und nur der er-regte Verdacht blieb zurück.

Dieses kleine Zwischenspiel vertrieb für ein Paar Ta-ge die Langeweile der Kardinäle. Bald aber entstehen neue Bedenklichkeiten. Die Gesandten der Höfe und die ihnen ergebnen Kardinäle schwankten noch einige Zeit zwi-schen Visconti, Pallavicini und Braschi. Dieser letzte hatte am Ende Januars zwei und dreißig Stimmen; und also zwei mehr als er zu haben brauchte. Noch ein-mal will der spanische Gesandte, ehe er nachgiebt, seinen Einfluß für Pallavicini versuchen und ihn erschöpfen; denn der Marquis von Grimaldi fand sich durch die Ehre, einen Papst zum Vetter zu haben, gar sehr ge-schmeichelt, und Karl III. stimmte dem Wunsche seines geliebten Ministers bei. Als katholischer König und fröm-melnd von Karakter, hatte er mit dem Papst beständigen

Verkehr, daher konnte ihm diese Wahl nicht gleichgültig sein. Ueberdem hegte sowohl Karl III. als auch Grimaldi und Monino, noch einen zu tiefen Abscheu gegen die Jesuiten, und schon der Verdacht, ihnen zugethan zu sein, war genug, ihren Widerwillen zu erregen. Der Versailler Hof war weniger frömmelnd, weniger erbittert gegen die zerstörte Gesellschaft, und folglich auch leichter zu befriedigen. Er wünschte, und die Instruktionen nach Rom beschränkten sich bloß darauf, daß nichts geschähe, was dem Willen des Hofes von Madrid zu sehr entgegen sei.

Pallavicini sah nunmehr wohl ein, daß die Gunst des spanischen Hofes fruchtlos für ihn blieb; und äußerte — vielleicht aus Furchtsamkeit, oder aus Bescheidenheit oder in der Besorgniß mit zu vielem Aufsehn zu scheitern, — mit allem ihm möglichen Nachdruck, ihm sei es unangenehm, eine so lange Hinzögerung zu veranlassen. Um seinen Muth zu heben und seine Bedenklichkeiten zu beschwigtigen, machte ihm Bernis die rührendsten Gegenvorstellungen. »Wir wollen uns, sagte er, nicht abschrecken lassen, und, wäre es nöthig, noch sechs Monate in unsern Cellen bleiben.« — Pallavicini blieb unbeweglich, erklärte förmlich, er werde die päpstliche Krone nicht annehmen, und schlug Braschi als den Mann vor, der die Parteien am besten vereinigen könne. Monino, der mehr aus Pflicht als aus Neigung ihn unterstützt hatte, kostete es nicht viel, sich in dieser Entscheidung zu fügen. — Aus Rücksichten für den Wiener Hof, machten die Gesandten noch einen Versuch für Visconti; aber die Zelanti

waren ihm zu sehr entgegen, und es verlohnte sich nicht der Mühe, dieser Verwendung wegen öffentlich mit einander zu brechen, oder auch nur das schon so langweilige Konklave noch mehr zu verlängern. Endlich überzeugten sich die beiden Hauptparteien von der Unmöglichkeit unter den Kardinälen den, welchen jede vorzüglich schätzte, zum Papst zu wählen. Bernis und Monino, die, sowohl wegen ihrer Talente als wegen ihrer Höfe, den stärksten Einfluß behielten, sahen ein, daß, da gegen den Willen der Zelanti nicht zum Zweck zu kommen sei, man, des Kampfes müde, unter ihrer Partei den aussuchen müsse, der bei ihren Höfen am wenigsten wider sich habe. Und so kamen sie denn auf Braschi zurück. Sein Freund Giraud hatte ihm mit Eifer gedient. Bernis und Monino bekehrten vollends die Gesandten von Wien, Lissabon und Neapel. Der Kardinal Zelada unterhandelte mit der ihm eignen Geschicklichkeit, räumte noch verschiedene Hindernisse hinweg, zeigte den Zelanti, daß Braschi ihnen nicht gefährlich sein könne, und verbürgte den Gesandten seine Mäßigung, seine guten Grundsätze und seine Treue in der Erfüllung der von seinem Vorgänger eingegangenen Verbindlichkeiten. Auf einem so gebahnten Wege ging man am 14ten Februar an das Skrutinium, in welchem der Kardinal Braschi alle Stimmen vereinte. Das ganze heilige Kollegium begab sich in seine Celle, um ihm üblicher Weise die Hand zu küssen, und ihm so die erste Huldigung zu leisten, die der götzendienende Aberglaube ungescheut Adoration nennt.

Diese Erzählung beweiset klar, daß Pius VI. Wahl

nicht ein weit angelegter Plan, und weniger das Werk der Höfe, als der Erfolg der Umstände, war. Als Bernis ins Konklave gieng, ahndete er sie nicht, und selbst als er sie schon zu wünschen anfieng, durfte er noch nicht darauf hoffen. Seinem Hofe kündigte er sie folgendermaßen an:

»Man glaubt, der Kardinal Braschi werde diese Stelle würdig bekleiden; wenigstens hatte das Publikum stets eine günstige Meinung von ihm, und einstimmig gesteht man ihm Einsichten, Frömmigkeit und eine nie verläugnete strenge Rechtschaffenheit zu. Als ein junger Mann verdiente er die Achtung Benedikt XIV. und dieser aufgeklärte Papst eröffnete ihm die Bahn zu hohen Würden. Unter Klemens XIII. konnte man ihm, selbst als ausgezeichneten Günstling des Papstes, keines Schrittes zeihen, der ihn des Fanatismus verdächtig gemacht hätte. Unter Klemens XIV., der ihn zum Kardinal erhob, aber durch Uebelgesinnte gegen ihn eingenommen ward, trug er sein Misgeschick still, und schien sich nur der empfangenen Wohlthaten zu erinnern. Mit Gleichmuth sah er im Anfang des Konklave den Plan seiner Wahl eben so schnell zerstört, als gemacht. Kurz, sein ganzes Betragen zeigt ihn als einen ehrlichen Mann, voll Muth, Festigkeit, Klugheit und Mäßigung. Doch aber kann man weder für Ereignisse, die Resultate gewisser Umstände sein möchten, noch für Veränderungen einstehen, welche eine zu große Erhebung auf den Geist und Charakter der meisten Menschen wirkt. — Gott allein sieht die Tiefe der Herzen; Menschen können

nur nach dem Schein urtheilen. Die Regierung des neuen Papstes wird beweisen, ob man vor seiner Wahl sein Gesicht oder seine Larve sah.«

Von guter Vorbedeutung war allerdings diese Weißagung eines so verständigen Mannes, als der Kardinal von Bernis. Aber freilich hat Pius VI. sie eben so wenig durch sein Pontifikat gerechtfertigt, als bewiesen, daß er vor seiner Erhebung sich hinter einer nachher abgelegten Larve versteckt hätte. Heuchelei gehört nicht zu den ihm vorgeworfenen Fehlern: aber die Ausübung seiner Berufspflichten hat ihn unter verschiednen Gesichtspunkten gezeigt, unter welchen man ihn bis dahin zu sehen keine Gelegenheit hatte. Seine Fehler und Unfälle sind aus seinem wechselsweise schwachen und hartnäckigen Charakter, besonders aus seiner Eitelkeit, die man, als er sich unter einer Menge von Kardinälen verlor, kaum ahndete, zu erklären. Aber ungerecht würde es sein, den größten Theil dieser Fehler und Unglücksfälle nicht den Zeitumständen zuschreiben zu wollen. Weder die Festigkeit eines Sixtus V. noch die Weisheit eines Benedikt XIV. würden das Schiff des heiligen Petrus von den Stürmen gerettet haben, die es während dieses langen Pontifikats hin und her warfen und endlich in den Abgrund schleuderten.

3.

Antritt Pius VI. — Seine ersten Verhältnisse mit Spanien und dem Könige von Preussen.

Das römische Volk, stürmisch und halsstarrig, und hierin vielleicht dem Volke des alten Roms nur allein ähnlich, schien der Wahl Pius VI. gleich Anfangs seinen Beifall nicht zu geben. Es sah in ihm einen Zögling jenes Rezzonico, dessen unbesonnener Feuereifer den römischen Stuhl in eine so große Gefahr gesetzt hatte. Es wandte auf ihn den bekannten lateinischen Vers an, der unter Alexander VI. gemacht war, und daran erinnert, daß Rom, unter Regenten, die den Beinamen Sextus führten, immer unglücklich war:

Semper sub Sextis perdita Roma fuit.

Und so war es in der That. Sextus Tarquinius hatte durch seine Tyrannei die Verjagung der Könige aus Rom bewirkt. Urban VI. hatte das große Schisma des Occidents angefangen. Alexander VI. war wegen seiner Schandthaten der Welt zum Schreckbild geworden. — Pius VI. hat die durch seinen Namen erzeugte schlimme Vorbedeutung nur zu sehr erfüllt. Weniger schien nie eine Weissagung gegründet zu sein; nie ist eine mehr eingetroffen.

Der neue Papst versäumte indessen nichts, was sogleich die beste Meinung von ihm erregen konnte. In dem Augenblick, da seine Wahl in der Wahlkapelle ausgerufen ward, warf er sich auf die Knie, und rührte durch sein inbrünstiges Gebet die Umstehenden bis zu Thränen. »Ehrwürdige Väter,« mit diesen Worten wandte er sich dann zu den Kardinälen, »Ihre Versammlung ist geendigt; aber ach, wie ist ihr Resultat für mich so unglücklich!« — War das eitle Grimace, oder ein Vorgefühl des Schicksals, das seiner wartete? — Er lies den Armen Geld austheilen. Eine unbemittelte Frau, Pflegerin seiner Kindheit, nahm er freundlich auf. Bei der ersten Spendung geistlicher Gnaden, gab er den rechtschaffensten und unbemitteltsten Prälaten den Vorzug. Mit diesen Handlungen der Wohlthätigkeit, verband er Züge der Festigkeit. Dem Prälaten Potenziani, Gouverneur von Rom, gab er einen strengen Verweis, wegen einiger nicht gehörig gestillter Unruhen. Nikolas Bischi, Annonen-Präfect [3]), nahm er seinen Gehalt und befahl ihm Rechnung abzulegen. Er zeigte an, daß er allen denen ihre Stellen nehmen werde, die sie durch unrechtmäßige Mittel erhalten hätten. Der apostolischen Kammer ersparte er, durch Aufhebung verschiedner Pensionen, eine jährliche Ausgabe von 40,000 römischen Thalern. Den Kardinälen versprach er, sie in allen Geschäften zu Rathe zu ziehen. Das hieß, sich auf

3) Die Annone ist das Conseil, welches die Anschaffung der Lebensmittel in Rom besorgt. Es wird davon, und von diesem Nikolas Bischi unten mehr gesagt werden.

Anm. d. Verf.

Kosten seines Vorwesers, der sehr karg mit seinem Zutrauen gewesen war, geltend machen. Er zeigte sich menschenfreundlich, arbeitsam, mäßig. — Mit einem Wort, sein Antritt gewann ihm fast alle Stimmen des Beifalls. Aber, welcher Regent fieng nicht, so wie er, an; und wo ist der Mensch, der in einer neuen Ordnung der Dinge, nicht gerne gute Hoffnungen geben und sie fassen mögte?

Seine erste und zugleich schwerste Rolle hatte er gegen die Gesandten der Höfe zu spielen, denen er die Tiara verdankte; und seine Verpflichtungen gegen sie waren um desto zarter, jemehr sie mit seiner geheimen Denkart im Widerspruch standen: denn sein ganzes Pontifikat hat seine innerste Zuneigung für die Jesuiten bewiesen. Auch den Zelanti hatte er Verbindlichkeiten; und wer weiß, ob er nicht auch ihnen Versprechungen gethan hätte! Seine Lage war also bedenklich. Von beiden Seiten beherrschte ihn die Furcht. Abwechselnd brachte er der Partei, die ihm die drohendste Gefahr zeigte, Opfer dar. Er empfand die Dringlichkeit, die katholischen Höfe, besonders die von Madrid und Versailles zu schonen: aber auch das tragische Ende Ganganelli's schwebte ihm vor. Daher seine Veränderlichkeit und die dem Anschein nach sich einander widersprechende Maßregeln. Von beiden Seiten war man geneigt, sie aus seinem doppeltzüngigen Karakter zu erklären. Und doch war es bloß die der Schwäche so eigne Inkonsequenz. Und ließ sich denn etwas anders von einem Mann erwarten, dessen Macht eben so schwach als sein Karakter war?

Dem Kardinal von Bernis bewies er jedoch eine

folgsame Gelehrigkeit, die sowohl Folge eines natürlichen Hanges, als seines Mangels an Muth war. Oft bat er ihn um seinen Rath und folgte fast jedesmal. Er setzte selbst etwas darin, den Schein des vertraulichsten Umgangs mit ihm zu haben, und ihm öffentliche Beweise seiner Anhänglichkeit und besondern Ergebenheit zu geben.

Den Gesandten der Höfe war es noch nicht genug, einen Papst, auf den sie rechnen konnten, auf den Stuhl Petrus gesetzt zu haben; auch noch mit Männern nach ihrem Herzen mußte er umringt werden. Das war eine, wenigstens stillschweigende Bedingung seiner Wahl. Ohne viel Mühe erhielten sie die, für sie wichtigste Stelle eines Staatssekretairs für den Kardinal Pallavicini.

Gern hätten sie die Datarie dem Kardinal Malvezzi zugewandt, welcher Proben seiner Einsichten, Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit an Frankreich gegeben hatte; aber er war den Zelanti verhaßt, und der immer verständige und gemäßigte Bernis verlangte nicht, daß Pius, zumal gleich beim Antritt seiner Regierung, ihren Unmuth zu sehr reizen sollte. »Mögen sie, sagte er zu dem Papst, von den, von Ihnen abhängenden Stellen, einige, die mehr Ehre als Einfluß bringen, erhalten. Erledigen Sie sich auf diese Weise Ihrer Erkenntlichkeit gegen sie; aber trauen Sie ihren Rathschlägen nicht.« — Nach einigen Zögern ward die Datarie vorzugsweise dem achtungswürdigen Kardinal Negroni, eben dem, den die Höfe zum Papst erheben wollten, gegeben; und das Sekretariat der Breven erhielt der Kardinal Conti, ein unbescholtner, arbeitsamer und liberaler Mann, durch den das Staatssekretariat besser

als durch Pallavicini hätte besetzt werden können. Aber von allen Seiten mußten kleine Rücksichten genommen werden. Pius ganzes Pontifikat war eine Reihe solcher Rücksichten, bald gegen die Höfe, bald gegen seine Wohlthäter und am öftersten gegen seine Feinde. Daher das ungewisse Schwanken, die gewagten und immer von Reue und Vorwürfen gefolgten Schritte, die halben Maßregeln, die die Auctorität schwächen und die Misvergnügten vermehren.

Kaum war er Papst, als die Zelanti, die ihn für ihre Kreatur ausgaben, schon über ihn zu klagen hatten. Er sollte der Diener ihrer Rache, der Aussöhner der Vergehungen der vorigen Regierung sein. Der General der Jesuiten Ricci und einige heftige Anhänger der zerstörten Gesellschaft, saßen in den Kerkern der Engelsburg, und ihr Proceß hatte unter dem vorigen Pontificat angefangen. Klemens XIV. Tod, sollte, nach der Meinung der Zelanti, dieser Strenge Grenzen setzen. Pius hatte den Muth zu erklären, die Gerechtigkeit müsse in Absicht der Angeklagten ihren Lauf behalten. Dieser scheinbare Muth aber, war ihm durch seine Furcht vor dem Grafen von Florida Blanka eingeflößt, der es nie geduldet haben würde, daß man sein Werk auch nur im geringsten beeinträchtigte. Es gehörte seine ganze Festigkeit dazu, um dem despotischen Einfluß der vielen Anhänger der Jesuiten in Rom das Gleichgewicht zu halten; und das waren, mit Ausnahme einiger auf die Jesuiten eifersüchtigen Kardinäle und der Mönchsorden, alle die in Rom Vermögen oder Ansehn hatten. Auch verging während dieses langen Pontifikats kein halbes Jahr, ohne neue Versuche zu ihrem

Besten. Bald legte man dem leicht beweglichen Papst Schlingen, um von ihm ein Versprechen, oder nur eine zweideutige Maßregel herauszulocken. Bald streute man Flugblätter mit fanatisch-beleidigenden Angriffen auf Klemens XIV. aus. Alles diente zum Vorwand der Verfolgung und zur Nahrung des Hasses. Um zu ihrem Zweck zu kommen, liehen sich die verschiedenen Leidenschaften einander den Schleier der Religion. Alles, selbst die Kanonisationen, bekamen ein politisches Ansehen.

Johann Palefax, ein sehr einsichtsvoller frommer Prälat des vorigen Jahrhunderts, durch seine Händel als Bischof von Mexiko, mit den jesuitischen Missionarien bekannt, war hundert Jahr nach seinem Tode ein Zankapfel in der katholischen Kirche geworden. Von Philipp IV. nach Spanien zurückgerufen, erhielt er hier das Bisthum Osma, führte ein exemplarisches Leben, starb im Geruch der Heiligkeit und erhielt die päpstliche Seligpreisung. Ruhig würde er auf dieser letzten Stufe der himmlischen Hierarchie geblieben sein, wenn der Haß des spanischen Hofes gegen die Jesuiten, nicht plötzlich seine Verwendung für einen ihrer glühendsten Feinde aufgeregt hätte; und die Heiligsprechung des ehrwürdigen Palefax, höchstens eine Nahrung der Eitelkeit für seine Familie und ein Zeitvertreib für fromme Kristen, — ward eine Staatssache. Karl III. bewarb sich eifrig darum, bald nachdem er die Jesuiten aus seinen Staaten verjagt hatte. Klemens XIV. war gestorben, ohne die Wünsche des katholischen Monarchen erfüllen zu können. Die Beförderung dieser wichtigen Entscheidung, ward von seinem Nachfolger als einen der ersten

Beweise der Ergebenheit gefordert. Schon fängt dieser an, sich mit den Formen zu beschäftigen; aber die jesuitische Intrigue häuft die Fristen und Hindernisse, und dient so der geheimen Abneigung des Papstes. — Ein höheres Interesse zieht die Aufmerksamkeit Spaniens auf sich. Karl III. stirbt; sein Sohn ist Erbe seines Throns, seiner Frömmigkeit und seiner Abneigung gegen die Jesuiten. Die Kanonisation des ehrwürdigen Palefar ist eine der ersten Bitten, die er dem regierenden Papst vortragen läßt. Die Kongregation der römischen Kirchengebräuche, sammelt Beweisdokumente, um seine Rechtgläubigkeit verdächtig machen zu können, und unter diesen, seinen Briefwechsel mit der Universität Löwen. Das war ein treflicher Fund für den Advokaten des Teufels, wie man diese Person im abgeschmackten Stil des Kanonisationsprozesses nannte. Die Kabale wußte ihn zu benutzen. — Ungeachtet der Verwendung Spaniens für den Nachruhm seines Namens, wird Palefar noch für lange Zeit auf den Titel eines Seligen beschränkt. Die Jesuiten allein wußten sich etwas mit diesem geheimen Triumph.

Weniger bestrittne Vortheile erhalten sie nun, die aber den unglücklichen Pius, der immer zwischen seinen geheimen Wünschen von der einen, und den öffentlich eingegangenen Verbindlichkeiten von der andern Seite in der Klemme war, nicht weniger kompromittiren. — Wer konnte wohl vorhersehen, daß die, über die Grenzen der Länder des Aberglaubens getriebene Gesellschaft Jesus, bei den Ketzern und Schismatikern, einen Zufluchtsort und großen Schutz finden würden? Zwei Monarchen, und zwar die

aufgeklärtesten und regierungskundigsten des achtzehnten Jahrhunderts, setzen eine Art von Ruhm darin, in ihren Staaten die Trümmern der verbannten Gesellschaft zu sammeln. In ihren Mitgliedern sehen sie nicht die öffentlichen Bekenner einer verderbten, den Unterthanen gefährlichen und den Königen noch gefährlichern Moral, nicht die Intriganten, denen die Religion zur Larve und zum Werkzeug ihres Ehrgeizes diente; sondern sie sehen nur einsichtsvolle in vieler Rücksicht zum öffentlichen Unterricht geeignete Männer. Nicht an dem Hof, nicht in dem Beichtstuhl sollen sie zugelassen werden. Man wird sie zu bewachen und zu zähmen wissen. Von welcher Seite könnten sie noch furchtbar sein? — So dachten, ohne Zweifel, Friedrich II. und Katharina II.

Friedrich II. hatte in seinen Staaten viel Katholiken; unumgänglich waren also seine Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhl. Der Abbe Ciofani war sein Agent in Rom, ein eifriger Anhänger der Gesellschaft Jesus, der nichts mehr wünschte, als sie wieder zu erwecken. Der Hauptgegenstand seines Auftrags war, die Frage entscheiden zu lassen, wie die Jesuiten sich in einigen Provinzen der preussischen Monarchie niederlassen könnten. Wird man es glauben, daß der große Friedrich ihm sagen ließ, weil man ihn bei der Unterdrückung dieses Ordens nicht zu Rathe gezogen habe, so sei sie, als ihn nicht angehend zu betrachten, er halte sich für berechtigt, davon abzugehen, und die Jesuiten in seinen Staaten auf dem alten Fuß zu lassen. Man kann wohl denken, daß der Abbe Ciofani die Ausdrücke des Misvergnügens des Kö-

niges nicht milderte, und ihm die von dem Papst erhaltenen abgewogenen Antworten nicht allzugetreu berichtete. — Der König von Preussen war entschlossen, die Jesuiten zur Erziehung der Jugend in seinen Staaten beizubehalten. Ihm galt es gleich viel, ob sie ihren Gelübden und Ordensstatuten treu waren oder nicht; aber er wollte, daß sie zufrieden sein, und unter einer seinen Absichten entsprechenden Form bei ihm leben sollten. Wirklich oder nur dem Schein nach von seinem Agenten irre geleitet, ließ er in einer Deklaration bekannt machen, daß der Papst sich der Beibehaltung der Gesellschaft in Preussen nicht widersetzen werde; und als diese Deklamation dem Papst mitgetheilt ward, sagte er, nach Ciofani's Bericht: »bei dem mächtigen Widerspruch der katholischen Höfe, stehe es zwar nicht in seiner Macht, die Entscheidung seines Vorwesers zu widerrufen; er verspreche aber feierlich, daß er die Gesellschaft, welche sich in Preussen bilde, niemals für unregelmäßig erklären würde.«

Von diesem sonderbaren Versprechen unterrichtet, machten die Gesandten von Spanien und Frankreich, Pius die bittersten Vorwürfe, beschuldigten ihn der Doppeltzüngigkeit. Der Papst entschuldigte sich so gut er konnte, behauptete, man habe seine Worte unrecht ausgelegt, erneuerte seine auf sich genommenen Verbindlichkeiten. Bei seinen strengen Vormündern hatte er wenigstens den Anschein der Folgsamkeit; und nie schmeichelte er dem Kardinal von Bernis mehr, als nach einem von ihm erhaltenen Verweis. Mehr fürchtete er sich vor dem spanischen Gesandten, dessen Hof größre Forderungen machte, und leichter Verdacht

schöpfte wie der französische, und der selbst viel unsanfter war, wie der Kardinal von Bernis. Deswegen konnte Pius auch seine Freude kaum bergen, da der Graf von Florida Blanka 1777 als erster Staatsminister nach Madrid berufen ward. Spanien ward in Rom nunmehr durch den Herzog von Grimaldi, der die Stelle des Grafen von Florida Blanka erhielt, und durch den Ritter Azara[4]), der in Italien schon lange das Zutrauen seines Hofes besaß, und es mit so vielem Recht verdiente, repräsentirt. Der Papst sah aber bald, daß er bei der Veränderung, von der er sich so viel versprach, wenig gewonnen habe. Der Herzog von Grimaldi, ein gutmüthi-

4) Diesen treflichen Mann wird der Leser in der Folge dieses Werks ganz, und nur von einer höchst interessanten Seite kennen lernen. Ueber die Verdienste Azara's, als Staatsmann, als Gelehrter, als Kunstkenner, über seine Tugenden als Mensch, ist nur eine, laute und gerechte Stimme derer, die ihn in Rom kannten. — Jetzt, da ich dies schreibe, hat ihn das nicht ungewöhnliche Schicksal verdienter und unbescholtner Männer im Dienst des Staates, die Ungnade seines Hofes, getroffen! Einen Azara kann dieser Wechsel der Dinge nicht verunehren; er kann nur dabei gewinnen. Kann das aber auch sein Hof von sich sagen, indem er Azara sinken läßt? — In Italien, dort an der Quelle der Kunst, deren geschmackvoller Kenner er ist, unter den erhabenen Ruinen des Alterthums, dessen Studium er den größten und besten Theil seiner Jahre widmete, sein Leben in einer gelehrten Musse beschließen zu können, ist jetzt der einzige wohl sehr bescheidne Wunsch dieses ehrwürdigen Greises. Mögte er ihm von dem neidischen Schicksal doch gewährt werden!

M.

müthiger, wohlmeinender Mann, der aber leicht zu fangen war, und nur mit den Augen seines Verwandten Pallavicini sah, schien sich zu der den Höfen entgegengesetzten Partei hinzuneigen, und ließ dieser einiges von sich hoffen. Aber seine Gesandtschaft war nicht viel mehr als eine anständige Entfernung von Geschäften, wobei man ihm otium cum dignitate geben wollte. Er war oft von Rom abwesend. Der Ritter Azara verwandte keinen Blick von dem römischen Stuhl. Seine Wachsamkeit und Festigkeit waren diesem zwar oft lästig; er wußte aber mit seinen ernsten Erinnerungen Beweise der Theilnahme zu verbinden, die ihm bei dem Papst zugleich Wohlwollen und Zutrauen erwarben, und man darf behaupten, daß sein Einfluß, und der Einfluß seines Freundes Bernis, Pius viele Fehltritte erspart und den Umsturz des päpstlichen Stuhls vielleicht für einige Zeit noch zurückgehalten haben.

Der König von Preussen wollte, unter welchem Titel es sein mögte, die Jesuiten in seinen Staaten behalten. »Ich werde sie beschützen, sagte er 1775 in Breslau zu einem von dieser Gesellschaft; weder der Papst noch sonst jemand hat das Recht mir vorzuschreiben; ich habe in dem letzten Friedensschlusse dem kaiserlichen Hofe versprochen, die katholische Geistlichkeit in dem Zustand, wie ich sie gefunden, zu lassen. Ich werde Wort halten; und wenn jeder thun zu können glaubt, was ihm gut dünkt: so werde ich das ganze Pfaffengeschmeiß fortjagen, und nur euch behalten.« Eben damals schrieb er an d'Alembert, nach einer schweren Krankheit: »ich habe in meinem Leben viel gesehen. Die Soldaten des Papstes sah ich meine Uniform

tragen, die Jesuiten mich zu ihrem General erwählen, und Voltaire wie ein altes Weib schreiben.«

Uebrigens geschah es nicht aus bösartigem Starrsinn, daß er die Jesuiten beschützte. »Ich habe, sagte er, unter meinen Unterthanen anderthalb Millionen Katholiken. Mir ist an ihrer vernünftigen und der Religion ihrer Väter gleichförmigen Erziehung gelegen. Die Jesuiten haben in ihren Erziehungstalenten die Probe bestanden, und nur wenn sie als Körper vereint leben, können sie diese Berufspflicht gehörig erfüllen. Sie sollen also so vereint leben; aber mit der Bedingung, daß sie sich den Gesetzen der Kirche, die ihnen der Papst vorschreiben wird, unterwerfen.«

Um die katholischen Höfe nicht zu erzürnen, befahl Pius, sie sollten ihre in Schlesien bisher noch getragenen Ordenskleider ablegen, sich des Predigens und der Verwaltung der Sakramente enthalten. Dieser Wille des Papstes ward ihnen im Anfang des Jahrs 1776 von dem Bischof von Breslau kund gemacht, der König von Preussen trat ihm bei, und sie ergaben sich darin. Neue Stürme aber erhoben sich wider sie in andern europäischen Ländern, wo sie doch auf eine minder zweideutige Existenz gerechnet hatten. Von dem spanischen und französischen Hofe angelegen, nahm Pius von Zeit zu Zeit eine intolerante Sprache gegen sie an, die seinem Herzen fremd war. Die Jesuiten in Polnisch-Preussen gaben besonders Anlaß zu Klagen, weil sie fortfuhren, in Ordensgemeinschaft zu leben. Aber die Art, wie Friedrich sich bei dieser Gelegenheit erklärte, schloß dem Papst den Mund. »Ich konnte,« schrieb er 1779 an den Bischof von Kulm, in dessen Sprengel die

Jesuiten sich niedergelassen hatten, »ich konnte allenfalls ihre Kleider und ihren Namen, den Wünschen des Papstes zum Opfer bringen; was aber das Wesentliche ihres Instituts betrifft: so soll es unangetastet und auf eben dem Fuß wie in Schlesien bleiben, damit die ihnen anvertraute Erziehung der Jugend dadurch begünstigt werde.«

Und wirklich hat die Gesellschaft Jesus auf diesem Fuß ihre Existenz, im polnischen Preussen und in Schlesien beibehalten. Das war schon hinreichend, um den Anhängern dieser nur allzuberühmten Gesellschaft einige Hoffnung übrig zu lassen, und ihnen Grund zu dem Ausruf zu geben: verfolgt, zerstreut, unterdrückt sind die Jesuiten zwar; aber vertilgt sind sie nicht! — Die katholischen Höfe hatten sich nach und nach an diese Ausnahme gewöhnt; aber auch ihre Wachsamkeit verdoppelt, damit die Jesuiten keine neue Triumphe erhielten. Uebrigens verzieh Friedrich II. dem Papst gern seine vorübergehende Widersetzlichkeit, deren Quelle ihm nur zu wohl bekannt war; er behielt selbst eine gewisse herzliche Theilnahme für Pius, der oft durch eigne Schuld, öfterer durch die Zeitumstände unglücklich war. Diese Theilnahme äußerte sich bei einigen Gelegenheiten, als der Papst mit Joseph II. über Reformen zerfiel, die von der gesunden Politik gebilligt wurden, aber die Kirche kränkten. Er schrieb hierüber an d'Alembert: »das einzige ist mir leid, daß nehmlich so viel Gutes nicht unter Päpsten bewirkt ward, welche eine Demüthigung verdienten, und daß es gerade den guten Braschi trifft, der die Pontinischen Sümpfe urbar gemacht hat.«

Unabhängig von seiner persönlichen Zuneigung für

Pius, gab Friedrich II. seinen freundschaftlichen Verhältnissen mit dem römischen Stuhl ein wichtigeres Ansehn, als man es von einem über eitle Formalitäten so erhabnen Fürsten hätte erwarten sollen. Sein, von den Kurfürsten von Brandenburg erst seit Anfang dieses Jahrhunderts angenommner königlicher Titel, war von den Päpsten noch nicht anerkannt worden. Es gefiel ihm, diese Anerkennung zum Gegenstand einer Art von Unterhandlung zu machen. Der preussische Gesandte in Wien, Baron von Riedesel, suchte sie bei dem Papst selbst nach, als dieser in Wien war, und erhielt sie in einer Privataudienz. Nach seiner Rückkunft nach Rom, gab er in seinen Breven dem großen Friedrich den königlichen Titel. Man mögte wohl fragen, welcher von beiden durch diese Gunstbezeugung am meisten geehrt ward. Aber der Graf von Herzberg, der, wie sein Herr wußte, wie viel sie werth war, und sie doch einer Nachsuchung nicht ganz unwerth hielt, war ohne Zweifel der Meinung, daß das Ansehn des Königs von Preussen dadurch bei seinen katholischen Unterthanen noch mehr gehoben werden könne, und von dieser Seite nichts versäumt werden dürfe.

4.

Verhältnisse Pius VI. mit Katharina II.

Am Schluß dieses Jahrhunderts ist es keine der unmerkwürdigsten Erscheinungen, daß die Jesuiten von frömmelnden Monarchen gewaltsam verjagt, von dem Papst, wiewohl ungern, in den Bann gethan, — und von philosophischen Regenten, der eine ein Ketzer, der andre ein Schismatiker, getröstet und aufgenommen wurden. Friedrich II. und Katharina II., beide für das Außerordentliche eingenommen, glaubten den Glanz ihrer Regierung zu erhöhen, wenn sie berühmte Unterdrückte beschützten, wegen ihrer Talente bekannte Männer in ihre Staaten aufnähmen und sie rächten an Ungerechtigkeit und Verfolgung. Es mag sich vielleicht unter die Beweggründe zu einem solchen Verfahren ein etwas boshaftes Gefühl gegen die frommen Könige, welche die Stützen ihrer heiligen Religion von sich stießen, und ein stolzer Wunsch gemischt haben, ihrer Seits zu beweisen, daß die zum Vorwand dieser großen Maßregel genommnen Gefahren nur den Kleinmuth erschrecken könnten. Hauptsächlich aber wurden sie dazu durch den Wunsch bewogen, dem öffentlichen Erziehungswesen in ihren Staaten eine Form zu geben, die, was man auch hinterher davon sagen mag, in verschiednen katholischen Ländern durch geprüfte Erfahrung sanctionirt war. Beide

Monarchen waren zu weise, um bloß aus Arglist oder aus Ruhmsucht eine solche Partei zu ergreifen.

Dem sei nun wie ihm wolle, diejenigen vertriebnen Jesuiten, welche sich nicht nach den Kirchenstaat gezogen hatten, suchten und fanden eine Zuflucht in den Ländern, deren Monarchen, wiewohl selbst unabhängig von dem päpstlichen Stuhl, Katholiken unter ihren Unterthanen hatten; einige wandten sich nach Polnisch-Preussen und Schlesien, andre nach Weiß-Rußland. — In der letzten Provinz, wo sie ganz friedlich lebten, fiel es einem Lithauischen adlichen Bischof in partibus zu Mallo, mit dem Titel eines apostolischen Generalvisitators, in Mohilow wohnhaft, der von dort aus in genauer Verbindung mit den vielen Jesuitenfreunden in Rom stand, ein, der ihm von dem Papst verliehenen Macht die sonderbare Ausdehnung zu geben, daß er den Jesuiten in Weiß-Rußland die Aufnahme von Novizen erlaubte, wodurch er, wie er sagte, die Absichten Klemens XIV. und Pius VI. erfüllte. Pius war gerade damals gefährlich krank. Die Kardinäle, der langen Dauer seiner Regierung (sie hatte schon über vier Jahr gedauert) überdrüssig, hofften auf seinen Tod. Dieser Augenblick sollte das von weitem her gegebne Signal der Auferstehung der Jesuiten sein. Ehe noch die geschehene Anfrage verlautet wäre, würde Pius gestorben sein. Sein Nachfolger, zu welchen Grundsätzen er sich auch hätte bekennen mögen, würde die Sache schon geschehen gefunden, und man würde sie als das Werk des verstorbnen Papstes dargestellt haben. Die katholischen Höfe hätten sie, aus Furcht, die Kirche neuen Stürmen bloß zu stellen, vielleicht

angenommen. Die gegen die Jesuiten am meisten aufgebrachten Höfe, waren weit entfernt. Ihrem Murren hätte man trotzen und ihre Macht entwaffnen können.

Der Erfolg täuschte diese Berechnungen. Pius genas, und ward bei seiner Wiederherstellung von Spanien und Frankreich mit herben Vorstellungen begrüßt. Sie warfen ihm die Zweideutigkeit der Vollmachten vor, die er diesem kühnen Bischof von Mallo gegeben habe, der, ein geborner Kalvinist, nach seines Vaters Tode katholisch geworden, dann sich verheirathete, Wittwer, hierauf Priester ward, und von nun an den Apostel spielte, Warschau zum Mittelpunkt seiner Predigten machte, die Gunst der dort dominirenden russischen Minister, und die Freundschaft des Nuncius Garampi, eines eifrigen Anhängers der Jesuiten, gewann; endlich auf die Bürgschaft des letztern und auf das förmliche Ansuchen Rußlands zum Bischof in partibus ernannt ward, und seitdem den Titel eines Bischof von Mohilow und von Weiß-Rußland führte. So war der Glücksritter beschaffen, der die Rolle eines Fanatikers spielte, und kaum einen Gott glaubte. Pius setzte er in eine der größten Verlegenheiten, worin er jemals gerathen ist. Er lies Katharina II. sich seiner Sache mit einem Stolz und mit einer Beharrlichkeit annehmen, die sie sonst nur bei Geschäften von der höchsten Wichtigkeit anwandte, und beschäftigte Europa einige Jahre mit dem Ausgang seiner elenden Intrigue.

Was hätte er aber, ohne mächtige Stützen in Rom selbst, wohl auszurichten vermogt! Das von ihm gemisbrauchte Breve, war von dem Sekretair der Propaganda,

Borgia, einem gewandten Prälaten, von bekannten Neigungen, aufgesetzt, und, wie es denn mit den Verordnungen unserer Bischöfe[5]) oft der Fall war, Pius hatte sein Breve vielleicht nicht einmal gelesen. Seine Beschämung hierüber war groß, und nicht geringer seine Bestürzung. Wie sollte er es nun anfangen, Frankreich und Spanien zu entwaffnen, ohne Katharina zu beleidigen, ohne sie den Katholiken ihrer Staaten abgeneigt zu machen? Gleich-

---

5) Dasselbe begegnete unter andern auch dem vormals ersten französischen Erzbischof, dem, wegen seiner krassen Dummheit berüchtigten Mr. de Beaumont, Erzbischof von Paris, vielleicht nur zu oft. Er fragte einst den Sarkasten Piron: »Monsieur, avez vous lu mon mandement?« — Piron antwortete: »Oui Monseigneur — et Vous?« (Haben Sie meine Verordnung gelesen? — Ja, gnädiger Herr, — Sie auch?) — Dieser — erzkluge Erzbischof, hatte oft das Misgeschick an die witzigsten Köpfe von Frankreich zu gerathen, und seine geistvollen Anreden stechend beantwortet zu hören. — Der nun verstorbne Beaumarchais, eben so berühmt durch seinen glänzenden Witz, als durch seine Glücks- und Unglücksfälle, erzählte mir, als er sich vor einigen Jahren auf seiner Flucht aus Paris in Hamburg aufhielt: Als er zum erstenmal zu diesem Erzbischof eingeführt sei, habe er ihn, in sichtbarer Verlegenheit ein Paar Worte hervorzubringen, endlich stotternd so angeredet: — »Monsieur de Beaumarchais, — oh oui, je me souviens, de Vous — avoir vu — quelque part.« — Schlank weg erwiderte Beaumarchais: »Oui Monseigneur, il m'arrive quelquefois d'y aller.« — Sollte mir Beaumarchais als Revenant einmal begegnen, werde ich ihn bitten, mir das zu übersetzen, und es bis dahin lieber unübersetzt lassen.

M.

wohl ward von ihm verlangt, er sollte das Betragen des Bischofs von Mallo förmlich misbilligen, und ihn mit kanonischen Strafen drohen, wenn er seine Verordnung nicht eilend zurücknähme. Alles ward angewandt, um von dem Bischof diesen Widerruf zu erpressen. Spanien verwandte sich in Petersburg unmittelbar darum, stand aber dort, wegen Verhaftung einiger russischen Schiffe, damals nicht in Gunst. Die gebieterische Katharina ließ durch Czernichew antworten: daß, da der König von Spanien seine Ursachen gehabt hätte, die Jesuiten aus seinen Staaten zu vertreiben, nun auch sie die ihrigen habe, sie in ihren Staaten zu erhalten. Man suchte die Vermittlung des Königs von Pohlen. Katharina antwortete ihm eigenhändig: »ich danke Ihnen für Ihre Intervention; da hier aber bloß von einem ökonomischen Geschäft die Rede ist: so ist gar keine Vermittlung oder andre Negociation nöthig; ich bin Gebieterin in meinem Lande.« — Stanislaus machte noch einen Versuch. »Ich will, antwortete Katharina, die Verordnung des Bischofs von Mohilow aufrecht erhalten, denn ich habe sie gebilligt. Wüthet der Papst gegen ihn: so werde ich ihn schützen. Eher willige ich in ein Schisma, als daß ich an der Niederlassung der Jesuiten in Weiß-Rußland das geringste ändere.« — Bei alle dem hatte Katharina keine sonderliche Zuneigung für die Jesuiten. Sie wußte, was sie, den öffentlichen Unterricht abgerechnet, werth waren. Aber man hatte sie gereizt, und die deswegen gefaßte üble Laune trieb sie über die beabsichtigten und von ihrem eignen Vortheil ihr vorgeschriebnen Grenzen.

In Warschau war damals ein Nuncius, (Archetti) von einfachen und aussöhnlichem Karakter. Dieser wünschte, den Zorn der großen Katharina zu entwaffnen und dem Papst Kränkungen zu ersparen, und erhielt von ihr die Erlaubniß, ihm in ihren Namen einige höfliche Ausdrücke schreiben zu dürfen.

Die Höfe von Madrid und Versailles handelten nicht weiter unmittelbar, weil sie mit Angelegenheiten von höherer Wichtigkeit, nemlich mit der Bewaffnung gegen England, beschäftigt waren. Sie ließen es dabei bewenden, den schwachen Papst zu necken, welcher durch verzögerndes Hinhalten, und durch Umstände begünstigt, glücklicher als er es hätte hoffen können, dieser Krisis entgieng. Aber welche Angst hatte er dabei ausgestanden!

Von den katholischen Höfen angelegen, forderte er die Publikation des Aufhebungsbreves der Jesuiten in Rußland. Das war ein Ausweg, um das Werk des Prälaten von Mohilow zu vernichten. Seinen Zweck zu erreichen, versuchte er Schmeichelei, der die große Katharina nicht unzugänglich war. Bis dahin erkannte der Papst nicht die Kaiserwürde des Souverains von Rußland an. Pius nannte Katharina in seinem Schreiben zum erstenmal: »Ew. Kaiserl. Majestät.« Ihre Antwort war milde, wohl gar liebreich, aber in Ansehung des Aufhebungsbreve unerbittlich. Umsonst hatte der Papst ihr das Beispiel des Königes von Preussen angeführt. »Jeder Monarch, erwiderte sie, ist Herr in seinen Staaten; in den meinigen soll, so lange ich lebe, nie ein Bulle publicirt werden.«

Das milde Lächeln der Kaiserin war nur vorüberge-

hend und wich bald neuen Anwandlungen von Laune. Ein böses Gestirn waltete über Pius, daß er sich mit einer schismatischen Fürstin, deren Staaten so entlegen waren, in so viele und schlimme Händel verwickeln mußte. Er ersuchte Katharina, die er für besänftigt hielt, in einem feierlichen Schreiben, das Erzbisthum von Poloczko, das einen Theil ihres Reichs ausmachte, mögte nach hergebrachter Weise, einem unirten Griechen verliehen werden. Katharina, noch verdrießlich über die ihrem Schätzling gemachten Händel, antwortete dem Papst, aber in russischer Sprache, und mit beigefügter griechischen Uebersetzung ihres Briefes, den sie Zeile für Zeile nach dem des Papstes abmaß, ihn mit eben solchen Worten schloß und so anfieng: »Katharina II., Kaiserin aller Reussen, an Pius VI., Bischof von Rom, und Papst in seinem Distrikt.« — Der Inhalt der Epistel entsprach ihrer Form; er enthielt weder Verbindliches für den Papst, noch Günstiges für sein Ansuchen. Katharina wollte nur unter der Bedingung, wenn das Bisthum Mohilow zum Erzbisthum erhoben und dem Bischof von Mallo gegeben würde, einwilligen. Neuer Kummer, neue Verlegenheit für Pius: wie soll er sich nun aus dieser Krisis ziehen? Treibt er die Kaiserin aufs äusserste: so bringt er den römischen Stuhl um fünfmal hundert tausend im russischen Reich zerstreute unirte Griechen. Und darf er dem Zorn der Höfe von Versailles und Madrid trotzen, deren Gesandte einen feierlichen Widerruf des Bischofs von Mallo fordern, ehe ihm die von der Kaiserin für ihn nachgesuchte Gnade gewährt wird?

Gegen das Ende von 1781 entschließt er sich aufs

neue zu einem Versuch, sie zu entwaffnen. In einem wehklagenden Ton stellt er ihr vor, er könne ohne seine Würde zu vergeben, ohne sich der Schwäche und Feigheit beschuldigen zu lassen, einen Prälaten nicht belohnen, der es gewagt habe, eines seiner Breven zu deuteln und das Aufhebungsbreve anzutasten. Er möge aber widerrufen: so werde der Papst sich die Erfüllung der Wünsche der Kaiserin zur Pflicht machen. Damals war die Rede von einer Reise des Großfürsten und seiner Gemalin, unter dem Namen eines Grafen von Norden. Pius bezeugt ihm darüber seine Theilnahme; empfielt ihm das Schicksal der Katholiken in Rußland. — Er hatte den ganzen Brief, voll der schmeichelhaftesten Ausdrücke, eigenhändig geschrieben. Der Prälat, nachheriger Kardinal Antonelli, hatte ihn auf seinem Befehl aufgesetzt; und Antonelli war gewandt, einschmeichelnd und genoß schon damals das Vertraun Pius im vollen Maße.

Katharina, die oft den gebieterischen Aeusserungen ihrer Macht die Koketterie ihres Geschlechts beimischte, fängt ihre Antwort mit einem schmeichelnden Eingang an; erzählt dem Papst von ihren Kindern; lobt seine gelingenden Bemühungen, die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen, wodurch er mit seinen eignen Ruhm zugleich das Glück seiner Staaten befördere. Nun aber kommt sie zur Sache: sie habe sich ihres Rechts bedient, sagt sie, und den Bischof von Mallo zum Erzbischof von Mohilow ernannt; dem Prälaten sei nichts vorzuwerfen; als ein getreuer Unterthan habe er bloß den Befehlen seiner Monarchin gehorcht. Am Schluß fordert sie für ihn das Palli-

um, ohne ein Wort von seinem Widerruf zu sagen. »Uebrigens, so schließt sie, vereinigen Wir Unsre Stimme mit der, unsrer rechtgläubigen Kirche, die Gott um die Vereinigung aller Kirchen anfleht.« Diese wichtige Unterhandlung, an welcher sich Katharina innerlich ergötzte, ward durch die Streitigkeiten Pius mit Joseph II. und durch seine Reise nach Wien unterbrochen. An die Sache von Mohilow aber ward er in Wien selbst wieder erinnert. Joseph II sprach mit hoher Bewundrung von Katharina, rieth ihm, ihr gefällig zu sein, und zeigte ihm die Fruchtlosigkeit, ja selbst die Gefahr eines Widerstandes. Unentschlossner als jemals, kam nun der arme Papst nach Rom zurück; und hier begegnen ihm schon wieder seine Vormünder, die Gesandten, mit Ermahnungen. Sie setzen Verdacht in seine Festigkeit und selbst in seine Absichten; doch äussern sie sich minder dringend wie vorher. Sie verlangen bloß, der Papst mögte einem jeden der beiden Monarchen in einer Erklärung wiederholen, daß er die Aufhebung der Jesuiten für unwiderruflich ansehe.

Pius wünschte, sie mögten sich mit einer durch seinen Nuncius in Warschau, wegen des Betragens des Bischofs von Mallo erlaßnen Misbilligung, begnügen lassen.

Allein ein neuer Vorfall verwickelte diese verdrießliche Sache noch mehr. Katharina II., ungeduldig über so lange Zögerung, unmuthig über die Art von Huldigung, welche sie dem Haupt einer von der ihrigen verschiedenen Kirche geleistet hatte, gegen ihn angereizt, durch Czernichew, einen großen Beschützer des ungehorsamen

Prälaten, — durch Potemkin, der von der Höhe seines Stolzes und voll von allen sublunarischen Leidenschaften, auf einen Mönchsorden gnädig herabzublicken würdigte, — durch den harten und aufgeblasenen Stackelberg, den der geringste Widerstand aufbrachte, — Katharina hatte die Jesuiten in ihren Staaten erlaubt, sich einen präsidirenden General-Vikar zu wählen, und zwar mit allen vormals ihrer Gesellschaft zustehenden Vorrechten, wenn diese nur mit ihren Reichsgesetzen zusammen stimmten. Auch hatte sie, ohne die Einwilligung des Papstes zu erwarten, dem Bischof von Mallo den Titel eines Erzbischofs von Mohilow, von der römischen Kirche, gegeben.

Seiner Seits erklärte Stackelberg, die Kaiserin weigre sich durchaus, sich dem Verlangen des Papstes zu fügen; sie werde alle Katholiken aus ihren Staaten fortjagen, und ihre Religion als mit der Würde und der Auctorität der Monarchen unvereinbar proscribiren, wenn der Papst den Bischof von Mallo nicht unverzüglich das Pallium sende, und einen von ihr begünstigten Exjesuiten zu seinem Coadjutor setze. Die Ernennung eines unirten Griechen zum Erzbisthum von Poloczko erwähnt der Minister gar nicht. Er schickt eine Abschrift dieser Erklärung nach Wien, damit der Papst durch seinen Nuncius Garamni unfehlbar davon unterrichtet werde. Mit einer solchen Härte verfuhr der anmaßende Uebermuth noch nie gegen die wehrlose Schwäche. Der Nuncius Archetti in Warschau ward dadurch tief gebeugt; in Versailles, ja selbst in Madrid beklagte man den unglücklichen Papst,

der einen unvorsichtigen Augenblick so schwer abbüßen mußte. In Rom sahn aufmerksame Beobachter den nahen Fall eines Thrones vorher, dem man von allen Seiten seine einzigen Stützen, die Täuschungen, beraubte.

Pius hört nichts, als die von ferne her schreckende Stimme des Zorns der Kaiserin. — Er hofft, die Könige von Frankreich und Spanien werden sich mit der an sie gerichteten Erklärung begnügen, worin er alles, was sowohl in Weiß-Rußland als anderswo gegen das Breve Klemens XIV. geschehen sei, für ungesetzmäßig, misbräuchlich und null erklärt. Die mit wichtigern Gegenständen beschäftigten Monarchen waren damit befriedigt. Nun wird dem Triumph des Schätzlings Katharinens nichts mehr fehlen.

Doch das war noch nicht alles. Die erhabne Beschützerin soll entwaffnet werden. Er schreibt noch einmal an sie: »Sie werden einige Rücksicht auf meine Würde nehmen, und nicht zugeben, daß einer von Ihren Unterthanen mich ungestraft beleidigt. Wohlan, ich werde einen Abgeordneten mit dem Auftrage senden, das Bisthum Mohilow zum Erzbisthum zu erheben, und dem neuen Erzbischof das Pallium zu überbringen. Erlauben aber Ew. Majestät, daß ich die einzige Klausel: unbeschadet den Grundsätzen der römischen Kirche, diesen Beweisen meiner Willfährigkeit beifügen darf.«

In dieser Zwischenzeit reiset der zum Coadjutor des neuen Erzbischofs bestimmte Exjesuit Benilawski, im Anfang des Jahrs 1783, als wollte er dem Papst ins Angesicht trotzen, nach Italien. Allenthalben giebt er sei-

nen Freunden Hoffnung, zur nahen Wiederherstellung der Jesuiten. Er zeigt schon vorlängst von Pius erlaßne Rescripte, worin dieser verspricht, daß allenthalben, wo das Aufhebungsbreve nicht publicirt sei, die Jesuiten in statu quo bleiben sollten. Er erhält bei seiner Ankunft in Rom eine Privataudienz beim Papst, dessen ruchtbar werdende Umstände bei den katholischen Gesandten Unruhe erwecken. Der Kardinal von Bernis sucht seine alten Ansprüche auf die Folgsamkeit und das Zutrauen des Papstes wieder geltend zu machen; aber er findet ihn aufgeschreckt und schon verleitet. Aus seinem eignen Munde hört er eine Lobrede auf den Bischof von Mallo. Benilawski war ihm von den russischen Agenten vorgestellt, von dem Grafen Panin empfohlen: wie hätte er ihn nicht freundlich aufnehmen sollen?

Pius war jedoch bloß wankend gemacht. Benilawski, der bei einer nur kleinen Figur, viel Unverschämtheit und Schlauheit hatte, sparte nichts, um ihn zu verleiten und zu erschrecken. Er war von der Kaiserin auctorisirt, von dem Papst zu verlangen, daß er die sich in ihrem Reich niedergelassnen Jesuiten förmlich anerkenne; und den in dem geistlichen Ministerium angestellten Personen, eine den Bischöfen gleiche Gewalt ertheile. Er unternimmt es, den Bischof von Mallo durchaus zu rechtfertigen. — Pius überlegt, sucht Ausflüchte, und ist, ohne den ernstlichen Erinnerungen des Kardinal von Bernis im Begriff nachzugeben. Benilawski wird dringend. Er werde, sagt er, wenn man ihn lange warten lasse, sogleich abreisen. Allenthalben folgt er dem Papst auf dem Fuße nach.

Dieser

Dieser weicht ihm aus. Der unverschämte Mönch sagt, er werde sich in dem Vorzimmer des Papstes aufhalten, bis dieser ihn vorlasse und alle seine Forderungen bewillige. Eben so eitel und unbesonnen, als kühn, hält er sich der Würde eines Prälaten so versichert, daß er schon im voraus das Kreuz und den Hirtenring kauft, sich im bischöflichen Ornat malen läßt, und sich rühmt, daß er von dem Papst selbst die Weihe erhalten werde. Er lebt mit zwei, wegen ihres Fanatismus bekannten Exjesuiten, Zaccaria und Ambragi, im vertraulichen Umgang. Er drohet mit dem Zorn seiner Monarchin. — Pius widersteht, als einer der nachgeben will. Man sieht ihm an, daß er zur Furcht geboren, von der vor dem Hause Bourbon, nun zu der Furcht vor Katharina II. übergegangen ist, und um so mehr, da dieses letztere Gefühl mit seiner geheimen Neigung zusammen trifft.

Inzwischen empfängt er die Antwort der Kaiserin auf seinen unterwürfigen Brief, und der seiner Eigenliebe dadurch auf einige Augenblicke bereitete Genuß, tröstet ihn für alles. »Großmächtiger Fürst« nennt ihn Katharina: sie dankt für die Gewogenheit, mit welcher er einen so verdienstvollen Mann, wie der Bischof von Mallo, den sie zum Erzbischof von Mohilow eingesetzt, das Pallium habe bewilligen, und ihm den Canonicus Benilawski zum Coadjutor habe geben wollen. Den Gesandten, den Sr. Heiligkeit ihr zu schicken Willens sei, werde sie wie die bevollmächtigten Gesandten gekrönter Häupter annehmen. Sie spricht sogar von künftigen Beweisen ihrer Dankbarkeit, wenn er ihre Forde-

rungen bewillige; wegen alles übrige aber beobachtet sie Stillschweigen. Ihr Schreiben schließt mit dem fortdauernden Wunsch einer Vereinigung der römischen, mit ihrer rechtgläubigen Kirche.

Diese Rückkehr des Wohlwollens der Kaiserin läßt den heiligen Vater wieder ein wenig Muth schöpfen. Höflich, aber kalt entläßt er Benilawski, ohne von seinem Begehren etwas zugestanden zu haben. Seine unmittelbaren Verhältnisse mit der großen Katharina überheben ihn der Unterhandlung mit ihrem lächerlichen Agenten.

Gleich darauf aber ertheilt er dem Nuncius Archetti den Befehl, nach Petersburg zu gehen, und seine Sendung giebt zu einigen neuen Stürmen Anlaß. Der Bischof von Mallo hatte den Fürsten Potemkin nach der Krimm begleitet, und wird nun nach Petersburg entboten. Hier findet er Archetti, der hauptsächlich seinetwegen von dem Papst dahin gesandt ist. — Ein päpstlicher Nuncius in Petersburg, mit einer Beglaubigung an eine schismatische, und was noch schlimmer ist, an eine philosophische Fürstin? In der That, ein neues Schauspiel! Mit einem gewissen Doge von Genua konnte hier Archetti sagen: das Merkwürdigste, was ich in Petersburg finde, ist, mich dort zu sehen. Anfänglich wird er gut aufgenommen. Bald aber bemerkt man, daß er sich über die Jesuiten mit zu viel Bitterkeit ausdrücke. Man weiß es ihm keinen Dank, daß er in der Gesellschaft des spanischen Gesandten seinen laut erklärten Haß gegen sie nährt. Gleich Anfangs stellen sich seiner Unterhandlung kleine Hindernisse entgegen.

Katharina will, ehe sie dem Papst etwas zugesteht, alles von ihm erhalten. Deswegen muß das erste Geschäft die Weihe des neuen Erzbischofs von Mohilow sein. Als man Archetti wegen des von dem Prälaten zu leistenden Eides befragt, antwortet er: er müsse den Ketzern und Schismatikern Verfolgung schwören. So befremdend diese Bedingung auch sein mogte: so war sie in der Instruktion des Nuncius enthalten, und er durfte nicht wagen, davon abzugehen. Man sagt ihm gerade heraus, der Inhalt der Instruktion sei unvernünftig und unüberlegt; lächerlich sei es, einem Unterthan die Verfolgung derjenigen, die mit ihm unter dem Schutz derselben Monarchin leben, befehlen zu wollen. So lange hiervon die Rede sei, werde die Kaiserin keinen unirten Griechen zum Bischof von Poloczko ernennen. Doch wird endlich alles beigelegt. Der Nuncius wird bevollmächtigt, den lächerlichen Eid mit Stillschweigen zu übergehen; Mohilow wird zum Erzbisthum erhoben, die Kaiserin ernennt den Bischof von Mallo zum Erzbischof, Archetti prokonisirt und giebt ihm, so wie seinem Coadjutor Benislawski, die Weihe, und bei allen diesen Formalitäten wird des Namens der Jesuiten nicht erwähnt. Das einzige was von Pius, zum Genugthun der damit unzufriednen katholischen Höfe geschah, war, daß bei Erneuerung der Machtverleihung des neuen Erzbischofs von Mohilow, in Hinsicht der vielen Kloster-Geistlichen seines Sprengels, alle diejenigen Mönchsorden davon förmlich ausgenommen wurden, deren Existenz und Stiftung von dem päpstlichen Stuhl nicht gebilligt war.

Dennoch betrachteten die Jesuiten die Sendung des Archetti als einen Triumph. Den, im Jahr 1785 erfolgten Tod des General-Vikars ihres Ordens, zeigen sie in der Warschauer Zeitung, mit einer Auseinandersetzung aller Umstände ihrer Niederlassung in Rußland, und mit dem Zusatz an, daß das Aufhebungsbreve in den Staaten keine Kraft haben könne, wo es nicht publicirt worden. Im folgenden Jahr thaten sie noch mehr. Den vielen, zum Schrecken der einen, und zur Aufmunterung der andern Partei, im Umlauf gebrachten Flugblättern, ließen sie eine Schrift folgen, worin die Fortdauer ihrer Gesellschaft in Weiß-Rußland behauptet, und die Begünstigung des Erfolgs durch den päpstlichen Stuhl zu verstehen gegeben ward.

Die katholischen Höfe erneuerten ihre Klagen, und erhielten nichts als unbedeutende Versicherungen. Der Papst fieng an sich zu stählen, und sich über alle diese Versuche und Beschuldigungen wenig zu bekümmern. Ohne die Höfe, die er schonen mußte, geradezu zu beleidigen, hatte er sich mit der großen Katharina ausgesöhnt. Vor den Augen von ganz Europa hatte er mit ihr in politischen Verhältnissen gestanden; seinen fünf mal hundert tausend, in dem großen russischen Reich zerstreueten Pfarrkindern, hatte er einen mächtigen Schutz verschafft. — Seine Eitelkeit war befriedigt, sein Gewissen ruhig.

Die russische Kaiserin, die keine Gelegenheit vorbei ließ, den Glanz ihrer Regierung auf alle Weise zu erhöhen, reizte der Gedanke, durch ihre Empfehlung einen Prälaten in das heilige Kollegium eingeführt zu sehen. Der

Ausgang der Sendung des Nuncius Archetti war ihr angenehm gewesen; der Kardinalshut sollte seine Belohnung sein. Sie bittet für ihn darum bei dem römischen Stuhl. Dieser aber mußte die katholischen Mächte, denen das Recht, Kardinäle zu ernennen, allein gehörte, schonen. Ihre Vorrechte wurden durch einige unbedeutende Distinktionen gerettet. Archetti ward zum Kardinal ernannt; aber ohne Rang, so lange er in Petersburg lebte. Nun gerieth Katharina auf den sonderbaren Einfall, ihm den Kardinalshut selbst aufzusetzen. Schon schreien die Gewissenhaften über Aergerniß. Aber man weiß, in Rom vornehmlich, sich mit dem Himmel zu vergleichen. Eine schismatische Fürstin soll einen päpstlichen Nuncius mit dem Zeichen der Kardinalsstelle bekleiden! Nun, und warum denn nicht? sagten die subtilen Wortkrämer, nicht böse über den neuen Glanz, den dadurch das heilige Kollegium erhielt, ist doch das Kardinalat eine Würde und keine geistliche Kraft! — Doch ward das heilige Kollegium dieses kleinen Ruhms beraubt. Archetti empfieng bei seiner Zurückkunft in Warschau den Hut unter den gewöhnlichen Formalitäten.

So beharrlich wie in allen ihren Unternehmungen, war Katharina es auch bei der Promotion Archetti's gewesen; sie wandte alles an, um den besorgten Widerstand der Höfe, und die noch mehr zu fürchtende Schwäche des Papstes zu bekämpfen. Markow kam damals bei ihr in Gunst und machte eben nicht den bescheidensten Gebrauch davon. Er erhielt eine Gesandtschaft an den Papst. Pius wandelte eine Angst an, als er die Ankunft des ruſ-

sischen Geschäftträgers in Italien erfuhr. Von Katharina erwartete er nur ungewöhnliche Forderungen; wollte sie ihn denn nun in neue Verlegenheiten setzen? Schon befürchtete er, der russische Abgesandte würde, um seine Demüthigung zu vollenden, für den neuen Erzbischof von Mohilow den Kardinalshut fordern. Das war es nicht. Markow hatte bloß den Auftrag, Archetti's Promotion zur Kardinalsstelle zu befördern. Sobald diese entschieden war, ward der Fürst Jasoupoff zur Danksagung an den Papst nach Rom gesandt. Wegen andrer Geschäfte verweilte er einige Monate länger, und hätte wohl gewünscht, dort noch einen längst gemachten Anschlag auszuführen, wodurch der Stolz der Kaiserin eben so sehr würde geschmeichelt worden sein, als Pius Eitelkeit, noch mehr, wie seine Frömmigkeit befriedigt wäre: nehmlich, die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche. Sie schien leicht zu Stande zu bringen zu sein; aber kleine Leidenschaften siegen oft über großes Interesse. Dieser Versuch misglückte wie die vorigen [6]).

Die Verhältnisse zwischen Katharina II. und dem

---

6) Jetzt, (im Oktober 1799) bei der neuen Wahl eines Nachfolgers Pius VI., soll, wie es heißt, diese Angelegenheit, die Vereinigung beider Kirchen, eins von den Geschäften des Konklave sein; und, so sehr auch jetzt, mehr wie jemals, kleine Leidenschaften im Kampf mit einem großen Interesse liegen: so läßt sich doch wohl von dem Gehorsam des Konklave erwarten, daß diese Sache, allenfalls durch ein: tel est Notre plaisir, zu Stande gebracht werde.

M.

Papst, hatten den Jesuiten wenigstens eine Art von Existenz wiedergegeben. Sie stellten sich, als ob sie dem ihnen geleisteten Dienst mehr Werth beilegten, als er wirklich hatte. Den ehrgeitzigen Planen, die ihnen über ihr Grab hinaus folgten, getreu, fuhren diese Mönche, die den Mächtigen der Erde schmeichelten, wenn sie sie nicht beherrschen konnten, fort, die Kaiserin während ihrer ganzen Regierung, als ihre Wohlthäterin laut zu erheben. Als sie im Jahr 1780 auf einer Reise nach Mohilow, das selbst geschaffne Kollegium besuchte, brachten sie ihr die volle Huldigung der Dankbarkeit dar. In der lateinischen Anrede bemerkte man besonders die Verse, welche sie an den in ihren Staaten gefundnen Zufluchtsort erinnerten:

Tot pulsata malis, tot tempestatibus acta,
Expulsata bonis, patris sedibus exsul,
Felix quod mediis hunc portum nacta procellis.

Die Jesuiten wurden fortdauernd in den ihnen zu Mohilow, Poloczko u. s. w. geöffneten Zufluchtsorten geschützt. Dort lebten sie in Gemeinschaft, nahmen Novizen an; ihre Schulen wurden von den Kindern der angesehendsten russischen und lithauischen Familien besucht, und was fehlte ihnen an ihrer Wiederherstellung, diesem Gegenstande ihrer Intrigue und Hoffnungen? nichts weiter, als die förmliche Anerkennung des päpstlichen Stuhls.

Während der bedenklichen Unterhandlung des Papstes mit der Kaiserin, über das Erzbisthum Mohilow, kam der Großfürst mit seiner Gemalin nach Italien; eine gün-

stige Gelegenheit für den Papst, sich durch ihre Vermittlung das Wohlwollen ihrer Mutter zu verschaffen. Solche Besuche waren ihm immer angenehm; dieser konnte ihm nützlich sein, deswegen verdoppelte er seine Aufmerksamkeit für diese russischen Fürsten. Obgleich sie incognito unter dem Namen der Grafen von Norden reisten, ließ er ihnen doch in allen Städten seines Staates die ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen geben. Den 4ten Februar 1782 kamen sie in Rom an. Den zweiten Tag, als der Papst, wie gewöhnlich, vom Vatikan herab kam, um zu den Füßen der Statue des Fürsten der Apostel zu beten, begegneten sie ihm wie von ungefehr, unterhielten sich anderthalb Stunden aufs verbindlichste mit ihm, warteten dann bis er sein Gebet verrichtet hatte, näherten sich ihm noch einmal, und unterließen nichts um seiner Eigenliebe zu schmeicheln. Dem nordischen Thron bestimmte Fürsten, viele hundert Meilen von ihrem Vaterlande, in freundschaftlicher Unterredung mit dem Haupt der katholischen Kirche zu sehen, in der That, das war dem achtzehnten Jahrhundert, und besonders dem römischen Volk ein neues Schauspiel. Alle einzelnen kleinsten Umstände dieses Besuchs wurden gesammelt, in den Zeitungen aufbewahrt, wo wir sie lassen wollen. — — Der Graf von Norden verweilte das erstemal nur wenige Tage in Rom. Sie kamen aber noch einmal dahin, von Neapel am 23sten Februar zurück, und waren bei der Abreise des Papstes nach Wien gegenwärtig. Ehe er Rom verließ, suchte er die ihnen bestimmten Geschenke aus. Außer den kostbaren Mosaiken und andern Seltenheiten, welche die päbstliche Freigebigkeit vornehmen

Reisenden gewöhnlich darbrachte, ward ihnen noch eine getreue Nachbildung der Trajanischen Säule von Lapis Lazuli eingehändigt, deren erhabne Arbeit mit großer Kunst aus Karniol geschnitten war, und das Fußgestelle eine reich verzierte Uhr enthielt; die Arbeit daran hatte sechstausend Dukaten gekostet. — Durch eine solche Pracht blendet man wohl auf einem Augenblick, das Lob davon erschallt bis in den tiefen Norden; dabei aber werden auch die Finanzen zu Grunde gerichtet, die Unterthanen mißvergnügt gemacht und der Sturz des Throns vorbereitet. — Katharina II. schien über die Aufnahme ihrer Kinder bei dem Papst zwar gerührt, beharrte aber nichts desto weniger auf ihrem Plan. Der Erzbischof von Mohilow und die Jesuiten wurden nicht weniger öffentlich beschützt, und der Zweck, den Pius erreichen zu wollen wenigstens vorgab, ward verfehlt.

5.

Die Jesuiten und der ehrwürdige Labre.

Die Intriguen der Jesuiten waren mit allem, was unter dem Pontifikat Pius VI. geschah, verflochten, und erzeugten sich unter allerlei Gestalten wieder. Sie benutzten, wie zu der Zeit ihres Wohlstandes, ohne Bedenken alle Umstände. Asketische Schriften und verläumderische Pasquille, Betrügereien des Aberglaubens, und Aufklärung der Philosophie, gebrauchten sie wechselsweise zu ihrem Zweck. Von dem Atheisten an, bis zum Kapuziner, vom Monarchen bis zum Bettler mußten alle ihren Planen dienen.

Eines von den verächtlichsten und zugleich lächerlichsten Hülfsmitteln gebrauchten sie im Jahr 1783.

Während Pius im April dieses Jahrs in die Pontinischen Sümpfe gereiset war, verbreitete sich in Rom plötzlich das Gerücht, ein eben verstorbner französischer Bettler sei ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung. — Man stellt seinen Leichnam drei Tage zur Schau; ohne irgend ein Zeichen der Fäulung, habe er, so erzählt man, noch die Biegsamkeit der Glieder. Er hatte neun Jahr, ohne daß jemand von ihm sprach, in Rom gelebt; nun da er die Augen schloß, erzählte man von ihm die erbaulichsten Wunder. Den frömmsten musterhaftesten Wandel ha-

be er geführt, und, bis zur tiefsten Armuth herabgesunken, sein Elend durch Kasteiungen noch vermehrt. Mit Lumpen bedeckt stellte er sich allem bösen Wetter bloß, um zu büßen ließ er von Läusen sich zernagen. An den Straßenecken und Kirchenthüren sah man ihn unbeweglich stehend, von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden Almosen erwarten, ohne jemand darum anzusprechen, und was ihm von den empfangnen Gaben übrig blieb, soll er andern Armen gegeben haben. Er hatte den Augenblick seines Todes prophezeiht. — Alles an ihm athmete Heiligkeit. Die Vornehmsten von Rom, das Volk, besonders die Priester eilten Haufenweise an sein Grab. Hier vervielfältigten sich die Wunderthaten. Man trägt Kranke herbei, und sie kehren geheilt wieder heim, — von vielen und glaubwürdigen Zeugen werden, wie sichs versteht, diese Wunder bekräftigt. — Nun sammelt man die kleinsten Umstände seines Lebens. Sein Bild wird in Kupfer gestochen, und in weniger als vier und zwanzig Stunden werden viertausend Abdrücke davon verkauft. — Der Titel des Ehrwürdigen wird ihm, bis er kanonisirt werden könne, zugesprochen. — Die Beobachter bemerken bald, daß dies ein Mitbewerber sei, den die jesuitische Partei dem ehrwürdigen Palefax, für dessen Kanonisation der spanische Hof aus Haß gegen die Jesuiten damals nachsüchte, entgegenstellen wolle. Gerade die Häupter dieser Partei schienen sich für den neuen Heiligen am eifrigsten zu verwenden. Der General-Vikar bietet in Abwesenheit des Papstes die Hand zu dieser ekelhaften Posse. — Nach dem dritten Tage der öffentlichen Ausstellung, läßt er den heiligen Bettler in der Kir-

che **Madonna de Monti** in einer, ausdrücklich für ihn neben dem Hauptaltar gewölbten Gruft, feierlich beisetzen; ein in lateinischer Sprache verfaßter Auszug seiner Lebensbeschreibung wird in das Grab gelegt, und eine italienische Uebersetzung davon reichlich ausgetheilt [7]).

---

7) Ich darf bezeugen, daß die ganze Darstellung dieser Farce, nach dem Leben entworfen ist. — Wenige Tage, nachdem der Bettler **Labre**, von Ungeziefer gefressen und von Aussatz bedeckt, fast auf offner Straße gestorben war, kam ich nach Rom. Augenzeugen konnten mir die ganze Scheußlichkeit des Anblicks dieses kaum noch athmenden an der Straße liegenden menschlichen Kadavers, nicht abschreckend genug schildern. Er lag knieend, unbeweglich, mit starrem Blick und in der Stellung eines Gekreuzigten, mit von beiden Seiten ausgespreitzten Armen, Gebetemurmelnd an der Straße oder auf Kirchentreppen. Sein borstiges Haar und sein Bart waren Nester der Ungezieferbrut. Fast die einzige Bewegung, die er machte, war, wenn er eine von den herabfallenden Läusen u. s. w. sorgsamst aufnahm und sie sich mit den Worten Salomons: »der Gerechte erbarmt sich seines Viehes,« wieder ansetzte, um ihr die gewohnte Nahrung nicht zu entziehen. — Eines Tages, als ich bei der mi. päpstlichen Militair umgebnen Kirche **Madonna de Monti**, wo er begraben war, vorbeigieng, das Volksgetümmel sah und die brüllenden Anrufungen des Heiligen santo Labre! santissimo Labre!! — in der Kirche hörte, wagte ich mich an den Eingang unter die stürmische Menge. — Nie aber werde ich den Erfolg dieses unglücklichen Einfalls der Neugier vergessen! Im Augenblick der Gefahr von dem zur Ansicht eines neuen Wunders herandringenden Volk, erstickt, zerrissen, zertreten zu werden, erbarmte ein päpstlicher Schweizer sich seines halben Landsmanns und rettete mich; ich kam bloß mit, zwar wider meinen Willen,

Aller kleinlichen Umstände und Uebertreibung, worin dieser sonderbare Nekrolog abgefaßt war, ungeachtet, konnte man ihn doch nicht interessant machen. Er bezog sich auf die folgenden unbedeutenden Thatsachen.

»Benedikt Joseph, Sohn von J. B. Labre und Anna Barbara Gransir, geboren den 26. März 1748 in der Pfarrei von St. Sulpien im Boulogner Sprengel, hatte unter der Vormundschaft seines Oheims eines Pfarrers zu Erin, eine untadelhafte Jugend verlebt, und legte, um sich Gott durch ein büßendes Leben ganz zu weihen, das Mönchskleid in dem Cisterzienser Kloster von Sept-Fonds an. Seine Kasteiungen zogen ihm eine schwere aber mit Geduld ertragne Krankheit zu; doch ward er nach einem achtmonatlichen Noviziat von den Aerzten genöthigt, das Ordenskleid wieder abzulegen. Nun machte er verschiedne Pilgerreisen, vornehmlich zur Madonna von Loretto und zu dem heiligen Leichnam der Apostel Petrus und Paulus, und ließ sich dann in Rom nieder, das er nun nicht mehr verließ, als nur, um zur Madonna von Loretto zu wallfahrten. In Rom lebte er von Almosen, wovon er für sich selbst nur wenig behielt und den Ueberschuß den Armen gab. Er führte ein sehr exemplarisches Leben; nur was die höchste Nothdurft an Nahrung und Kleidung forderte, gewährte er sich. Gegen die Welt und sich selbst äußerte er tiefe Verachtung; und erbauete durch die sich auferlegten strengen Bußübun-

---

aber wahrscheinlich zu Ehren und zum Opfer des Heiligen, ausgeleerten Taschen davon.

M.

gen, durch ununterbrochnes Gebet, und durch andre glänzende Tugenden. Bei einer solchen musterhaften Lebensweise, schien er gleichwohl, wegen der Lumpen, womit er sich bedeckte [8]), bei einigen Ekel zu erregen; deswegen aber war er wegen seiner Sitten nicht minder liebenswürdig und geliebt von andern: denn er vergaß sich selbst und suchte nur Gott zu gefallen. Nach einem langen Gebete in der Kirche Madonna de Monti ward er am 16ten April 1783 von einer Ohnmacht befallen und von einem vorübergehenden frommen Mann [9]) aufgenommen. Als seine Krankheit sich verschlimmerte, empfieng er die letzte Oehlung, und gieng um ein Uhr zu der ewigen Ruhe ein. Am folgenden Tage ward sein Körper auf Kosten einiger Personen, mit anständigem Gepränge in die eben benannte Kirche gebracht, und das Gerücht verbreitete sich durch die ganze Stadt. Eine unzählige Menge Menschen von allen Ständen, lief sogleich herbei, um ihn zu sehen; man war genöthigt, Soldaten zu Hülfe zu rufen, um das Getümmel zurück zu halten. Sein Körper ward bis zum Abend des 20sten Aprils, eines Ostertages, zur Schau gestellt,

---

8) Nicht sowohl die Lumpen, als der Aussatz, welcher alle entblößt durchscheinenden Theile seines Körpers bedeckte, erregte diesen Ekel allen Vorübergehenden. M.

9) Dieser fromme Samariter, der den Sterbenden in sein Haus trug und ihm sein Bett einräumte, war ein armer Handwerker. Und in diesem Hause geschah sein erstes Wunder, zur Vergeltung für die empfangne Wohlthat: ein krankes Kind dieses Mannes stand, in demselben Augenblick da Labre verschied, gesund von seinem Lager auf. M.

und an demselben Tage, in Gegenwart eines Notars, be- sichtigt, noch biegsam, berührbar und unverweset gefunden. Man legte ihn in einen mit dem Siegel des General-Vikars versiegelten hölzernen Kasten, mit diesem in einen zweiten Kasten, und er ward dann in ein für ihn eigends gewölbtes Grab neben dem Betpult des Hochaltars der benannten Kirche beigesetzt.«

Dieses Denkmal des Aberglaubens und der Heuchelei, verdient aufbewahrt zu werden. Unsre Enkel müssen es erfahren, bis zu welchem Grade der Schamlosigkeit noch am Ende des jetzigen, durch Aufklärung so berühmten Jahrhunderts, Priester, die Leichtgläubigkeit des Volks einer Stadt, misbrauchen durften, die von den angesehensten Personen, von Fremden aus allen Theilen von Europa, von Meisterstücken aller Künste voll ist. Unsre Enkel müssen die Faktionisten erkennen, die, unter der Larve des Fanatismus, womit sie den unlautersten Ehrgeiz deckten, kühn, den Himmel gegen die Erde aufforderten, die Huldigung der Gottesverehrer für einen elenden Bettler begehrten, dessen ganzes Verdienst, nach ihrem eignen Geständniß, darin bestand, ein unnützes Ekel erregendes Leben geführt zu haben; die auf diesem Wege eben die Religion, deren Stützen sie sich nannten, dem Gelächter Preis gaben und ihren Umsturz vorbereiteten.

War gleich der Finger Gottes in dieser ganzen Sache nicht zu erkennen: so war doch der Finger der Jesuiten darin desto sichtbarer. Um den Enthusiasmus, den der neue Heilige erregt hatte, nicht erkalten zu lassen, stellte man Sammlungen zu den Kosten seiner Seligsprechung an,

und dies fromme Geschäft ward von dem Kardinal-Vikar, einigen vornehmen und durch ihre Ergebenheit für die zerstörte Gesellschaft ausgezeichneten Personen in Rom aufgetragen. Sorgsamst berichtete man seine Freunde in Frankreich, von den Wunderthaten des Seligen, dem nichts als die Zeugen fehlten; von seinen Prophezeihungen, die nur seinem Beichtvater bekannt waren, und den päpstlichen Stuhl mit den größten Unfällen, als Folgen der Unterdrückung der Jesuiten, droheten. Und schon verkündigt der Bischof von Boulogne, einer ihrer eifrigsten Anhänger, seinen Pfarrkindern, sie hätten einen Landsmann mehr im Himmel, und empfiehlt ihn ihrer Verehrung. Mit gewissenhafter Sorge, sammelt er die kleinsten Lebensumstände des ehrwürdigen Labre, solange er im väterlichen Hause und seitdem er daraus entfernt war. Seine über diese unvermuthete Ehre freudig trunknen Verwandten, hatten, ohne die für sie daraus entstehende himmlische Glückseligkeit zu erwarten, ihr irdisches Glück schon gemacht; sie suchen Pensionen, Pfründen, und der verständige Bernis, der nicht weiß, ob er über alle diese Armseligkeiten lachen oder seufzen soll, sieht in seiner diplomatischen Korrespondenz einen neuen Artikel entstehen[10]). Er rieth den enthusiasti-

schen

---

10) In den Abendgesellschaften, die dieser liebenswürdige Greis in seinem Landhause und zugleich seinem Bischofsitz, zu Albano hielt, hörte ich ihn einige mal, mit dem ihm eigenthümlichen feinen Witz, über diese geistliche Posse spotten. Der Spott gieng in Bitterkeit über, wenn er dabei einen Blick auf die Jesuiten, die eigentlichen Urheber und Beförderer

schen Bewunderern des Ehrwürdigen, ihren Eifer und dessen Ausbruch so lange zu mäßigen, bis es erwiesen sei, daß ihr neues Götzenbild sie verdiene. Nichts aber kann in Rom den Schwung der gläubigen Verehrung aufhalten. Die Wunderthaten des seliggepriesenen Labre bezweifeln, ist Gottesvergessenheit. Sein verehrtes Bildniß wird in Menge verbreitet; Pinsel, Grabstichel, Meißel stellen ihn der gläubigen Sehnsucht in allen Gestalten dar; man kämpft um die Fetzen seiner Kleiderlumpen; selbst der wegen seines Benehmens hierbei verlegne Papst, welcher den Vorwurf, die jesuitischen Intriguen zu begünstigen, aber noch mehr die mit seinem öffentlichen Widerspruch derselben verbundne Gefahr fürchtet, wagt es nicht, der an den Ueberresten des heiligen Bettlers verschwendeten Huldigung seinen Beitritt zu versagen. Er läßt das hölzerne Bettgestelle, in welchem seine ekelerregenden Glieder ruheten, in den Vatikan bringen, um selbst darin zu schlafen.

Man fuhr fort, Nachrichten über das Leben Benedikt Labre's sowohl in Rom als außerhalb Italien einzuziehen; aber nicht alle fielen zu seinem Vortheil aus. Der Bischof von Boulogne sandte sogar einen seiner Briefe nach Rom, der die Hitze der Frömmler ein wenig abkühlte. Labre empfahl darin seinen Eltern die Werke eines Peter Lejeune, eines Schülers des P. Quesnel. Dieser Geschmack für die Schriften eines Jansenisten war

---

derer derselben, warf, zu deren Werkzeug sich seine Feder selbst herabwürdigen mußte, indem er nach Labre's Geburtsort in Frankreich über ihn korrespondirte.

M.

den Jesuiten eine schlechte Empfehlung. Aber sie waren schon zu weit gegangen, um mit Anstand wieder zurück zu können. Ihnen lag hauptsächlich daran, den Aberglauben zu beschäftigen, und hierzu taugt der seliggepriesene Labre soviel als ein andrer.

Mehr aber schadete seinem Kredit das Gerücht, er habe, als man ihn in der Todesstunde gebeten, die Sakramente zu empfangen, geantwortet: das sei nicht nöthig; und besonders auch die Aeußerung seines Pfarrers, Labre habe, seiner dringenden Bitten ungeachtet, sich immer geweigert, in der Pfarrkirche das Osterfest zu begehen; auch sei seine Enthaltsamkeit nicht so sehr zu rühmen, weil man wisse, daß er oft, um zu essen und zu trinken, in ein nahes Wirthshaus gieng, wo man von seiner Mäßigkeit aber nicht erbauet worden. Auch fand sichs, daß er keinen andern Beichtvater in Rom gehabt habe, als eben den, der vorgab, seine Prophezeihungen zu wissen, und dessen Ergebenheit gegen die Jesuiten bekannt war. Außer diese, hatte er auch bald darauf keine eifrige Anhänger mehr in Rom; doch war dies noch hinreichend. In dem Exjesuit Zaccaria hatten sie einen sehr thätigen Agenten, dem Pius sein Vertrauen schenkte. Er war es, der den Auftrag erhielt, Labre's Leben in zwei Bänden zu schreiben und eine Liste seiner vorgeblichen Wunder zu liefern. Der Papst, der sich dem Anliegen der Jesuiten nie beharrlich widersetzte, ließ sich erbitten, einem Buchhändler für den Druck der Lebensgeschichte und aller seine Seligsprechung betreffende Schriften, ein ausschließendes Privilegium zu ertheilen. Die Kongregation der Kirchengebräuche hatte

die Ausführung dieses großen Werks schon angefangen, und ihr Eifer suchte die Formalitäten dazu abzukürzen.

Doch hatten alle diese Intriguen und Anstrengungen nicht die gehoffte Wirkung; Labre machte nur Glück in den Ländern, wo die Jesuiten Anhänger hatten. In Spanien und Portugal lachte man über seine Heiligkeit und Wunderthaten. In Frankreich bemühten sich nur einige Prälaten sie in Gang zu bringen. Aber in dem Mittelpunkt aller religiösen Mummereien, in Rom selbst, fand er auf einige Zeit noch Lobredner und sogar Nachahmer. Nicht selten sah man auf den Straßen fromme Bettler, die, wie er, zerlumpt und unbeweglich, Almosen von den Vorbeigehenden erwarteten, ohne sie darum anzusprechen [11].

Der sonderbarste unter allen über Labre noch immerfort gesammelten Zügen, ist der, dem die Liebhaber sein verehrtes Bildniß zu verdanken haben. Ein französischer Maler, Namens Bley, machte bei seinem Aufenthalt in Rom, i. J. 1775, den Entwurf zu einem die Vokation des heil. Petrus vorstellenden Gemälde. An einer Straßenecke begegnet ihm ein junger rothbärtiger Bettler. Er sieht ihn an, und findet, daß sein Kopf ihm zum Modell eines Kristuskopfs dienen könne. Willst Du, fragt er ihn italienisch, zu mir kommen, um dich malen zu lassen? Der Bettler verneint es trocken. An seinem Accent erkennt der Maler

11) Fast täglich sah ich in Rom, auf meinem Wege nach der Peterskirche, an der Straße zwischen der Engelsbrücke und dem Vatikan, einen solchen zerlumpten ekelhaften Kerl, knieend mit gespreitzten Armen wie ein hölzernes Bild daliegen. M.

einen Ausländer. — Seid Ihr vielleicht ein Franzose? — Ja, Herr. — So leistet Eurem Landsmann einen Dienst. Ich male in einem Gemälde einen Kristuskopf, wozu ich kein Modell zu finden weiß. Ihr könntet mir dazu dienen; thut mir den Gefallen, und kommt mit. — Das Bitten des Malers, und das Wort, Landsmann, besiegen die Abneigung des Bettlers. — Nun ja, antwortet er; aber mit der Bedingung, daß es nicht lange dauert. — Ein Morgen ist mir genug. — Sie gehen nun zusammen fort. Der Künstler stellt ihn in seinem Zimmer wie eine Statüe hin. Er war zu dieser Rolle passend gekleidet. Nach Endigung der Sitzung will der Maler ihn bezahlen. Der Bettler schlägt das Geld aus, entfernt sich, und der Künstler hört nichts weiter von ihm.

Ziemlich zufrieden mit diesem Studium, hob er es in seinem Portefeuil auf, und ließ die Zeichnung nachher auf einer Reise i. J. 1782, in Lyon zurück. In der heiligen Woche des folgenden Jahrs, verbreitet man in Rom, ein französischer Bettler sei im Geruch der Heiligkeit gestorben; seine ausgestellte Leiche verursache großen Zulauf, und man erzähle sich von seinen Wunderthaten. Der wenig neugierige Maler hatte etwas bessres zu thun, als hinzugehn, um ihn zu sehn. Der Bettler wird beerdigt; eben der Zulauf zu seinem Grabe. Ein, dem Künstler als Modell dienender Mann, erzählt ihm eines Tages von dem neuen Heiligen, den er aufmerksam betrachtet hatte. Dieser erkennt seinen jungen Franzosen nach der Beschreibung. Er läßt seine Zeichnung von Lyon kommen, und nun strömen Neugierige und Fromme zu ihm; alle erkennen die Züge

des heiligen Labre. Um den Wunsch des Publikums zu stillen und sich den Zudringlichkeiten zu entziehen, übergiebt er die Skizze einem dortigen Kupferstecher, und das Bild des Heiligen ist bald drauf überall verbreitet.

Dieser stürmische Enthusiasmus dauerte aber nicht lange. Am Schluß des Jahrs 1783 sprach man schon weniger von dem ehrwürdigen Labre, und der Glaube an seine Wunder fieng an herabzustimmen. Die lächerlichen Scenen, die man an dem Grabe des Diakonus Paris in Frankreich sah, erneuerten sich an dem seinigen. Gelähmte schleppten sich zur Heilung dahin, und ihres gläubigen Vertrauens und der Priesterpossen ungeachtet, schleppen sie gelähmt sich wieder zurück[12]. — Gleichviel! seine Wunderthaten waren zahlreich und unwiderleglich; was konnten einige mislungne Kuren dagegen beweisen? Die Schuld lag an den Kranken, nicht an den Arzt. Eben so thätig wie vorher, blieb die Kongregation für die Seligsprechung des frommen Bettlers; das aber war eine lange und saure Arbeit. Nachrichten aus allen den Orten, die der Kandidat des Himmels bewohnt hatte, gehörten dazu; recht au-

---

12) Einen solchen lächerlichen Misgriff des Wunderthäters und seiner Officianten, habe ich in meinen Darstellungen aus Italien S. 218 erzählt. — Auf diesen Wunderthäter läßt sich ein gewisses Epigramm in einem ältern Göttingschen Musen-Almanach anwenden:

»Zum — (Gottgesandten Labre) — kamen
— — — — Die Blinden und die Lahmen.
Ihr Leute seht das Wunder, das geschah!
Der Blinde gieng, der Lahme sah!«
M.

thentische Zeugnisse, und eine Menge langsamer und klein=
licher Formalitäten, die der Betrug nicht unterschlagen
durfte, um für einen Profanen den Preis der von Gott Er=
wählten zu erhaschen. Vor allem aber hatte man Geld
dazu nöthig; denn die römische Kirche thut nichts umsonst.
Das war noch der ärgerlichste Ueberrest jener Zeiten des
Aberglaubens, wo dieser allen Arten von Thorheiten einen
Tribut auferlegt hatte; und man wird es einst kaum glau=
ben, daß er jene glänzenden Apotheosen des Heidenthums so
sehr zu entstellen wagte, und für Geldpreise die im Him=
mel verliehenen Ehrenstellen feil bot; und daß er diese
nicht solchen Menschen zuerkannte, die durch hohe Tugen=
den, durch dem Vaterlande geleistete große Dienste, oder
wenigstens durch glänzende das Schicksal der Welt bestim=
mende Verbrechen berühmt waren, sondern öfterer elenden
Tagedieben, die wenigstens zu der finstern Vergessenheit
hätten verdammt werden müssen, der sie selbst sich weiheten.

Unterdessen häuften sich die Kontributionen der Leicht=
gläubigkeit in wenig Jahren so, daß die Kongregation den
ersten Triumph des ehrwürdigen Labre beschleunigen konn=
te. Er ward im Jahr 1792, gerade zu einer Zeit, da sein
Vaterland den Klauen des Aberglaubens schon entrissen
war, selig gesprochen[13]). Labre war nun also zum Ran=
ge der Seligen erhoben. Noch war ein großer Sieg zu

---

13) Die nach Rom entflohenen Tanten des unglücklichen K.
Ludwig XVI. spendeten zu dieser Feierlichkeiten reichliche
Gaben aus; vielleicht um für die Verstocktheit ihres Vater=
landes Sühnopfer zu bringen.

M.

erfechten übrig, der, in dem Kalender der Heiligen verzeichnet, das heißt kanonisirt zu werden. So geschwind und so leicht aber ersteigt man die letzte Stufe der Himmelsehre nicht. Noch viele Hindernisse waren bis dahin zu übersteigen. Ein Jahrhundert mußte nach dem Tode des Bewerbers einer so ausgezeichneten Gnade verflossen sein; und wirklich gehörten in diesen letzten Zeiten Kanonisationen zu den höchst seltnen Erscheinungen. Seit Klemens XIII. Pontifikat war keine ausgesprochen. Wahrscheinlicherweise ist nun auch die des heiligen Labre wohl auf unbestimmte Zeit verlegt.

6.

Karakter Pius VI.[14]

Vornehmlich ist das Benehmen Pius VI. in der Sache der Jesuiten geeignet, die Hauptzüge seines Karakters zu erklären. In ihre Verbannung willigte nur sein Mund. Er fühlte gar wohl, daß in ihnen der Oberpriester von Rom die Hauptstützen seines Stuhls verlohren habe; von der andern Seite aber auch, daß ihr intriganter Ehrgeiz sie furchtbar machen könne. Fast während seiner ganzen Regierung empfand er ihrentwegen bald Bedauern, bald plagte ihn die Furcht. Nie durfte er öffentlich wagen, weder sie zu beschützen, noch sie zu verfolgen. Sie waren den Kronen verhaßt, die er zu schonen so große Ursache hatte. Sie vermehrten die seinem Karakter eigne Unentschlossenheit, und nöthigten ihn oft zu einer Doppeltzün=

14) In einigen der folgenden Abschnitte hat der Verfasser meine Darstellungen aus Italien benutzt, und sich in einer Note (S. 125) auf eine Art darüber erklärt, die seine freundschaftliche Parteilichkeit verräth. — Ich sehe mich genöthigt, um nicht die Verbindung in der Schilderung des Verfassers zu trennen, und um mich selbst nicht wieder zu übersetzen, solche Stellen, die ganz aus meinem Buch entlehnt, und von dem Verfasser treflich übersetzt sind, hier aus den Darstellungen einzurücken. M.

gigkeit, die gewöhnlich der Schwäche anhängt. Diese, selbst für eine stärkere Seele bedenkliche Lage, brachte so viel Inkonsequenz in sein Benehmen, daß keiner von allen, die ihm seit mehr als zwanzig Jahren nahe gewesen waren, sich in dem Augenblick seines Sturzes schmeicheln durften, ihn ganz gekannt zu haben.

Fern sei es, ihn mit zu gehässigen Farben malen zu wollen! Das wäre eine Ungerechtigkeit selbst damals gewesen, als er noch im Besitz seiner hohen Würde war. Jetzt, da das Schicksal ihn von seiner Höhe herabgestürzt hat, würde es eine Niederträchtigkeit sein. — Nein, Pius VI. war weder ein durchaus verderbter, noch ein lasterhafter Mensch. Selbst ein minder scharfsichtiges Auge entdeckte große Fehler an ihm; er hatte Seiten die auffallend von dem majestätischen Ernst seiner Rolle abstachen. Aber einige glänzende Eigenschaften, Annehmlichkeiten und Fassungskraft des Geistes, ein edles und zugleich zuvorkommendes Aeußre, ein leichter und blühender Ausdruck der Sprache, helle Einsichten in dem Maße, wie man sie bei einem von den Grundsätzen seines Standes eingenommnen Priester kaum erwarten konnte, und einen ziemlich gebildeten Kunstgeschmack, leugnete ihm keiner ab. — Er war ungeduldig, leicht zum Zorn gereizt, starrsinnig, Vorurtheil empfänglich; doch war er nicht beharrlich im Haß, nicht bösartig aus Ueberlegung. Wenig Züge seiner Empfindsamkeit, aber mehrere seiner Herzensgüte könnte man anführen. — Hätte er in weniger bedenklichen Zeitumständen gelebt, und Hülfsmittel gehabt, die seinen Absichten angemessener gewesen wären: so würde er vielleicht für einen weisen

Regenten gegolten haben. — Die Hauptquelle seiner Fehler und Unfälle, war eine hervorstechende ausschweifende Liebe zum Ruhm, die, wenn sie nicht das Erbtheil einer starken Seele ist, nur gar zu oft in kindische Eitelkeit ausartet. Er hätte sein Pontifikat gern von allen Seiten verherrlichen, und alle großes Aufsehn erregende Unternehmungen mit seinem Namen stempeln mögen. Seine immer unverschleierte Eigenliebe zog ihm bittre Kränkungen zu. Aus einer Familie vom niedrigsten Adel entsprossen, brüstete er sich von seinem Antritt an, mit der Erhebung seines Stammes. Mit allen Spielereien der Wappenkunst, wollte er das ihm von seinen Voreltern angeerbte bescheidne Wappen aufstutzen, und setzte sich einen Wappenschild zusammen, der die Lacher beschäftigte. — Bekanntlich hat das italienische Volk, vielleicht mehr als irgend eines, das boshafte Talent, das Lächerliche einer Sache aufzufassen. — Der Abbildung des Windes, woraus sein ganzes Familienwappen bestand, fügte er einen Adler, Lilien und Sterne bei. Eine bittre Kritik traf, in dem folgenden Distichon, dieses pomphafte Wappen:

> Redde Aquilam imperio, Francorum Lilia regi, Sydera redde polo; caetera, Braschi, tua.

> »Gieb dem Reich den Adler, dem Könige der Franzosen die Lilien, dem Himmel die Sterne wieder; das Uebrige, Braschi, gehört Dir.«

Tausendmal fand man dieses Wappen und seinen Namen in Rom und in dem Kirchenstaat wiederholt; und nicht

allein an den von ihm errichteten oder hergestellten Denkmälern, sondern auch an solchen, daran er bloß eine unbedeutende Aenderung gemacht hatte. Der Name *Pius Sextus* wird, Dank sei es seiner vorsichtigen Eitelkeit, unter den Augen der spätesten Nachkommen noch fortdauern, oder Rom müßte denn von Grund aus zerstört werden. Die französischen Kommissarien haben ihn bei der Regierungsveränderung in Rom von den profanen Denkmälern abnehmen lassen; an allen zur Kirche gehörigen Gebäuden ist er geblieben, selbst an solchen, woran Pius auch nur den entferntesten Theil hatte. Im Jahr 1786 berechnete man, daß dieser thörigte Einfall, seinen Namen bei dem unbedeutendsten Anlaß zu verewigen, dem Fiskus schon zweimal hundert tausend römische Thaler gekostet hätte. Eben diese unheilbare Eitelkeit, noch mehr als seine Frömmigkeit und sein Kunstgeschmack, gab ihm den Gedanken ein, neben der Peterskirche eine Sakristei zu bauen. Er hat darin eine Pracht gezeigt, die auf dem ersten Anblick zwar blenden kann; aber dem Auge des Kenners die vielen Fehler des Gebäudes nicht verdeckt. Der Geschmack kann das berühmte Urtheil des Appelles über ein Gemälde der Venus seiner Zeit, darauf anwenden: »Du hast sie reich gemacht, weil Du sie nicht schön zu machen verstandst.« Die Sakristei an St. Peter kostet eine Million sechs mal hundert tausend römische Thaler, und ist mit allem, was die Bau- Bildhauer- Maler- und Vergolderkunst Blendendes darbietet, überladen, aber sie erscheint nichts desto weniger kleinlich neben dem herrlichen Denkmal der Peterskirche. Eine Erfindung des mittelmä-

ßigen Architekten Carle Marchionni, erinnert sie an Boromini's fehlerhaften Schule, und ist von unedeln und kleinlichem Stil. Die Verhältnisse sind den Regeln der Kunst zuwider. Lauter unzusammenhängende Theile, Blenden und Vorsprünge. Die Säulen und Altäre sind in dunkeln Winkeln versteckt, und das Ganze ist mit den geschmacklosesten Verzierungen überladen.

Um dieses, mehr zu seiner eignen Ehre als zur Ehre des Gottes, dessen Statthalter er sich nannte, bestimmte Denkmal zu errichten, mußte ein Tempel der Venus niedergerissen werden, vor welchem Michel Angelo eine so große Verehrung hegte, daß er die bloße Berührung desselben, Kirchenraub genannt haben würde.

Es ist begreiflich, daß Pius an dieser Sakristei die Inschriften nicht sparte. Man las über den Eingang:

Quod ad templi Vaticani ornamentum *publica* vota flagitabant, Pius VI. pontifex maximus, fecit perfecit que, Anno etc.

»Was öffentliche Wünsche zur Verschönerung des vatikanischen Tempels heischten, das hat Pius VI. vollführt im Jahr, u. s. w.

Wie groß mag sein Verdruß gewesen sein, als er unter dieser Inschrift folgenden Widerspruch fand:

Publica! mentiris. Non publica vota fuere, sed tumidi ingenii vota fuere tui.

»Oeffentliche! Du lügst. Nicht öffentliche Wünsche waren es, sondern Wünsche Deines thörigten Stolzes [15]).

Diese Tendenz hatten alle seine Unternehmungen. Er war, ehe er Papst ward, Besitzer der Abtei Subiaco, zwanzig Meilen von Rom. Auch hier zeigte er seine verschwenderische Prachtliebe. Eine Abtei, worin Er gewohnt, eine Kirche, wo Er den heiligen Mysterien gedient hatte, durfte nicht im Dunkeln bleiben; er verwandte große Summen zur Verschönerung von Subiaco, und dies ist keine von den kleinsten Vorwürfen, die man seiner Verschwendung zu machen hätte.

Ein Beschützer der Künste, mehr aus Pralerei als aus Geschmack, hat er seinen Namen mit dem des Museums, dieser schönsten und nützlichsten Zierde des Vatikans vereint; und der Ruhm, der dadurch auf sein Pontifikat

---

15) Aehnlichen aber noch pöbelhafteren Inhalts waren die eines Tages in der Sakristei angeschrieben gefundenen Zeilen:

Le Paludi, Subiaco, e la Sagristia
Son 'tre coglionaria
Di Vossignoria.

Am treffendsten, und auch noch am schonendsten, drückte damals die folgende, in eine Korrespondenz zwischen Pasquino und Marforio eingekleidete lakonische Satyre, die üble Laune der Römer gegen Pius aus. — Marforio fragt den Pasquino: »Es heißt, der heilige Vater sei gestorben; ist die Leiche schon geöffnet? was fanden die Aerzte?« — Pasquino antwortet: »im Kopf fanden sie seine Nepoten, im Herzen die Jesuiten, im Magen des Kaisers Joseph Kirchenordnung, in den Füßen die pontinischen Sümpfe.« M.

zurück fällt, ist nicht unrechtmäßig erworben. Schon als Schatzmeister der römischen Kammer lockte ihn dieser Ruhm. Mit einigen andern Statüen, war die des berühmten Apollo von Belvedere in einen Hof des Vatikans gleichsam verwiesen. Braschi beförderte den Entschluß Klemens XIV., damit den Anfang zu einer Sammlung von Kunstwerken zu machen, und ordnete als Schatzmeister den Plan zu dieser Anstalt. Als Papst verfolgte er diesen glänzenden Plan. Er umgab den Hof des Apolls mit großen Säulen, besetzte sie mit Statüen, Büsten, Hermen, Basreliefs, u. s. w.; nannte diese reichhaltige Sammlung: Museum Pium-Clementinum, und verband so seinen Namen mit dem Namen seines Vorgängers. Nach und nach ward dieses Museum eins der kostbarsten in Europa. Pius unterließ nichts, um es zu bereichern. Bei den Entdeckern von Alterthümern hatte er sich das Vorkaufsrecht vorbehalten, vereitelte dadurch den Wucher der Antiquare, und kaufte selbst aus der ersten Hand um so viel wohlfeiler. Seine Eitelkeit bereitete sich hier reichlichen Genuß. An dem Fußgestelle jeder dieser von ihm angeschafften Stücke, steht mit goldnen Buchstaben eingegraben: Munificentia Pii VI. P. M. — Aber ein falsches Licht beleuchtet die meisten dieser Antiken, und man konnte den Anblick nur mit Hülfe der Fackeln ganz genießen, deren beweglicher Schein ihre Schönheit hob, und ihnen ein Leben einzuhauchen schien, das einigen dieser herrlichen Statüen allein noch fehlt [16]). So näherte man sich mit staunender

16) Unvergeßliche Nacht des 4ten August's 1783, in welcher ich dieses Anblicks sonder Gleichen genoß! Was ich in meinen

Bewundrung dem Ganymed, dem von Musen umgebenen Apollo Musagetes, dem Torso, dem Laokoon und vor allen dem berühmten Apollo von Belvedere, welcher allein ein ganzes Museum aufwägt.

Im Jahr 1783 fieng man unter dem Schutz Pius, der sich über diese Huldigung sehr geschmeichelt fand, an, die vornehmsten dieser Antiken in Kupfer zu stechen, und sie mit den Erklärungen herauszugeben. Ludwig Mirris unternahm das Werk, und der im Anfang der römischen Revolution zum Konsulat ernannte gelehrte Visconti fügte den Kupfern trefliche Erklärungen bei, die von Geschmack, Scharfsinn und Gelehrsamkeit zeugen. Beide wurden vom Papst mit Nachdruck unterstützt. Die ersten sechs Bände in groß Folio waren schon 1792 erschienen und der siebente sollte eben erscheinen, als die Unruhen in Italien ausbrachen. Alle Freunde der Kunst und des Alterthums würden die lange Unterbrechung eines Unternehmens bedauren, welches das Pontifikat Pius in doppelter Hinsicht Ehre bringt.

Allenthalben wo es mehr glänzende als nützliche Dinge auszuführen gab, war die Thätigkeit dieses Papstes, hauptsächlich aber sein Name zu finden. Den Eingang des

---

Skizzen aus Rom hierüber gesagt habe, konnte nur ein schwacher Ausdruck des hohen Gefühls sein, das diese feierlich schöne Mitternachtsstunde mir gab, und in der täuschenden Erinnerung noch giebt: denn sie sind für Rom dahin, diese erhabnen Götter- und Heldengebilde des Belvedere! In Paris stehen sie noch in Kisten gepackt — weil man nicht weiß, wo damit zu bleiben.

M.

Quirinalischen Pallastes, seines Sommeraufenthalts, wollte er verschönern, und ließ deswegen i. J. 1783 einen Obelisk, der nicht weit von der Scala Santa (in der Gegend des Laterans) gelegen hatte, zwischen den beiden Pferdebändigern, von welchen der Hügel dieses Pallastes Monte Cavallo heißt, errichten.

So wenig verdienstlich nun diese Errichtung eines Obelisks auch war, so war doch auch hierbei der Schmeichler geschäftig. Mit lächerlich übertriebnen Lobreden ward der heilige Vater in Inschriften überhäuft. Aber das römische Volk, das den Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen nur zu sehr empfand, während die Schatzkammer sich durch Verschönerungen erschöpfte, theilte nicht den Enthusiasmus der Verfasser dieser Inschriften. Ein Lustigmacher, der das Brod den Obelisken vorzog, gab bei dieser Gelegenheit dem heiligen Vater eine Lehre. Er schrieb an den Fuß des Obelisken die bekannten evangelischen Worte:

Signore, di a questa pietra che divenga pane.

»Sprich Herr, zu diesem Stein, daß er Brod werde.

Pius aber hatte sich nach dem, dessen Stellvertreter er war, gebildet; er enthielt sich von diesem Wunder.

Mehr als einen diesem ähnlichen Sarkasm hat ihm die Thorheit, seinen Namen überall hinzustellen, und seine Munificentia bei den unbedeutendsten Gelegenheiten und Unternehmungen feiern zu lassen, angebracht. Bekanntlich werden in Rom keine andre als kleine runde Bröde, zwei

bis

bis drei Unzen schwer, gebacken, die man Pagnotta nennt, und zwei Bajoki kosten. Dieser Preis blieb immer derselbe; aber nach den höhern oder niedrigern Kornpreisen verkleinerte oder vergrößerte man diese Brodte. Wie einst die Administration der Lebensmittel wegen der Theurung genöthigt ward, die Pagnotte um vieles zu verkleinern, gab einer von den ungefährlichen Misvergnügten, die ihre Galle in Späßen zu ergießen pflegen, dem Pasquino ein solches Brödchen in die Hand, und schrieb die prächtigen, in Rom so allbekannten Worte darunter:

Munificentia Pii Sexti.

Einen doppelten Anspruch auf seine Vorliebe hatten die Thurmglocken; denn sie gehörten zu dem Dienst, dessen Pomp ihm so sehr schmeichelte. Je größer sie waren, in einem desto weitern Kreise verkündigten sie den, der sie zu läuten gebot. Di. Bosheit wirft ihm hierin mehr als eine Kinderei vor. Eine der großen Glocken der Peterskirche wog nur 21,244 Pfund; 1783 befahl er, sie umzugießen und um 400 Centner zu vergrößern. Drei Jahre darauf ließ er eine andre von 280 Centner gießen, und taufte sie mit vieler Feierlichkeit. Man grub daran barbarische, den frommen Seelen zwar erbauliche, aber den guten Geschmack beleidigende Verse ein. Man überladete sie mit kostbaren Perlen, dekorirte sie mit acht Delphinen, mit einer Krone und tausend andern Zierrathen. Aber der Glockengießer hatte einen Misgriff gethan; die Glocke gab keinen Ton. Nun lachten die Lustigmacher auf Kosten der Glocke, des Gießers und des Pathen. Sie waren der Meinung, diese

Misgeburt müsse man, entweder in dem Museum Pio-Clementinum oder im Arsenal aufstellen, und so dem Gutachten der Weisen von Abdera folgen, die wegen eines Brunnens, dem zwar nicht die allerkünstlichste Arbeit, wohl aber Wasser fehlte, eben so respondirt hatten.

Im Ganzen war Pius nicht glücklich in den Unternehmungen, die seine Eitelkeit ihm eingab. Die vorigen Regenten von Rom, von den Kaisern herab bis auf unsern Zeiten, hatten einen Ruhm darin gesucht, den Hafen von Ankona zu erweitern, zu befestigen und zu verschönern. Die Ruinen des, dem Kaiser Trajan vom römischen Senat errichteten schönen Denkmals, erinnern noch jetzt an die Wohlthaten dieses Fürsten. Am meisten beschäftigte sich in neuern Zeiten Klemens XII. mit der Verschönerung dieses Hafens. Von der Dankbarkeit der Ankoner zeugt ein dem Denkmal Trajans gegenüber, diesem Papst errichteter Triumphbogen und eine Marmor-Statüe. Auch Pius wollte sein Pontifikat dadurch verherrlichen, daß er den Arbeiten seiner Vorgänger die seinigen beifügte. Unter einigen andern Verbesserungen des Hafens von Ankona, erhielt er durch ihn einen Leuchtthurm; aber noch mehr eilte er, sich hier eine Statüe errichten zu lassen, ehe er sie noch verdient hatte. Als man i. J. 1789 an dieser Statüe arbeitete, stürzte ein Theil des Gerüstes ein, und erschlug viele Arbeiter; ein Zufall, der mit so vielen ähnlichen von schlimmer Vorbedeutung schien. Und in der That war Pius damals der Epoke seiner größten Unglücksfälle sehr nahe.

Sein Prachtgeschmack zeigte sich am meisten da, wo

er am meisten Nahrung fand; bei der Verrichtung seiner påpstlichen Funktionen, und wirklich kam ihm hierbei die Natur eben so sehr, als der Pomp der Ceremonien der katholischen Kirche, zu Hülfe. In jeder Rücksicht war er einer der schönsten Månner seiner Zeit. Mit einer wohlgewachsnen Figur verband er edle und angenehme Züge und eine noch im hohen Alter blühende Gesichtsfarbe. Das pontifikalische Gewand wußte er so vortheilhaft zu tragen, daß sein schönes Aeußres dadurch nichts verlor. Geflissentliche, lächerlich weit getriebene Gefallsucht, leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor. Einer gesetzlichen Gewohnheit nach, legte er als Papst seine Kardinalsparucke ab. Seine Scheitel war kahl; aber an beiden Seiten und am hintern Theil des Kopfes hatte er starkes, blendend weißes Haar, das er mit vieler Kunst kämmen ließ, und dadurch zugleich ein edles und ehrwürdiges Ansehn erhielt. Er hatte ein sehr schönes Bein und that sich was darauf zu gute. Immer für eine vollkommne Beinbekleidung sorgend, gab er acht, daß das lange Pontifikatkleid diesen vorzüglichen Theil seiner Figur dem Auge nicht ganz entzog. Er pflegte eine Seite des Mantels zurückzuschlagen, damit das Bein unbedeckt blieb. Diese einem ehrwürdigen Papst wenig anständige Ziererei, ein schönes Haar und ein hübsches Bein zeigen zu wollen, gab zu einem Distichon Anlaß, das, an sich selbst schlecht genug, gleichwohl beweiset, mit wie weniger Schonung man ihn behandelte, um ihn lächerlich zu machen:

Aspice, Roma, Pium. — Pius? haud est, aspice mimum,
Luxuriante coma, luxuriante pede.

»Rom, siehe da, deinen Pius. — Pius, dieser? Nein; ein Komödiant ist's. Denn sieh doch, den Haarputz, und das gezierte Bein.«

Nichts war so imposant, als sein Anblick an festlichen Tagen, wenn er, das Haupt mit dem dreifachen Diadem geziert, im blendend weissem Gewand, das den Glanz des römischen Purpurs hob, über einer Menge von Geistlichen von allen Graden gleichsam hinschwebte, und dadurch eine Herrschaft über die allgemeine Kirche darzustellen schien. Alle Mitglieder der römischen Klerisei kamen an solchen Tagen, um ihn einigemal, und jede Klasse auf ihre eigne Art, zu adoriren. Die Kardinäle bückten sich tief vor dem Thron und küßten ihm dann die Hand. Die Prälaten und Ordenshäupter warfen sich ehrfurchtsvoll vor ihm nieder und erhoben sich dann wieder bis an seine Knie. Die niedre Geistlichkeit blieb zu seinen Füßen. Die Allegorie des Bildhauers, der sich vor dem Werk seiner Hände niederwirft, konnte nicht treffender dargestellt werden, als durch diese sinnlose Verehrung, besonders von Seiten der Kardinäle, die ihn als das Geschöpf ihrer Intriguen und ihres Eigenwillens ansehen mußten, und wovon wohl keiner im Ernst das Werk des heiligen Geistes in ihm sah.

Ueberflüssig würde es sein, zu sagen, mit welchem mitleidigen Auge die Philosophie diese herabwürdigende Huldigung einer Menge vernünftiger Weisen gegen einen ihres Gleichen, betrachtet. Gleichwohl aber konnten sich viele Zuschauer und selbst solche, die kein eitles Gepränge täuschet, einer innern Bewegung, bei dem Anblick des dem Stuhl des heiligen Petrus umstralenden Glanzes nicht er=

wehren, besonders so lange Pius darauf saß. Die größte Pracht begleitete ihn, wenn er seinen Pallast verließ. Majestätisch langsam fuhr eine Kutsche daher, worin er auf einem reichverzierten Sessel allein saß; begleitet von reitenden Bedienten in Mänteln, geführt von Vorreitern und Kutschern mit unbedecktem Haupt, zwischen zwei Reihen Schweizer zu Fuß, und von einem Detachement leichter Reuter und Kürassiere gefolgt. Man konnte nichts imposanteres sehen.

Wenn er aber bei den großen Kirchenfesten erschien, war es selbst den aufgeklärtesten Männern andrer Religion schwer, sich eines gewissen religiösen Entzückens zu erwehren. — J. Moore beschreibt eins von diesen Schauspielen, dem er bloß aus sehr profaner Neugier zusah, aber den edlen Anstand und die Grazie, mit welcher Pius seine Rolle dabei spielte, bewunderte. »Keine Feierlichkeit, sagt er, ward jemals besser berechnet, um die Sinn- und Einbildungskraft zu erschüttern, als die der Segensertheilung des Papstes, von der Tribune der Peterskirche. Wäre mir nicht von Jugend auf ein starkes Vorurtheil gegen die Hauptpersonspieler in diesem prächtigen Schauspiel eingeprägt worden: so würde ich in Gefahr gewesen sein, ihm einen Tribut der Ehrerbietung darzubringen, der sich mit der Religion, worin ich erzogen ward, nicht verträgt.« 17) Wir wollen die Beschreibung eines andern gewiß unverdächtigen Augenzeugen von einer dieser Feierlichkeiten hören.

»Die feierliche Adoration des Papstes in der Sixti-

17) s. J. Moore Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Italien, 48ster Brief.

schen Kapelle, von dem heiligen Kollegium der Kardinäle, und die öffentliche Benediction, sind die Feierlichkeiten am Himmelfahrtsfeste, wovon Pius selbst die erstere bei andern vielleicht unvortheilhafte Ceremonie, des Hand- und Fußkusses mit vieler Grazie, und die Segensertheilung mit hoher Würde verrichtet. Mit einer leichten und angenehmen Bewegung und mit vorüber gelehntem Leib, als wollte er den Knieenden aufheben, reichte er dem sich nähernden Kardinal die Hand zum Kuß, und setzte dann, indem ein nächst ihm stehender Prälat das Gewand zurück zog, das ein volles, schön gemachtes Bein verbarg, den Fuß etwas vorwärts. Nun ertheilte er dem zum Fußkuß sich Niederbückenden den Seegen und gab ihm dann den Friedenskuß auf die Stirn. — Nach geendigter Ceremonie bestieg er, im vollen päpstlichen Ornat, den Tragsessel, und ward nach der Loggia über dem Eingang der Peterskirche, hinaufgetragen. Der Augenblick, da man den innern Vorhang der Tribune wegzog, und die Tragbahre, worauf der Papst saß, bis an die Balustrade hervor schob, war das Signal zum Abfeuern der Kanonen von der Engelsburg, und zum Anziehen des ganzen Geläutes der unzähligen Glocken in Rom. Auf dem Petersplatz, wo die päpstlichen Garden paradirten, erscholl eine Feldmusik; Paucken und Trommel wurden geschlagen, und mit dem schmetternden Trompetenschall vermischte sich das Jauchzen der hier zu vielen Tausenden versammelten Menschen. — Eine tiefe Stille folgte diesem allgemeinen Lärm: denn Pius erhob sich nun von seinem Stuhl, und vor ihm lagen in demselben Augenblick die versammelten Menschen auf den Knieen.

Mit dem Himmelwärts gewandten Blick streckte er seine Arme hoch gegen den Himmel empor, zog die gefalteten Hände dann langsam wieder auf die Brust herab, breitete sie nun beide aus, um der Stadt und der Welt den vom Himmel erfleheten Segen zu ertheilen — und verschwand dann von der Tribune.« [18])

Eben dieser Beobachter beschreibt die imposante Rolle des Papstes bei der prunkenden Procession am Frohnleichnams-Feste, und stellt uns zugleich einige Züge von dem Karakter eines Volks dar, das die Franzosen reif für Freiheit hielten.

»Das lange, feierlich langsam und still einherziehende Gefolge der geistlichen Orden in Rom, hatte schon zwei Stunden seinen Weg fortgesetzt, als plötzlich das Geläute aller Glocken und der Donner der Kanonen von der Engelsburg, die Erscheinung des Oberhauptes der Kirche, Pius Erscheinung, ankündigte, der in diesem Augenblick aus der großen Thür der Peterskirche herausgetragen ward. — Es ist unmöglich, sich diese Gruppe, so schön und malerisch wie sie ist, und ihre imposante Wirkung, selbst auf den unbefangensten Zuschauer, vorzustellen. — Auf einer großen, mit reichem Stoff bedeckten Bahre, ward der ehrwürdig schöne Greis, unter einem von Vornehmen gehaltenen Thronhimmel auf den Schultern seiner Trabanten einhergetragen. Der Schritt der Träger war so gleich und langsam, daß der Getragene zu schweben schien. Vorübergebeugt lehnte er sich an den vor ihm befindlichen Al-

18) s. Darstellungen aus Italien, von F. J. L. Meyer. S. 201 u. f.

lar, worauf das Sakrament in einer reich mit Brillanten umfaßten Kapsel erhöhet stand. Der Papst sitzt eigentlich auf einem Sessel; er scheint aber, — in dieser Stellung, und ganz umhüllt von einem weiß atlaßnen, mit goldnen Kronen gestickten weitem Gewande, das von seinen Schultern in wallenden Falten bis auf die Träger herab fällt, die ganze Bahre und selbst den Altar umgiebt — vor dem Altar zu knieen. Man sah nur die auf dem Altar ruhenden gefalteten Hände, und das entblößte graue Haupt. Still betend bewegte sich der Mund und die aufwärts gerichteten Augen schwammen in Thränen der Reue. Erhabene inbrünstige Andacht war der Ausdruck seines Gesichtes. — Kein Wunder, daß diese so klug erfundne, als glücklich zusammen gesetzte Scene, ihres Zweckes bei der versammelten Menge und dem Volk nicht verfehlt! Es ist unmöglich, ohne innere Bewegung den durch sie hervorgebrachten allgemeinen und erschütternden Eindruck zu bemerken. — Schon als die Kanonen und Glocken die Erscheinung des Papstes nur ankündigten und man aus der großen Thür der Kirche diese Pyramidal-Gruppe nur in der Ferne hervorschweben sah, stürzte das Volk, wie angedonnert, zur Erde, schlug sich gegen die Brust, hob dann gegen den mit dem Sakrament sich nähernden Pabst, die bethränten Augen schüchtern empor, und folgte ihm, wie der Erscheinung eines Gottes, mit entzückten Blicken, bis er verschwand. — Einige Fürsten, die päpstlichen Generale mit Brustharnischen von geschliffenem Stahl, folgten dem Papst, und eine große Zahl Trabanten, die Schweizer und die Leibgarden zu Fuß und zu Pferde beschlossen den Zug,

der durch die Säulengänge und durch drei der nächsten Gassen gieng, und auf diesem kurzen Weg beinah fünf Stunden zubrachte. — Hierauf bestieg der Papst den Hochaltar in der Peterskirche und gab dem zudringenden Volk den apostolischen Segen; das dann hinweg eilte, um den übrigen Theil des Feiertages bei Schmäusen und Trinkgelagen zuzubringen, welche oft mit Messerstichen und Mord endigen. So bald verlischt jener Eindruck der kurz vorhergehenden Stunden wieder; und so wenig wirkt eine, durch Priesterkünste hervorgebrachte und schnell vorübergehende Rührung auf die Veredlung des Volkskarakters!« [19])

Diesen Beobachtungen fügen wir noch bei, daß eben dieses scheinheilige und verderbte Volk, bis zum Umsturz des päpstlichen Thrones, fortfuhr, dem der darauf saß, diese abgöttischen Huldigungen, als ein scheinbares Pfand seiner Ergebenheit darzubringen; aber auch oft, wann es den Papst angebetet hatte, dem Regenten fluchte. Pius schien, gleich Ihm, dessen Statthalter er sich nannte, zwei Naturen in sich zu vereinen. Im päpstlichen Gewande, vom Kirchengepränge umgeben, mit der Ausspendung himmlischer Schätze beschäftigt, erschien er den Römern, wie ein Gott. — In seinem Vatikan zurückgezogen, war er für sie, besonders in den letzten Jahren seines Pontifikats, nichts weiter als ein Mensch, hingegeben ihrem Misfallen und ihren Sarkasmen. — Das Eigenthümliche dieses zwiefachen Herrscherstandes bestand darin, daß der Scepter sich im Schutz der Tiara für unverletzlich hielt; daß die Unter-

19) s. Darstellungen aus Italien, von J. F. L. Meyer. S. 205 u. f.

würfigkeit der Unterthanen ihrer Gelehrigkeit zu entsprechen schien, und daß die Segensertheilungen, die Indulgenzen, und alle Gunstbezeugungen des Himmels, zu deren Ausspender sich dieser monarchische Halbgott aufwarf, die Absicht und den Erfolg zugleich hatte, das Volk zu heiligen, zu zähmen und es wehrlos zu machen.

Nichts geringeres als der Orkan der französischen Revolution, ward dazu erfordert, um diesen Riesenbaum zu entwurzeln, der

— — — »so weit sein Haupt zu des Aethers
Lüften ragte, die Wurzel hinab in den Tartarus ausstreckte.«

Diese prunkenden Mummereien, wovon einige Scenen hier dargestellt sind, umgaben den päpstlichen Thron seit langer Zeit; kein Pabst aber war so ganz wie Pius geeignet, um sich ihrer Wirkung zu versichern. Sein Vorfahr, viel empfehlungswürdiger als er in mancher Hinsicht, war menschenfreundlich und großmüthig. Im Besitz aller häuslichen Tugenden, hatte er, selbst mit der Tiara gekrönt, die Bescheidenheit seines vorigen Standes beibehalten. Er äußerte eine Art von philosophischer Verachtung gegen alles Gepränge. Die ihn zunächst umgaben, und es wußten, wie sehr der Glanz der Ceremonien die weltliche Macht der Kirche hob, und die ihr so nöthige Täuschung vermehrte, dankten es Ganganelli nicht, daß er die äußre, auf das Volk so sehr wirkende Würde, recht gesucht vernachlässigte. Schon verschwand der geheiligte Betrug unter einem Papst, der sich nur durch Einfachheit auszeichnen wollte. Braschi hingegen, hatte in seinen Manieren, in seinem Ge-

schmack und in seinem ganzen Aeußern, alles was den Leuten Hochachtung einflößt; und der hierin auffallende Abstand von seinem Vorgänger, ließ vermuthen, daß die Kardinäle ihn hauptsächlich in der Hoffnung zum Papst erwählten, daß der unter Ganganelli gesunkne Stuhl des heiligen Petrus, durch ihn würde wieder gehoben werden, und in einem neuen Glanz erscheinen. Hierin ahmten sie, wie ein englischer Reisender bemerkt, dem römischen Senat nach, der einen Diktator wählte, wenn die alte Disciplin zu verbessern und wieder herzustellen war.

Die Hoffnung der Kardinäle ward nicht getäuscht. Kein Papst hat bei seinen Kirchen-Funktionen so viel Pomp als er, beobachtet, und der herrschende Geschmack keines Papstes ward durch Zeitumstände so begünstigt, wie der seinige. Der Trieb, Italien zu sehen, war in allen Ländern und unter allen Ständen allgemein geworden. Pius hatte das für seine Eitelkeit unschätzbare Glück, sehr viele Große, selbst die meisten europäischen Fürsten bei sich zu sehen, ihre Huldigungen zu empfangen, und sie mit dem Gepränge seines Hofes und seiner Kirche zu bewillkommnen.

Die Epoke seiner Wahl zum Papst, verschaffte ihm gleich im ersten Jahr eine der seltnen Gelegenheiten, wo die römische Kirche sich im vollsten Glanz zeigt und ihre geistlichen Schätze am reichlichsten ausspendet, nehmlich bei der Feier des Jubiläums. Das war für Pius ein wahrer Glückszufall. — — Man erinnre sich, daß es zwei Arten von Jubiläen gab: das eine, welches periodisch wiederkam, hieß das heilige Jahr, das andre war das Jubiläum der Thronbesteigung des Papstes. Jenes war das seltnere und auch das feierlichste.

Es ward von Bonifaz VIII. als eine geheiligte Nachahmung der altrömischen profanen Sekularfeste gestiftet, um damit das erste Jahr eines neuen Jahrhunderts zu bezeichnen, in welchem der Himmel über seine Gläubigen künftig mit vorzüglicher Gunst seine Gnaden, deren Austheiler sich die Päpste nannten, reichlicher herabschütten würde. Klemens VI. fand diese Epoken des Heils der Gläubigen und des Glanzes für den römischen Stuhl, zu weit aus einander entlegen; er befahl, daß sie alle funfzig Jahr gefeiert werden sollten. So ward also i. J. 1350 das zweite Jubiläum gehalten. Sixtus V. vermehrte die Wohlthaten seiner Vorgänger und setzte die Feier des Jubiläums auf jedes fünf und zwanzigste Jahr: und das ward seit der Zeit befolgt.

Schon von seiner Todeskrankheit befallen, kündigte Klemens XIV. im April 1774 dem versammelten Konsistorium die Eröffnung des heiligen Jahrs an. Die wirkliche Feier aber war einem andern vorbehalten; dieses Glück traf Pius VI. im folgenden Jahr, und ohne die Katastrophe, die ihn vom Thron stürzte [20]), würde es ihm wahrscheinlich zum zweitenmal getroffen haben.

Das Jubiläum vom Jahr 1775, ohne Zweifel das allerletzte [21]), ward mit einer alle vorhergehenden weit über=

---

20) Und, kann man hinzusetzen, ohne alle die darauf folgenden das Leben verkürzenden Kränkungen und körperlichen Leiden, die der unglückliche Greis seit dem bis an seinem für ihn nur zu lange zögernden Tod erfahren mußte: denn indem ich dieses schreibe, geht die Nachricht ein, daß er zu Valence endlich gestorben ist. M.

21) Darüber ist wohl erst im Jahr 1800 zu entscheiden. M.

steigenden Pracht gefeiert. Pius legte dabei die Probe seines Geschmacks für glänzende Feierlichkeiten ab. Eine Hauptscene dieses Festes, und gleichsam sein erster Akt, ist die Eröffnung der berühmten heiligen Thür (porta santa). Sie ist eine von den Eingängen zur Peterskirche, und blieb immer, mit Ausnahme des heiligen Jahres, geschlossen. Dann aber ward sie mit großen Feierlichkeiten geöffnet, die Pius wohl nicht zu vermindern suchte. Er präsidirte bei der Zertrümmerung einer Mauer von Backsteinen, die die heilige Thür verschloß. Mit majestätischem Ernst nähert er sich ihr und thut den ersten Schlag; sogleich stürzt die Mauer, unter den verdoppelten Schlägen der Handwerker, denen man das Signal gab, zusammen. Begierig fallen die umherstehenden Andächtler über die Trümmer her. Jeder Stein von der geheiligten Hand des jetzigen, und vor fünf und zwanzig Jahren von der des vorigen Papstes berührt, ist ein Gegenstand der Verehrung: denn ihnen ist die Kraft verliehen, allerlei Arten von Krankheiten zu heilen. Die porta santa blieb nun das heilige Jahr hindurch offen und gab zu den lächerlichsten Mummereien Anlaß. Der Pabst selbst betrat sie immer mit den Zeichen der tiefsten Verehrung. Die Pilgrimme giengen nicht durch die vielen andern Eingänge in die Peterskirche; sondern krochen durch diese Thür auf dem Bauch hinein. — Nach Ablauf des Jahrs ward sie mit großer Feierlichkeit wieder verschlossen. Auf eine Art von Thron sitzend nähert sich der Papst von Kardinälen umgeben; von einer rauschenden Musik begleitet, wird eine Antiphone gesungen; — es sind die Leiertöne Amphions, um die Mauern von The-

ben wieder aufzubauen. — Der Papst steigt herab; eine goldne Kelle haltend, legt er den ersten Stein der Mauer, die fünf und zwanzig Jahre stehen soll, streicht etwas Mörtel darüber, und steigt dann wieder auf den Thron. Maurer vollenden statt seiner das Werk und mauren die heilige Thür zu. Mit einer feierlichen Messe wird die Ceremonie beschlossen. — So verschwenden die Katholiken die erhabnen Mysterien ihrer Religion, bald an einer Glockentaufe, bald an Errichtung einer Mauer.

Das Fest ward am folgenden Tage fortgesetzt. Hier entfaltete Pius sein bis dahin wenig bekanntes Talent für Repräsentation. Er zählte beinahe sechszig Jahr; aber sein Gesicht trug noch die Reste seiner Jugendblüthe. Man war gewohnt, Päpste unter der Jahrelast gebeugt mit schwerfälligen Anstand ihre oft langen und ermüdenden Funktionen halten zu sehen. Bewundernd sah man nun die Leichtigkeit und Grazie, mit welcher der neue Papst die seinigen hielt; die Kirche schien sich zu verjüngen und mit ihrem Oberhaupt sich eine lange Reihe glücklicher Tage versprechen zu dürfen.

Seine schönen Formen empfiengen bald darauf eine den Statthaltern Jesus Kristus nicht gewöhnliche Huldigung. Im stralenden Glanz seiner Würde ward Pius durch die Straßen getragen. Aus einem von den mit vielen Neugierigen besetzten Fenstern erschallt die Stimme einer jungen Frau: Quanto e bello, quanto e bello! (wie schön, ach wie schön ist er!) ruft sie in einer Anwandlung des Entzückens. Eine Matrone, um das nur zu Profane dieses Ausrufs sogleich zu verbessern, faltet

ihre runzlichten Hände, erhebt die triefenden Augen zum Himmel und antwortet: tanto e bello, quanto e santo! (er ist so schön, als heilig). Man will behaupten, daß Pius sich durch einen solchen Tribut mehr, als durch den ihm von den Prälaten verschwenderisch dargebrachten Weihrauch und durch die Kniebeugungen der Kardinäle, geschmeichelt fühlte.

Unter den vielen Beschuldigungen, womit man ihn während seines langen Pontifikats belastete, ist kein Vorwurf eines gewissen sonst im heiligen Kollegium sehr gewöhnlichen Geschmacks. Selbst seine Feinde, wenn sie nicht ganz ungerecht sind, müssen gestehen, daß er in Ansehung der Sitten ganz vorwurfsfrei war. Bei seinem frühern Aufenthalt in Rom, suchte er aus Ambition die Bekanntschaft einer vornehmen, sehr intriganten Frau von großem Einfluß, Signora Falconieri, Mutter der nachherigen Herzogin von Braschi. Ihr verdankt er seine ersten Schritte zur geistlichen Würde; aber Signora Falconieri, achtungswerth als Beschützerin, hatte nichts Anziehendes, um sich geliebt zu sehen. Braschi besuchte sie auch nur kurze Zeit, entfernte sich von ihr sobald er die aus ihren Händen erwartete Gunst empfangen hatte, und erst in diesen letzten Jahren, hat das durch ihn in vieler Hinsicht erregte allgemeine Misvergnügen und seine blinde Zuneigung für Mlle. Falconieri, die seine Niece ward, das Gerücht veranlaßt, daß er ihr Vater sei.

So lange er Schatzmeister der apostolischen Kammer war, das heißt von 1766 bis 1773 sah man ihn beständig beschäftigt, arbeitsam, gleichgültig gegen Vergnügen;

er war wegen seines ordentlichen Wandels der allgemeinen Achtung werth. In seiner kaum zweijährigen Kardinalswürde blieb er sich gleich, und als er auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward, machte man ihm, außer etwa den einer Doppeltzüngigkeit, deren er sich verdächtig machte, und die allenfalls mit den bedenklichen Zeitumständen zu entschuldigen war, keinen Vorwurf von Bedeutung. Seit seinem Antritt ward der Haß gegen ihn durch entdeckte Fehler erweckt, die er vielleicht bis dahin zu verbergen wußte, oder zu deren Entwicklung ihm die Gelegenheit fehlte. Doch griff die Lästerung, die ihn sonst nicht schonte, fast niemals seine Sitten an. Gorani ist in dieser Hinsicht vielleicht von allen sein härtester Beurtheiler. Er beargwöhnt die Beweggründe der Zuneigung, die der Kardinal Ruffo ihm in seiner Jugend bewieß; er bezweifelt, daß die Ambition allein ihn zu der Falconieri geführt habe, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß Galanterie eins seiner vornehmsten Beförderungsmittel zum päpstlichen Thron gewesen sei. Im Grunde könnte die Wahrheit dieser Beschuldigungen ziemlich gleichgültig sein: denn wenn Pius eine der ersten kristlichen Tugenden beobachtete: so gereicht das wohl zu seinem eignen Heil; es kann aber nur sehr wenig zu seinem Ruhm beitragen. Doch sind wir es der Wahrheit schuldig, zu versichern, daß diejenigen, welche ihn sehr lange und in der Nähe kannten, nie einen Zweifel gegen die Reinheit seiner Sitten geschöpft haben, wenigstens von der Zeit an, da er zum Schatzmeister ernannt ward, bis an das Ende seines Pontifikats. Wenn geheime Liebschaften weltlicher Regenten der Wachsam-

samkeit der ihn umgebenden zahlreichen Auflaurer, nicht entgehen können, wie sollte denn ein Papst, dessen Schritte und Augenblicke gezählt werden, sich dem ernsten Blick der Gewissenhaftigkeit, dem scharfsichtigen Auge der Bosheit entziehen und seine geheimen Liebeshändel mit einem undurchdringlichen Schleier bedecken können? Pius theilte alle seine Stunden, zwischen seinen religiösen Pflichten, seinem Kabinet, seinem Museum und seiner vatikanischen Bibliothek. Er gieng selten und jedesmal in Begleitung aus, fand keinen Geschmack am Landleben und selbst an keiner der anständigen Erholungen, welche auch der Ernsthafteste sich zur Abspannung von Arbeiten erlaubt. Die schöne Jahrszeit brachte er im Quirinalischen Pallast und den übrigen Theil des Jahrs im Vatikan zu. Die einzige Zerstreuung, der er sich überließ, war eine fast alljährliche Reise in die pontinischen Sümpfe. Allenthalben von ernsten Arbeiten, oder von Amtsgeschäften umgeben, war er ein Feind aller unnützen Unterhaltungen, und floh eher den Umgang mit Weibern, als daß er ihn sollte gesucht haben.

Er konnte also als Papst keinen exemplarischern Wandel führen; aber als Mensch und als Regent waren ihm schwere Vorwürfe zu machen. In mehr als einer Rücksicht, hatte man sich in ihm geirrt. Als er auf seiner erstiegnen Höhe allen sichtbar ward, bemerkte man sogleich eine große Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen, besonders aber in der Politik; eine Hartnäckigkeit, die, gewaltsam angegriffen, immer unbesorgt bleibt; unüberwindliche Anhänglichkeit an gewissen vielleicht mit seinem Stande verbundnen Vorurtheilen, deren Nachtheil, ja selbst deren Gefahr

ihm nie ahndete. Dieses zu bemerken, wird die Folge dieses Werks oft Gelegenheit geben. — Von seinen eignen Fähigkeiten hatte er eine hohe Meinung. Mehr aus Starrsinn als aus Festigkeit kam er, oft wankend, auf seinen vorigen Entschluß zurück; und gerade diese Mischung von Eigenliebe und Schwäche, erzeugte einen doppelten Nachtheil für ihn selbst. Man hielt ihn für verstockt und doppeltzüngig, da er doch bloß unentschlossen und unbeständig war. Nur dann gab er sich jemand ganz hin, wenn der Schrecken ihn Folgsamkeit lehrte: er zeigte nur eine gewisse kalte Höflichkeit, und fühlte nie herzliche Zuneigung für irgend einen Menschen.

Unter den fünf Kardinälen, die einer nach dem andern seine Staatssekretaire waren, ist keiner der sich seines völligen Vertrauens hätte schmeicheln dürfen. Einigermaßen schenkte er es zwei andern Kardinälen, Gardil und Antonelli, und zog sie in solchen Geschäften zu Rath, wo er ihre Einsichten nöthig zu haben glaubte. Lebhaft und oft bis zum Auffahren heftig, mußte er entweder durch Furcht gezähmt, oder durch freundschaftliches Zureden, das ihm Theilnahme bewies, ohne seinen Eigendünkel zu verletzen, zurückgebracht werden. Der Kardinal von Bernis sagte im Jahr 1777 von ihm: »Immer bewache ich ihn, wie ein Kind von sonst vortreflichen Anlagen, aber von so großer Lebhaftigkeit, daß es sich zum Fenster hinausstürzen würde, wenn man es aus den Augen ließe.«

Die Huldigungen, die Gewohnheit zu befehlen, der Mangel von Männern, die ihm Wahrheit hätten sagen

dürfen, oder auch nur hätten sagen wollen, verdarben in der Folge diese »vortreflichen Anlagen,« und es entwickelten sich bei ihm Fehler, die selbst von den Scharfsichtigsten vorher nicht vermuthet wurden. Ueberdem war die lange Dauer seines Pontifikats für die Kardinäle und selbst für das römische Volk ein Unrecht, das man ihm nicht verzieh. — Mit einem Wort, ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände, worin er sich nicht zu fügen wußte, seine Kurzsichtigkeit und Eitelkeit, diese Hauptquellen seines Hanges zu Verschwendungen und seines Geschmacks für glänzende aber kostspielige Unternehmungen, haben ihn weit verhaßter gemacht, als es wirklich böse Fürsten oft nicht waren. — Doch wird eins seiner Werke vor den Augen der Nachwelt Gnade finden, wird sogar seinen Namen unsterblich machen, wenn auch dieses gleich von jenem ihn beherrschenden und in allen sich äußernden Fehler befleckt ist, und für ihn selbst keine der geringsten Ursachen seiner Leiden war. — Dies ist die, wenigstens angefangne, aber unvollendet gebliebne Austrocknung der pontinischen Sümpfe.

7.

Austrocknung der Pontinischen Sümpfe.

Unter allen Unternehmungen Pius des sechsten, war die Austrocknung der pontinischen Sümpfe, das, worauf er selbst den größten Werth setzte, und was sein Pontifikat selbst in den Augen seiner strengsten Richter berühmt machen muß. Seiner Eigenliebe gab es bald Genuß, bald Kummer. Es brachte ihm schallende Lobreden und heftige Sarkasmen ein. Es gehört der Nachwelt an, und hängt mit der gesunden Luft eines Theils von Italien zusammen. Durch den großen Kostenaufwand hat es den päpstlichen Schatz erschöpft, das Murren des römischen Volks erregt, und es auf eine Revolution vorbereitet. Dieses Unternehmen verdient deswegen hier näher entwickelt zu werden [22]).

---

22) »Die folgenden Nachrichten, sagt der Verf. hierbei, sind großentheils aus Meyer's Darstellungen aus Italien gezogen.« — Ich muß hinzusetzen, daß dieser Abschnitt auch noch mehrere von dem Verfasser, theils aus dem Werke des Prof. Wolf, theils unmittelbar aus guten Quellen gesammelte Angaben über diesen merkwürdigen Gegenstand enthält, die neuer als die meinigen sind. — Die zu diesem Abschnitt gehörige Karte von den pontinischen Sümpfen, zeigt mit ziemlicher Genauigkeit und Richtigkeit, außer der Lage und den Umgebungen des Ganzen dieser



nem getreuen Nachstich hier bei.

M.

zwen

Sümpfen, zeigt mit ziemlicher Genauigkeit und Richtigkeit, außer der Lage und den Umgebungen des Ganzen dieser

Die Appische Straße, via Appia, so berühmt in der Geschichte, sowohl durch die Epoke ihrer Erbauung, als auch durch den Namen ihres Stifters, verherrlicht durch so viele Triumphzüge, und, selbst in ihren den Verwüstungen von Jahrhunderten trotzenden Trümmern, noch geeignet, von der Pracht der Römer in ihren öffentlichen Werken, einen hohen Begriff zu geben, gieng durch ein Land, das seitdem den Namen des pontinischen Sumpfs erhalten hat. Die erste Entstehung dieses Sumpfes verliert sich in dem Dunkel der Vergangenheit. Die Austretung der Flüsse Amasenus und Ufens, die ihren alten Namen noch tragen, scheint dieser Gegend die erste Verwüstung gebracht zu haben, der sie ganz hingegeben war, wenn die Unachtsamkeit der Regenten die wohlthätige Hand der Industrie nicht mehr zu Hülfe rief. Von dem Gipfel und aus den Seiten des Theils der Appeninen, welcher das alte Kampanien umschließt, und von dessen Fuß sich ein weites Thal bis an das Meer erstreckt, strömen eine Menge größrer und kleinerer Bäche aus unversiegenden Quellen herab. Sie bilden vereint mehrere Flüsse, deren Belt, durch den mit herabgespühlten Sand und Schlamm verengt, den großen

---

Gegend, die zur Austrocknung der Sümpfe von jeher unternommenen Arbeiten. Sie ist zwar aus dem deutschen Werk: Lebens- und Regierungsgeschichte Pius VI. entlehnt; doch ist der schmutzige deutsche Holzstich von einem der besten Landkartenstecher in Paris ins Reine gebracht, ausgearbeitet, und hier und da nach den Angaben Ortkundiger verbessert worden. Ich füge die kleine niedliche Karte in einem getreuen Nachstich hier bei.

M.

Wasserzufluß, besonders in der regnichten Jahrszeit nicht fassen kann; sie schwellen an, treten über und bedecken die mit ihren Ufern gleich hohe Ebne. Mehrere dieser Bergströme, ergießen sich in die Niederungen des Thals, und bilden hier große fischreiche Seen.

Das ist jetzt die fortdaurende Ursache von der Versumpfung dieses Landes; das waren die Hindernisse, welche die Römer zur Zeit des Glanzes ihrer Republik immer bekämpfen mußten und beständig besiegten.

Eine von Lykurgs strengen Gesetzen abgeschreckte Kolonie Spartaner, verließ Lacedämon und landete, nach vielen ausgestandenen Seegefahren, an dieser Küste. Sie fand ein fruchtbares Land, ließ sich darin nieder und weihete, nach dem Gebrauch dieser Zeiten des Aberglaubens, einer unbekannten Göttin, die sie Feronia nannte, und deren Dienst und Altäre Horaz [23]) verewigt hat, Tempel, Haine und Quellen.

Durch die Fürsorge dieser Gewerbfleissigen Kolonie, ward dies ruhig eroberte Land schnell bevölkert und kultivirt. Es ist das Vaterland jener Volscer, die während der kraftvollen Kindheit der römischen Republik eine Rolle spielten. Lange war es eine der ersten Kornkammern von Rom. Aber schon in seiner blühendsten Zeit nannte man diese, durch Ueberschwemmungen verwüstete Gegend, bald pontinisches Land, bald Sumpf, ager Pontinus, palus Pontina; und von drei und zwanzig Städten, die hier vordem standen, war nur das Andenken noch übrig. Die

23) Ora manusque tua lavimus, Feronia, lympha.
Lib. I. Sat. 5.

edelsten römischen Familien legten aber doch in den Gegenden, die durch ihre Höhung oder durch die Anstrengung der Industrie frei vom Sumpfwasser waren, Villen an, deren Reiz und Fruchtbarkeit die römischen Dichter besangen.

Etwa dreihundert Jahre vor der kristlichen Zeitrechnung, erscheint der Censor Appius Claudius, der Blinde genannt, als der erste Verbesserer dieses Landes. Er zog den Weg, der sich seinen Namen erhalten hat, durch die Sümpfe. Keine andre Straße glich dieser an Pracht; unter andern Werken der Kunst erhoben sich hier Grabmale, die dem Wandrer den ernsten Gedanken weckten: »Die hier Ruhenden lebten einst und waren sterblich, wie du.«

Aber erst anderthalb Jahrhunderte nach der Erbauung der Appischen Straße, unternahm der Consul Cornelius Cethegus die Austrocknung der pontinischen Sümpfe. — Vorübergehende unwirksame Anstrengungen für die Folgezeit! Julius Cäsar fand dieses Land neuen Verwüstungen hingegeben. Mit der ihm eignen Ruhmbegierde, beschäftigte er sich, es der Fruchtbarkeit wiederzugeben; aber ein frühzeitiger Tod entriß ihn dieser großen Unternehmung.

August griff es mit Ernst an. Er ließ an der Appischen Straße hin einen großen Kanal [24]) graben und die stockenden Wasser hineinleiten. Sie erhielten dadurch Abfluß, und der Kanal selbst diente zugleich zur Bequemlichkeit für Reisende, die sich darauf einschifften. Auf die-

---

24) Man sehe die Karte hierüber nach.

sem Kanal schiffte **Horaz** mit **Mäcenas** auf seiner Reise von Rom nach Brundus, und würzte die bekannte Beschreibung davon mit dem Salz seiner satyrischen Laune.

Nach ihm sieht man **Trajan** unter den Verbesserern dieser unglücklichen Gegend. Er verbesserte und verschönerte aber nur die Appische Straße, und legte eine andre an, die seinen Namen trägt. [25])

Beinahe drei Jahrhunderte drauf, erscheinen unter der denkwürdigen Regierung **Theodorichs** I., des Königs der Gothen, die pontinischen Sümpfe in ihrer scheußlichsten Gestalt. Man muß diesen Fürsten selbst, durch den Mund seines Ministers, des berühmten **Kassiodor's**, hören, wie er das Gemälde davon dem römischen Senat, in jenen noch barbarischen Zeiten, im dichterischen Stil beschreibt. »Dieser Sumpf, sagt er, welcher mit feindseliger Wuth die nahe Gegend verwüstet; wo längst die unbeschränkte Gewalt des Wassers einem Meer ähnlich, das weite Land beherrscht hat, schöne Fruchtfelder mit schrecklichen Ueberschwemmungen heimsucht und ihre reizende Ansicht einer Wüste gleich macht. Ein Boden, der durch Ueberströmung des Wassers seiner Früchte beraubt, nichts Nutzbares mehr nährt, seitdem er der Verwüstung des Sumpfes erliegt. — Laßt uns deswegen den kühnen Unternehmungsgeist der vorigen Zeiten, in einem unserer Zeitgenossen bewundern, der das, was des Staats vereinte Macht zu unternehmen längst sich scheuete, nun allein unternahm!« u. s. w. [26]) Er spricht hier von einem reichen

---

25) Man sehe die Karte hierüber nach.

26) Kassiodorus, B. II. Br. 32 und 33.

Patricier Decius, der die Erlaubniß erhielt, die Austrocknung allein zu unternehmen, und dem Theodorich das Eigenthum des urbar gemachten Landes überließ, »weil, wie er sagte, es billig sei, daß ein jeder die Früchte seiner Arbeit genieße.« — Eine bei Terracina gefundene Inschrift beweiset, daß die Bemühungen des Decius einigen Erfolg hatten.

Nach ihm aber behauptete wieder die Zeit, von den Kriegsverwüstungen, von der Unwissenheit und Sorglosigkeit der Regenten mächtig unterstützt, ihre Rechte über diese Gegend, die wechselsweise den Reizen einer fruchtbringenden Kultur und den Zerstörungen der Ueberschwemmung hingegeben war. Die ersten Päpste, die hier ihre weltliche Herrschaft übten, hatten nun weder ausdaurende Thätigkeit, noch Einsichten, noch Schätze, drei Dinge, deren Einigung allein die Wunder der Industrie hervorbringt. Doch wollten einige derselben ihre Regierung durch kühne Versuche bezeichnen. Bonifaz VIII., Martin V., Leo X. und vor allen jener Sixtus V., dessen kraftvoller Karakter in mehrerer Hinsicht an die schönen Zeiten von Rom zurück erinnert, bewarben sich, und nicht ohne Erfolg, um diesen Ruhm. Noch sieht man Spuren von zwei Kanälen, denen mit wenig Kosten ihre vorige Bestimmung hätte wiedergegeben werden können, und deren Namen, Rio Martino und Fiume Sisto, an die Päpste erinnern, welche sie graben ließen.[27]

---

27) Ein Ortkundiger dieser Gegend, der lange in Rom lebte, behauptete mündlich: »daß diese, der Namenähnlichkeit wegen, den Päpsten Martin V. und Sixtus V. zugeschrie-

Ihre trägen Nachfolger ließen diese schönen Werke verfallen. Von Zeit zu Zeit faßten einige den Entschluß, sie wieder zu unternehmen; was aber vermag ein hinschwindendes Alter bei Unternehmungen, welche festen und ausdauernden Willen heischen? Man machte Plane, man nahm Karten auf; man zog holländische Künstler, als die geschicktesten von Europa, zu Rath. In diesen letztern Zeiten legten einige Italiener Plane zur Austrocknung vor, die oberflächlich untersucht und zu den Akten gelegt wurden. Unterdessen strömten die Quellen der Verwüstung langsam aber ununterbrochen fort, und als Pius den päpstlichen Thron bestieg, boten die zwei Jahrhunderte hindurch unbeachtet gelassenen pontinischen Sümpfe die scheußlichste Ansicht dar. Sie der Fruchtbarkeit durch Kultur zurückzugeben, und diese ganze Gegend von mephitischer Luft zu reinigen, war ein Unternehmen, das einen gewöhnlichen Muth würde zurückgeschreckt haben; der seinige ward durch die reizende Aussicht auf einen dadurch mit Ruhm bedeck-

benen Kanäle, nicht von ihnen als ihren Urhebern den Namen trügen. Der erstere Kanal hieße eigentlich Rio Mortino (nicht Martino), und bezeichne die todten, stockenden Wasser dieses Kanals. Der letztere Kanal sei allerdings von einem Papst Sixtus, aber nicht von dem berühmten Montalto, sondern von Sixtus dem Vierten, (della Rovere.)« Ist dieses, wie ich zu zweifeln keine Ursache habe: so habe ich in meinen Darstellungen aus Italien eine ähnliche Unrichtigkeit begangen, indem ich hierin der Auctorität des Pater Ximenes und anderer Schriftsteller über die pontinischen Sümpfe gefolgt bin.

M.

ten Namen gehoben; oder sein Muth war vielmehr nichts weiter als seine Liebe zum Aufsehnmachen, die das wenige Gute, was er that, und alle Fehler, die er büßte, erzeugt hat. Bald nach seinem Regierungsantritt besichtigte er diese verwüstete Gegend; ihn ergriff ein Beben, als von einem Hügel herab er zu seinen Füßen die großen Zerstörungen der Zeit und des Wassers, den sich weit verbreitenden giftigen Nebel und die Gefahren sah, worin er seine geheiligte Person setzte, wenn sie diesen schlüpfrigen Boden beträte. Sogleich faßte er den Vorsatz, mit der Anlegung einer sichern Straße und großer Brücken über diese bodenlosen Sümpfe anzufangen, um sie wenigstens selbst ohne Gefahr beschreiten zu können. — Dann beschäftigte ihn das große Werk der Austrocknung selbst. — Die Sümpfe fangen bei dem Hafen von Astura an, wo einst Cicero enthauptet ward, und dreizehnhundert Jahre darauf der unglückliche Konradin in die Hände seines grausamen Feindes fiel, erstrecken sich längs der Küste bis an Terracina an der neapolitanischen Grenze, und dringen an einigen Stellen tief in das Land ein. Längst schon würden die mephitischen Ausdünstungen dieser Sümpfe die Luft von Rom vergiftet haben, wenn die Stadt nicht durch die Waldungen, welche die Städte Cisterna und Sermonetta decken, wäre geschützt worden.

Beim Anfang einer Regierung, schärft sich die Aufmerksamkeit, alle Hoffnungen werden belebt, Aussichten, die zur Ausführung großer Plane anspornen, eröffnen sich. Eitelkeit, Ehrgeiz, Schmeichelei treten auf die Seite der Wünsche des Regenten. — Pius Wünsche wurden von

seinen Unterthanen günstig aufgenommen; er errichtete eine Bank, Monte delle Pallude genannt, um die diesem Unternehmen bestimmten Fonds einzunehmen. In kurzer Zeit ward eine Summe von hundert und zwanzig tausend römischen Thalern, freiwilliger Beiträge gesammelt. Bolagnini, einer von denen, dessen Plane Klemens XIII. schon vorgelegt waren, ward anfänglich zur Leitung der Arbeiten ernannt. Sani, ein geschickter Feldmesser, erhielt 1777 den Auftrag, eine Karte der ganzen Gegend aufzunehmen, und die Stellen zu bestimmen, wo die Arbeiten mit gutem Erfolg angefangen werden könnten. [28])

Nun entdeckte man bald eine Wasserleitung unter dem Sumpf, die einst der Stadt Terracina das Wasser zugeführt hatte, und stellte sie mit geringen Kosten wieder her. Die Appische Straße ward von den Sumpflagen, die sie bedeckten, befreiet, und dieses Meisterwerk römischer Pracht ganz von volkanischen Steinarten zusammengesetzt, dieser Weg, der von Rom nach Kapua führte, ward, nicht ohne mühsame und kostbare Arbeit, hervorgezogen und für Reisende brauchbar gemacht. Appius Claudius, bekannter als seine Nachfolger mit den Gesetzen der Hydraulik, sah ein, daß dieser mitten durch stockende Wasser geführte Weg, sich nicht viel über ihre gewöhnliche Oberfläche erhe-

---

28) Auch ein gewisser Wasserbaukünstler, Namens Gaetano Rapini von Bologna, ward zum Entwurf eines Plans berufen, dem man auch wahrscheinlich gefolgt ist, weil er — der schlechteste war: denn der unglückliche Ausgang des Unternehmens lag hauptsächlich in den Fehlern des Plans selbst.

M.

den dürfe. Allerdings mußte nun die Appische Straße bei Ueberschwemmungen auf kurze Zeit mit Wasser bedeckt sein; aber ihre mäßige Höhe ließ freien Ablauf gegen das Meer. Dieser Unbequemlichkeit weniger Stunden glaubten seine Nachfolger dadurch abzuhelfen, daß sie die Straße anfhöheten. Dadurch ward sie nun für Reisende brauchbarer, zugleich aber ein anderer viel größerer Schaden gestiftet. Der auf diese Weise vom Trajan, um fünf bis sechs Fuß und vierhundert Jahre später, vom Theodorich noch um einige Fuß erhöhete Weg, ward in gleichen Entfernungen von mehrern Brückenbogen durchschnitten, durch welche das von den Appeninen herab strömende Wasser einen Ablauf gegen das Meer haben sollte. Diese Ableitungsbogen wurden nicht gereinigt und verstopften sich. Das ausgetretene, vorher über den alten Weg hin frei ablaufende Wasser, wurde nun durch den unbedachtsam genug aufgeworfnen Damm, den der erhöhete Weg bildete, zurückgehalten; es stockte, verbreitete sich, schwoll an, und das Uebel, dem man hatte abhelfen wollen, verschlimmerte sich mehr und mehr. Es war, als Pius sich entschloß, es an der Quelle selbst anzugreifen, aufs höchste gestiegen. Mit vieler Arbeit trug man die nach und nach hinzugekommnen Steinlagen von dem altrömischen Wege ab, fand Inschriften, die von der Zeit und dem Wasser verschont waren, und darin die Epoke dieser Arbeiten und die Namen ihrer Urheber. Endlich erreichte man die Lage der Appischen Straße selbst. Sie war mit tiefen Räderspuren der Fuhrwerke römischer Republikaner, vielleicht gar ihrer Triumphwagen, gefurcht. — Große

Erinnerungen wecken diese geheiligten Spuren! — Auf diese ehrwürdige Grundlage ließ Pius die neue Heerstraße bis nach Terracina, der letzten südlichen Stadt seines Reichs, erbauen, und der neapolitanische Hof führte sie weiter, bis an das berühmte Kapua. Im Jahr 1786 war diese schöne Heerstraße vollendet, für die Reisenden fahrbar, und eine der größten Verschönerungen des modernen Italiens.

Mit diesem prächtigen Werk fieng man zugleich an, einen breiten Kanal durch die Sümpfe zu ziehen, der sich in dem See von Fogliano, von dem Meere nur durch eine schmale Landenge getrennt, endigen sollte. Mehrere tausend Arme wurden nicht ohne Erfolg zu dieser Arbeit gebraucht. Vom Oktober des Jahrs 1778 an, war ein Stück Land von achtzig Rubbien wasserfrei und für das nächste Jahr zum Ackerbau geschickt.

Unterdessen aber war der erste Enthusiasmus der Römer erkaltet, und verwandelte sich schon damals in Murren. Die freiwilligen Beiträge reichten zu so großen Ausgaben nicht hin. Das Unternehmen machte drückende Anleihen nöthig, und schien die verderblichen Anstrengungen nicht zu belohnen. Man fieng an, es zu verschreien. Dieser Verdruß Pius befestigte seinen Vorsatz nur noch mehr, und veranlaßte manche Auftritte, welche von seinem reizbaren, aber auch von seinem gerechten und wohlwollenden Karakter zeugen. Ein Priester von Terracina, ein guter Kirchendiener, aber ein schlechter Hofmann, kam in eben dem Jahr nach Rom, um eine Präbende nachzusuchen. Er hatte ein Land durchreiset das den Papst mit ange-

strengtem Nachdenken beschäftigte. Die neuesten und treuesten Berichte konnte er ihm davon geben. Treuherzig beantwortet er die Fragen Sr. Heiligkeit: die Austrocknung mache keine Fortschritte; die dazu angewandten Summen wären weggeworfnes Geld. — »Weggeworfnes Geld! erwiedert der aufgebrachte Papst: Verwegner! wie? Ihr erkühnt Euch herzukommen, um mir ins Gesicht zu trotzen?« — Ein Donnerschlag für den armen Priester. Ohnmächtig trägt man ihn weg. Als er sich erholte, hält er schnelle Entfernung für das rathsamste. — Er war in Verzweiflung; statt der Präbende bringt er nun den päpstlichen Fluch mit nach Hause. Aber, wie erstaunt er! ein Kammerherr tritt herein, und bringt ihm nicht allein das Breve für seine Präbende, sondern auch den Befehl, sogleich zum Papst zu kommen. Weniger stürmisch, für den Papst aber gewiß nützlicher war dieser zweite Besuch. Er erhielt Erläuterungen, die er benutzte.

Aber was vermag menschliche Beharrlichkeit gegen den Eigensinn der Elemente! — Große Ueberschwemmungen zerstörten gegen das Ende des Jahrs 1779 alle Werke, verschlangen unerhörte Summen, die sie schon gekostet hatten, und rechtfertigten die schlimmen Prophezeihungen des Priesters von Terracina. Man wußte nicht, wie man dem Papst diese unglückliche Nachricht hinterbringen sollte. Sehr gemildert, aber noch immer beunruhigend genug erhielt er sie, um sich sogleich zu entschließen, das Unheil an Ort und Stelle selbst zu untersuchen und Mittel dagegen zu verordnen.

Es war eine außerordentliche Erscheinung, daß der

Papst sich von seinem Sitz entfernte. Seit Benedikt XIII., der 1727 bis nach Benevent kam, war kein Papst weiter als nach Castell Gandolfo, einige Meilen von Rom gegangen. Kaum war Pius von einer schweren Krankheit genesen. Seine Aerzte, sein geliebter Neffe, der Graf Onesti, besonders aber seine Hofleute, suchten ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Er beharrte, und reiste am 5ten April 1780 mit einem kleinen Gefolge ab. Lobreden hätte dieser Beweis des Geschmacks an Einfachheit und der Abneigung gegen unnützen Aufwand, verdient; und, Spöttereien brachte er ihm ein. Armseligkeit schalt man diese Sparsamkeit, Herabsetzung der päpstlichen Würde diese Entfernung vom Prunk! Der Papst, ein Statthalter Jesus Kristus, war, wie ein neuer Dichter sagt, »verdammt zur Pracht.« — Widersinnige Ungerechtigkeit! Man erhebt einen Menschen zum Gott, und will es ihm zum Verbrechen machen, wenn er vom Pomp und von Huldigungen umgeben, sich selbst doch nur für einen Halbgott hält! — Aber wir wollen Pius auf seiner Reise folgen.

Er gestattete es nicht, daß Bernis ihn auch nur bis an seinen Bischoffsitz Albano, zehn Millien von Rom, begleitete. Der folgsame Kardinal gehorcht. Er kannte aber gar wohl den Geschmack des Papstes, den dieser mit dem Schleier der Bescheidenheit zudeckte. Bei seiner Ankunft in Albano findet er seiner Eitelkeit schmeichelnde Inschriften. In Velletri, seinem ersten Nachtlager, brachte der Dechant des heiligen Kollegiums, Kardinal Albani, ihm außer einem Weihrauch von Inschriften, eine Art

von

von Huldigung dar, gegen die er nicht unempfindlich war; nehmlich Geschenke von kostbaren Hausgeräthen, die er geerbt hatte. Von hieraus ward er nach Belletri, wo er bleiben wollte, von einem Trupp Kürassiere begleitet. Die benachbarten Städte schickten Militair, um Unordnungen vorzubeugen, die von den durch seine Gegenwart von allen Seiten herbeigezognen neugierigen Haufen hätten veranlaßt werden können. Er wohnte zu Terracina einige Tage in dem bescheidnen Hause eines Privatmannes. Von hier aus besuchte er die nur einige Millien entlegnen Sümpfe, und fertigte die dringendsten Geschäfte des Tages aus. Die wichtigsten wurden bis zu seiner Rückkunft aufgeschoben.

In allem dauerte diese Reise zwölf Tage. Sehr zufrieden kam er zurück. Man hatte ihm, wie das bei großen und kleinen Regenten üblich ist, von den Arbeiten nur solche sehen lassen, die ihn zu glänzenden Hoffnungen berechtigten; ja man gieng so weit, ihm zu versprechen, daß in einem Jahr sein großes Unternehmen zu Stande gebracht sein sollte; er ließ goldne und silberne Ehrenmünzen unter die Arbeiter vertheilen. Aller Herzen wollte er durch seine Freude glücklich sehen. Mit eignem Wohlgefallen fuhr er bei der Hin- und Herreise über die schöne Heerstraße, die durch seine Fürsorge hergestellt, ihren alten Namen Via Appia mit dem Namen Via Pia vertauscht hatte, von den Reisenden noch mit Bewundrung betrachtet wird, und vielleicht die einzige wirklich nützliche Sache ist, die so viele Mühe und Arbeit zu Wege gebracht hat: denn seit diesem Zeitpunkte sah man voraus, daß die völlige Austrocknung der Sümpfe unmöglich sei, weil das sie bedeckende

Wasser niedriger war als das Meer, und von den Bergquellen herab ununterbrochnen Zufluß erhielt. Um dem abzuhelfen, befahl Pius, noch einen Kanal zu graben. Immer vorzugsweise mehr mit glänzenden als nützlichen Dingen beschäftigt, faßte er auf der Stelle selbst den Vorsatz, in der Mitte des dem Wasser abgenommenen Landes eine neue Stadt zu erbauen, wozu er den Plan unter seinen Augen entwerfen ließ. Diese Stadt, von etwa zehntausend Feuerstellen, sollte ein genaues Viereck ausmachen, und von einem breiten ins Meer ausfließenden Kanal durchschnitten sein, der die Wasser der ganzen Gegend aufnehmen, die Ausfuhr und den innern Handel befördern sollte. Aber die Armuth der apostolischen Kammer nöthigte Pius, die Ausführung des Plans bis zu einer andern Zeit auszusetzen. Auf der Rückreise besah er den See von Fogliano, und die in einem dem Meere nah gelegenen Berg neu entdeckten Marmorbrüche. Eben so besuchte er die in seinem vorigen Sitz der Abtei Subiaco errichteten kostbaren Gebäude. Alles mußte bereichert oder verschönert werden, was nah oder fern ihm angieng. In Subiaco ließ er eine prächtige Kirche, ein Seminar und einen Pallast bauen, glänzende Werke zwar, die aber, unnütz und kostspielig, zum Verfall der römischen Finanzen nicht wenig beitrugen und schon seinen verderblichen Prachtgeschmack laut anklagten.

Man zeigte ihm auf seiner Reise viele schöne Ruinen, die wahrscheinlich der alten Stadt Suessa Pometia und den köstlichen, die alte Appische Straße verschönernden Gebäuden angehörten. Unter diesen Ruinen hatte man

Bruchstücke von Statüen, alten Inschriften, Basreliefs und Geräthen, einige von der Zeit verderbt, andre gut erhalten, entdeckt. Der Papst befahl, man solle diese schönen Ueberreste sammeln, und bestimmte sie für das Museum der neu zu gründenden Stadt.

Aber Pius hatte nie einen vollkommnen Genuß. Jedesmal störten traurige Begebenheiten, oder wenigstens beunruhigende Vorfälle, seine Freude, und trübten seine Heiterkeit. Kaum war er aus den pontinischen Sümpfen zurückgekehrt, als er vernahm, der Neapolitanische Hof beneide ihm den glänzenden Erfolg seiner angelegentlichsten Sorgen und seinen geltenden Anspruch auf den Nachruhm. Der Marchese della Sambucca, der zwar nicht die Feindschaft des Marchese Tanucci gegen den päbstlichen Stuhl geerbt, sich aber damals persönlich über Pius zu beklagen hatte, ließ, so hieß es, an einer Deduktion arbeiten, worin für das Königreich Neapel das Eigenthum eines großen Theils der pontinischen Sümpfe, und der Stadt Neapel zurückgefordert ward. Schon sah der Neid ein angrenzendes Land blühend durch Kultur; sah die armseligen Einwohner von Abruzzo von der Schönheit des neuen Edens angelockt; sah eine prächtige Stadt sich im Innern der ausgetrockneten Sümpfe erheben, und den Hafen von Terracina sicher, zum Einlaufen kleiner Schiffe, mit dem Hafen von Neapel wetteifern. Die Deduktion erschien wirklich, und der Papst ward darüber bestürzt. Er fand einigen Trost bei dem Kardinal von Bernis, der zwar oft sein strenger Tadler, immer aber sein Freund war. Schon durchwühlte man die päpstlichen Archive, um Mate-

rialien zu einer siegreichen Widerlegung aufzufinden. Ohnmächtig würden solche Anstrengungen der Gelehrsamkeit gegen die Ausführung eines ernstlich gemeinten Plans gewesen sein. Sie wurden überflüssig; die Arglist des neapolitanischen Ministers begnügte sich diesesmal mit der Angst des heiligen Vaters.

Uebrigens war die eifersüchtige Unruhe des neapolitanischen Hofes wenigstens zu voreilig. Pius schimmernde Luftgestalten waren noch weit von der Wirklichkeit entfernt. Verschiedne Neugierige, und unter diesen der Herzog von Grimaldi, damals spanischer Ambassadeur, reisten bald nach seiner Zurückkunft in die pontinischen Sümpfe, und berichteten ihm, ohne Zweifel mit traurender Theilnahme, daß die Ausführung seines herrlichen Plans für unmöglich gehalten werde. »Die versteckten Quellen, sagten sie, versiegten nicht; der Sumpfboden sei, entschieden niedriger als die Meeresfläche. Der den Bergen zunächst liegende Theil verspreche reiche Erndten; die entgegengesetzte Seite aber werde immer Sumpf bleiben.« — Diese beunruhigenden Berichte mogten etwas übertrieben sein; zu leugnen aber war es nicht, daß die Arbeiten die glänzenden Erwartungen des vorhergegangenen Jahrs bei weitem nicht erfüllt hatten. Achtzehnhundert Menschen arbeiteten hier beständig; aber die mephitischen Ausdünstungen hatten epidemische Krankheiten verbreitet, und die Regengüsse große Ueberströmungen verursacht. Die Sämereien faulten im Wasser. Die in ihren Spekulationen getäuschten Eigenthümer der Ländereien forderten von der apostolischen Kammer Entschädigungen. Sie bewiesen, daß die zur Austrocknung

bestimmten Schleusen nicht nach den Regeln der Kunst erbauet wären. Sie machten die Unerfahrenheit der Baumeister für ihren Schaden verantwortlich.

Zum zweitenmal ward das Auge des Meisters zur Untersuchung nöthig gefunden, und zum zweitenmal begab sich Pius dahin, um diese Klagen zu würdigen und ihnen wo möglich abzuhelfen. Zu Terracina fand er Murren und Reklamationen statt den Zoll der Dankbarkeit. Von den ihn umringenden Gegenständen erfüllt, schreibt er dem Staatssekretair Pallavicini: er wolle, daß künftig mit mehr Thätigkeit an dem großen seinem Herzen über alles theuren Werk gearbeitet werde. — Aber die Fonds mangelten; durch Erhöhung der Abgaben mußte geholfen und dadurch eine neue Klage veranlaßt werden. Der Papst war von Klippen umgeben; bei allem was er vornahm, machte er sein Volk misvergnügt, und war es selbst.

Wie hätte er aber auch auf so kurzen Reisen mit Sachkenntniß sehen und beurtheilen können! Nach einigen Tagen kehrte er jedesmal mit einer Eile nach Rom zurück, die seine Aerzte wegen seiner Gesundheit bange machte. Zur Entschuldigung führte Pius ihnen das Heil so vieler kristlichen Gemeinden an, die unter seiner Abwesenheit von Rom mit den Ordensobern und mit der ganzen katholischen Welt, litten. Schon den ganz weltlichen Regenten wird es schwer, ihre unübersehlichen Pflichten zu erfüllen: was drückt denn nicht alles die, welche die Geschäfte des Himmels und der Erde zugleich zu betreiben haben!

Die Arbeiten in den pontinischen Sümpfen waren un-

terdessen fortgesetzt, und der Papst war wieder durch Hoffnungen belebt; als plötzlich i. J. 1783 neue Ueberschwemmungen ihm neuen Kummer machten. Er reiset zum drittenmal, und findet, — daß man die Nachrichten von dem Wasserschaden denn doch sehr übertrieben habe. Ein Repräsentant der Gottheit auf Erden, schien er zu glauben, seine Gegenwart werde die Ordnung der Elemente herstellen, oder das quos ego! aus seinem Munde, wie das Wort eines zweiten Neptuns, den Wellen gebieten. — In Verzweiflung und fast muthlos war er hingereiset; getröstet und zufrieden kehrte er wieder heim. — Noch eine vierte Reise von vierzehn Tagen machte er im folgenden Jahr, und brachte die nehmliche Ueberzeugung von dem glücklichen Erfolg der Austrocknungsarbeiten zurück. — Hier war aber noch nicht das Ziel seiner Leiden. Nicht allein streuete die bitterste Censur durch den Mund des Pasquino Sarkasmen auf sein Lieblingsunternehmen; sondern auch die ihm am meisten ergebenen Personen, suchten ihn davon abzubringen. Der i. J. 1785 durch die Sümpfe von Neapel zurückgekommne Kardinal Orsini, betrübte ihn mit niederschlagenden Einwürfen gegen das Projekt. Fremde, noch unparteiischere Beobachter, schonten das Schooßkind seiner Eitelkeit eben so wenig. — Ein i. J. 1787 reisender Engländer sagt: »Die Ausführung des Plans ist übel berechnet; man weiß nun, daß das Wasser nicht Fall genug habe, um ablaufen zu können. Nach zehnjähriger Arbeit, ist noch nicht so viel ausgetrocknetes Land, als wie zu Augusts Zeiten gewonnen; die Luft ist noch ungesunder geworden. Und hat denn der Kirchenstaat nicht schon mehr

brauchbares Land, als bei seiner Bevölkerung (von 2,200,000 Menschen) angebauet werden kann? Viel vortheilhaftere Dinge hätte man mit der Hälfte Geldes zu Stande bringen können. So lange und so kostbare Arbeiten haben nichts weiter bewirkt, als die Wiederherstellung der Appischen Straße, die mit dem zehnten Theil der verwendeten Kosten geschehen konnte.« 29)

Noch stärker drückt sich der scharfsinnige Archenholz in seinem Werk über Italien 30) darüber aus. Er giebt dem Gedanken zu der Unternehmung an sich selbst seinen Beifall; die Hülfsmittel dazu aber scheinen ihm viel zu schwach, und die Erfolge viel zu unbefriedigend. Der Tagelohn der Arbeiter, sagt er, sei zu geringe. Elende Hütten sind ihre Wohnungen, worin sie fast nackt wie die Wilden, bleich wie Schatten, von ihren Gefahrvollen Arbeiten ausruhen, der von dem Papst in der besten Absicht

---

29) Meine, fünf Jahre früher, auf einer zweitägigen Reise durch die pontinischen Sümpfe angestellten, und in meinen Darstellungen aus Italien S. 335 u. f. ausführlich mitgetheilten und mit Gründen belegten Beobachtungen enthalten eben diese Resultate. Der endliche Erfolg aller dieser fast ganz fruchtlosen und die römischen Finanzen vollends erschöpfenden Austrocknungsarbeiten, wovon der Gedanke an sich selbst groß und ruhmwürdig, die Mittel zur Ausführung aber so verkehrt, als die Kräfte des Unternehmers unzulänglich waren, hatte jene Resultate gerechtfertigt, und die günstigere Meinung einiger anderen Beobachter, von diesem kolossalen Werke, widerlegt.

M.

30) Archenholz England und Italien, 5ter Theil, S. 117.

gefaßte Plan, sei in den Händen der apostolischen Kammer, welche die Ausführung leitet, eins von den verderblichen Kinderspielen, womit sie das Volk blendet und ihre eigne Habsucht sättigt.

Aber alle diese Kritiken und alle diese Gegenwirkungen der menschlichen Leidenschaften und der Elemente, konnten Pius nicht muthlos machen. — Im Frühling 1787 erschien er wieder auf dem Schauplatz seines Ruhms. Diesesmal überzeugte er sich mit eignen Augen, von der durch die Ueberschwemmungen verursachten Verwüstung. Bei dem Anblick des schlimmen Erfolgs so vieler Arbeiten, wollte der Herzog von Nemi, sein geliebter Neffe, der einen Theil des ausgetrockneten Landes besaß, ihn zu ihrer Aufhebung bewegen. Sie hatten damals schon eine Million römischer Thaler gekostet. Die vorräthig gewesenen Fonds waren erschöpft, doch die Beharrlichkeit, oder vielmehr der Starrsinn des heiligen Vaters noch nicht. Das Werk ward fortgesetzt; aber mit einer Langsamkeit, mit einer Unvollkommenheit die der Schwäche der Hülfsmittel angemessen waren. Umsonst erfinden Projektmacher und besonders ein gewisser Müller, Aufseher der Zölle und Abgaben, neue Mittel. Nur noch mehr brachten sie dadurch die verarmten Unterthanen auf, und machten ihnen den Regenten verhaßter, ohne für so große Ausgaben zureichende Hülfsquellen zu finden. — Kurz, nach so vielen Sorgen und nach zwölfjähriger Arbeit, war das ganze Land zwischen Cisterna und Terracina, mit Ausnahme einiger der Kultur wiedergegebnen Ländereien, der schönen Landstraße und des Kanals, Linea Pia genannt, noch nichts

mehr als er vorher gewesen, ein scheußlicher Giftaushauchender Sumpf.

Im folgenden Jahr, eine neue Reise in die pontinischen Sümpfe, und neue Geldkostende Anstrengungen zur Fortsetzung der Arbeiten. Unter dem Vorwand wenigstens einen Theil der Schätze von Loretto, den Räubereien der Algierer zu entziehen, nahm man für 400,000 röm. Thaler Werth, an Silberbarren heraus, die in die apostolische Kammer gebracht und der Santa Casa mit 3½ p. Ct. verzinset wurden. Ein großer Theil dieser Summe, ward, sagt man, den Sumpfarbeiten gewidmet, das heißt im Sinn der öffentlichen Meinung, verschleudert: denn der Haß gegen das Unternehmen suchte es immer mehr zu verschreien, und das war ein im Kirchenstaat gewöhnliches Sprichwort, wenn man von Summen sprach, die an ein unsinniges Unternehmen verwandt waren, zu sagen: sono andate alle paludi pontine, — »nach den pontinischen Sümpfen sind sie gewandert.«

Wenn Pius über die Straßen in Rom gieng, hörte er sich oft: il Seccatore nennen; ein zweideutiger Spottname, der zugleich auf seine Wuth der Sumpfaustrocknung und auf die Hudelei, die das römische Volk dadurch litt, anspielte. Mit einem Wort, dem Papst hat diese Unternehmung, die einzige, welche sein Pontifikat hätte verherrlichen sollen, kaum etwas anders als Flüche und Sarkasmen eingebracht. Sie war in den Augen der Unterthanen eine Thorheit, wofür sie die Kosten zahlten und wenig dabei gewannen. Die Reisenden genossen allein die Früchte so vieler Arbeiten und verwendeten Schätze. Wenn sie auf

der prächtigen, von Pius wieder hergestellten Appischen Straße hinfuhren, sahen sie nicht die von den umherliegenden Sümpfen verschlungnen Summen, nicht die Menge der von den pestartigen Dünsten langsam Getödteten. Sie winkten dem glänzenden Erfolg dieser peinlichen und gefährlichen Arbeiten Beifall zu, so wie wir die stolzen Pyramiden Aegyptens bewundern, ohne uns an die Tausende von Sklaven zu erinnern, die sie errichten mußten, oder, wie der große Haufe leichtsinnig ein prächtiges Schauspiel beklatscht, das, mit schweren Kosten von einem verdorbnen Reichen gegeben, die Zuschauer belustigt, und die Gläubiger wüthend macht, während der Schauspielgeber hinter der Kouliſſe frohlockt.

Vieles fehlt, daß der Hauptzweck dieser Unternehmung, die Verbesserung der Luft, erreicht worden wäre. Mit Zittern legen die Reisenden die sechs und eine halbe Poststationen der Appischen Straße, und besonders die erste von Terracina zurück. Doch scheint ihnen nichts die drohende Gefahr anzukündigen. Aber das frische Grün, worauf von beiden Seiten der Blick hinschweift, ist nichts anders, als Schilf, das beinah die ganze, nicht mit Gehölz oder Buschwerk bewachsne Strecke bedeckt. Dies ist das einzige Anzeichen der sumpfigten Gegend. — Sonst erscheint der Himmel hier eben so heiter als im übrigen Italien, und die Luft nicht mit mehr Dünsten als in den gesundesten Ländern verdickt. Bloß an den fernen Appeninen-Höhen sieht man, wie an hohen Berggipfeln gewöhnlich, Wolken hinziehen. — Eine nur zu gegründete Erfahrung lehrt den Reisenden, diesem Trugschein nicht zu

trauen. Ueber diese Strecke, in welcher der Tod herrscht, kann man nicht schnell genug hineilen. Weder in der Nacht noch am Abend darf man in den pontinischen Sümpfen reisen. Wehe denen, deren Augen sich schließen, während dieser gefährlichen Fahrt: denn auf ewig dürften sie sich schließen. — Das bleiche Aussehn derer, die aus Noth oder aus Gewohnheit diese Gegend bewohnen, zeugt von der Schädlichkeit der Luft. Ihr hinschmachtender Zustand ist ein mehr oder minder verlängertes Sterben. Auch trifft man fast keine andre Wohnung als die der Postbedienten. Diese Unglücklichen flößen ein Mitleid ein, das man ihnen kaum verbergen kann, und sie selbst empfinden, wie zerreißbar der Faden ist, womit sie noch an dem Leben hängen. Bei dem Anblick einer Gruppe von solchen noch eben athmenden Schattengestalten, fragte vor einigen Jahren ein Reisender diese Armen, wie sie es machten, um in einem solchen Lande zu leben? — »Wir sterben,« antworteten sie. Dieser erhabene und schmerzvolle Lakonismus erschütterte den Reisenden tief; — und der Leser finde darin Stoff zur Beurtheilung des Landes und seiner Bewohner, und zur Schätzung der Dienste, die Pius ihnen geleistet hat. — — — Doch, laßt uns menschlich und mitleidig, menschlich; aber nicht zugleich ungerecht sein. Es ist wenigstens nicht ganz unbedeutend für die Römer und für die Bewohner eines Theils des Kirchenstaats, eine schöne Heerstraße erhalten zu haben, die die Verbindung zwischen den beiden größten Städten Italiens erleichtert, und schon dadurch das Land, das sie durchläuft, beleben sollte. Vor der Wiederherstellung des Appischen Weges mußte

man einen großen Umweg zwischen Rom und Neapel nehmen, durch la Foglia, die Höhen der Appeninen hinauf und über Sermonetta und Piperno, bei Terracina wieder herabsteigen.

Was aber den unmittelbaren Nutzen des von Pius adoptirten glänzenden Planes betrifft: so sind die bewirkten Verbesserungen unerheblich. Alle Arbeiter wurden von der apostolischen Kammer bestellt und bezahlt, und der größte Theil der dazu bestimmten Fonds den Räubereien der Agenten preisgegeben. Einige Strecken des versumpft gewesenen Landes sind wieder bebauet, und von der apostolischen Kammer an die Einwohner verpachtet, die wegen häufiger Ueberschwemmungen schon oft um Schadenersatz bitten mußten. Der über die Mittel zur Bereicherung seiner Familie wenig gewissenhafte Papst, zog den baaren Ertrag seines kostspieligen Unternehmens faßt allein. Die gewonnenen Ländereien hatte er einem seiner Neffen zur einträglichen Apanage gegeben, und dadurch die Klagen seiner verarmten Unterthanen noch vermehrt. Diese sind nun von der französischen Republik, durch die Konfiskation dieses dem Herzog von Braschi gehörigen Landes, gerächt worden.[31])

---

31) Gerächt? durch französische Kriegskommissarien, Agenten u. s. w.? Das kann des Verfassers Meinung nicht sein, der mit jedem rechtlichen Mann das Verfahren dieser Menschen in den meisten eroberten Ländern verabscheuen muß. Hamlets Ausruf über seinen bübischen Oheim: »eine Krone hat er geraubt, und sie in seinen Schnapsack gesteckt« — kann treffend auf ihrer viele angewendet wer-

Es ist berechnet worden, daß mit dem an diese fruchtlosen Versuche verwendeten Summen, viel Land des Kirchenstaates hätte urbar und blühend gemacht werden können; dessen Einwohner nun die vorige Regierung der Vernachläßigung anklagen. Pius hat seiner thörigten Ruhmsucht, manches nützliche Unternehmen aufgeopfert. Aber prächtige Heerstraßen, Brücken und Palläste, mit seinem Namen und Wappen dekorirt, hatten für seine Eitelkeit mehr Reitz, als mit reichen Erndten bedeckte Felder. Vieles hat er zur Austrocknung der pontinischen Sümpfe noch übrig gelassen. Eine Gesellschaft von Franzosen trat gleich nach der Einnahme des Kirchenstaates zusammen, um dieses Werk zu vollenden. Sie mußte aber wegen Mangels an Fonds bald wieder davon abstehen. Ohne Zweifel wird diese Sache eine der ersten Bemühungen der neuen römischen Regierung sein. [32])

---

den. — Wären alle von den Franzosen eroberten Länder so glücklich wie Florenz gewesen, einen uneigennützigen, redlichen und menschenfreundlichen Reinhardt zum Agenten der damaligen französischen Regierung zu haben: so stünde es besser mit der öffentlichen Meinung über die Absichten und dem verdienten Schicksal dieser letztern.

M.

32) Diese Vermuthung des Verfassers ist wohl nur einen Augenblick ernstlich gemeint gewesen. Denn, in der That konnte wohl keiner, wenn er auch noch so entfernt von dem römischen Revolutionstummelplatz, und von der Bühne, auf welcher man die Farce einer antik-modernen römischen Republik spielte, sich von dem in Frankreich

Dieses grosse Unternehmen war unstreitig eine Hauptursache der Verarmung der römischen Finanzen. Ihre Zer-

---

ausgesprengten Journalistenbombast lange täuschen lassen, um zu glauben, daß auch dieser den Gewaltstreichen des französischen Direktoriums zum Spielwerk dienenden, neuen, mit ehrwürdigen Benennungen des Alterthums behängten römisch-republikanischen Regierung, der Geist jener erhabnen Ahnherren, deren Manen Berthier auf dem Kapitol, aus den Trümmern der Tempel und Grabmäler hervorrief, geruhet hätte. Und doch war nur der hohe Geist und die allmächtige Kraft der alten Römer, doch waren nur ihre Hülfsmittel allein dazu geeignet, das kolossale Werk der Staatsverbesserung Roms, wozu denn auch die Austrocknung jener alten Sümpfe gehört, mit Nachdruck anzugreifen und glücklich zu vollenden.

Uebrigens haben mich Ortkundige versichert, daß die oben angeführte Unternehmung einer Gesellschaft von Franzosen, noch bis im Frühling 1799 thätig betrieben ward, um das Werk der Austrocknung zweckmäßiger, als bisher geschehen war, anzugreifen, und daß die Plane dazu, erst seit den neuen Kriegsunruhen und seit der Kontrerevolution in Rom zurückgelegt wurden.

Einem, von der vormaligen und jetzigen Lage seines Vaterlandes sonst sehr unterrichteten, angesehenen Römer, der auf einer Reise im Auslande begriffen war, schrieb ich vor kurzem über die Lage der pontinischen Sümpfe, und legte ihm verschiedne dahin gehörige Fragen vor. Er antwortete mir unter dem 7ten November 1799 folgendes:

»Ueber die Pontinischen Sümpfe, bin ich nicht hinreichend unterrichtet, und kann also auf die mir vorgelegten Fragen nicht gehörig antworten.«

»Die Sümpfe sind beinahe ganz ausgetrocknet (??), den Theil ausgenommen, welchen man kurz vor Terracina bemerkt.«

rüttung war, als Pius die Tiara erhielt, schon bis zu einem hohen Grad gestiegen. Die Habsucht dieses Papstes,

»Der Antheil des Neffen des Papstes daran, war die ganze Gegend, links von der Via Appia, wenn man von Rom kommt.«

»Ich kann nicht behaupten, wie viel die Sümpfe an Werth betragen haben mögen; so viel aber weiß ich, daß die Austrocknung dem Staat ungefehr 30 Millionen Lire gekostet hat; welche fast ganz in das Königreich Neapel gegangen sind, da alle Arbeiten von neapolitanischen Unterthanen geschahen.«

»Man kann sagen, daß das Ganze der Sümpfe unter dem Neffen des Papstes und Rapini getheilt war; einige kleine Theile waren Privatleuten gegeben, die jährlich der Kammer eine geringe Summe bezahlten; sie bebauten sie auf eigne Kosten, und der Ertrag gehörte ihnen.«

»Ich vermag durchaus Ihre Frage nicht zu beantworten, was seit dem Jahr der Freiheit Roms aus den Sümpfen geworden sei?« u. s. w.

Die Behauptung dieses Römers, — der übrigens ein sehr gemäßigt denkender, aber mit der alten päpstlichen Regierung höchst misvergnügter Mann ist, wie es jeder rechtliche Mensch nur sein kann — »die pontinischen Sümpfe wären beinahe ganz ausgetrocknet,« muß mit dem vorhergehenden Satz, »er sei über die p. S. nicht genug unterrichtet,« zusammengehalten werden, damit man ihn nicht mit dem Argwohn beleidige, er gehöre zu den vormaligen Schmeichlern des unglücklichen Pius, die das Verderben der römischen Finanzen bewirkt und seinen Sturz befördert haben.

die verschwenderischen Ausstattungen seiner Neffen, seine Prachtliebe, hat dieses Elend noch vergrößert. Unbekümmert, die Misbräuche einer höchst fehlerhaften Staatsverwaltung abzuschaffen, vermehrte er ihre Zahl durch Schwäche und eignes Beispiel. In den folgenden Abschnitten soll das Weitere entwickelt werden.

8.

Fehler der römischen Staatsverwaltung, vornehmlich unter Pius VI.

Die ganze Form der jetzt umgestürzten römischen Regierung kann hier nicht entwickelt werden. Es sei genug, zu sagen, daß nie eine Regierung zusammengesetzter war, keine jemals den gemeinsamen Zweck aller Regierungen, die Menschen allein durch die Kraft der Gesetze zu leiten, und sie durch aufgemunterten Kunstfleiß zur Beförderung ihres eignen Glücks anzuleiten, schlechter wie diese erfüllte. Auch darf man ohne Uebertreibung behaupten, daß nie ein Staat schlechter wie der Kirchenstaat, besonders in den letzten Zeiten, verwaltet ward. Pius schien gleich im Anfang seiner Regierung die Mängel zu fühlen und sich vorgesetzt zu haben, sie zu verbessern. Einer dazu ernannten Kongregation von Kardinälen gab er den Auftrag, den Unordnungen in den Finanzen zu steuern, und dem Steuersystem eine für den Staat weniger drückende und für die Einzelnen weniger verderbliche Form zu geben. Aber sein Wille für das Gute war nur als Anwandlung anzusehen, und ob er gleich zum Despotismus ziemlich geneigt war: so fehlte ihm doch ein kraftvolles Wollen, wodurch sich Despoten manchmal zum Guten und Nützlichen angetrie-

den fühlen und dadurch erträglich werden. Beim ersten Anblick der Gefahr zeigte er einigen Muth; aber sie erschreckte ihn, bei näherer Betrachtung derselben. Hindernisse schienen seine Beharrlichkeit zu reizen; bald aber rief er die italienische Schlauheit zu Hülfe, oder er trat zurück. Ueber alles scheuete er, dafür gehalten zu sein, als ob er beherrscht werde. Und doch war er es oft wirklich; obgleich mehr von der ihm leicht einzujagenden Furcht, als von der Gewalt des Wohlwollens und der Vernunft.

Unterdessen begann er mit einigen Maßregeln, welche Festigkeit und den aufrichtigen Wunsch den Misbräuchen des Fiskus zu steuern, vermuthen ließen. Hierin gab er sogar einen Beweis der Strenge, der ihn mit den Höfen, die er aus eignes Interesse am meisten schonen mußte, beinah überworfen hätte. Klemens XIV. hatte kaum die Augen geschlossen, als Nikolaus Bischi, sein Verwandter und Freund, den er an der Spitze der Verwaltung der Lebensmittel gesetzt hatte, mit Härte aufgefordert ward, über die Anwendung einer, zum Ankauf von Getraide während der Hungersnoth empfangnen Summe von 900,000 röm. Thalern Rechnung abzulegen. Pius, der während seines Schatzmeisteramtes eine strenge Rechtschaffenheit zur Schau getragen hatte, wollte diese gute Meinung von sich dadurch erhalten, daß er einen der Betrügerei verdächtigen Beamten ohne Schonung verfolgte. Er betrieb die Sache mit einer Erbitterung, die ihm von dem spanischen und französischen Gesandten den Vorwurf zuzog, daß er in Bischi, viel weniger die Plünderer der öffentlichen Kasse, als den Liebling Klemens XIV. verfolge, und ein ungünsti=

ges Licht auf dessen Regierung werfen wolle. Ungeachtet des damaligen Einflusses dieser beiden Gesandten, ward Bischi der Prozeß gemacht, welcher dahin ausfiel, daß er zum Ersatz von 282,000 römischen Thalern verurtheilt ward; ob er gleich die Verwendung der ihm anvertrauten Summe bewiesen und schon Klemens XIV. davon Rechnung abgelegt hatte, die auch von diesem gebilligt war. Leidenschaft hatte an diesem Spruch viel größern Antheil, als strenge Gerechtigkeit. Besonders ward er von dem Prälaten Livizzani, einem eifrigen Anhänger der Jesuiten und unversöhnlichen Feind ihrer Gegner, veranlaßt. Eine so feste Beharrlichkeit als hierin, zeigte Pius vielleicht nie. Hartnäckig weigerte er Bischi eine zu seiner Rechtfertigung erbetne achttägige Frist. Umsonst verwandten sich der Kardinal von Bernis und der Herzog von Grimaldi für ihn. Mit äußerster Strenge ward sein Urtheil vollzogen, und zur Herbeischaffung der Erstattungssumme wurden seine Güter zu niedrigen Preisen verkauft. Wenigstens wollten die Gesandten des Hauses Bourbon den Prälaten Livizzani für seine unschickliche Parteilichkeit, womit er das Ansehn Klemens XIV. herabzuwürdigen suchte, büßen lassen. Nichts desto weniger ward Livizzani bald darauf zur Legation von Urbino befördert, und dann zur Kardinalswürde erhoben. Alles, was der König von Spanien zum Besten des mehr unglücklichen als strafbaren Bischi thun konnte, war, ihn durch Bewilligung einer Pension von funfzehnhundert römischen Thalern vor Armuth zu sichern.

Pius Verfolgungseifer gegen Veruntreuungen ließ aber

bald nach. Misbräuche aller Art vermehrten sich schon in den ersten Jahren seines Pontifikats auf eine beunruhigende Weise, und das fast in allen seinen Hoffnungen betrogne Volk fieng an laut zu murren, und erhob besonders gegen die apostolische Kammer ein einstimmiges Geschrei.

Der Name der apostolischen Kammer allein, erweckt schon die Idee der aller unvernünftigsten und verderblichsten Administration. Sie hatte bekanntlich die oberste Direktion der Finanzen und deren Hauptzweige. Sie bestand weniger aus einem ordentlichen Ministerium, als aus einem Zusammenfluß von Ministern, die, unter verschiedenen Titeln, zu Einnehmern, Erhaltern, Austheilern und Vertheidigern des öffentlichen Schatzes gesetzt waren, und ihre verschiednen Amtsgeschäfte mit eben so viel Habsucht als Unwissenheit trieben. Der mit den altrömischen Quästoren vergleichbare Kardinal Kämmerling, war das Oberhaupt der apostolischen Kammer, und seine Würde die höchste im neuen Rom. Die Regierung der Kirche lag ihr eben so sehr und noch mehr als die des Staates ob, und ihre Entstehung ist in den ältesten kristlichen Zeiten zu suchen. Im Range folgte sie unmittelbar auf die Würde des Papstes. So wie ein Papst starb, trat der Kardinal Kämmerling gleichsam als Zwischenkönig in seinen Ehrenplatz, und die seiner Auctorität gebührenden Huldigungen dauerten so lange als das Konklave. Ein so erhabner Platz gab dem, der ihn besaß, und Energie und Talente hatte, einen großen Kredit. Unter dem Pontifikat Klemens XIII. erhielt der Kardinal Rezzonico, einer seiner Nef-

fen, diese Würde, und behielt sie unter zwei päpstlichen Regierungen, bis zu dem Ausbruch der Revolution in Rom. Dieser Kardinal war von sanftem und gemäßigtem Karakter, sehr verschieden von seinem Bruder, der bei Gelegenheit des berüchtigten Monitoriums gegen den Herzog von Parma, die Kirche mit einem Theil von Europa beinah in Flammen gesetzt hätte. Obgleich er dem Namen nach Haupt der Partei der Zelanti war, und die höchste Würde in Rom so lange bekleidete, hatte er doch immer nur einen mittelmäßigen Einfluß.

Eigentlich war also der Kardinal Kämmerling das Oberhaupt der apostolischen Kammer. Kein Edikt dieses höchsten Konseils hatte Kraft, ohne seinen unterzeichneten Befehl, der aber unter der Verwaltung des Kardinal Rezzonico nur eine bloße Formalität war.

Unmittelbar unter dem Kämmerling stand der Schatzmeister. Braschi hatte die Stelle funfzehn Jahre besessen. Dies war der wichtigste Minister des Papstes. Er hatte mehr durch die That als den Rechten nach, eine fast unbeschränkte Auctorität, besonders in allem was Auflagen betraf. Er konnte sie ungestraft misbrauchen, das heißt, er misbrauchte sie oft.

Man hätte vermuthen sollen, daß Veruntreuungen selten sein mußten, wenn der Schatzmeister ein redlicher Mann war, wie es Braschi gewesen zu sein scheint. Aber er hatte drei Substituten zu Hülfe, unter welchen der ganze Kirchenstaat getheilt war. Bei diesen fand sich Eigensinn mit Härte und Unwissenheit verbunden. Sie hatten nur einen sehr mäßigen Gehalt; sie bereicherten sich

aber sehr bald durch Habsucht und durch angenommene Geschenke auf eine empörende Art.

Der Kommissair der apostolischen Kammer war dem Schatzmeister unmittelbar untergeordnet. Mit ihm hatten alle Pächter und Privilegirte zu thun, denen seine selten unbezahlte Gunst, unumgänglich nothwendig war. War er mit ihnen unzufrieden: so warteten ihrer alle mögliche Chikanen und Beeinträchtigungen. Sein Amt war, alle wirklichen oder eingebildeten Rechte der apostolischen Kammer zurückzufordern.

So rein also die Absichten der Departementschefs, unter dieser schwachen Regierung auch sein mogten: so war doch alles dem Eigensinn und der Raubgier der Subalternen bloßgestellt. Als Braschi Kardinal ward, erhielt der Prälat Palotta, einer der redlichsten und aufgeklärtesten Männer in Rom, die Schatzmeisterstelle. In seinem Aeussern war er hart und zurückstoßend, der Schreckmann der Intriganten und Gauner; nur konnte er sie in dem Dunkel, worin sie sich zu verstecken wußten, nicht treffen. Nützliche Reformen wurden von ihm versucht; aber von Unterbedienten entgegengearbeitet, und von dem Papst schlecht unterstützt, vermogte er bloß seinen Eifer und seine Einsichten zu beweisen. Er ward von Pius geachtet, der ihm gegen den Gebrauch, seine Stelle ließ, als er ihn zum Kardinal machte. Aber, schwankend in seiner Zuneigung, inkonsequent in allen seinen Schritten, ward Pius ungerecht, um nicht undankbar zu scheinen. Den Anfang seines Glücks hatte Braschi dem Hause Ruffo zu verdanken. Ein Kardinal dieses Namens, zeigte ihm, als er

noch sehr jung und mit einer einnehmenden Gestalt von Cesena nach Rom kam, ein besondres Wohlwollen, und nahm ihn zu seinem Gesellschafter. Benedikt XIV. hatte damals einen Sekretair nöthig; Braschi, der eine schöne Hand schrieb, ward ihm von dem Kardinal Ruffo dazu vorgeschlagen, und von dem Papst angenommen. Damit begann sein Glück, und ihm blieb ein tiefes Andenken dieser Wohlthat. Ein Prälat[33]), Neffe seines Wohlthäters,

---

33) Eben dieser hoffnungsvolle Sohn der Kirche, war in diesem Sommer (1799) der Held des Tages in Italien. Es ist der hochberühmte Kardinal Ruffo, General der königlich neapolitanischen Armee, und als ein solcher, bewaffneter Beschützer von Kalabrien, Eroberer der Exrepublik Parthenope, und ihrer Hauptstadt Neapel. Daß der König von Neapel diesen um den Staat (und, wie unser Verfasser erzählt, auch um die Kirche) verdienstvollen Helden mit königlichem Ueberfluß begabt hat, ist in der Ordnung der Dinge. — Sollte aber, wie jetzt das Gerücht sagt, dieser gepanzerte Kardinal die nächste Hoffnung bei der bevorstehenden Papstwahl haben und sie erfüllt sehen: so wäre das ein wenig außer der Ordnung der Dinge — das heißt, ein modernes Wunderwerk, das der berühmte irrländische Prophet des 12ten Jahrhunderts, Erzbischof Malachias schon längst vorhergesagt hat. Dieser nennt nehmlich schon vor 630 Jahren den Nachfolger Pius VI., *Aquila rapax*, einen räuberischen Adler! Wird nun Ruffo Papst, so mag er und sein großer Prophet es allein wissen, ob er diesen Beinamen mehr als vormaliger apostolischer Schatzmeister, oder als jetziger neapolitanischer Eroberer, oder als künftiger Papst, zu tragen würdig ist; wenn anders nicht schon diese Dreieinigkeit seiner Person, den wohlerworbnen Ruhm des Malachias und dieses Helden rettet, dem als Pabst

kam nach Rom; ein einsichtsvoller Mann, glänzend selbst in seinen Lastern, unmoralisch und zum Intriganten geboren. Er unterließ nichts, um die Aufmerksamkeit des Papstes, der eine Kreatur seines Hauses war, zu erregen; schmeichelte seinem Geschmack, und fand leichten Zugang zu seinem schon von Dankbarkeit gegen ihn gestimmten Herzen. Pius wollte sie ihm beweisen, und zwar auf Kosten des tugendhaften Kardinals Palotta. Er gab dem Prälaten Ruffo dessen Stelle als Schatzmeister der apostolischen Kammer. Durch keine Wahl erregte er so sehr den allgemeinen Unwillen, — und befriedigte er mehr seine eigne Habsucht. Der für sich selbst wenig gewissenhafte Ruffo, machte sich kein Bedenken daraus, die herrschenden Leidenschaften

---

die Adlerflügel — so wie die Krallen, doch wohl ziemlich stark beschnitten werden dürften, wenn anders nicht, wie schon oft in dieser verkehrten Welt, alles täuscht. — Hätte er ihn *Miles in bello* getauft, wie Benedikt XIII, von diesem Propheten des Irrlandes getauft ward: so wäre die Deutung minder dornig; aber freilich sind solche Anachronismen alter und neuer Staats- und Kirchenpropheten zu verzeihen. Wer in unsern wundervollen Zeiten nicht versucht wird, selbst ein Staatsprophet, politischer Journalschreiber u. dgl. zu werden, der blättre doch über dieses alles, das, wider Verdienst, fast vergeßne venerable Buch durch: »Europäischer Staats-Wahrsager; das ist wundersame Prophezeyungen von dem jetzigen Zustand der meisten und vornehmsten europäischen Staaten, in sich haltend des irrländischen Erz-Bischofs Malachiä &c. &c. &c. rare und sonderbare Weißagungen, den Päbstlichen Stuhl, &c. Frankreich, &c. betreffend. Bremen, bei Nathanael Saurmann, 1748.«

M.

Pius, seine Eitelkeit, seine Verschwendung und seine blinde Anhänglichkeit für seine Familie zu begünstigen. Um nicht seiner Seits undankbar zu scheinen, munterte er Pius zu verführerischen, aber zugleich verderblichen Projekten auf, und bereicherte, ohne sich selbst dabei zu vergessen, die Prinzen, seine Neffen, auf eine unerhörte Weise. So geschieht es oft, daß, Wohlthaten gebend und nehmend, hinter der Larve der Dankbarkeit, sich die Schwäche und das Laster selbst verstecken.

Der Prälat Ruffo hat unter diesem langen Pontifikat, mehr wie einer der übrigen Minister dazu beigetragen, daß das Gouvernement dem Volk verhaßt ward; er hat dessen Ruin durch die unerhört angehäufte Schuldenlast befördern helfen.

Als Braschi i. J. 1766 Schatzmeister war, und die Bilanz der apostolischen Kammer vorlegte, betrugen die Schulden ein und sechszig Millionen Thaler; i. J. 1789 waren sie bis zu sieben und achtzig Millionen gestiegen. Ruffo's strafbare Gefälligkeit hatte dem verderblichen Eigensinn Pius zu gefallen, eine ungeheure Menge Papiergeld gemacht, das sechs bis sieben p. Ct. verlor. Das baare Geld war selten und theuer geworden, und die Waaren des täglichen Bedürfnisses unerträglich hoch gestiegen. Die Getraide-Policei war die Quelle der größten Misbräuche, und konnte von einem Augenblick zum andern die Ursache der größten Unglücksfälle werden. Auch nur eine mittelmäßige Kultur dieses Landes hätte die Nothbedürfnisse seiner Bewohner befriedigen können: denn, des schlechten Ackerbaues ungeachtet, liefert es in guten Jahren noch

Getraide zur Ausfuhr; aber in unfruchtbaren Jahren war Mangel an allen Getraidearten. Menschen und Vieh litten Hunger, und die Administration brauchte hierin durchaus keine Vorsicht. Sie fristete bloß das Leben des Tages, das heißt, die Menschen waren oft am Hungertode. Der römische Adel und die Kardinäle fanden Hülfsmittel in dem Ertrag ihrer Pachtungen; das Volk aber war, sobald eine schlechte Erndte einfiel, in die Gefahr des schrecklichsten Mangels.

Diese Misbräuche und Gefahren, lagen vornehmlich in der Art, wie die Unterthanen des Papstes mit Lebensmittel versorgt wurden. An der Spitze dieser Anordnung stand der Prefetto del Annona, unter dem der ganze Kirchenstaat, die Legationen, Bologna, Ferrara und das Herzogthum Urbino ausgenommen, stand. Besonders war die Versorgung von Rom sein Geschäft. Alle Ausfuhr war verboten. Die Eigenthümer wurden auf das schnödeste geplagt. Zu einem von ihr selbst bestimmten Preis kaufte die Regierung fast ihre ganze Erndte auf; bereicherte aber vorzüglich begünstigte Personen durch Ertheilung einer besondern Erlaubniß zur Ausfuhr. So stimmte alles zusammen, um Klagen zu erregen und unfehlbares Elend herbeizuführen. Auch ward dieser Verwaltungszweig so ungeschickt administrirt, daß er das Volk zwar arm machte, aber selbst nicht dabei gewann, sondern in den letzten Jahren um zwei Millionen Thaler verschuldet war. Die Franzosen fanden bei der Einnahme des Kirchenstaates den Ackerbau im elendesten Zustande. Ungeschickt in allem, selbst in solchen Planen, die das gemeine Wohl zum Zweck

zu haben schienen, hatte die Regierung, in der Absicht, den Ackerbau zu heben, ein für die Landleute drückendes Mittel ersonnen. Die allgemeine erschlaffende Unthätigkeit, die immer vielweniger in dem Karakter des Volks als in denen liegt, die es regieren, ließ den größten Theil dieses von der Natur so sehr begünstigten Bodens unbebauet liegen. Längs der adriatischen Meeresküste zog man von diesen Vorzügen wenigstens einigen Vortheil. Die Aerndte an Getraide, Gemüse, Oel, Wein, Holz, Flachs, Wolle und Seide war hier ziemlich bedeutend; aber in den die gegenseitige Küste angrenzenden Provinzen ward nicht der zwanzigste Theil des Bodens benutzt. — Und was für ein Mittel erfand nun die Regierung zur Abhelfung des Uebels? Sie erlaubte den Gutspächtern, jedes in ihrer Nähe liegende Land, es mogte nun zu ihrer Pachtung gehören oder nicht, zu bebauen; und falls dieses Mittel zur Steurung der Faulheit unwirksam blieb, machte sie die Einrichtung, daß, in Ermanglung thätiger Pächter, der Annonen-Präfekt unkultivirte Ländereien selbst beflügen und für Rechnung der apostolischen Kammer besäen konnte. So lange es dem Annonen-Präfekt gefiel, standen ihm diese Ländereien zu Gebot. Der Pächter ward aus seinem Genuß vertrieben, und der Eigenthümer der Ländereien, die ohne sein Zuthun bebauet waren, mußte sich mit dem Ertrag, den sie als Viehweide gegeben hätten, begnügen. Wahrlich, weiter trieb noch kein Gouvernement die väterliche Sorgfalt. Sich so an die Stelle seiner Kinder zu setzen! Selbst die Mühe, gegen die ihre Faulheit sich sträubt, zu übernehmen! Welch ein Gedanke der erhaben-

sten Philantropie! — Aber man weiß es schon, wie Unternehmungen gelangen, womit, auch die thätigste und aufgeklärteste Regierung sich selbst abgiebt. Wenn der von der römischen ersonnene schöne Plan dem Lande nicht noch verderblicher ward: so lag es bloß daran, daß man ihn nur unvollkommen ausführte. Der Verfall des Ackerbaues im Kirchenstaat war die Folge eines radikalen Uebels, der Einrichtung dieser Anuona, einer Quelle aller Bedrückungen und der schreiendsten Monopole. Eine ähnliche Einrichtung war in Toscana vor der Regierung Leopolds. Er schaffte sie ab, und der Ackerbau ist dort seitdem im blühendsten Zustand. Rom aber schien das wahre Vaterland aller Vorurtheile zu sein, und die lange Gewohnheit sie, wie die Religion selbst, sanktionirt zu haben. Vielen war an ihrer Beibehaltung zuviel gelegen, als daß ihre Zerstörung hätte von innen herausgewirkt werden können. Die Auflösung war zwar unvermeidlich; ein gewaltsamer Umsturz derselben aber, kaum möglich. Uebrigens fanden sich unter dieser Regierung, die ihren Thron auf dem Altar verachtet hatte, die profanen mit den heiligen Misbräuchen so innig verflochten, daß man mit Recht glaubte, jene nicht berühren zu können, ohne diese anzutasten. Immer hängt einer an dem andern, von welcher Beschaffenheit er auch sein mag. Davon hat man in Frankreich den Beweis gesehen. Wer wünschte im Jahr 1789 nicht die Aufhebung der Frohndienste, die Unterdrückung der Salzsteuer, die gleiche Vertheilung der Auflagen? u. s. w. Kaum aber fieng man an, sich mit der Erfüllung dieser allgemeinen Wünsche zu beschäftigen, als der durch Enthusiasmus be-

flügelte Gang der Reform alle übrige Misbräuche, selbst wider den Willen derer, denen an ihrer Beibehaltung gelegen war, zertrat.

Wir kommen jetzt zu andern von Pius vorgefundnen fehlerhaften Einrichtungen, die sich unter seinem Pontifikat verschlimmerten.

Es war noch nicht genug, daß die Unterthanen des Papstes, in Absicht der Versorgung mit Getraide, der Willkühr der Regierung hingegeben waren; zu eben dieser Plage waren sie in Absicht des Fleisches und des Oels verdammt. Als hätte die Regierung sich gegen die Gutsbesitzer verschworen gehabt, taxirte sie das Vieh zu einem geringen Preis, und die Erlaubniß, es ausführen zu dürfen, ward sehr erschwert. Warum hätten sie sich denn für die Vermehrung des Viehes interessiren sollen? Eben so trieb die Regierung auch mit dem Oel ein Monopol. Aller Vorrath im Kirchenstaat ward nach Rom geführt. Hier bestimmte das Departement della Grascia den Preis, und verkaufte es den Kleinhändlern. Die Oel-Ausfuhr war ein Hauptverbrechen. Und was war nun der Erfolg aller dieser Maßregeln zur Versorgung des römischen Volks mit reichlichen und wohlfeilen Lebensmitteln? Daß es an Brod, Fleisch, Oel, gebrach; daß dieses alles folglich theuer war; daß z. B. das Oel, wovon der Kirchenstaat genug hätte erndten können, um fremde Einfuhr zu entbehren, oft ganz mangelte, und man es jährlich aus dem Königreich Neapel mußte kommen lassen; daß die mit dem Monopol wuchernden Behörden das Volk und sich selbst zu Grunde richteten. Das Murren des Volks ward in den letzten

Zeiten [34]) laut, und der Papst mußte oft, wenn er durch die Straßen fuhr und seinen getreuen Unterthanen den Segen, womit allein er gegen sie verschwenderisch war, ertheilte, den beunruhigenden Zuruf hören: »Heiliger Vater, nicht den Segen, sondern Fleisch und Oel haben wir nöthig!« Aber das römische Volk fühlte seine eigne Schwäche, in der Schwäche seiner Regierung, und war dem Lahmen im Evangelio ähnlich, der auf eine wohlthätige Hand harrte, die ihn in den Teich würfe. [35])

Alles, Manufakturen, Handlung, Policei, empfand in Rom diese gänzliche Abspannung, Vorläufer einer nahen Auflösung.

Der Kirchenstaat hatte einige Fabriken von groben Tuch zum Gebrauch des Volks.

Man fabricirte in Rom, mit ziemlich viel Kunst gearbeitete Tapeten, worauf die schönsten Gemälde gut nachgebildet waren. Es war aber eine von den Manufakturen, welche bloß zur Parade dienen, und mehr die Verarmung, als den Vortheil der Unterthanen befördern. Einige sehr mittelmäßige Seidenfabriken sind kaum nennenswerth. Pius hatte, als er Schatzmeister war, Klemens XIV. beredet, auf Kosten der apostolischen Kammer Baumwollenfabriken zu errichten. Diese traf das Schicksal aller für

---

34) Schon während meines Aufenthalts in Rom im J. 1783 hörte man dieses Murren und diesen Zuruf oft.

M.

35) Der Wohlthäter kam, und warf den Lahmen in den Teich. Ward er aber nun gehend?

M.

Rechnung der Regierung unternommnen Fabriken. Man fabricirte auch gute, selbst feine Hüte und einige Seidenzeuge. Ein einziger Zweig des Kunstfleißes ist, der fehlerhaften Administration ungeachtet, gelungen; nehmlich die Gerbereien.

In Absicht der Handlung schien sich alles gegen ihren Flor verschworen zu haben. In keinem Lande stämmten sich ihr so viele Verbote entgegen, und Pius genommne Maßregeln beförderten diese verderblichen Einrichtungen noch mehr. Um das Gelingen der Baumwollenmanufakturen, die er für sein Werk ansah, zu sichern, legte er i. J. 1777 auf alle fremde Baumwollenzeuge eine Abgabe von 24 p. Ct. Das hatte die gewöhnliche Folge, daß dadurch nicht die Fabriken, von welchen man Nebenbuhler entfernen wollte, sondern der Schleichhandel aufgemuntert wurde. Keine Ausfuhr war erlaubt, als mit Bewilligung der den verschiedenen Behörden vorgesetzten Prälaten, und diese Ausnahmen von der Regel stimmten fast nie überein, und stießen allenthalben an Zwang und Hindernisse in der Ausführung selbst. Die Wolle, ein Produkt, das man vielleicht hätte allein im Lande behalten sollen, ward ohne Schwierigkeiten ausgeführt; sie ist vortreflich und hätte eine Menge Hände beschäftigen können. Doch, was geschah! Sie gieng häufig nach Frankreich und in die Schweiz, kam von da verarbeitet zurück, und das arme Volk, das sich mit eigner Wolle und mit seiner Hände Arbeit hätte kleiden können, ward verdammt, die Industrie des Auslandes zu besolden. Man hatte zwar Fabriken von feinen Tüchern errichtet, wovon die eine in Rom unter dem Namen S.

Michele bekannt ist; aber ihre Administrationskosten wa-
ren so groß, daß, obgleich das Fabrikat den französischen
und englischen Tüchern nur wenig nachgab, man doch die-
se vorzog, weil sie wohlfeiler wären. Das sind noch lan-
ge nicht alle Gegenstände, wofür das römische Volk dem
Auslande zinsbar war. Die Waareneinfuhr in dem Kir-
chenstaat, war unglaublich groß. Man mag von einem
Artikel auf die übrigen schließen. Vor einigen Jahren
ward berechnet, daß jährlich für nahe an zwei Millionen
römischer Thaler Chokolate eingeführt ward.

Für alle Ursachen der Verarmung des Volks ist die
apostolische Kammer, wegen ihrer schlechten Verwaltung
verantwortlich. Die Finanzen, deren Hauptzweige sie ad-
ministrirte, giengen unter ihren Händen sichtbar zu Grun-
de. Es war von jeher schwer, mit Genauigkeit die Ein-
künfte des Kirchenstaates zu bestimmen. Die authentisch-
sten Angaben berechnen das Ganze, mit Inbegriff des
Ertrags der Zölle und die Einnahme der Datarie und
Kanzlei, auf drittehalb Millionen römischer Thaler. Die
Territorialeinkünfte, welche die Kammer zog, hätten allein
achtmal hundert tausend römische Thaler betragen können;
aber da die Gunst oder die Intrigue über die Verpachtun-
gen waltete: so betrugen sie kaum viermal hundert und
funfzig tausend Thaler. Mehr Unheil stifteten im Kirchen-
staat Sorglosigkeit und Ungeschicklichkeit in der Verwal-
tung, als in andern Ländern die schreiendsten Staatsdieb-
stähle, die schändlichsten Verschleuderungen nicht anrichten.
Die Bedrückungen waren nicht häufig, und gleichwohl
herrschte Unordnung allgemein. Die Ursachen der Auflösung,

welche

welche ins Geheim in diesem Lande wirkten, glichen den chronischen Krankheiten, die, ohne heftige Schmerzen, zum unvermeidlichen und nahen Tode führen.

Es fehlte der Regierung eben so sehr an Kraft und an Einsichten zur Verwaltung der Finanzen und zur Aufmunterung der Industrie, als zur Verhütung der Verbrechen in einem Lande, wo alles zu ihrer Verbreitung wirkte; der Einfluß des heißen Klima's, der Mangel an Erziehung, der Müssiggang, die auf die Vorrechte so vieler Orte und Personen gegründete Hoffnung der Straflosigkeit. In Rom wirkten alle diese Veranlassungen zur Unordnung besonders stark. Während des eilfjährigen Pontifikats Klemens XIII. wurden im Kirchenstaat zehntausend Morde, und in der Stadt Rom allein viertausend, begangen.

Die neuen Römer hatten fast alle die Werkzeuge zur augenblicklichen Befriedigung ihres Zorns oder ihrer Rache bei der Hand. Es gab nur wenige, die nicht ihre Pistolen in der Tasche trugen. Vorzüglich aber liebten sie das Stilett, womit sie immer bewaffnet waren. Umsonst ward das Tragen dieser Mordinstrumente verboten. Gesetze dieser Art wurden nur von denen befolgt, für die sie nicht gegeben waren; aber von allen denen nicht geachtet, die ihre Verderbtheit furchtbar machte, worunter auch die Menge der im Dienst der Großen, der Prälaten und der Kardinäle stehenden Müssiggänger gehörten. Eins der Vorrechte dieser vornehmen Herren bestand darin, sich mit Mördern zu umgeben: und diese Regierung, die, weil sie schwach war, für sanft gehalten ward, achtete das Leben der Bürger für nichts; um desto mehr aber achtete sie die

Privilegien. Auf alles erstreckten sich diese verderblichen Freiheiten. Es war genug, im Schutz einer fremden Macht zu stehen oder Priester zu sein, um sie zu geniessen. Ein auffallendes Beispiel hiervon ereignete sich i. J. 1784.

Ein spanischer Priester, Don Miguel Espinoza, hatte falsche Bankzettel gemacht; ein Verbrechen, worauf der Tod stand. Er ward dessen überführt; hatte aber auf die Schonung der Regierung einen doppelten Anspruch. Der Gouverneur von Rom sandte seine Agenten zu ihm. Mit vieler Unbefangenheit zeigt der Priester die verfälschten Bankzettel vor. Man lobt seine Geschicklichkeit in der nachahmenden Kunst. Er nennt einen seiner Freunde, der ihm von Neapel das dazu gebrauchte Papier geschickt habe. Dann giebt er den Agenten des Gouverneurs einige solcher Zettel mit, um sie mit den ächten Bankzetteln vergleichen zu können; und man findet sie diesen vollkommen ähnlich. — Die Stelle des Gouverneurs führt zur Würde des Kardinals; und dieser wollte durch eine Handlung der strengen Gerechtigkeit sein Glück nicht aufs Spiel setzen. In einer Konferenz mit dem Staatssekretair Pallavicini räth dieser ihm, zu schweigen. Nun geht der Kardinal zu dem spanischen Gesandten. Don Miguel wird geholt, und gesteht, daß er sich seit einigen Jahren in Rom befinde, um eine Pfründe nachzusuchen, wozu er bis jetzt von dem Papst bloß Hoffnungen habe erhalten können. Da er nun das mitgebrachte wenige Geld ausgegeben habe, sei ihm kein andres Mittel, um zu leben, übrig geblieben, als, falsche Bankzettel zu machen, wovon er

schon für fünf tausend Thaler Werth in Umlauf gebracht habe. Erstaunt über die Freimüthigkeit des Betrügers, sehn der Gesandte und Kardinal einander an. Aber man mußte der Nation des Don Miguel ein übles Aufsehen und der Kirche ein Skandal ersparen. Man durfte ja auch, um diesen Unglücklichen seines letzten Hülfsmittels zu berauben, ihn nicht Hungers sterben lassen. Der Kardinal willigt ein, daß ihm monatlich so lange eine Pension von zwanzig Thalern ausgezahlt werde, als bis man ihm eine gute Pfründe geben könne. Seiner Seits versteht sich Don Miguel zu dem Versprechen, daß, falls man ihm Wort halte, er keine falsche Bankzettel mehr machen wolle. — Und das nannte man auch eine gemäßigte Regierung!

Einige Jahre nachher trug sich in Rom ein andrer Vorfall zu, welcher zeigt, auf welche Art die Justiz verwaltet ward, und welche Mittel Pius erfand, um den Mangel der Wachsamkeit seiner Polizei zu ersetzen. Gorani erzählt den Vorfall, und behauptet, ihn von dem spanischen Gesandten erhalten zu haben.

Rovaglio, Uhrmacher des Papstes, der in einer der volkreichsten Gassen wohnte, war in Gefahr gewesen, in der Nacht bestohlen zu werden. Er wendet sich an den Gouverneur von Rom, Prälaten nachherigen Kardinal Busca, und erhält von ihm das Versprechen, daß sein Haus bewacht werden sollte. Die Diebe wußten so gut wie der Uhrmacher, wie viel ein solches Versprechen galt. Jene wollen den Streich wiederholen, dieser war vorbereitet, und der Streich mislingt zum zweiten mal. Bald

nachher läßt sich der Papst bei einem Besuch des Rovaglio den Vorfall von ihm erzählen, und giebt ihm ein Mittel an die Hand, das uns mit einem Zug den Karakter des Papstes und der römischen Regierung darstellt: »Wie ihr euch doch anstellt, sagt er, um euch die Diebe vom Halse zu schaffen! Zum Henker, nehmt Flinten und Pistolen; schießt auf die Spitzbuben; und tödtet ihr sie, so gebe ich euch hiermit vorläufig die Absolution.« — Konnte eine Regierung, die so ihre Ohnmacht selbst eingesteht, wohl auf eine lange Dauer rechnen? Die Römer selbst sagten daher einige Jahre vor dem Umsturz derselben, um sich ihre Fortdauer zu erklären: diese sei ein immerwährendes Wunder des heiligen Petrus.

Vielleicht die einzigen, welche sich über die Strenge, oder vielmehr über die Grausamkeit der römischen Regierung zu beklagen hatten, waren die Juden. Der Fanatismus selbst, er, der sich in allem, was er vornimmt, bald wild bald abgeschmackt zeigt, hatte die Gesetze, unter welchen sie schmachteten, diktirt; und diese wurden unter dem Pontifikat Pius noch mehr geschärft. Dieser Papst glaubte vielleicht, die Gesetze der Menschlichkeit wären für Ungläubige nicht geeignet, und hatte deswegen schon i. J. 1775 eins der barbarischsten Edikte wider sie publicirt. In ihrem stinkenden Quartier, dem Ghetto eingeschlossen, durften die Juden sich nur bei Tage in dem übrigen Theil der Stadt zeigen, und mußten beim Sonnenuntergang sich bei Todesstrafe wieder in ihr Gefängniß zurückziehen. Wenn sie ein Paar Tage eine etwas reinere Luft auf dem Lande schöpfen wollten, war dazu eine besondre Erlaubniß

nöthig. Bei Strafe der Galeeren war ihnen verboten, sich dem Kloster Annunciata zu nähern, oder sich sonst in einer Kirche, einem Kloster und Hospital in Rom blicken zu lassen. Aller Verkehr mit Kristen war ihnen untersagt. Körperliche Strafe stand darauf, wenn sie einen kristlichen Dienstboten zu dingen wagten. Kein Krist durfte einen Juden neben sich in seinem Fuhrwerk sitzen lassen, oder es ihm auch nur leihen; bloß auf Reisen war ihnen gestattet, sich eines Wagens zu bedienen. Zum Abzeichen der Schande, mußten beide Geschlechter beim Ausgehen ein gelbes Stück Zeug tragen. Ihr Begräbniß geschah in größter Stille. Kein Stein durfte ihr Grab bezeichnen, und denen die sie liebten, ihr Andenken erhalten.

Auf diese grausamen Gesetze ward nicht strenge gehalten; einige waren ganz außer Observanz gekommen; und die Strenge der übrigen verbürgte ihre Nichtbefolgung. Unauslöschlich aber trugen die, welche diese Gesetze treffen sollten, den Schimpf davon. Jeden Augenblick konnten sie wieder in Kraft gesetzt werden; und das ward auch manchmal versucht. Die Juden seufzten unter dem Joch eines immerwährenden Schreckens. Eine unbedeutende und vorübergehende Gnade ward von ihnen mit Gold aufgewogen, z. B. um aus dem verpesteten Winkel, wohin sie verwiesen waren, entwischen zu dürfen. Die römische Habsucht, auf alle Sättigungsmittel bedacht, verkauften diesen unglücklichen Schlachtopfern einige Handlungen der Toleranz — und das geschah in der Residenzstadt desjenigen, der sich der Statthalter eines guten, eines liebreichen Gottes nannte! Er selbst konnte einstimmen, daß die Menschlichkeit so

tief verwundet ward! — Und doch war dies noch nicht alles. In dem funfzehnten Jahrhundert, — barbarischer noch wenn es möglich ist als das unsrige — ließ man die Juden, um sie in den Rang der Thiere zu stellen, zur Belustigung des Publikums, und in Gegenwart des Papstes selbst, im Karnevall Wettrennen halten, so wie diese anderswo mit Pferden gehalten wurden. Dieses herabwürdigenden Sklavendienstes erließ man sie endlich; doch zu ihrer Erinnerung an diese menschenfreundlich-milde Behandlung, oder vielmehr, um ihre Herabwürdigung zu verlängern, mußten sie dem römischen Magistrat jährlich eine Deputation schicken, die knieend ein Lösegeld von hundert römischen Thalern darbrachte. Jenes Kapitol, wo einst zinsbare Könige aus Asien dem römischen Senat solche Huldigungen leisteten, war der Schauplatz dieser schändlichen Parodie.

Zu den Plagen, womit die ganze Existenz der Juden in Rom belastet war, gehörte noch der Gewissenszwang. Man hatte dazu ein eben so lächerliches als barbarisches Mittel erfunden. Sie mußten an ihrem Sabbattage die Predigt eines Dominikaners anhören, der sie mit donnernder Stimme und mit Flüchen zur Bekehrung ermahnte, und ihnen den geöffneten Höllenschlund wies, wenn sie nicht eilends sich in den Schooß der Kirche retteten. Die Unglücklichen versuchten umsonst, sich diesen langweiligen und unnützen periodischen Predigten zu entziehn. Sie verstopften die Ohren; ihre Ohren wurden von Aufsehern visitirt. Sie schliefen, oder stellten sich so; gewaltsam weckte man sie. Es blieb ihnen also nichts übrig, als zu husten und

mit Geräusch zu gähnen. Sie verließen dann die Kirche, noch etwas weniger kristlich gesinnt, als sie hineinkamen; sie lachten über ihre abgeschmackten Tirannen, oder fluchten einer Religion, die auf diese Weise bekehren wollte. — Es ist nicht zu leugnen, daß Pius, der während seiner langen Laufbahn doch einige Züge der Menschlichkeit äußerte, das auf diese unglückliche Schlachtopfer der Intoleranz lastende Joch, noch drückender machte, als wie einer seiner Vorgänger es that. Sie hatten mehr als einen Tribut seiner Habsucht zu entrichten, deren Folgen für ihn selbst eben so verderblich wurden, als ihr Ertrag schlecht verwendet ward. — Bei seinem ausschließenden Bestreben, Aufsehn erregen zu wollen, reizten seine Eitelkeit keine bloß nützliche Dinge. Hatte er Ueberfluß, warum verwendete er ihn denn nicht, um die von seinen Vorgängern angefangnen Verbesserungen des ankonischen Hafens auszuführen, die Flüsse in Romagna und Ferrara einzudämmen, die Sümpfe dieser beiden Provinzen auszutrocknen, und diese vordem so gesunde und durch Kultur glückliche Gegend der Fruchtbarkeit und einer gesunden Luft wieder zu geben? Dafür aber versenkte er Millionen in die pontinischen Sümpfe, und erschöpfte seinen Schatz, durch den Bau der Sakristei der Peterskirche, durch Verschönerung seiner Abtei Subiaco, durch Stiftung einer seiner Vaterstadt Cesena sehr entbehrlichen Bibliothek. — Der einzige Gegenstand, mit dessen Ausführung er sich ernstlichst beschäftigte, war der Bau und die Verbesserung der Landstraßen; und auch hierin wurden Mittel angewendet, die das Volk bedrückten und ihr Elend vergrößerten. Wenn sich der apostoli-

schen Kammer Unternehmer mit Vorschlägen zum Bau eines neuen Weges anboten, und diese gebilligt wurden: so schossen sie das Geld zur Ausführung vor. Dann wurden zur Wiederbezahlung dieser Leute, die bei den Arbeiten interessirten Gemeinheiten von der apostolischen Kammer willkührlich taxirt. — Auf diese Weise hat der Papst einige neue Landstraßen anlegen und alte bessern lassen, und als er sein Pontifikat endigte, war dies der am mindesten vernachlässigte Theil der Administration. Von einer andern Seite aber, wie viel Unzufriedenheit veranlaßte er nicht, selbst bei solchen Unternehmungen, welche, wenn sie besser geleitet worden wären, dem Volk hätten nützlich sein können! Er schien gegen das Murren dieses Volks unempfindlich. Verblendet von der Begierde, seinen Ruhm zu verbreiten, kannte er kaum das wahre Bedürfniß des öffentlichen Wohls. Der Vater der Gläubigen, vergaß, daß er auch der Vater seiner Unterthanen sein müsse. Liebe empfand er nur gegen sein eignes Selbst und gegen seine Familie. Dieses Selbst, liebte er allein auch in seinen Neffen.

In dem folgenden Abschnitt wird man die Abwege sehen, auf welche er, durch dieses von seiner Eigenliebe erzeugte Gefühl irre geleitet, gerieth.

9.

Nepotismus Pius VI.

Die blinde Liebe der Päpste für ihre Familie und vornehmlich für ihre Neffen, in denen sie sich bei dem Mangel von Kindern, die sie als die ihrigen anerkennen durften, wieder aufleben sahen, stiftete in der neurömischen Regierung ein in andern Reichen beinah ganz unbekanntes Unheil. Gewöhnlich ersetzten die Neffen der Päpste die Stellen der Günstlinge und Maitressen von andern Regenten. Die daraus entstehenden Misbräuche, waren, wiewohl etwas weniger öffentlich Aergerniß gebend, nicht minder schreiend. Andre Herrscher können ihre Günstlinge und Maitressen abschaffen, sie wieder plündern, nachdem sie sie bereichert hatten, ihnen ein Vertrauen, einen Kredit, dessen sie sich unwürdig machten, entziehen. Das Unheil, das ihrentwegen oder durch sie gestiftet ward, konnte vielleicht wieder gut gemacht werden. — So aber ist es nicht bei den Neffen des Papstes. Die Eitelkeit des Oheims schützt sie vor seinem Wankelmuth. Seine Schwäche sichert ihnen einen leicht zu erhaltenden mächtigen Einfluß. Die Familien erblicher Regenten haben einen beständigen, von dem Leben eines Einzigen unabhängigen Vermögensstand; das

Glück der Verwandten eines Wahlfürsten hängt von der Dauer seiner Regierung ab. Die Päpste aber werden gewöhnlich in einem hohen Alter gewählt. Daher war es nicht selten, die Neffen, so wie die Günstlinge des alten Galba, »sich herandrängen zu sehen, um die Früchte der Regierung eines Augenblicks zu verschlingen.«

Alle diese Nachtheile hat Pius Pontifikat in sich vereinigt, und bei der langen Dauer desselben aufs höchste gebracht. Die zwar nur kurze Regierung Klemens XIII. war lang genug, um die Misbräuche des Nepotismus zu begünstigen. Mit dem römischen Purpur bekleidete er zwei von seinen Neffen, und es ist bekannt, wie gefährlich für ihn selbst der Einfluß hätte werden können, den er dem einen gestattete.

Sein Nachfolger Ganganelli, machte den Nepotismus, selbst bis auf dem Namen vergessen. Ohne Vermögen, wie ohne Geburt, blieb ihm die Bescheidenheit seines vorigen Standes. Bei seinem Antritt erklärte er, er werde wie ein Apostel leben: und er hielt Wort. Für seine Familie that er beinahe nichts. Ohne sein Vorwissen lockte man zwei seiner Neffen in das Kollegium von Rom. Sie wurden ihm vorgestellt. »Wenn ihr fleissig seid, sagte er, will ich für euch sorgen: wo nicht, sende ich euch euren Eltern zurück.« — Während des fünfjährigen Pontifikats ihres Oheims, erhielten sie nur sehr wenig von ihm. Sie beweinten seinen Tod, und waren fast die einzigen, welche um ihn weinten; obgleich Klemens XIV. alle Tugenden besaß, die Achtung und Liebe erwerben. Nichts geschah, um die Weinenden zu trösten.

Bei dem Antritt Pius vermuthete man nicht, daß er einen Misbrauch wieder erwecken werde, den sein Vorgänger in Vergessenheit gebracht hatte. »Er ist, schrieb der Kardinal von Bernis nach Versailles, der letzte seines Namens; folglich ist kein Nepotismus zu besorgen.«

In der That hatte Pius keinen männlichen Verwandten seines Namens. Er zeigte auch Anfangs eine musterhafte Uneigennützigkeit gegen die Erhebung seiner Familie. Zwei Monate nach seiner Wahl war eine Kardinals-Promotion vorzunehmen. Sein Oheim, der Prälat Bandi, ein unbekannter, aber ein achtungswerther Greis, war Bischof von Imola. Man drang in ihn, diesen zum Kardinal zu machen. Er weigerte sich mit einer Festigkeit, die, so wie alles, was man an ihm in den ersten Monaten bemerkte, von der besten Vorbedeutung war. — Ein unparteiischer Beobachter, der schon lange mit ihm in Verbindung stand, und dem sich sein Karakter zu entwickeln anfing, schilderte ihn damals folgendermaßen.

Pius hat Fehler und besonders Vortheile. Politische Gegenstände machen auf ihn, der sein ganzes Leben hindurch Advokaten- und Richtergeschäfte trieb, wenig Eindruck. Er ist lebhaft, selbst heftig im ersten Augenblick; besinnt sich aber auch bald wieder, entweder von selbst oder durch Vorstellungen. Man würde es vergebens darauf anlegen, ihn zur Annahme eines Vorschlags zu bringen, dessen Verwerfung er sich einmal vorgesetzt hat; aber er nimmt dafür willig einen jenem gleichgeltenden Vorschlag an. Die große Kunst in seinem Umgange, besteht in der Schonung seiner Eigenliebe. Er liebt den Ruhm;

sein Herz ist menschlich und edel. Schade, daß die römische Erziehung dem Werk der Natur eine etwas andre Richtung gegeben hat; demungeachtet aber, verdient keiner der zum Papst reifen Kardinäle den Vorzug vor ihm zu haben.«

Bis auf einige Einschränkungen stimmt dieses Urtheil mit dem überein, was kurz vor der Revolution in Rom einige sehr verständige Personen über ihn fällten. Doch waren einige Hauptzüge seines Karakters dem Forscherblick dieser Beurtheiler entgangen. Wir haben die Abwege, auf welche seine ungeordnete Vorliebe für Sachen des Prunks ihn leitete, so wie die daraus erfolgten Verschwendungen, gesehen. Zu den folgenden Verirrungen verleitete ihn die Liebe zu seinen Neffen.

Ehemals konnten die päpstlichen Neffen sich von den aus allen Theilen von Europa in die Kasse ihres Oheims fließenden Tributen der Frömmigkeit bereichern; seitdem aber diese Quelle sich verringerte, konnte es nur auf Kosten der Unterthanen geschehen, daß die Päpste sich der Schwachheit des Nepotismus überließen. Denn die rechtlichen Ersparungen eines Bischofs von Rom beschränkten sich auf sehr wenig. Ganganelli ersparte der Freigebigkeit einiger fremden Fürsten und seiner eignen Oekonomie ungeachtet, nur etwa siebenzig tausend röm. Thaler. Wie der weniger gewissenhafte Pius die Unzulänglichkeit der bis dahin für rechtlich geachteten Ersparungsmittel zu verbessern wußte, wollen wir sehen.

Er hatte zwei Schwestersöhne, nach ihrem Vater Onesti genannt. Ehe er sie nach Rom kommen ließ,

sorgte er schon für ihr Glück. Von dem Herzog de Lante kaufte er i. J. 1775 alle Güter, die er bei Imola besaß, für sechszig tausend Thaler und machte sie ihnen zum Geschenk. Noch kannte man keinen von beiden. Im Anfang von 1778 kam der jüngste Romuald nach Rom, und erhielt einen Platz in der geistlichen Akademie. Er nahm für sich ein. Mit einer angenehmen und edeln Bildung verband er Offenheit und Anmuth. Pius empfing ihn mit väterlicher Zärtlichkeit, und gab ihm die Wohnung, die er hatte, ehe er Papst ward. Der junge Romuald brachte täglich zwei Stunden bei seinem Oheim zu, gieng sonst wenig aus, und zeigte Wißbegierde. Jedem interessirte er, und man sah wohl voraus, daß seine Beförderung nicht ausbleiben werde. Die erste Gunstbezeugung seines Oheims gegen ihn, war der Auftrag, den neuen Kardinälen von Rohan und Larochefoucauld den rothen Hut nach Frankreich zu überbringen. Er setzte einen hohen Werth in die gute Aufnahme seines Neffen in Frankreich. Man hatte sich hier damals nicht über Pius zu beklagen. Der Kardinal von Bernis glaubte, daß die Sendung seines Neffen nach Paris, das gute Vernehmen, welches schon zwischen dem Oberhaupt und dem ältesten Sohn der Kirche war, befestigen werde. Er that alles, um seinem Hofe die Wahl und den jungen Prälaten selbst angenehm zu machen. Im Monat Oktober reiste Onesti, der schon den Namen seines Oheims angenommen hatte, nach Paris ab.

Während er hier war, begieng Pius eine von den Unbesonnenheiten, die ihm, wenn er nicht bewacht ward, eigen waren.

Einer von den Suffragan-Bischöfen des Kurfürsten von Trier, von Hontheim, hatte unter dem Namen Febronius einige Jahre vorher, ein, im Betracht der damaligen Zeit, sehr kühnes Werk herausgegeben, worin er gegen die Usurpationen des römischen Hofes donnerte und an die Grundsätze der ersten Kirchen erinnerte. Der römische Stuhl, berechtiget, die Religion in Gefahr zu glauben, wenn seine Vorrechte angetastet wurden, ward lebhaft erschüttert. Aber die Zeit der geistlichen Blitzstralen war vorbei. Er trug seinen Kummer in der Stille, als ganz unvermuthet der Widerruf des Werks von Febronius erschien. Pius konnte seine Freude nicht zurückhalten; diesen Triumph der römischen Kirche, nahm er sich vor, mit dem größten Glanz zu feiern; doch hütet er sich, dem Kardinal von Bernis, der sich gewiß widersetzt haben würde, davon etwas zu entdecken: denn er versteckte sich nur dann vor ihm, wenn er einen falschen Schritt thun wollte. Am Neujahrsabend besteigt er, nach der Mitternachtsmesse, noch fast athemlos von seinen ermüdenden päpstlichen Arbeiten, die Kanzel in der Peterskirche, lieset vor den Kardinälen und unzählichen Zuhörern, den erbaulichen Widerruf mit einer Stentorsstimme ab, und begleitet ihn mit einem ziemlich heftigen Ausfall, gegen alle, den Maximen des päpstlichen Stuhls zuwiderlaufenden Meinungen, ohne zu bedenken, daß damals verschiedene Regierungen sich dadurch hätten beleidigt finden können. Wie er von seiner ersten Begeisterung zurückgekommen war, entstanden ihm doch Bedenklichkeiten über das Geschehene; die ernsten Bemerkungen des Kardinal von Bernis er-

weckten seine Besorgnisse. Indessen kam er noch glücklich mit einigen, selbst von den Römern gegen ihn ausgelassnen Sarkasmen davon.

Als der Prälat, sein Neffe, von diesem lächerlichen Auftritt unterrichtet ward, erröthete er ein wenig über die Unbesonnenheit des Papstes. Es war in einem Lande, wo man, besonders in den gebildetern Cirkeln, schon damals solche fromme Possen ohne weitere Schonung zu würdigen verstand. Gerade um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht von einer kleinen Verstandesverwirrung des heiligen Vaters, und zum großen Verdruß des jungen Romuald entsprach die Nachricht von dem von Sr. Heiligkeit aufgeführten Schauspiel diesem Gerüchte nur zu sehr.

Im April 1779 kam er nach Rom zurück. Eben fieng der Papst an, sich von einer schweren Krankheit zu erholen. Der junge Onesti schien sehr gerührt, als er ihn so schwach und abgezehrt fand. Seine Betrübniß wuchs ohne Zweifel bei dem Gedanken, der Kardinalshut, den er als den Preis seiner Sendung erwartete, werde ihm nun entgehen. Doch kehrte seine Hoffnung zurück; Pius fuhr in der Besserung fort und erschien nun wieder öffentlich. Er empfieng bei dieser Gelegenheit von dem Volk Beweise des Antheils, die er für aufrichtig halten durfte, weil er sie damals noch in mehrerer Hinsicht verdiente. Zu Fuß begab er sich nach dem Pallast des Grafen Romuald, um die Gemälde, Meublen und reichen Tapeten zu besehen, deren er sich beraubt hatte, um den Aufwand seines Neffen zu vermehren. Er schien sich beim Betrachten dieser Dekorationen, selbst gefällig des Opfers zu freuen, das

sie ihm gekostet hatten, und dem geliebten Neffen war die Bezeugung seiner Dankbarkeit ein Tribut, den sein Herz selbst darbrachte. Beide waren gerührt; und wirklich wäre dies Gemälde rührend gewesen, wenn das römische Volk nicht die Kosten davon hätte bezahlen müssen.

Aber Pius Zuneigung genügte sich nicht mit dem einem Neffen. Den ältern Bruder des Grafen Romuald, den Grafen Ludwig, kannte man noch nicht. Er war nicht für den geistlichen Stand bestimmt. Ihm mußte also wohl ein reiches Einkommen gegeben werden. Gegen das Ende des Jahrs kam er in Rom an. Die Großen, und alle, deren Interesse es war, Pius zu gefallen, überhäuften die beiden Neffen mit Zuvorkommen, und diese erwiderten es angelegentlich. Man sah voraus, daß diese Beiden dem Staat Geld kosten würden.

Im Jahr 1780 ward Graf Romuald zum apostolischen Protonotar erhoben. Es war bloß eine Ehrenstelle, die das Recht gab, einen violetten Mantel zu tragen, und sich Monsignor nennen zu lassen. Vorzüge genug, um in dem Lande der Eitelkeit sie begehren zu machen. Aber sie brachte noch andre Vortheile. Vor allen andern öffnete sie die Laufbahn zu Ehrenstellen. Man mußte, um sie zu erhalten, den Besitz von wenigstens funfzehnhundert röm. Thalern Einkünfte beweisen. Es ist begreiflich, daß dieser Beweis dem Neffen des Papstes nicht schwer ward. Bald darauf ward der junge Romuald zum Magiorduomo des Papstes ernannt. Dies war eine von den sogenannten Kardinalsstellen, die unfehlbar zum Purpur führten. Dergleichen waren die Stellen des Gouverneurs von Rom,

des

des Schatzmeisters, des Auditors der Kammer, des Präsidenten von Urbino u. a. und die vornehmsten Nunciaturen. — Bis dahin waren alle diese Gnadenbezeugungen nicht zu tadeln; Graf Romuald erhielt nur solche Würden, die statt seiner jeder andre auch erhalten hätte, und Einkünfte, wodurch der öffentliche Schatz nicht in Schulden gerieth. Seine Talente waren übrigens wenig hervorstechend; sein Karakter war sanft und bescheiden. Er brüstete sich nicht mit den erhaltenen Gunstbezeugungen; man war geneigt sie ihm zu verzeihen. Wie aber hätte man dem Papst die Verschwendungen, die ausschweifende Habsucht, denen er sich in der Folge überließ, um den Grafen Romuald und seinen Bruder mit Reichthümern zu überhäufen, verzeihen können?

Dieser Romuald, der aus dem Innern seiner Provinz kaum mit vier bis fünfhundert römischen Thalern nach Rom kam, war sehr bald den vornehmsten römischen Familien an Reichthum gleich, und misbrauchte die Schwäche seines Oheims, um von allen Händen Geschenke annehmen und mit der empörendsten Geldgierde Spekulationen machen zu dürfen.

Seine Verbindung mit Donna Costanza, der Tochter jener Donna Falconieri, die vordem für seines Vaters Maitresse gehalten ward, wurde i. J. 1781 gefeiert. Pius selbst segnete sie in der Sixtinischen Kapelle ein, und hielt bei dieser Gelegenheit eine von den blühenden Reden, wofür er Talent hatte und nicht geizig damit war. Er ließ eine Kassette mit zehntausend goldnen Dublonen zu seinem Neffen bringen, gab jedem der beiden Eheleute einen

goldnen mit Diamanten besetzten Rosenkranz, eine Sammlung von reichbesetzten Medaillen u. dgl. Doch, dabei blieb es nicht. Die Heirath seines Neffen war mehr glänzend als reich; aber sie war die Veranlassung zu einer, viele Klagen erregenden Schenkung. Die von den Jesuiten vordem in Tivoli beseßnen Güter waren an die apostolische Kammer zurückgefallen. Der Prinz von Santa Croce und der Marchese Bandini hatten ihr hundert und dreißig tausend römische Thaler dafür geboten. Man hatte dort in dem verfloßnen Jahr für zwölftausend Thaler Oel geerndtet. Nun überließ die Kammer sie dem Grafen Onesti für fünf und sechszig tausend Thaler, und gab ihm fünf und sechszig Jahre Zeit zur Bezahlung dieser Summe. Eine so empörend ungesetzmäßige Acquisition konnte keinen Segen bringen. Auch würde man den Herzog von Braschi in dem Elende, zu welchem er jetzt herabgesunken ist, nicht beklagen, wenn er keinen andern Verlust erlitten hätte. Bald darauf kaufte er ein anderes, jenem angrenzendes Gut, Nemi, und nahm davon den Namen (Herzog von Nemi) an.

Seine Heirath brachte ihm verzeihlichere Gaben ein. Die Könige von Frankreich und Spanien schickten den Neuvermälten Geschenke: eben so die Kardinäle, die römischen Fürsten, der Adel, die Prälaten, die Bischöfe, die Pächter der apostolischen Kammer und die Sollicitanten aus allen Klassen. Diese Geschenke wurden in einem großen Saal zusammengebracht, wohin der eitle Pius kam, um an dem Anblick sich zu weiden.

Auf alle Art ward die Freigebigkeit zum Besten sei-

ner Neffen in Kontribution gesetzt; besonders zur Bereicherung des geliebten Paars, in welchem die Bosheit so gern seine Tochter und seinen Schwiegersohn sah. Es war eine Gewohnheit des römischen Hofes, den neugebornen Kindern der vornehmsten katholischen Regenten geweihete Windeln zu senden. — Welches Lebensumstandes hatte der Aberglaube nicht benutzt, um seine Herrschaft auszubreiten? — Gegen das Ende vom Jahr 1781 ward Ludwig XVI. ein Sohn und dem Prinzen von Asturien ein Infant geboren. Pius gab seiner Niece den Auftrag, die Windeln auszusuchen, die er den beiden hohen Neugebornen überbringen lassen wollte. Die Herzogin von Braschi suchte eine Wahl zu treffen, die ihrem Geschmack und der Pracht ihres Oheims Ehre brächte. Sie hoffte, daß diese Bemühung der Galanterie nicht unvergolten bleiben werde, und lächelte schon den Geschenken entgegen, die der Preis dafür sein würden. Eben so kalkulirte Pius, und beider Hoffnung ward nicht getäuscht.

Nun sah dieses Paar alle Arten von Gnadenbezeugungen, Pensionen, Ordenszeichen, auf sich herabregnen. Im Jahr 1785 gab der König von Sardinien dem Grafen von Braschi eine Komthurei von mehr als zwei tausend Thalern Einkünfte, machte ihn zugleich zum Kommandeur seiner Orden von St. Moriz und St. Lazarus, und schickte ihm ein mit Diamanten besetztes Großkreuz.

Im folgenden Jahr bot die Promotion seines Bruders zum Kardinal der römischen Freigebigkeit eine neue Gelegenheit dar, sich in Bewegung zu setzen. Es war ein angenommener Gebrauch, daß die Kardinäle bei ihrer Er-

nennung dem Papst Geschenke machten. Wenn der uneigennützige Ganganelli sich diesem Gebrauch nicht entziehen konnte: so nahm er doch nur Geschenke an, die sein Museum bereicherten. Pius hingegen hatte eine besondre Vorliebe für Geschenke von inneren gewissen Werth; seine Neffen ahmten diesem Beispiel getreulich nach, und hatten ihren Antheil an den Freigebigkeiten der neuen Kardinäle. Der durch sie schon bereicherte Kardinal Braschi, ward es noch mehr durch die Hofleute, die sich beeiferten, auf diese Weise seine Promotion zu feiern. Die ersten Häuser von Rom sandten ihm kostbare, aber seiner Würde wenig angemessne Geschenke, und auch sogar Geschenke für das Museum seines Oheims. Er erhielt prächtige Kutschen mit Gespannen von sechs Pferden, schöne Porcelainservice, goldne Dosen, mit Brillanten besetzte Uhren, reich geschirrte Reitpferde, und sogar Bankzettel, sehr artig in Chokolatekuchen versteckt. Das Ganze dieser Geschenke ward an Werth auf hundert tausend röm. Thaler geschätzt.

Alles das waren übrigens nur Beweise der passiven Habsucht. Wie Celimene konnte der Kardinal Braschi sagen:

Puis-je empecher les gens de me trouver aimable?
(»Kann's hindern ich, daß man mich artig findet??«)

Aber im nehmlichen Jahr gab er einen, etwas schwerer zu entschuldigenden Beweis, der aktiven Habsucht.

Ein gewisser Prior, Namens Antoreni, der ein unermeßliches und kostbares Mobiliar=Vermögen besaß, hinterließ ihm in seinem Testament ein unbestimmtes Legat,

in dem er ihn berechtigte, unter seinem beweglichen Gute, ehe Käufer zuträten, alles was ihm an Hausgeräthen, Silberzeuge, Schmuck und andern Sachen von Werth, anstehen würde, auszuwählen. Der Kardinal-Nepote, machte von dieser Erlaubniß, die ihm ein reiches und wohlfeiles Emmenblement verschaffte, einen weit ausgedehnten Gebrauch. In der Priorei eben dieses sonderbaren Erblassers, ließ Pius sich eine artige Wohnung erbauen, in welcher der feinste Geschmack mit Pracht vereint war. Pius war also, bei allem Schein der Frömmigkeit und des apostolischen Eifers, doch so ausschließend nicht mit den himmlischen Angelegenheiten beschäftigt, daß ihm nicht auch der irdische Genuß behagt hätte; und seine Neffen waren, bei mehr Musse und wenigern Zwang, noch weniger gewissenhaft als er. Wenn aber auch diese verschiedenen Methoden, Schätze zu sammeln und das Leben zu verschönern, etwas Schimpfliches hatten: so ward doch wenigstens kein Verbrechen dabei begangen. Das aber läßt sich nicht von den folgenden Beweisen ihrer unersättlichen Habsucht sagen.

Sollte man es glauben, daß fast um eben diese Zeit der Herzog Braschi alles im Kirchenstaat vorräthige Oel aufkaufen ließ, ohne sich an die Gesetze zu kehren, welche jedem Privatmann den monopolistischen Aufkauf dieses täglichen Lebensbedürfnisses untersagten? Der Präsident des Departements della Grascia war gezwungen, ihm das Oel wieder abzukaufen, und auf Kosten der Verzehrer den Preis um zehn Procent zu erhöhen.

Sollte man es glauben, daß er eben damals ein ähn-

liches Monopol mit dem Korn trieb, es den Landleuten zu niedrigen Preisen abkaufte, und sich ein ausschließsendes Privilegium zur Ausfuhr geben ließ? Der schwache Pius stellte sich, als ob er von allen diesen Unordnungen nichts wisse; die Römer aber verziehen sie ihm nicht, und als er damals im Publikum erschien, ward er mehr als einmal, zum Dank für seinen Segen ausgezischt.

Aber ein vielleicht noch lauter schreiender Zug der Habsucht, ein recht empörender Beweis seiner blinden Neffenliebe, spannte den öffentlichen Unwillen aufs höchste, und verdient eine ausführlichere Entwicklung.

Im Jahr 1783 lebte in Rom ein gewisser Amanzio Lepri, letzter männlicher Abkömmling eines Mailänders. Er hatte sich bei dem Zollamt im Kirchenstaat bereichert, war darauf Priester geworden und verband mit einem schwachen Verstande, wie das gewöhnlich ist, ein schüchternes Gewissen. Dieses mogte ihm wohl wegen seines zusammengescharrten großen Vermögens Vorwürfe machen; er glaubte daher, es zu legitimiren, und nebenher sich selbst Gott wohlgefällig machen zu können, wenn er damit den Reichthum des Statthalters und dessen Familie vermehrte. Er geht zum Papst und übergiebt ihm eine förmliche Schenkung seines ganzen Vermögens, zum Besten der geliebten Nepoten Sr. Heiligkeit. Pius wird von dieser unerwarteten Großmuth gerührt; er nimmt sie mit Thränen (die er leicht vergoß) an, und überschüttet den Geber mit allen Schätzen seines Segens. Doch that er, zur Bezeugung seiner Dankbarkeit, noch etwas mehr. Sehr bescheiden hatte der ehrliche Lepri sich eine

jährliche Pension von fünfhundert Thalern vorbehalten. **Pius** will nun auch seiner Seits großmüthig sein: diese Summe sollte ihm monatlich ausgezahlt werden. Hatte der heilige Geist es ihm etwa offenbart, daß er sie nicht lange auszahlen werde?

Amanzio hatte eine junge Niece und Pupille, Namens **Marianne**. Seine fromme Freigebigkeit erbauete nur den Papst und seine Neffen; auf die Seite der jungen **Marianne** traten Vertheidiger ihrer Rechte. Viele ausgezeichnete Römer, selbst der Kardinal-Dechant J. F. **Albani** nahmen sich ihrer Sache, wiewohl Anfangs ohne Erfolg an. — Ihre Mutter, die Marchese **Vittoria Lepri**, hatte den Muth, einen Proceß gegen den Papst anhängig zu machen. Vor dem Tribunal des Auditors der Kammer ficht sie die Schenkung ihres einfältigen Verwandten an. Der Inhaber dieser Stelle ist mit dem Papst eng verbunden, er ist das Organ der Justiz und hat Aussicht zur Kardinalswürde. Der Auditor schlägt der M. **Vittoria** ihre Forderung ab; und der rothe Hut wird bald darauf der Lohn für seine niederträchtige Gefälligkeit.

Deswegen aber verliert die Familie **Lepri** den Muth nicht. Sie appellirt an das Tribunal der **Rota**, ein Gericht, welches mitten in der allgemeinen Verderbniß noch in dem Ruf einer unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe stand. Es war unter allen Rathsversammlungen, Gerichtshöfen und Kongregationen in Rom vielleicht das einzige, welches sich alle seine Ansprüche auf öffentliche Achtung unbefleckt erhalten hatte. Die Entscheidungen dieses Tribunals gel-

ten, so zu sagen, als Gesetze, selbst außer dem Kirchenstaat. Es gab dagegen kein andres Rechtsmittel, als eine bei ihm selbst nachgesuchte Revision, die es abschlagen konnte. Eine ehrenvollere Huldigung der unbestechlichen Rechtschaffenheit eines Tribunals, läßt sich kaum denken. Die Rota bestand aus zwölf Richtern, Auditoren genannt. Drei darunter waren Römer, einer von Bologna, einer von Ferrara, ein Venetianer, ein Mailänder, ein Deutscher, ein Franzose und zwei Spanier. Die ersten fünf wurden von dem Papst besoldet, und ein jeder der übrigen von dem Staat, dem er angehörte. Bei jeder Vakanz präsentirte der Souverain, der die Stelle wieder zu besetzen hatte, drei oder vier Kandidaten, unter denen der Papst einen, gewöhnlich den ersten auf der Liste, wählte. In jeder Sache war einer dieser zwölf Auditoren Berichterstatter, ohne selbst zu stimmen. Die von den Advokaten vorgetragne Sache, ward sofort dem Urtheil von vier Auditoren unterworfen, und entschieden, sobald drei von ihnen in ihrer Meinung übereinstimmten. Waren die Stimmen gleich: so ward die Sache noch einmal, aber von sechs Auditoren untersucht. In dem Fall, wo dieses zweite Urtheil noch keine absolute Stimmenmehrheit ergab, ward die Sache an das ganze Tribunal gebracht; und der Berichterstatter stimmte nur dann, wenn es nöthig war den Ausschlag zu geben.

Das war die Organisation des Tribunals der Rota. Die innere Verfassung setzte den größten Theil der Mitglieder in eine gewisse Unabhängigkeit, die erste Bürgschaft der Rechtschaffenheit der Richter. Die Auditoren der Rota,

lauter Prälaten, hatten, wenn sie gleich Fremde waren, von dem römischen Hofe Gnadenbezeugungen zu erwarten. Aber sie waren mit großer Sorgfalt gewählt, und entfernten sich nur selten von ihrer Pflicht. Selbst das Interesse ihres Ehrgeizes machte ihnen Rechtschaffenheit zum gebieterischen Gesetz. Ein gegründeter Anspruch auf Achtung, erwirbt bald Ansprüche auf Gunstbezeugungen. — Uebrigens konnte es fast nicht fehlen, daß sie mit der Reinheit ihrer Absichten, auch Einsichten verbanden. Sie mußten ihre Meinungen mit Gründen unterstützen, und folglich die Gesetze studieren. Beschämung wäre die geringste Strafe ihrer Unwissenheit gewesen. Die Form ihres Spruchs war einfach, und ließ der Chikane kaum noch eine Ausflucht übrig. — So also traf alles zusammen, sie zugleich furchtbar und achtungswerth zu machen. — Ein sonst wenig enthusiastischer Engländer, der sie in der gegenwärtigen Epoke in der Nähe beobachtet hatte, schließt seine Schutzrede also: »Ja, ihr ehrwürdigen Bewahrer der ächten altrömischen Jurisprudenz, mit innigem Vergnügen bringe ich euch hier öffentlich die Huldigung meiner Achtung und Verehrung dar!«

Vor dieses von dem päpstlichen Stuhl selbst gefürchtete Tribunal, ward der Proceß der jungen Marianne Lepri durch Appellation gebracht. Von vier Richtern, die zu sprechen hatten, erkannten drei ihre Rechte an. Aber sie hatten einen schwachen Augenblick. Damit der heilige Vater Zeit gewinne, an einen Vergleich zu arbeiten, zogen sie, von ihm dazu verleitet, noch zwei andre Richter zur Untersuchung der gesetzlich schon entschiednen Sache. —

Kraft der Chikane konnte der Beweis geführt werden, daß Amanzio das Recht gehabt habe, über seine Verlassenschaft zu disponiren. Sein Großvater hatte zum Besten eines seiner Söhne Josephs, des Vaters der jungen Pupille, und zum Besten seiner männlichen Nachkommen, ein Fideikommis von etwa einer Million römischer Thaler gemacht; in Ermanglung männlicher Erben, sollte, mit denselben Klauseln dieses Fideicommis auf Johann, seinem zweiten Sohn fallen, und wenn auch dieser ohne Söhne stärbe, auf seinen dritten Sohn Amanzio, und immer mit Ausschließung der weiblichen Linie, so lange die männliche dauern würde. Auf diese Klausel bezog sich Pius, um das gegründete Recht der Schenkung zu behaupten. Aber die Beraubung der Pupille war deswegen nicht minder offenbar und gehäßig. Er fühlte selbst die Schwäche seines Mittels, schlug deswegen der Marchese Lepri einen Vergleich vor, und erbot sich zur Bezahlung von zweimal hundert tausend Thalern. Die Marchese antwortete, selbst um den Preis von dreimal hundert tausend Thalern, würde sie nicht zugeben, daß ihrer Tochter die Erbschaft entzogen werde. Es bot sich nun eine andre Auskunft dar, — nehmlich, die junge Lepri mit einem der päpstlichen Neffen, dem Magiorduomo Onesti, der noch nicht Kardinal war, zu vermählen; aber der Gang des Processes war dieser Unterhandlung vorgeeilt, und trotz aller Intriguen, entschied am 2ten Junii 1785 die Rota in der zweiten Instanz, einmüthig zum Vortheil der jungen Marianne. — Das Volk, das allenthalben, auch selbst in Rom, ein angebornes Gefühl von Ehrlichkeit und Recht hat, betrübte den

heiligen Vater dadurch, daß es vor dem Pallast der Rota diesen Triumph der Gerechtigkeit jauchzend feierte.

Ein noch schlimmerer Umstand traf gleich darauf ein. Amanzio Lepri starb. Sogleich läßt der Graf Braschi das ihn begünstigende Testament ablesen und versiegeln. Wie groß aber war sein Verdruß, als die junge Marianne ein neueres von ihrem Oheim ins Geheim gemachtes Testament vorlegte, worin er ihr, mit Annullirung der dem Papst und dessen Neffen gemachten, und ihm aus den Händen gespielten Schenkung unter Lebendigen, seine Erbschaft zusichert. — Sonderbare Verlegenheit der päpstlichen Familie! Aber mächtige Menschen behalten immer noch Mittel, sich über die Gesetze hinwegzusetzen. Umsonst erhebt sich die öffentliche Stimme wider Pius, umsonst fordert die Familie des Verstorbenen die Vollführung des Richterspruchs der Rota. Der Papst weigert sich, und zwar in dem Ton der Laune und Härte, welche, im Gefühl ihres Unrechts, die Obergewalt anzunehmen pflegt. Er verleitet die Rechtsgelehrten, erhält die Revision des Processes, und weiß selbst die Gerechtigkeitsliebe der Rota wankend zu machen. Muthiger als die andern beharren einige Mitglieder auf ihre erste Meinung. Einer von den beiden von Spanien präsentirten Auditoren, der achtungswürdige Acevedo, behauptet mit vieler Kühnheit die Sache gegen die andre Partei, und sagt, — während sein Kollege d'Espuiy, nachheriger Erzbischof von Sevilla, der Habsucht des Papstes niederträchtig schmeichelt, — die Pupilla ihrer Erbschaft berauben zu wollen, hieße, eine schändliche Ungerechtigkeit begehen. Sein Widerstand war

vergeblich. — Im Jahr 1786 brachte man Pius auf einer goldnen Schüssel das Definitiv-Urtel, wodurch die Schenkung des wahnsinnigen Amanzio bestätigt ward, und die auf diese Weise dem Elende und der Verzweiflung hingegebnen legitimen Erben, zu den Kosten verdammt wurden. Der öffentliche Unwille stieg bei dieser Nachricht aufs höchste. Der Papst bekümmerte sich kaum darum. Er war von Schmeichlern oder schwachen Freunden umgeben, welche, in Sorge wegen der Herabwürdigung des heiligen Stuhls, das Unrecht des Papstes zu bemänteln suchten. Mit heuchlerischer Offenherzigkeit sagte Pius zu seiner Entschuldigung, daß er bloß den Sieg des gegründeten Rechts wolle; sei aber dieser Sieg einmal gewiß, so könne die Familie Lepri sich auf seine Großmuth verlassen. Im Auslande wird er dafür nicht geschont. Der toskanische Hof war damals im Streit mit dem päpstlichen Stuhl, und ihm gefiel das Mittel, das dieser selbst anwandte, um das für ihn genommne Interesse zu verringern. Der florentinische Zeitungsschreiber begleitete die Erzählung des Processes und dessen Ausgang mit den bittersten Anmerkungen, welche von seiner Regierung nicht abgeleugnet wurden.

Unterdessen fand der Papst Gegner, die furchtbarer waren. Mit Wärme ergriff die Familie Altieri, eine der bedeutendsten in Rom, die Partei der jungen Marianne. Der Fürst dieses Namens heirathete sie sogar bald darauf. — Der Papst sah sich genöthigt, nachzugeben; und es kam im Jahr 1787 zu einem Vergleich, nach welchem der Herzog von Braschi das ganze Mobiliar-Vermögen

der reichen Erbschaft, und von dem Kapital einen sechsjährigen Genuß der Einkünfte erhielt.

Wird man es aber wohl glauben, daß die Habsucht sich ein Opfer gereuen ließ, das ihr noch ein Ueberrest von Schaam entrissen hatte, und daß sie zu neuen Chikanen griff, um den Prozeß wieder anzufangen? Die Rota verstand sich dazu, und schwächte dadurch ihren Ruf der unbestechlichen Rechtschaffenheit. Eine von beiden Theilen ernannte Kommission, brachte i. J. 1789 einen neuen dem Nepotismus noch vortheilhafteren Vergleich zu Stande. Die Erbschaft ward zwischen dem Neffen des Papstes und den wirklichen Erben getheilt; aber auf der einen Seite der theilenden Partei blieb das Uebergewicht der Reue und der Schande. Wer mag sich bei der Erinnerung an diesem scheußlichen Handel wohl geneigt fühlen, die vor einem Jahr noch so reichen und jetzt so tief gesunkenen Nepoten zu beklagen, und nicht viel mehr, die Wahrheit des alten Sprichworts, das dem unrechtmäßig erworbnen Gut sein Schicksal bestimmt, anzuerkennen? — Wenn Pius Schutzredner den Glanz seines Pontifikats dadurch retten wollen, daß sie die Herstellung der Appischen Straße, die Austrocknung der pontinischen Sümpfe, die Begünstigung der Künste rühmen: so schließe man ihnen mit der Erinnerung an die Erbschaft des Lepri den Mund.

Unstreitig entehrt diese Sache seine Regierung am meisten. — Aber man könnte Pius noch mehr habsüchtige Züge vorwerfen, deren er sich nicht minder zu schämen hat, wenn sie gleich weniger Aufsehn machten. Hat man

ihn, um seine Neffen zu bereichern, nicht zu den niedrigsten Mitteln greifen, und aus den schmutzigsten Quellen schöpfen sehen? Jene berühmte Engländerin, die Europa bald mit ihren ausschweifenden Thorheiten belustigte, und bald durch ihre Verirrungen gegen sich aufbrachte, jene Frau, die das Skandal ihrer Bigamie von einem Staat zum andern umhertrug, die Herzogin von Kingston, vermachte ihm, als sie starb, ein mit Diamanten besetztes kostbares Gemälde, das auf vierzig tausend Gulden geschätzt ward. Man erwartete, das Zartgefühl Pius werde eine Wohlthat dieser Art zurückstoßen, — so tief aber beleidigte er den Namen dieser berühmten Glücksritterin nicht. — Er begnügte sich nicht, ohne Schaam anzunehmen, manchmal raubte er gewissenlos und ohne einen wenigstens scheinbaren Titel. Bei der Zerstörung des Jesuiterordens war alles Silbergeräthe der Jesuiten in Rom weggebracht und im Leihhause niedergelegt. Pius ließ es holen, Leuchter für seine Lieblingsabtei Subiaco davon machen, und behielt den Rest zu seinem eignen Gebrauch, oder für seine Einfälle der Freigebigkeit. Die Exjesuiten entrüstete das Betragen. Sie behaupteten, daß ihnen, selbst noch nach ihrer Unterdrückung, wenigstens das Mobiliar-Vermögen bleiben müsse; und bekanntlich hatten sie in Rom eine zahlreiche und furchtbare Partei. Um sie zu besänftigen, mußte sich Pius zu einiger Willfährigkeit entschließen, wodurch er Anlaß zu neuem Argwohn gab, und von Seiten der katholischen Mächte neue Klagen erregte. — Ein einziger charakteristischer Fehler, leitet oft zu sehr schweren Vergehen und zu Unfällen, die nicht einmal immer

die Folgen der aller gehässigsten Laster sind. Aus der Eitelkeit dieses Papstes entstanden fast alle seine Verirrungen; sie ist die Hauptquelle seines Misgeschicks gewesen. Er war habsüchtig, weil er sich zu jedem Preis Mittel verschaffen wollte, um sein Pontifikat glänzend und seinen Namen unsterblich zu machen. Daher diese Bedrückungen, diese übermäßige Verbreitung des Papiergeldes, die das Misvergnügen seiner Unterthanen rege machten, und dadurch seinen Sturz, wenn auch gleich nicht unmittelbar bewirkten, doch wenigstens ihn befördern halfen.

10.

Ursachen des Umsturzes der römischen Regierung.

Die Beschwerden des römischen Volkes gegen Pius, waren also sehr gegründet, und würden in jedem andern Lande wahrscheinlich die schlimmsten Folgen gehabt haben. Aber bei Unterthanen wie die modernen Römer, schien die Gefahr eines Aufstandes noch ferne zu sein. Geduldiger noch wie ihre Stammväter zu der Zeit ihrer Verderbtheit, konnten sie selbst des Brodes entbehren, wenn man ihnen nur Schauspiele gab; und damit war das moderne Rom noch besser als das antike Rom versorgt. Welchen Wechsel, welche Mannigfaltigkeit der Zerstreuungen, bot es der Unwissenheit und dem Müssiggange dar! Hier sah man täglich eine Wiederholung der Gaukelei jenes Missionars auf dem Markusplatz von Venedig, welcher, neidisch auf den Beifall eines Marionettenspielers, der ihm sein ganzes Auditorium raubte, nur ein Mittel fand, es seinem Nebenbuhler wieder abzulocken: er zog unter seinem Rock ein Krucefix hervor, schwang es in die Luft und schrie: Ecco lo ecco lo il véro Polichinello! (Hier, hier seht, den wahren Polichinell!) — In Rom war ein gewisser immerwährender Kampf zwischen die Theater und Tempel. Priester wetteiferten mit Bänkelrednern. Kein andrer

andrer Unterschied war zwischen beiden, als die des Lächerlichen und des Belustigenden. Hier starrte die Menge die angeblichen Wunderthaten eines Würfelspielers an; dort ward sie von den Täuschungen des Aberglaubens geblendet. Ihr staunender Blick sah bald den Schwänken eines Taschenspielers, bald einem Marienbilde zu, das auf Befehl eines fanatischen Mönchs weinen mußte; und in eben dem Moment, wo Männer von Geschmack den Arien eines Metestasio, und auf melodische Töne eines Paisiello horchten und sie bezahlten, gieng unentgeltlich der Pöpel in die Oper der Peterskirche. — Hier gab es keinen Tag für die Langeweile, und keinen Augenblick für den schädlichen Müssiggang.

Und dann war auch diese Vereinigung von zwei Gewalten in einer Hand schlau genug erfunden, um den Misbrauch der Oberherrschaft erträglich zu machen. In ihrem Souverain sahen die ihrem Wesen nach abergläubigen Römer ein zwiefaches Individuum, wechselsweise bald lächerlich und heilig, bald verhaßt und ehrfurchtsfordernd. Heute verwünschten sie den verschwenderischen, den habsüchtigen, den hochmüthigen Fürsten; morgen lagen sie dem Statthalter Jesus Kristus zu Füßen; damit sie die Theurung der Lebensmittel vergäßen, war eine Procession oder eine feierliche Segensertheilung genug. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, in ihren Mauren die Quelle aller geistlichen Gnaden, den Gegenstand der Verehrung der ganzen katholischen Welt zu besitzen. Sie wurden von den dem Papst umgebenden religiösen und profanen Prunk geblendet; und jeder glaubte seinen Theil an seinem Glanz zu haben.

Ein so fehlerhaftes Gouvernement schmeichelte in mancher Hinsicht den Leidenschaften des großen Haufens. Dieser sah in der unermeßlichen, von dem niedrigsten Sakristeiknaben an, bis zum Papst reichenden Leiter der Hierarchie, keine ihm unersteigliche Stufe; und wiewohl es in Rom einzelne große Familien gab, für welche der Papst Kardinalshüte zurücklegen mußte: so war doch kein Unterthan im ganzen Kirchenstaat, der auf die ersten Würden der Kirche nicht hätte Anspruch machen und die Erhebung seiner Familie nicht hätte hoffen können. Die Abstammung der meisten Kardinäle, was war sie? Ohne des berühmten Viehhirten Montalto zu erwähnen, den man im vorigen Jahrhundert aus dem schmutzigsten Stande stufenweise bis zum päpstlichen Thron hinausteigen sah; war nicht auch Ganganelli von der dunkelsten Abkunft? und Braschi selbst, war er nicht ein unbedeutender Edelmann aus einer entlegnen Provinz?

Zwei Dinge gab es also in dieser römischen Regierungsform, welche, ungeachtet so vieler zerstörenden Ursachen, ihre Dauer zu verbürgen schienen; zwei Dinge, die auf die Menschen so stark wirken: Aberglaube von seinem blendendsten Prunk umgeben, und Eitelkeit. Die erhitzte Einbildungskraft des Volks, sah hierin etwas Uebermenschliches, und seine Eigenliebe fand mehr als einen Genuß. Des Klima's wegen, waren die Bedürfnisse in diesem Lande nicht vielfach, und ihre Befriedigung war leicht. Die Hauptstadt bot der Neugier so viele Nahrung, dem Müssiggange so viele Unterhaltung dar; das Misvergnügen fand hier so wenig Vereinigungspunkte. Es war

daher fast unmöglich, einen gefährlichen Aufstand zu organisiren. Rom, war im eigentlichen Verstande, die Stadt von Europa, die Stadt der Künstler, der Neugierigen, der Fremden; vergebens suchte man in Rom die Stadt der Römer. — Bei ihrer Bevölkerung von etwa hundert und sechszig tausend Seelen, waren die Tensteveriner und die Bewohner des Quartiers de' Monti nur eigentlich arm, und das war gerade der gröbste und zugleich der abergläubigste Theil des Volks. Hier hätte man vielleicht die Werkzeuge zu einer Revolution finden können.[36]) Aber welche Klasse der übrigen Bewohner von Rom, konnte ihre Rechnung bei einer Revolution finden? Die Künstler, diese eigentlichen Freunde des Friedens? Die Fremden, die nach Rom kamen, um Unterricht oder Vergnügen zu suchen? Die zahlreichen Geistlichen von allen Graden, die da in der Laufbahn ihres Ehrgeizes waren, Prälaten und Kardinäle werden konnten? Die Kardinäle, wovon jeder sich die Möglichkeit dachte, zur päpstlichen Würde zu gelangen? und die alle eines Ansehns genossen, das durch jede Art von Revolution nur herabgesetzt werden konnte? —

36) Und hier war es denn auch, wo man sie im Anfang von 1798 suchte und fand. Oder wäre noch jemand, welcher sich mit den französisch-römischen Zeitungs-Bravaden: das ganze Volk von Rom habe sich empört, den päbstlichen Stuhl umgestürzt, u. s. w. täuschen ließe? Wenige gedungne Söldner aus den Hefen des Volks, machten den ersten blinden Lärm — und nun .... doch, in meinem Nachtrage soll hierüber aus dem authentischen Bericht von Augenzeugen mehr angeführt werden.

So vereinte sich ein gemeinschaftliches Interesse, um ein. Ordnung der Dinge, wovon die Existenz Aller abhieng, wo nicht zu lieben, doch wenigstens zu ertragen. Außer diesen gab es noch andre Gründe, um die Regierung eines Papstes, wie sie auch beschaffen war, erträglich scheinen zu lassen. Sie war gewöhnlich nur von kurzer Dauer, und öffnete deswegen der Hoffnung immer neue Aussichten. Man harret aus, wenn jeder Tag eine Veränderung ohne heftige Bewegungen herbei führen kann. Ueberdem zeichnete die Regierung der Päpste sich nur selten durch empörende Unordnungen und schreiende Bedrückungen aus. Ihr Alter, ihr vordem geführtes Leben, die Gewandheit, ihre Unordnungen, wenn sie anders sich solche erlaubten, mit einem Schleier zu bedecken, alles das traf zusammen, um sie von Anwandlungen solcher Gewaltthätigkeiten zu entfernen, die ein ganzes Volk empören und das einstimmige Geschrei des Unwillens wecken. Seiner Fehler ungeachtet, machte Pius keine Ausnahme von dieser Regel. Bittre Klagen hat er unstreitig veranlaßt; aber despotische Handlungen, die, besonders bei einem Volk mit wenig Energie begabt, das sich mit frommen Mummereien oder mit Vergnügungen beschäftigt, Rebellionen hätten erzeugen können, kann man ihm nicht vorwerfen. An Maßregeln der Sanftmuth fand er das Gouvernement gewöhnt, und er hat sie nicht durch Strenge geschärft. Die Agenten dieser Regierung waren in ihrer Amtsführung oft ungetreu; aber ihre äußere Formen hatten kein zurückstoßendes Ansehn. Die Lage des Volks war in der That nicht glücklich; es zehrte an einer langsamen Krankheit ab, aber es kannt.

die Quaal einer heftigen Krankheit nicht. Die Justiz ward, wenn man will, parteiisch, aber nicht strenge verwaltet. Die Gesetze waren schlecht oder miskannt, aber nicht drükkend. Die Finanzen waren in der größten Zerrüttung; die Abgaben, wonach fast jedes Volk sein Glück abmißt, waren leicht. — In den entferntesten Provinzen des Kirchenstaates, da, wo der Glanz, der den großen Haufen blendet, und ihn über sein Leiden täuscht, verschwindet, äußerte man sich, wenige Jahre vor der französischen Revolution, zu einer Zeit, wo die groben Fehler der Regierung Pius schon jedem in die Augen fielen, sehr glimpflich gegen Fremde: »Ja, sagte man, unsre Regierung ist sanft, deswegen lieben wir sie, bei allen ihren wirklichen Mängeln und anscheinenden Lächerlichkeiten, und wir würden einen Wechsel fürchten. Hätten wir eine weltliche Regierung: so könnten der Ackerbau und die Künste vielleicht blühender sein; aber die Abgaben wären dann auch drückender, und wir die Beute unrechtmäßiger Forderungen. Seht, das zertretne Volk der Herzogthümer Modena und Parma! Nur Feinde des öffentlichen Wohls können eine Staatsveränderung wünschen. Bei keiner würde man glücklicher sein. Wahr ists, wir sind dem Eigensinn einer schwachen Regierung hingegeben, einer Regierung, die in Absicht der Waarenausfuhr nicht nach bestimmten Planen handelt, sie bald begünstigt, und bald ihr Zwang anlegt; wo aber ist denn eine fehlerfreie Staatsverwaltung? wo sind die Agenten, denen man keine Bedrückungen vorwerfen könnte? 37)

---

36) Roland, Lettres écrites de Suisse et d'Italie. T. V. S. 515.

Andrer Seits hörte man strengere Richter, zwar die Administration Pius tadeln, aber dabei die römische Regierungsform in Schutz nehmen. Weiter als irgend ein Papst, sagten sie, hat der jetzt regierende einen Misbrauch getrieben, den das Volk am tiefsten empfindet; drückender wie jemals ist das Monopol mit dem Getraide, mit Fleisch und Oel. Wir haben Theurung, manchmal gänzlichen Mangel. Doch aber haben wir wenigstens keine Kriege, wovon die Kosten zu bezahlen sind. Zu ausserordentlichen Ausgaben giebt es keine Veranlassungen. Der Papst ist wohl habsüchtig; aber er häuft keine Schätze. Er hat durchaus kein Interesse bei Bedrückungen. Unsre Gesetze sind mangelhaft; unsre Tribunäle sind weder strenge, noch auch nur wachsam; daher die schlechte Policei, die Ungestraftheit der Verbrechen. Alle solche Nachtheile aber, werden durch das Glück aufgewogen, nicht immer in Furcht vor Drohungen und Gewaltthätigkeiten zu schweben.

Durch dieses alles soll zwar nicht dargethan werden, daß die römische Regierungsform nicht den Maximen der ächten Philosophie und selbst der aufgeklärten Vernunft, ganz entgegen gewesen wäre; es soll bloß beweisen, daß, wenn sie gleich in ihrem Innern den Keim zu einer langsamen aber unvermeidlichen Zerstörung trug, selbst unter Pius Regierung noch keine so große Unzufriedenheit herrschte, die ein Volk zur Revolution auffordert.

Anderswo, und außerhalb Rom, hat man also die Hauptursachen derselben zu suchen, und zwar viel weniger, wie man wohl geglaubt hat, in dem Bemühen der Ketzer, Dichter und Atheisten den päpstlichen Stuhl zu untergra-

ben, als in dem Benehmen der katholischen Mächte gegen ihn. Schon Dupaty, dessen Briefe über Italien so viel zart ausgedrückter Wahrheiten, unter dem Schein von Paradoxen enthalten, sagt: »der Kirchenstaat hat noch nie so fest gestanden, als seitdem er so schwach ist. Er hat künftig nichts weiter zu befürchten: denn künftig ist er nicht mehr furchtbar.« — Er wollte wieder furchtbar werden; er wußte sich in die Zeitläufte nicht zu schicken. — Er versuchte, einige Gewalt zu üben — er ist gefallen.

Dieses werden die folgenden Abschnitte näher entwickeln.

11.

Verhältnisse des päpstlichen Stuhls mit dem Hofe von Wien.

So lange Maria Theresia lebte, behielt der Wiener Hof eine achtungs- und ehrfurchtsvolle Stellung gegen den heiligen Stuhl. Diese unter verschiedenen Gesichtspunkten, große Fürstin, hatte besonders gegen das Ende ihres Lebens ihre Seele in die Windeln der Andacht gewickelt. Lange wurden die Jesuiten von ihr, als die stärksten Stützen der Religion betrachtet; da doch andre mit dem ihrigen in der Frömmigkeit wetteifernde Höfe, laute Klagen gegen sie erhoben, und ihre Zernichtung zu bewirken suchten. Maria Theresia glaubte viel zu thun, wenn sie sich nicht widersetzte; und vielleicht ist sie mit Bedauren über den Verlust der Jesuiten gestorben.

Ihren erledigten Thron bestieg ein Fürst, — unternehmend, fruchtbar an Planen zu Reformen, und, was Unmuth und Neid auch dagegen eingewendet haben, voll Verstand und Einsichten. Um große Dinge zu Stande zu bringen, fehlte ihm nichts, als Mäßigung und Vorsicht. Schon lange sann er, noch unter der Vormundschaft einer gebieterischen Mutter, die viel weniger philosophisch dachte

als er, auf vielumfassende Plane, mit deren Ausführung seine Ungeduld gern geeilt hätte. Er hatte sie durchdacht, und glaubte deswegen, sie zur Reife gebracht zu haben, oder vielmehr, er beurtheilte Europa und sein Volk nach sich selbst, und hielt nun alles reif für seine Plane.

Kaum hatte er die Regierung angetreten, als sich schon, wie man es voraus sah, die schonenden Rücksichten des Wiener Hofes für den heiligen Stuhl merklich minderten. Wahr ist es aber auch, daß Pius selbst die Ungeschicklichkeit hatte, diese plötzliche Veränderung hervorzurufen. Seine größte Verlegenheit entstand immer dann, wenn er die den großen Mächten zu erweisenden achtungsvollen Rücksichten von entgegengesetztem Zweck vereinigen wollte. Oft konnte er in die Forderungen der einen Macht nicht willigen, ohne die andere zu erzürnen. Dann griff er zu einem Mezzotermine, der fast jedesmal den, dem man nachgiebt, und den, dem man sich widersetzt, gleich unzufrieden zu machen pflegt. — In einer solchen verdrießlichen Lage befand er sich gegen das Ende der Regierung von Maria Theresia.

Bei aller Frömmigkeit, trieb diese Fürstin die Schwächen der mütterlichen Eitelkeit aufs höchste, in deren Befriedigung selbst ihre religiöse Bedenklichkeit eine Zeitlang schwieg. Ihr Sohn, der Erzherzog Maximilian, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Es war ihr nun nicht genug, ihm das Kurfürstenthum von Köln zugesichert zu haben; auch das Bisthum Münster und einige andre sollte er noch erhalten. Hätte man der Kaiserin Königin ihren Willen gelassen: so würde das Haus Oestreich alle

reiche Prälaturen in Deutschland nach einander an sich gezogen haben. Die Höfe von Versailles und Madrid schöpften Verdacht. Der König von Preussen ward unwillig; und ließ sogar die Domherren von Münster drohen. In Rom allein hätte man unter einem minder schreckhaften Papst, das Uebel in der Quelle selbst hemmen können. Frankreich und Spanien drangen bei Pius darauf, er mögte dem Erzherzog das Breve der Wahlfähigkeit verweigern. Man wollte, daß er den Forderungen des Wiener Hofes die heiligen Canones der Kirche, welche die Mehrheit der Beneficien verbieten, entgegen setzen sollte. So riefen diese großen Mächte, die das Ansehn des römischen Stuhls oft verletzten, ihn dann zu Hülfe, wenn er ihren Absichten dienen konnte. Pius war in einer bangen Unentschlossenheit. Er wagte es nicht, dem Wiener Hofe offenbar entgegen zu handeln. Warum übernahmen die andern Höfe, die mit gleichen Waffen kämpfen konnten, diesen lästigen Auftrag nicht selbst? — Im Herzen war es ihm ganz recht, die großen Mächte mit einander im Kampf zu sehen. Er fühlte, daß, wenn der Satz wahr sei, daß die Kleinen die Thorheiten der Großen zu büßen haben, es nicht weniger gegründet sei, daß die Schwachen bei ihren Händeln gewinnen. Aber die Schwachen wissen nicht immer die ihnen von den Zeitumständen angebotnen Vortheile zu benutzen. — Der Papst, der das bourbonische Haus und das Haus Oestreich zugleich schonen wollte, gab jenem Anlaß zu Beschwerden, ohne dieses sich verbindlich zu machen.

Oestreich erhielt von ihm den ersten Beweis der Willfährigkeit. Er dispensirte den Erzherzog Maximilian,

die heiligen Orden eher zu empfangen, als er die Coadjutorschaft des Erzbisthums Köln und des Bisthums Münster annahm. Doch hatte er den Muth, dieser Gnade eine Bedingung beizufügen, daß nehmlich der Erzherzog von dem Kurfürsten selbst zum Coadjutor erbeten werden, und er sich der Stimmenmehrheit in den beiden Domkapiteln versichern sollte. Eine lächerliche Formalität, von der man gewiß war, daß der Wiener Hof sie leicht erfüllen konnte. Dieser Handlung einer anscheinenden Festigkeit ungeachtet, wußten die Kabinette von Versailles und Madrid ihm keinen Dank für seine Gefälligkeit. Aber der erstere von der Königin beherrschte Hof, schwieg. Der Gesandte von Spanien sprach mit der Derbheit, die in seinem Karakter lag, und wozu er den Auftrag hatte. Pius, der ihn fürchtete, zauderte etwas; aber der Wiener Hof verschwendete Liebkosungen an den Papst, Geschenke an seine Neffen und an sein ganzes Ministerium, ohne den untersten Schreiber der Kanzlei zu vergessen; und der Wiener Hof drang durch.

Das waren die letzten Verhältnisse von Achtung und Freundschaft zwischen ihm und dem päpstlichen Stuhl. Der Tod der Kaiserin Maria Theresia folgte bald auf diesen kleinen Triumph, und von nun an war die Zeit der Schonung vorbei. Pius fühlte es selbst. Er kannte den Karakter und die Grundsätze Joseps II. und war, wie so oft während seines Pontifikats, unbedachtsam genug, sich die Beschleunigung des Augenblicks der Strenge, gleichsam recht zum Geschäft zu machen.

Nach einem in Rom eingeführten Gebrauch, hielt der Papst dem kürzlich verstorbnen katholischen Souverain im

seiner Kapelle eine Todtenfeier. Sollte man es wohl glauben, daß Pius diese unbedeutende Huldigung dem Andenken der Maria Theresia weigerte? Kurz zuvor hatte er, dieser Fürstin zu gefallen, den heiligen Kirchenverordnungen zuwider gehandelt, und nun wollte er ihrentwegen nicht einmal eine an sich selbst gleichgültige Gewohnheit, welche weder der Gottesverehrung noch der Kirchenzucht etwas angieng, abändern. Hartnäckig behauptete er, diese Ehre komme keiner Königin zu, und stellte sich, als ob er nicht wisse, daß Maria Theresia, seit zwanzig Jahr Selbstherrscherin, allen andern Souverains gleich geachtet werden mußte. Und was lag denn an der Abänderung eines Gebrauchs, wenn es darauf ankam, einem Fürsten nicht zu misfallen, den er zu schonen so viele Ursache hatte!

Seiner Seits hatte Joseph II. die Schwäche, sich durch diese elende Chikane beleidigt zu fühlen; und Pius, der alle, die ihn zu kennen glaubten, irre machte, und den weisen Rath seiner Freunde zurückstieß, setzte eine Ehre darin, ihm zu trotzen. Als der kaiserliche Gesandte, Kardinal Herzan, ihm die möglich schlimmen Folgen seiner Unhöflichkeit zeigen wollte, versetzte der Papst zornig: »Nun dann, mag der Kaiser über diese geschehene Sache zürnen, oder sie verachten.« — Joseph that das erstere, und als ihm eine von der Kanzlei an seinen Gesandten beim päpstlichen Stuhl gerichtete Depesche vorgelegt ward, schrieb er eigenhändig darunter: »Mir gilt es gleichviel, ob dieser Bischof von Rom höflich oder grob ist,« — und glaubte, sich dadurch derb gerächt zu haben.

Das war aber nicht der einzige Verdruß, den er dem

Papst vorbehielt. — Joseph hatte unstreitig seinen Plan schon gemacht, als er den Thron seiner Mutter bestieg, und gewiß würde eine von dem Papst gehaltene Trauerrede nichts darin geändert haben. Aber der kleine Umstand, daß er sie unterließ, hatte gleich Anfangs auf die Form der Ausführung Einfluß, und man will beobachtet haben, daß der Kaiser, indem er seinen großen philosophischen Ideen folgte, sich an der Unruhe weidete, die er dem Papst machen würde.

Er äußerte gleich im Anfang des Jahrs 1781, daß er in seinen Staaten die Maximen der gallikanischen Kirche einführen, die Vereinigung mehrerer Beneficien in einer Person abschaffen, und Preßfreiheit gestatten werde. Er befahl, ein Verzeichniß der geistlichen Einkünfte des Mailändischen und Mantuanischen aufzunehmen. Das hieß, dem päpstlichen Stuhl die Veranlassung zur Unruhe nahe legen. Einige kleinliche Züge von Feindseligkeit mischte Joseph in diese schreckende Maßregel. Er nahm einen Exjesuiten zum Beichtvater, und glaubte Pius dadurch böse zu machen. Also kannte er dessen geheime Denkart noch nicht!

Nun folgten vorläufige Aeußerungen und Maßregeln zu sehr ernsthaften Reformen. In eben dem Jahr publicirte er zwei Edikte, wodurch die Zulassung von Breven, Bullen und Reskripten des römischen Hofes beschränkt wurde. In einem andern erklärte er, daß künftig die Mönchsorden nicht mehr von der Auctorität der Bischöfe eximirt sein, und der Papst keine unmittelbare Jurisdiktion über sie üben solle. Den durch diese Neuerungen be-

Pius erregten Verdruß, wußte er Anfangs noch zu unterdrücken. Er wollte, sagte er, sich auf väterliche Ermahnungen beschränken. Aber von allen Seiten liefen Klagen ein, die beantwortet werden mußten. Verhaltungsregeln wurden von ihm gefordert; er glaubte sie geben zu müssen, und ihm selbst wären sie nöthig gewesen. Bestürzung ergriff das ganze Kirchenheer, und lief von Glied zu Glied, bis zum obersten Befehlshaber. Die Mönche geriethen in ihren Cellen in Bewegung. Ihre Provincialen wandten sich an die Ordensgenerale zu Rom, und diese wieder an den Papst. Sie waren mit ihm darin einverstanden, man müsse dem Ungewitter die Stirne bieten. Er befahl ihnen, ihren Untergebenen zu schreiben: Seid euren Ordensgesetzen und eurer Pflicht eingedenk. Die Heere standen einander gegenüber, und der Krieg begann, ohne erklärt zu sein.

Joseph fährt in seinen Reformen fort. Er vermindert die Gebühren für Taufen und Beerdigungen um die Hälfte. Pius versucht was seine väterlichen Ermahnungen vermögen; trocken antwortet Joseph seinem Nuncius: »ich begehre keinen Rath in Sachen meiner Staaten, welche bloß meine eigne Unterthanen und weltliche Gegenstände betreffen.«

Alles, was Joseph seit dieser Zeit gesagt und im Bezug auf Reformen der Kirchenzucht gethan hat, war bloß der Kommentar oder die Anwendung dieser Phrase. — Wir müssen diese Reformen und ihre langweilige Zergliederung den Theologen und Kanonisten überlassen, und hier nur die vornehmsten berühren.

Die Jesuiten, diese treuen, eifrigen und schlauen Schildhalter des römischen Stuhls, deren Verlust zu bedauren dieser wohl Ursache hatte, ließen in den Kirchenagenden die hauptsächlichsten Verordnungen, die berüchtigten Bullen, in coena domini und unigenitus, einrücken, um dadurch die Augen der Gläubigen auf die Vorrechte des römischen Hofes zu heften, diese als einen wesentlichen Theil des Cultus darzustellen und den frommen Fürsten gewissermaßen eine stillschweigende Anerkennung seiner Ansprüche zu entlocken. Joseph läßt diese gefährlichen Einschiebsel aus allen Kirchenagenden seiner Staaten wegstreichen.

Den Seminarien und den Kollegien der Missionaire verbietet er alle Abhängigkeit von dem Hofe zu Rom.

Das waren nur noch entfernte Angriffe auf dessen Auctorität. Die folgende war ernstlicher gemeint, ihre Wirkung unmittelbar, und sie erforderte eine augenblickliche Entschließung. Der Kaiser erbittet in einem Schreiben an Pius, von ihm ein Indult, um ihn zur Ernennung zu allen Bisthümern und zu allen Beneficien der Lombardei zu aucthorisiren. Der Papst geräth in die größte Verlegenheit. Was soll er thun? Auf die Gefahr, ein Schisma zu provociren, losschlagen? Soll er sich verstellen? Dies hiesse ja, sein Pontifikat entehren, und sich den Vorwürfen der ganzen Kirche bloßgeben. — Schon beschuldigten, die ihn umgaben, ihn der Nachlässigkeit, und suchten seinen Eifer anzufeuern. Er war geneigt, alle Expeditionen von Bullen für die Erbstaaten des Kaisers zu suspendiren; aber einige Besserunterrichtete machen ihm die Bemerkung: Joseph sei der Mann, sich über das, was man

ihm nicht gutwillig zugestehn wolle, hinwegzusetzen. Seufzen Sie, sagte man ihm, seufzen Sie in der Stille zu den Füßen des Gnadenbildes, über die Anmaßungen des Kaisers; halten Sie sich an sogenannte Vorbehaltungsakte; aber hüten Sie sich vor einer offnen Weigerung. Haben Sie das berühmte Wort Ihres ersten Beschützers Benedikt XIV. vergessen, der, wenn er von den Souverains sprach, sagte: laßt uns sie nicht abgeneigt machen, uns um etwas zu bitten.

Hart und schimpflich aber war es, ohne Kampf sich zu ergeben. Wohlan denn, sagte sich Pius, laßt uns kämpfen, aber mit den Waffen der Sanftmuth und Kristenliebe. — In einem Briefe, worin er Joseph, seiner Eitelkeit schmeichelnd, zu entwaffnen sucht, antwortet er auf seine Forderung des Indults. »Ich weiß nur zu gut, sagte er, daß ich dadurch nichts von ihm erhalten werde; aber es ist schon viel, wenn man nur Zeit gewinnt.

In der That mußte der Papst damals Mitleid erregen. Beinahe alle europäische Regenten schienen sich das Wort gegeben zu haben, ihn zu quälen. Frankreich war fast die einzige Macht, über die er sich nicht zu beklagen hatte, wodurch denn der Kardinal von Bernis noch mehr Einfluß auf ihn gewann, was ihm Mittel an die Hand gab, in der ihm eignen Sprache der Versöhnung und der Sanftmuth, wenigstens mit einiger vorübergehenden Wirkung zu dem Papst zu reden. Mit eben dieser Sprache besänftigte Bernis seine große Empfindlichkeit über ein kaiserl. Dekret, worin die Verwendung wegen Dispensationen an den römischen Hof untersagt ward; so wie über ein

gleich

gleich darauf folgendes, welches den Bischöfen in den Erbstaaten, das Versprechen des Gehorsams, gegen alle bisher von dem Kaiser gegebne und noch künftig zu gebende Befehle, auferlegte. — Einigermaßen glich dieses Dekret dem der spanischen Inquisition, wodurch alle Werke Voltairs, die er schon geschrieben hatte und die er noch schreiben würde, verdammt wurden. — Man sieht wohl ein, wie empörend und beunruhigend ein solches Begehren dem päpstlichen Stuhl und seinen Anhängern scheinen mußte. Aber, was sollte man thun? War die Kirche von dem ihr drohenden Misgeschick durch Ergebung oder durch Widerstand zu retten? Mit großer Beängstigung erwartete Pius, Josephs Antwort wegen des Indults. Was ihm der Kardinal Herzan vorher sagte, war von schlimmer Vorbedeutung: »Gewähren Ihro Heiligkeit dem Kaiser nicht, warum er Sie bittet: so sein Sie versichert, daß er ohne Ihren Beitritt zu allen lombardischen Beneficien ernennen wird.« — Die Antwort Josephs kam bald darauf an. Sie war herzlich; aber auch nachdrücklich, und ließ zu einer Kapitulation nicht die geringste Hoffnung übrig. Aufrichtig wünschte er die Zustimmung des Papstes; aber er hielt sie durchaus nicht für unentbehrlich. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte die Machtvollkommenheit wieder herstellen, auf welche seine Vorgänger aus Schwäche, Angriffe hatten geschehen lassen.

Der Papst seufzt, überlegt. Bisher sah man ihn bis zum Ungestüm heftig. Seine besten Freunde erkannten ihn jetzt nicht. Ihnen schien sein Pflegma und seine Geduld übernatürlich. — Sie fanden ihn geneigt, das unglückliche

Indult zuzugestehen, wenn Joseph ihm dagegen versprechen wollte, keine weitre Neuerungen vorzunehmen.

Pius kannte den Kaiser noch nicht. Nur einen Theil seines vielumfassenden Plans hatte er ihm entfaltet. Er glaubte am Ende seines Kummers und seiner Opfer zu sein — und nun erscheint ein neues kaiserliches Dekret, zur Aufhebung aller solcher Klöster, deren Mönche ein bloß beschauendes Leben führen, und weder als Lehrer der Jugend, noch als Missionarien, noch als Prediger dienen; und aller Nonnenklöster, mit Ausnahme derer, worin man sich mit Erziehung beschäftigt.

Für die gesunde Philosophie waren das nur erst leichte Triumphe; für den römischen Hof aber Donnerschläge. Sie brachten einen Entschluß zu Wege, den man in Frankreich nicht erwartete, und der selbst den Kardinal von Bernis überraschte.

Pius bildete sich ein, wenn es noch ein Mittel gebe, Joseph zu bekehren: so sei es sein persönlicher Besuch in Wien. — Dieses sonderbare Projekt vertrauete er anfänglich bloß dem Kardinal-Dechanten Albani, einem Mann von Gewandtheit und Einfluß, an, und außer ihm dem Kardinal Gardyl, dem geheimen Rath des Papstes in allem was Theologie betraf, und dem Kardinal Pallavicini, für welchen er zwar weder Freundschaft noch Zutrauen hatte; der aber, vermöge seiner Stelle als Staatssekretair, ein geborner Vertrauter dieses Projekts war.

Der Hof von Versailles, der durch den Wiener Hof davon zuerst benachrichtigt ward, fand den Einfall unsinnig und ganz geeignet, um die katholische Religion mit

ihrem Oberhaupte lächerlich zu machen. Der Kardinal von Bernis wollte schlechterdings nicht daran glauben, und schon war der Schritt in Wien geschehen, wie der Kardinal Conti, Sekretair der Breven, den Gesandten von Frankreich und Spanien sagte: er rechne auf die Erlaubniß des Papstes, ihnen eine höchst wichtige Neuigkeit mittheilen zu dürfen. Bernis und der Ritter Azara wußten nicht, was sie darunter vermuthen sollten: denn von allen Projekten, die dem Papst einfallen konnten, schien ihnen die Reise nach Wien das unwahrscheinlichste zu sein. Wie groß war nun ihr Erstaunen, als ihnen das Breve mitgetheilt ward, worin Pius dem Kaiser seinen Entschluß ankündigt, zu ihm zu kommen, um mündlich die sie trennenden Uneinigkeiten zu schlichten; daß weder sein Alter noch die weite Reise ihn von einem Schritt zurückzuhalten vermögten, der, wie er hoffe, zwischen ihnen das gute Einverständniß herstellen werde!

Der Nuncius Garampi hatte dem Kaiser dieses Breve überreicht, dessen Inhalt vors erste noch ein Geheimniß bleiben sollte. Durch die Schwatzhaftigkeit des venetianischen Gesandten ward er aber ruchtbar, und nun der Gegenstand der aller boshaftesten Bemerkungen. Einen so erniedrigenden Schritt hatte man nie von dem stolzen Vatikan her erwarten dürfen. Welch ein Triumph für das Selbstgefühl des Kaisers; welch eine Kränkung für den heiligen Stuhl! — Fast die nehmliche Sprache ward in Rom unter allen Klassen geführt. Man konnte den Freunden des Papstes einen so treulosen Rath nicht ver-

zeihen. Was hätten die Feinde seiner Ruhe und seines Ruhms ihm schlimmers rathen können!

Der Kaiser selbst war weit entfernt, eine solche Entschließung des Papstes auch nur zu ahnden; aber er verbarg sein Erstaunen. Man wollte ihn mit der Bemerkung beunruhigen, die Gegenwart des Papstes könne fanatische Köpfe erhitzen und seinen unternommenen nützlichen Reformen gefährliche Hindernisse entgegen werfen: über eine so eitle Furcht setzte er sich hinaus; gewohnt, Gefahren zu trotzen, schienen ihm diese durchaus unfurchtbar zu sein. Er gab deswegen Pius eine herzliche Antwort und seinem Entschluß Beifall; nach einigen höflichen, seine Gesundheit betreffenden Einwürfen, stimmte er ihm bei, daß zwei Fürsten, wenn sie Zwiste hätten, sich nicht besser, als in einer freundschaftlichen Unterredung mit einander vergleichen könnten.

Einige Leute erzeigten Pius die Ehre, zu glauben, sein Vorschlag, nach Wien zu reisen, sei nichts weiter, als eine Ziererei, wovon er eine glückliche Wirkung erwarte: er habe bloß einen glänzenden Beweis seines apostolischen Eifers geben und sich mit dem guten Hirten im Evangelio zusammenstellen wollen, der hingeht, um seine verirrten Schafe aufzusuchen, und darauf gerechnet, der Kaiser werde ihn nicht beim Wort fassen. — Wer aber Pius genau kannte, hielt ihn nicht für fähig, einen solchen Anschlag zu machen. Die Sache war, daß er viel auf seine Beredsamkeit und auf andre verführerische Mittel rechnete, sich geschmeichelt hatte, der Kaiser werde ihm nicht gerade ins Gesicht etwas abschlagen, seine Gegen-

wart werde den Eifer der deutschen Bischöfe wecken, und er unfehlbar triumphiren. Anders hatte Joseph geurtheilt, und der Erfolg hat es gerechtfertigt. Man weiß, daß dieser Fürst, noch ehe Pius abreiste, gesagt hatte: »Kommt der Papst bloß in der Hoffnung, von mir auch nur die geringste Abänderung meines, in Absicht der kirchlichen Geschäfte angenommenen Systems zu erhalten: so könnte er sich die Mühe einer so weiten Reise ersparen.

Noch ein Paar Monate verliefen, zwischen der von Joseph gewünschten Beistimmung des Papstes und seiner Abreise, und diese Zeit ward an Intriguen, Anträgen und Versuchen verwendet, um seinen Entschluß wankend zu machen. Dieser war besonders seinem ältesten Neffen äußerst unangenehm. Nach seiner Meinung gab der Papst sich dadurch eine höchst lächerliche Seite, und wenn er dabei an sich selbst dachte: so sah er sein Glück in Gefahr zu scheitern, wenn sein Oheim etwa unterweges stürbe. — Was sollte nun aus jenen glänzenden Unternehmungen, dem Ruhm seines Pontifikats, werden? Ja, rief er schmerzhaft aus, der Papst folgt treulosen Rathschlägen; seine Feinde wollen, daß er vor Kummer und Schaam sterbe.

Bernis, der sich aufrichtig für seinen Ruhm und für seine Ruhe interessirte, hielt es noch für Zeit, ihm abzurathen, und ohne sich durch eine Zurückhaltung beleidigt zu fühlen, die weniger einen Mangel an Zutrauen, als eine Furcht bewies, welche die Strenge seiner Rathschläge dem Papst eingeflößt hatte, schrieb er ihm einen dringenden Brief, des Inhalts:

»Allgemein sieht man das, was Sie zu thun im Begriff sind, für einen falschen Schritt an, der, ohne dem heiligen Stuhl irgend einen Vortheil zu bringen, Ihre hohe Würde kompromittiren wird. Selbst in Rom macht man ihn schon lächerlich; und Sie wissen es, wie stark solche Waffen sind, um die Religion und ihre Diener anzugreifen. Sie sind von Leuten umgeben, die es nicht wagen, Ihnen zu widersprechen; ihnen ist der Geist der Höfe und der Geist des Jahrhunderts unbekannt. Verschieben Sie, ich beschwöre Sie, heiliger Vater, die Ausführung Ihres Vorhabens, bis Sie darüber die Meinung d r Höfe von Frankreich und Spanien und der andern Höfe kennen, deren Stimme doch einiges Gewicht für Sie haben muß.« u. s. w.

Diese, etwas strenge Belehrung ward gut aufgenommen. Denn, seines Starrsinns ungeachtet, wies Pius Gegenvorstellungen, deren Absicht ihm unverdächtig sein mußte, nicht zurück. Der Kardinal Boromeo und einige andre vernünftige Kardinäle, misbilligten laut seinen Entschluß; aber die Schmeichler siegten; und unter diesen mogten leicht einige Ehrgeizige sein, welche hofften, der Kummer des Papstes werde bald eine Erledigung des römischen Stuhls bewirken. Aber sie kannten den glücklichen Gleichmuth nicht, der mitten unter Stürmen seine blühende Gesundheit erhielt, und ihn die allergrößten Unfälle überleben ließ.

Dennoch gefiel es Pius, sich mit dem Kardinal von Bernis in eine Art von Erörterung der Sache einzulassen. Sein Hauptargument war, er habe dem Kaiser sein

Wort gegeben, und dieser habe es angenommen. Selbstgefällig führte er die wohlwollenden Ausdrücke dieses Fürsten an. — »Sehen Sie aber nicht, erwiderten ihm seine aufrichtigen Freunde, daß der Kaiser Ihnen schon zum voraus ankündigt, ihn werde nichts wankend machen? Warum denn nun ohne allen Nutzen einen kränkenden Schritt wagen?«

Diese Bemerkung machte ihn einige Zeit schwankend. Um sich ganz zu überzeugen, ergreift er das Mittel, sieben Kardinäle, einen jeden insbesondere, um Rath zu fragen. Ohne von einander etwas zu wissen, geben sie alle ihre Meinung schriftlich; und alle erklären sich für die Reise nach Wien. Diese Uebereinstimmung schien dem abergläubigen Papst ganz übernatürlich zu sein. — So ward einst die Uebersetzung der Septuaginta von dem heiligen Geist selbst diktirt! — Einer der Kardinäle war zwar der Meinung gewesen, daß doch vielleicht die katholischen Höfe hätten konsultirt werden müssen; aber der Papst behauptete, der zu dieser Meinung eines einzigen nöthige Aufschub, werde den Kaiser erzürnen; und dann mögten die Höfe auch fürchten, sich in Rücksicht dieses Fürsten zu kompromittiren. Nach seiner Meinung hatte er für alle Einwürfe unwiderlegliche Antworten. Sprach man ihm von der Gefahr, die er laufen könnte, oder von den Beleidigungen, denen er wenigstens sich bloßstellen wollte: so erwiderte er mit einem unbefangnen Eifer, der für ihn hätte einnehmen können, wenn die Begierde einen Aufsehn erregenden Schritt zu thun, und sich zur Schau zu stellen, unter seinen Beweggründen nicht der stärkste gewesen wäre:

»ich gehe nach Wien, wie ich zum Märtyrer-Tode ziehen würde; wenn das Beste der Religion es heischt, müssen wir selbst Lebensgefahr nicht achten. Uns ist es unmöglich, das Schiff der Kirche in dem allerheftigsten Ungewitter zu verlassen.« — Wenn man ihm die Spöttereien vorhielt, deren Ziel er sein werde: »mir ists gleichviel, sagte er, wenn die Minister des Kaisers mich lächerlich machen, man kennt ihre Denkart (hier meinte er besonders den Fürsten von Kaunitz); wissen wir nicht, daß wir um Jesus Kristus willen zu Thoren werden müssen?«

Bei der Aeußerung dieser letzten Besorgniß, zielte man besonders auf seine an Grimacen fruchtbare Devotion, die zum Gespötte Anlaß geben mußte; auf seine geringe Weltkenntniß und auf seine Unwissenheit [38]) in allem, was nicht auf Kirchensachen Bezug hatte. Die Gesellschaft, womit er reisen wollte, war nicht geeignet, ihn vor dem Gelächter und vor Misgriffen zu hüten. Er nahm seinen Beichtvater, Abbate Ponzetti mit, einen Spion der jesuitischen Sekte von übertriebnen Grundsätzen, dem es bloß an Verstand fehlte, um gefährlich zu sein; ferner, einen Patriarchen Marucci, einen Erzbischof Contestini,

38) Hiervon gab er auf der Reise nach Wien unter andern einen Beweis, der viel Lachen erregte. — Der Kaiser war ihm entgegen gefahren, und saß neben ihm im Wagen, als sie, ein Paar Meilen vor Wien, Baden passirten. »Das sind, sagte der Kaiser zum Papst, meine warmen Bäder,« und rühmte ihre Wirkung.« Ei, rief Pius aus, wer kennt sie nicht, die vortreflichen warmen Bäder von Spa!!« —
M.

beide, so wie das übrige Gefolge von Jesuitismus angesteckt — und, um das Maß der Verkehrtheit voll zu machen, reiste auch sein Ceremonienmeister, der Prälat Dini mit, eben der, welcher auf die Weigerung der Todesfeier der Kaiserin Maria Theresia am meisten gedrungen hatte.

Der Papst beschloß seine Antwort an den Kardinal von Bernis damit, daß er ihm sagte: er werde sich aufs baldigste zu dem Kaiser begeben, so wie er es diesem versprochen hätte.

Bernis ließ sich nicht abschrecken. Er bestritt Pius Entschluß mit neuen Einwendungen. »Verlassen Sie sich nicht allein auf die, welche Sie zu Rathe gezogen haben. Es giebt noch andre im heiligen Kollegium, die im Stande sind, Ihnen Rath zu ertheilen. Selbst die, deren scheinbare Meinung Sie folgen, erklären sich in Ihrer Abwesenheit ganz anders. Und überhaupt, sind denn die Theologen gute Richter über politische Verhältnisse und Schicklichkeit? Verlassen Sie sich vielmehr hierin auf die Entscheidung derer, die Kenntniß der Welt und der Höfe haben. Ihr Nuncius in Wien ist in Verlegenheit; sehr natürlich, daß er eifrig wünscht, Sie mögten ihm zu Hülfe kommen. Sie werden das Signal zu einem Federkrieg geben. Erörterungen werden Sie veranlassen, deren Vermeidung selbst das Interesse der Religion heischt. Das wahre Wohl der Kirche, ist es nicht Friede und Einigkeit?« — Der Kardinal von Bernis schloß sein rührendes Billet, mit der, seinem Stande angemessnen Phrase: tristis est anima mea usque ad mortem.

Pius beharrte, nichts konnte ihn mehr wankend machen. Als sein Entschluß unwiderruflich schien, drückten sich seine aufrichtigen Freunde, deren er nicht viel hatte, so darüber aus: »Ein gewisser Enthusiasmus, ein Geschmack für das Ungewöhnliche, ein übel verstandner Eifer, etwas zu viel Eigenliebe und Dünkel, falsche, größtentheils in böser Absicht gegebne Rathschläge, die krasseste Unkenntniß der Welt und der Höfe, das alles hat gesiegt über gesunde Vernunft, Freundschaft und über das wahre Interesse der Kirche und des römischen Stuhls. Gott ist nicht verpflichtet, die Unbesonnenheiten seiner Statthalter durch Wunderwerke zu verbessern.«

Doch hofften seine Freunde noch bis zum letzten Augenblick, die Reise werde nicht Statt haben, von dieser oder jener Seite werde unter irgend einem Vorwande der sonderbaren Zusammenkunft ausgewichen werden. Von beiden Seiten aber glaubte man sich an sein Wort gebunden. Alles, ja selbst seine Gewissenhaftigkeit, befestigten den Papst in seinem Entschluß: denn er wußte, daß Joseph zu dem Nuncius Garampi gesagt habe: »Sr. Heiligkeit ist genöthigt zu kommen, um sich mit mir zu unterreden, wenn er sein gegebnes Wort nicht ableugnen und sich dem Gelächter und der Misbilligung nicht selbst Preis geben will.

Nun werden sehr ernsthafte Reiseanstalten gemacht. Anfänglich wollte er incognito, unter dem Namen eines Bischofs vom heiligen Johannes von Lateran reisen, im Nunciatur-Pallast in Wien absteigen und von da sich nach Schönbrunn begeben, wo man Zimmer für ihn hätte berei-

ten können. Joseph aber war unter dem äußern Schein einer religiösen Ergebenheit für das Oberhaupt der Kirche, nicht abgeneigt, den höchst möglichen Glanz einer Huldigung zu geben, die er selbst empfangen würde. Er begehrte, daß der Papst in seinem Schloß zu Wien wohnen mögte. Hier ließ er ihm prächtige Zimmer einrichten. In der ihm bestimmten Betkapelle, ward ein kostbarer Altar errichtet, auch wurden Reliquien und ein Krucefix von großem Werth und zwar eben das Krucefix hineingestellt, welches vorgeblich mit einem seiner Vorgänger Ferdinand II. geredet haben soll. Der Kaiser wollte der Devotion des Papstes schmeicheln und zugleich die seinige beweisen.

Am 25sten Februar hielt Pius ein Konsistorium, worin er unter andern verordnete, daß während seiner Abwesenheit, die Regierung in den Händen des Kardinal-Statthalters Colonna sein solle. In dem Fall, daß er vor seiner Rückkehr sterben sollte, hob er die Bulle: ubi papa, ibi Roma, auf, und befahl durch ein Breve, daß, selbst wenn er entfernt von Rom stürbe, das Konklave zur Erwählung seines Nachfolgers, hier gehalten werden sollte. Weil der Staatssekretair, Kardinal Pallavicini, damals in einem bedenklichen Gesundheitszustand war, bestimmte er ihm in einem versiegelten Zettel einen Nachfolger.

Nach der Fürsorge für die Kirche, überließ er sich den Pflichten der Zärtlichkeit. Er ließ seinen Neffen, den Grafen Onesti kommen, übergab ihm sein Testament und sagte: »Hierin ist, wenn ich auf der Reise sterbe, mein letzter Wille enthalten. Gedenken Sie meiner in Ihrem Gebete. Leben Sie wohl.« — Der Neffe schien sehr ge-

rührt zu sein, und der Papst, der bei weniger rührenden Vorfällen weinte, wandte sich, um ihm seine Thränen zu verbergen.

In dem Augenblick eines so wichtigen Schritts, durften die heiligen Apostel nicht vergessen werden. Bei nächtlicher Stille stieg Pius am 26sten Februar zu ihrem Grabe, unter dem Hauptaltar der Peterskirche, hinab, rief sie andächtig um ihren Beistand an, und verrichtete den Gottesdienst. — Nach solchen Vorbereitungen konnte ihm eine glückliche Reise wohl nicht fehlen.

12.
Reise des Papstes nach Wien.

Der folgende Tag war zur Abreise festgesetzt. Am Frühmorgen gieng Pius zum Gebet in die Kapelle des Vatikans, von da in die Peterskirche, um die Messe zu hören, und begab sich dann in die von ihm mit so vielen Kosten erbauete und dekorirte prächtige Sakristei. Hier nahmen die, seit einigen Tagen von Neapel zurückgekommenen russischen Thronfolger, der Graf und die Gräfin von Norden, Abschied von ihm. Sie machten ihm einen kostbaren Pelz zum Geschenk und begleiteten ihn an seinen Reisewagen. Pius schien sehr gerührt über diese Aufmerksamkeit schismatischer Fürsten gegen ihn, der grade damals die Begegnung des Hofes von Neapel und des Großherzogs von Toscana eben nicht rühmen konnte, und der nun zu dem ersten katholischen Monarchen von Europa reiste, um dessen Härte zu erweichen. Nun stieg er, in Gegenwart einer unzähligen Menge, mit Geschrei um seinen letzten Segen flehenden, Volks, in den Wagen. Durch alle Straßen von Rom bis an die erste Station begleitete ihn ein lärmender Zuruf. Er konnte sich damals mit den Empfindungen seiner Unterthanen täuschen. Heiße, aufrichtige und einstimmige gute Wünsche schien er mit sich zu nehmen.

Wer aber kennt nicht das Volk, und besonders das römische!

Unter der Reiseequipage war nichts vergessen, was zur Dekoration der Person des Papstes dienen und seine Freigebigkeit beweisen konnte. Dahin gehörten, die dreifache Krone und zwei reichverzierte Bischofsstäbe, die gewöhnlich in der Engelsburg bewahrt wurden. Denn er wollte sich in Wien im höchsten Schimmer der päpstlichen Hoheit darstellen. Im Vorrath nahm er vier Kardinalshüte mit, die er für vier mit dem römischem Purpur zu bekleidende deutsche Prälaten bestimmte. Er hatte tausend goldne Medaillen, eine jede funfzehn röm. Thaler werth, auf der einen Seite mit dem Bilde der heiligen Apostel und auf der andern mit seinem eignen, schlagen lassen, und vertheilte sie unterweges. Zu den Reisekosten waren achtzigtausend römische Thaler ausgesetzt.

Thoren konnten durch diesen Prachtaufwand geblendet, aber die Erniedrigung des Schrittes, den der Papst zu thun im Begriff war, dadurch nicht versteckt werden. Welch ein Abstand zwischen Pius und jenem Papst, der Karl dem Großen die Krone aufsetzte; zwischen ihm und dem übermüthigen Gregor VII., der den mit dem Bann belasteten und demüthig bittenden Kaiser Heinrich IV. mehrere Tage und Nächte hindurch, in dem Schloßgraben von Canossa in Wind und Regen stehen ließ; zwischen ihm und jenem heftigen Innocens IV. der Friedrich II. in den Bann that, seine Unterthanen des Eides der Treue entband, und den Triumphen dieses kriegerischen Fürsten die Blitze des Vatikans entgegen schleu-

derte! Von diesem herrschsüchtigen und empörenden Fanatismus, war Pius VI. weit entfernt; schwer aber büßte er für die Verwegenheit seiner Vorgänger, und Joseph II. rächte, unter dem äußern Schein der Urbanität, Beschimpfungen, welche die seinigen erfahren hatten.

Pius sah in seiner Reise nichts, als einen Beweis des apostolischen Eifers, und schon im voraus berauschte seine Eitelkeit sich mit den Huldigungen, die auf dem langen Wege seiner warteten.

Noch innerhalb der Thore von Rom, verrichtete er die letzte Handlung der Andacht. Vor der Thür des Oratoriums der Mönche von Santa Maria di Velicella hielt er still, betete dort, stieg wieder in den Wagen, und fuhr endlich zu dem Thor del Popolo hinaus.

Bis Otricoli, einer kleinen, seit dem durch den Sieg der Franzosen über die Neapolitaner berühmt gewordenen Stadt, begleiteten ihn viele der vornehmsten Römer. Hier trennten sich der Prälat Braschi, sein Neffe, und der Gouverneur von Rom, von ihm. Den beiden russischen Fürsten wollte er noch von hier aus ein Zeichen seines Wohlwollens geben, und, wenn gleich abwesend noch die Ehrenbezeugungen seiner Hauptstadt erweisen. Er sandte den Befehl nach Rom, für sie die Peterskirche zu erleuchten und auf der Engelsburg ein Feuerwerk zu geben.

Am dritten Tage kam er zu Tolentino an, wo er vierzehn Jahre nachher, seinen Thron durch schmerzhafte Opfer noch auf einige Zeit retten sollte. Hier ruheten die Gebeine eines im Lande hoch verehrten und den Andächtlern des übrigen Europa wohlbekannten Heiligen, Niko-

las von Tolentino genannt. — Ein kriegerischer Fürst, besucht auf seinen Reisen die Festungen und Schlachtfelder: ein philosophischer Fürst beobachtet und ermuntert durch seine Gegenwart gemeinnützige Anstalten. — Die Reise eines Papstes mußte eine fortdaurende Pilgerschaft [39]) vorstellen, der bloß die Kasteiungen fehlten. Allenthalben verehrt Pius heilige Gebeine, feiert er Wunder, betet, segnet er, läßt er einige Privilegirte seinen Pantoffel, alle seine Hand küssen; und das nannte er dann eine Apostelreise.

Sein Weg führt ihn auf Loretto. Er verweilt vor dem verehrten Bilde, bewundert die von der pralenden Andächtelei dargebrachten schimmernden Tribute und fügt die seinigen hinzu. Andächtige und Neugierige drängen sich ihm auf seinem Wege entgegen. Prälaten, Beamte des päpstlichen Hofes eilten herbei, um sich an seinem Gefolge anzuschließen, und allenthalben streut der von Glanz umgebne Papst mit vollen Händen seinen Segen aus.

Unweit Cesena, seinem Geburtsort, mußte er über den in der Geschichte der altrömischen Republik so hoch berühmten Fluß setzen. Dieser Anblick weckte Erinnerungen, welche die Schmeichelei nicht unbenutzt ließ. Einst, so sagte

39) Hat deswegen nicht vor 600 Jahren der schon oben angeführte famöse irländische Erzbischof Malachias, diesem nach Wien pilgernden Papst, im prophetischen Geist, *Peregrinus Apostolicus*, den apostolischen Pilgrimm genannt? wie geschrieben steht in dem »Europäischen Staatswahrsager«; und — — — wer glaubet nun nicht den Propheten!

M.

sagte man ihm, gieng Caesar über den Rubicon, um den Krieg nach Rom zu bringen; der Papst geht heute über den Rubicon, um Caesar Worte des Friedens zu bringen. — Diese Zusammenstellung wäre hinreichend gewesen, Pius Eitelkeit zu trösten, wenn sie anders damals schon des Trostes bedurft hätte.

Zu Cesena war er in dem Schooß seiner Familie. Ihn umgaben Verwandte von beiden Geschlechtern, von jedem Alter. Entfernt ward die finstre Etikette, die den Papst sonst zum Einsiedler macht. Männer, Frauen, Kinder speisten bei ihm. Ihn schien dieses Wiedersehn tief zu rühren. — Vielleicht aber ward er noch gerührter, als er einen der vierzig Senatoren von Bologna, den Grafen Zambeccari, als bevollmächtigten Gesandten des Königs von Spanien, um ihn auf seiner Reise zu komplimentiren, ankommen sah.

Eigenhändig schrieb ihm Karl III.: »ich beneide dem Kaiser das ihm bevorstehende Glück, Sie in Wien zu besitzen. Nichts wünschte ich so sehr, als den Genuß eben dieses Glücks.« — Das ist die Sprache der Höfe. Man wußte wohl, daß der Hof zu Madrid nicht weniger als wie der von Versailles, die lächerliche Reise des Papstes misbilligte; aber der Titel des katholischen Königs war für Karl III. kein leerer Titel; und an der Ehre des päpstlichen Stuhls nahm sein königliches Herz vielen Theil.

Bei der Ankunft zu Imola empfieng Pius noch von einem gekrönten Haupte die Huldigung. Der König von Sardinien schickte einige Herren von seinem Hofe, um ihn zu komplimentiren. Um sich dieser Pflicht persönlich zu

entledigen, kam den folgenden Tag der fromme Herzog von Parma selbst. Er küßte sowohl die Hand als auch den Pantoffel des Papstes, und kehrte zufrieden heim.

In Ferrara fand der Papst einen Mann von der kaiserlichen Nobelgarde, der ihm von Wien entgegen kam. Den Tag nach der Abreise des Papstes von Rom, war die Antwort des Kaisers, die Pius nicht hatte erwarten wollen, eingetroffen. Freundschaftlich war sie zwar wie die erstere; sie raubte ihm aber alle Hoffnung, den Kaiser zu einer Aenderung seiner Plane bewegen zu können. Man bedauerte in Rom, daß er seine Reise nicht um vier und zwanzig Stunden aufgeschoben hätte; diese Antwort, glaubte man, würde ihn geheilt haben. — Das hieß ihn schlecht kennen. Starrsinnig und selbstgefällig, würde er in dem Briefe nur das, was seiner Eitelkeit gefiel, bemerkt haben. Noch vor angehender Wiederholung der Unerschütterlichkeit in seinen Entschließungen, sagte Joseph: »Ich erwarte Ihren Besuch, bitte Sie aber, meinen Pallast zu bewohnen. Das wird für Sie und für mich viel bequemer sein; denn, da wir doch viele Dinge mit einander zu verhandeln haben, darf man dem boshaften Publikum nicht die Freude gönnen, unsre Conferenzen zu zählen.«

Joseph hatte gehofft, Pius werde seine geheimen Absichten errathen. Wie er aber erfuhr, er habe nur den buchstäblichen Sinn seines Briefes gefaßt und sei von Rom abgereiset: so dachte er an nichts weiter, als ihm den glänzendsten Empfang zuzubereiten. Der an ihn abgesandte Kourier, erhielt den Befehl, ihm entgegen zu eilen,

bis er ihn antreffe. Die dem Papst übergebnen Depeschen, kündigten ihm an: der Kaiser habe ihm in seiner Residenz zu Wien eben die Zimmer eingeräumt, die seine Mutter selbst bewohnt habe; er habe eine seinem hohen Range würdige Aufnahme zu erwarten. Pius konnte seine Freude nicht bergen; und schon im voraus labte er sich an den Tributen der Achtung und Liebe, womit man ihn überhäufen werde.

Er verließ Ferrara und fand an den Ufern des Po, den für ihn von dem Senat von Venedig stattlich ausgeputzten Bucentaur und eine unermeßliche Menge von Menschen. So ward er bis an die Stelle, wo die Etsch in den Po fließt, und dann weiter bis an die venetianische Insel Chiozza gebracht, wo er von den venetianischen Prälaten, von dem Doge und dem Senat, die durch die beiden Prokuratoren von St. Markus repräsentirt wurden, komplimentirt, und bis an die Gränze des venetianischen Staates begleitet ward. Das heilige Kollegium hatte sehr gefürchtet, Pius werde, von dem Durst nach Ehre verleitet, die Hauptstadt der Republik, die sie dieser Aufmerksamkeit des Papstes für unwerth hielten, besuchen. Sie schonte des römischen Stuhls seit langer Zeit sehr wenig, und sie war es, die dem Kaiser mit einem Beispiel voran gieng, dem er nur zu sehr gefolgt war.

Diesesmal vermehrte Pius den Kummer des heiligen Kollegiums nicht durch diesen Besuch. Er gieng durch den venetianischen Staat, und ließ Venedig nahe zur Rechten liegen. Bei den Lagunen, da wo man die Königin des Meeres erblickt, war die Menge der Böte und Gondeln

so groß, daß die reichverzierte Barke, die ihn trug, kaum durchhin konnte.

Bei seinem Anblick forderte und erhielt das ganze vor ihm niedergeworfne Volk den Segen. Die Weiber weinten vor Freude. Die Bäume umher beugten sich unter der Last der Neugierigen. Zu Malgherra schiffte er sich aus, und stieg das Ufer auf einer mit reichen Teppichen bedeckten Treppe hinan. Oben erwartete ihn der Bischof von Treviso, um ihn nach Mestre zu führen, wo er von allen Großen der umliegenden Gegend, von den Ambassadeuren von Spanien und Oestreich, und von seinem eignen Nuncius, die alle von Venedig gekommen waren, um seinen Segen zu erhalten, empfangen ward. Dann gieng er, nach einem kurzen Aufenthalt zu Treviso, auf einer eigends für ihn erbaueten Brücke über die Piave, setzte in einer schön verzierten Barke über den Tagliamento, und erreichte endlich Udine, die letzte Stadt dieser Republik, deren Gouvernement sich angelegen sein ließ, ihm zu zeigen, daß es eben so verschwenderisch mit leeren Huldigungen für die Person des Oberhauptes der Kirche, als geizig mit Beweisen der Ehrerbietung für seine Oberherrschaft war.

Hier stand er nun an den Grenzen der Staaten eines durch seinen Eigenwillen noch weit furchtbarern Souverains, der sich anschickte, ihm einen ähnlichen Trost zu geben. Er kam am 14ten März zu Görz der ersten östreichschen Stadt an. Hier war sein Nuncius Garampi, der Graf Cobentzel, Vicekanzler des Kaisers, ein Eskadron der Nobelgarde und verschiedne östreichische Herren. Alles

dieses kündigte ihm die glänzendste Aufnahme an. Aber seine Freude ward ein wenig verstimmt, als er vernahm, der Erzbischof von Görz sei nach Wien entboten, um dort einen derben Verweis zu erhalten, und seine blinde Ergebenheit für den päpstlichen Stuhl zu büßen. Er hatte in seinem Sprengel die Toleranzedikte nicht publiciren wollen, und sich erkühnt, davon nach Rom zu appelliren. Pius verbarg seinen Schmerz über diesen ersten Beweis der Unbiegsamkeit Josephs, und sagte diese merkwürdigen Worte, die von den Anwesenden sehr verschieden ausgelegt wurden: »das ist wohlgethan; den Befehlen des Souverains muß pünktlich gehorcht werden.« — Wer die Worte der Großen sammelt, sollte immer einen Tonkünstler und einen Zeichner bei sich haben, damit jener den Ton angeben, in welchem, und dieser die Gesichtszüge malen könnte, mit welchen die Person die Worte ausspricht: dann würde man ihren Sinn zu erklären wissen. — Bei seiner Ankunft in Wien, wurde dem Erzbischof von Görz ein schweres Alternative vorgelegt: »Unterschreiben Sie eins von diesen beiden Papieren,« sagte die strenge Kommission, vor der er geführt ward. Nun enthielt das eine, die Verzichtleistung auf sein Erzbisthum, und das andre, den Eid des Gehorsams gegen die Befehle des Kaisers. Die Bitte, um einen Tag Bedenkzeit, ward ihm nicht gestattet. Er unterzeichnete den Eid, gestand, daß er gröblich ungehorsam gegen des Kaisers Befehle gewesen sei, und überließ sich seiner Gnade. Hierauf erhielt er einen derben Verweis, mußte einen langen Sermon über die Pflicht der Bischöfe gegen ihren Sou-

verain anhören und erhielt den Befehl, sich nach seiner Diöcese zu begeben, ohne den Papst, der unterdessen angekommen war, zu sehen, und dort die suspendirten Edikte zu vollziehen. Ueberdem ward er bei dem geringsten Aufschub noch mit einer Geldbuße bedrohet, und verurtheilt, jährlich funfzehnhundert Gulden zur Unterstützung einer frommen Stiftung zu zahlen. Pius war ihm eine Fürbitte beim Kaiser schuldig; aber sie half nichts. Welch eine Vorbedeutung von dem Erfolg seiner apostolischen Reise!

Doch, wir wollen ihm weiter auf seinem Wege nach Wien folgen. Bei der Ankunft zu Laybach in Krain fand er die Erzherzogin Maria Anna, älteste Schwester des Kaisers, die die Andacht aus ihrem Kloster zu Klagenfurt zu den Füßen des Papstes gebracht hatte. Wirklich wollte sie sich vor ihm niederwerfen. Der Papst hob sie schnell auf; konnte aber nicht hindern, daß sie ihm die Hand küßte, und die Einfältigen sich an der unterwürfigen Devotion der Prinzessin und an der bescheidnen Güte des Papstes erbaueten. Die religiöse Huldigung der Prinzessin ward um so besser aufgenommen, da der übrige Theil ihres Hauses, Pius so viel bittern Kummer schon gemacht hatte, und ihm noch neuen voraus empfinden ließ. Er goß seinen Schmerz aus in den Schooß der hohen Vertrauten, die seine reichlichen Segnungen nur, mit allem was sie hatte, mit unfruchtbaren Wünschen und leeren Aufmunterungen vergelten konnte.

Zu Laybach, Marpurg und Grätz in Steiermark, war der Zulauf von Neugierigen und Andächtigen

eben so groß. In der ersten von diesen Städten, gieng er eine starke Stunde durch zwei dichte Reihen Zuschauer. Lebhafter noch beschäftigte man sich in Grätz um ihn her. Die Menge drängte sich zu ihm hin; jeder wollte das heilige Gewand des Papstes küssen oder doch wenigstens berühren. — Wie sollte man, von so vielen Huldigungen umgeben, sich nur für einen Menschen halten? — Auch sprach Pius, indem er sich mit dem, dessen Statthalter er sich nannte, identificirte, und sah, daß man das Volk der Gläubigen von ihm abwehren wollte, mit frommen Stolz die Worte des Evangelisten Markus aus: »Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.«

Pius war nicht mehr weit von den Thoren von Wien; immer glänzender wurden nun die Tribute der Ehrfurcht. Joseph konnte sich nicht enthalten, einige Sarkasmen in Wort und That mit einzumischen. Er schickte ihm drei ungarische Nobelgardisten entgegen, um ihm zu Kouriere zu dienen; damit der Papst sich an seine Grundsätze der Toleranz gewöhne, wählte er sie aus den in Deutschland aufgenommnen Religionen. Der eine war ein Katholik, der zweite ein Lutheraner und der dritte ein Reformirter. Der Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, fragte, ehe er abreiste, um dem Papst entgegen zu gehen, den Kaiser, ob man bei dem Einzuge des Papstes die Glocken seiner Hauptstadt läuten solle? »Ist das Fragens werth? antwortete Joseph. Sind denn nicht die Glocken eure Artillerie?«

Der Kaiser und sein Bruder Maximilian fuhren dem Papst bis nach Neukirchen, einem Flecken meh-

rere Meilen von Wien, entgegen. Sobald sie seinen Wagen erblickten, stiegen sie aus dem ihrigen. Auch der Papst stieg eilends aus. Der Empfang geschah gegenseitig mit vieler Wärme. Der Papst umarmte den Kaiser und gab ihm drei Brüderküsse. Man glaubte in den Augen der beiden erhabenen Personen Thränen der Rührung zu sehen; der eine weinte leicht, und der andre wußte zur rechten Zeit zu weinen. Der Kaiser nahm den Papst in seinen Wagen und ließ ihn sich zur Rechten sitzen. Ihr Einzug in Wien (am 22sten März 1782) war eben so glänzend als lärmend. Der Papst goß seine Segensströme aus auf eine Menge von Freude und Andacht trunkner Gläubigen.

Ueber so vielem Eifer für seine Person entzückt, wollte Pius noch vor der Ankunft in Wien seine Zufriedenheit mit seinen zwar strengen aber aufrichtigen Freunden Bernis und Azara theilen. Durch den Kardinal Pallavicini ließ er ihnen sagen, daß er allenthalben die schmeichelhaftesten Zeugnisse der Liebe des Kaisers empfange. Sie sollten, sagte er, hieraus auf den Gefallen, den dieser Fürst an seiner Reise habe, und auf dessen für ihn vortheilhafte Stimmung schließen. — Die beiden klugen Männer würden über seine vorgefaßte Meinung gelacht haben, wenn sie ein weniger aufrichtiges Interesse für ihn gehabt hätten.

Mit Vergnügen erfuhren sie, daß der Anfang seines Aufenthalts in Wien günstig gewesen sei. Sein Aeußres schien sehr einnehmend zu sein. Man fand darin ein Gemische vom Edlen, Leutseligen und Bescheidnen. Aber

man wußte auch, daß dem Kaiser, der mit großen Eigenschaften manchen kleinlichen Karakterzug verband, das Freudengeschrei, womit man den Papst unterweges empfing, verdrossen habe, und er besonders darüber unwillig geworden sei, daß Pius sich hatte beikommen lassen, den Bischöfen, die mit geflissentlicher Gefälligkeit die kaiserlichen Dekrete publicirten, Verweise zu geben. Joseph verhehlte ihm sein Misfallen darüber nicht; Pius aber hütete sich wohl, jemanden etwas hiervon zu entdecken. — Gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Wien, schrieb er an den Kardinal Bernis; erzählte viel von den Festen, die ihm der Kaiser gebe, von seinen schmeichelhaften Aeußerungen gegen ihn; sagte aber kein Wort von seiner Unterhandlung. Dasselbe Stillschweigen gebot er allen, die ihn begleiteten. Man wußte sich in Rom die wahre Ursache dieser Verschwiegenheit wohl zu erklären.

Die Kardinäle waren der Meinung, er habe für die Republik Venedig zu viel gethan. Sie spotteten über den hohen Werth, den er auf das Freudengeschrei des Volks und auf die leeren Huldigungen der Etikette setze, die doch an dem Wesentlichen der Sachen nichts änderten. Sie fürchteten, seine geblendete Eigenliebe mögte ihm eine schimpfliche Kapitulation unterzeichnen lassen. Viel lieber, sagten sie, sehen wir ihn, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurückkommen, als wenn er glaubt, die Liebkosungen des Kaisers, mit der Unterzeichnung eines Vergleichs, der die Vorrechte der römischen Kirche auch nur im geringsten schmählert, bezahlen zu müssen.

Sie hatten die Tiefe des sich um den heiligen Stuhl

öffnenden Abgrundes noch nicht erforscht. — Das römische Volk war viel hartnäckiger in seinem dummen Fanatismus. Man hörte es sagen: »der heilige Petrus wird ihn nicht verlassen. Weigert sich Joseph, den Forderungen des Papstes nachzugeben, so wird er blind werden.« — Der Kaiser litt in dieser Zeit wirklich an den Augen. Eilf Tage hindurch konnte er den Papst nicht besuchen, und sich nur schriftlich mit ihm unterhalten. Schon triumphirten die Römer; aber eine strenge Diät und die Augenärzte in Wien, machten die Prophezeihung zur Lüge.

Wer von den einzelnen Umständen des Aufenthaltes Pius in Wien und von den religiösen und profanen Feierlichkeiten, welchen die ein und dreißig Tage, die er dort verlebte, gewidmet waren, unterrichtet sein will, der mag die Tageblätter der damaligen Zeit nachlesen. Hier sei es genug, zu sagen, daß der Kaiser alles anwandte, um dem Papst alles sehen und bewundern zu lassen, was seine Hauptstadt an Pallästen, Gallerien, Manufakturen und öffentlichen Anstalten, Glänzendes und Merkwürdiges enthielt; und daß Pius dagegen nichts unterließ, um in Wien den ganzen Pomp der römischen Kirchen-Cerimonien zu zeigen, und dem abergläubigen Volk alles das darzustellen, was das Haupt der katholischen Welt in den Augen des großen Haufens Imposantes haben mag. Er scheint auch seinen Zweck erreicht zu haben. Der Eindruck, den er in Wien zurückließ, muß sehr stark gewesen sein, wenn man ihn nach den Berichten aller Augenzeugen, und besonders nach dem, was damals ein Lutheraner, dessen Zeugniß wohl unverdächtig ist, an einen seiner Freunde

schrieb, beurtheilen darf: »Die Wirkung von der Gegenwart des Papstes in Wien, schrieb er, ist unglaublich groß, und ich wundre mich nicht mehr, daß sie einst so außerordentliche Revolutionen hervorbringen konnten. Mehreremale habe ich den Papst in dem Augenblick gesehen, wo er dem Volk dieser Hauptstadt den Segen ertheilte. Ich bin kein Katholik, ich bin auch nicht leicht zu rühren; aber ich muß gestehen, dieses Schauspiel hat mich bis zu Thränen erweicht. Sie können sich nicht vorstellen, wie interessant es ist, mehr als funfzig tausend Menschen in einerlei Absicht auf einem Platz versammelt zu sehen, aus deren Zügen und Bewegungen der Ausdruck der Andacht und der Begeisterung spricht, mit welchen sie einen Segen erwarten, der, wie sie sich einbilden, ihr Glück auf Erden und in einer andern Welt stiftet. Mit diesem Gegenstande ganz beschäftigt, achten sie nicht das Unbequeme ihrer Lage; an einander gepreßt, und kaum noch athmend, sehen sie nun, in seinem ganzen Pomp, das Oberhaupt der katholischen Kirche erscheinen; gekrönt mit der Tiara, bekleidet mit dem in ihren Augen heiligen und in aller Augen prächtigen Gewande, umringt von den in Wien gegenwärtigen Kardinälen und von der ganzen hohen Geistlichkeit. Der Papst beugt sich zum Gebete nieder, hebt dann die Hände zum Himmel auf, in der Stellung eines Mannes, der tief überzeugt ist, er bringe die Wünsche eines ganzen Volks vor Gott, und der in seinem Blick das glühende Verlangen nach Erhörung ausdrückt. Man denke sich bei dieser Funktion einen Greis von majestätischem Wuchs, von der edelsten und angenehmsten Gesichtsbildung, und versage

sich, wenn man es kann, eine lebhafte Rührung beim Anblick dieser unermeßlichen Menge, die in dem Moment der Segensertheilung auf die Knie niederstürzt und ihn mit eben der Begeisterung empfängt, mit welcher jener ihn zu geben scheint. — Der Eindruck dieser Szene auf mich wird für immer unauslöschlich sein. Wie stark und tief mag sie denn auf solche Menschen wirken, die gestimmt sind, sich von dem äußern Scheine täuschen zu lassen!«

Der Papst war gerade in der heiligen Woche und in den Ostertagen in Wien. Eine glückliche Gelegenheit zur Ausstellung aller Feierlichkeiten der römischen Kirche. Joseph benutzte sie, um das Vorurtheil zu zerstören, das seine Philosophie bei den Andächtlern veranlaßt hatte, und zu beweisen, sie sei mit der Frömmigkeit vereinbar. Mit Andacht wohnte er dem in höchster Pracht gefeierten Gottesdienste bei. Er räumte dem Papst die Ehre ein, ihn an dem Tage der Feier des Abendmahls zu vertreten, wo der Stolz der gebieterischen Größe sich herabläßt, zwölf armen Greisen die Füße zu waschen und bei Tische zu bedienen. Joseph selbst hatte diese Repräsentanten der zwölf Apostel gewählt, unter denen der eine hundert und sechs Jahre alt war. Am Morgen empfieng er und sein Bruder Maximilian von dem Papst das Abendmahl, und beide waren dann incognito bei der Ceremonie. Nachdem der Papst die Schüssel gesegnet hatte, setzte er sie selbst auf den Tisch der Gäste. Eine davon überreichte er dem Kaiser, der, sich entschuldigend, sagte, er sei bloß als Zuschauer hier. Jeder Arme, empfieng aus seiner Hand zwanzig Dukaten, und von dem Papst eine goldne und silberne Medaille. Durch

einen Glanz von andrer Art ward der Ostertag ausgezeichnet. Der Papst las die große Messe, mit einer Feierlichkeit, die man in Wien noch nie gesehen hatte. Abwechselnd wuschen zwei Fürsten, von Schwarzenberg und von Auersberg, ihm dabei die Hände. Nach der Vorlesung des Evangeliums, hielt er eine lateinische Rede, wobei er das doppelte Vergnügen genoß, seine Beredsamkeit zu zeigen und seine Zuhörer zu rühren.

Der Vorkehrung der Polizei, alle bei solchen Volksversammlungen unvermeidlichen Unfälle zu verhindern, ungeachtet, gab es bei diesen ehrwürdigen Feierlichkeiten Quetschungen und Armbrüche. Mehr wie einmal sah man den großen Marktplatz mit verlohrnen Hüten und Schuhen übersäet; alles aber ward durch das Glück, den Papst zu betrachten und seinen Segen zu empfangen, ersetzt. Dieser Eifer gränzte an Wahnsinn. Der Strom der Donau war oft von der Menge auf und abfahrender mit Neugierigen beladener Böte verstopft. Bei zwanzig bis dreißig tausend Menschen drängten sich, um mit großem Geschrei den Segen zu fordern, in den zu der Residenz des Kaisers führenden Gassen. Alle Zugänge waren verrennt, und der Papst mußte des Tages einigemal auf seinem Balkon erscheinen, um der ungeduldigen Menge die ihm so leichte und so heiß erflehete Wohlthat zu gewähren. Kaum war dieser Haufen entlassen: so ersetzte ihn, nach eben dem Glück trachtend, schon wieder ein andrer. Der Zulauf war in Wien so groß, daß man einige Tage Mangel an Lebensmittel fürchtete. Aus den entferntesten Theilen der Erbstaaten eilte man herbei. — Besonders zeichnete sich

der lächerliche Eigensinn eines Bauers aus, welcher, um den Papst zu sehen, sechszig Meilen weit hergekommen war. — Er postirte sich sogleich in einem der von Sr. Heiligkeit bewohnten Säle. »Was wollt ihr hier?« fragt ihn die Wache. — »Den Papst sehen.« — »Hier ist nicht der Ort dazu. Fort mit euch.« — »Nein, ich gehe nicht; warten will ich hier bis er kommt. O, ich habe gar keine Eile, ich; thut, thut ihr nur eure Geschäfte,« — und damit setzt er sich, und verzehrt ruhig sein Stück Brod. Schon hatte er mehrere Stunden gewartet, als der Kaiser von seiner Beharrlichkeit hört, und ihn selbst zu dem Papst hineinführt, der den ehrlichen Landmann freundlich aufnahm, ihm die Hand zum Kuß, seinen Segen, und über dies alles noch, eine der von Rom mitgebrachten Medaillen reichte. »Wie doch die Wiener so verschwiegen sind,« sagte der Bauer, indem er vergnügt weggieng, »haben sie mir nicht einmal gesagt, daß der Papst denen Geld giebt, die ihn besuchen.«

Nicht seine Person war es allein, die verehrt ward. Wer kennt nicht die Verehrung, welche die Päpste ihrem Schuhwerk darbringen ließen? Pius sah wohl voraus, daß sie von den abergläubigen Wienern nicht geweigert werden würde, und sein Pantoffel war nicht vergessen. Er stand auf einem Küssen im Audienzsaal, ward geküßt von den sich in großer Menge einfindenden Geistlichen, von Andächtigen aus allen Klassen und selbst von vielen Neugierigen, die sich den Spaß machen wollten, auch eine Rolle in einer Komödie zu spielen, die vielleicht die allerlächerlichste war, welche der Aberglaube zur Herabwürdigung

des menschlichen Geschlechts erfunden hat. Wie eine Reliquie, trug man diesen heiligen Pantoffel in den vornehmsten Häusern in Wien herum. Doch wurden die meisten Laien bloß zum Kuß der Hand und des daran steckenden Fischerringes zugelassen.

Alle diese Freuden so vieler öffentlichen und Privat-Huldigungen, welche die Eitelkeit des Papstes genoß, wurden aber doch von verschiednen, wesentlichere Gegenstände betreffende Kränkungen gestört. Nur wenige Personen waren Vertraute seiner öftern Konferenzen mit dem Kaiser. Bloß der Erfolg hat bewiesen, daß er doch nicht Ursache hatte, so zufrieden damit zu sein, als er es nach seiner Abreise von Wien vorgab. Selbst während seines dortigen Aufenthalts, erfuhr er manche Widerwärtigkeiten, die diesen seinen Versicherungen nicht entsprachen. Man wußte, daß die Hauptpunkte, deren Entscheidung seine Reise veranlaßt hatte, in den Unterredungen mit dem Kaiser nie gründlich zur Sprache kamen. Er hatte nur eine politische Konferenz in dem Kabinet des Kaisers, bei der der Fürst Kaunitz, der Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, und der Kardinal Herzan, kaiserlicher Gesandter in Rom, gegenwärtig waren. Der Papst machte einen Versuch, Joseph durch eine pathetische Rede zu rühren, worin er aus dem kanonischen Recht gezogene Argumente einmischte. Der Wirkung dieser Rede hatte er sich nicht sonderlich zu rühmen. Der Kaiser wich allen Erörterungen aus, indem er sagte: »Ich bin kein Theolog; viel zu wenig verstehe ich vom kanonischen Recht, um mündlich darin etwas zu verhandeln. Belieben Ihro Heiligkeit die Vorstellungen niederzuschreiben, die Sie glauben mir thun zu müssen,

damit ich sie meinen Theologen zur Untersuchung vorlegen kann. Sie kennen schon durch den Kardinal Herzan die von mir, in Absicht der Kirchen und Klöster meiner Staaten genommnen Entschlüsse. Alles was bis jetzt geschah, alles was noch künftig geschehen wird, beabsichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich nothwendig waren die beschlossnen neuen Einrichtungen; mit desto mehr Standhaftigkeit werde ich sie aufrecht halten, da keine derselben die kristliche Lehre, auch nur im geringsten beeinträchtigt. — Verlangen Ihro Heiligkeit eine ausführlichere Erklärung: so bitte ich, mir Ihre Einwürfe schriftlich vorzulegen; ministeriell und bis ins kleinste Einzelne, soll mein Kanzler dann darauf antworten; ich will sie, zur Belehrung meiner Unterthanen, selbst drucken lassen.« — Das hieß ihm genug vorhersagen, was er zu erwarten habe. Dieser furchtbare Kanzler war der Fürst von Kaunitz, nicht minder Philosoph, aber vielleicht noch unbiegsamer wie der Kaiser selbst, und dessen frostige Aufnahme, so wie sein Stillschweigen Pius sich allenfalls erklären konnte. Durch freundliches Zureden wollte er versuchen, die ernste Stirn des Premierministers zu entrunzeln, und konnte nichts als kalte Höflichkeit und unbedeutende Antworten von ihm erhalten.

Wenigstens konnte er seinen ersten Besuch erwarten. Ein Minister des Kaisers durfte sich doch nicht einbilden, daß der souveraine Papst der allgemeinen Kirche, ihm zuvorkomme. So urtheilte Pius, und urtheilte falsch. Der Hochmuth des Fürsten von Kaunitz konnte sich, selbst vor dem päpstlichen Stuhl nicht beugen. Pius, der seine

präch-

prächtige Wohnung und vornehmlich seine Gemäldesammlung sehen wollte, war endlich genöthigt, ihm mit einem Zuvorkommen zu begegnen, gegen welches sich seine Würde sträubte. Er ließ ihn fragen, wann er ihn besuchen und die Sehenswürdigkeiten seines Pallastes bewundern könne. Kaunitz bestimmte ihm den Tag und die Stunde; der Papst stellte sich zur bestimmten Zeit ein. Als er bei dem Kanzler ankam, fand er seine Kinder und Hausgenossen in prächtigen Staatskleidern, seine Leute in glänzenden Livreen. Voll geschäftiger Leute sind Thüre, Diele, Treppen; man kommt und geht, begegnet ihm mit der seinem hohen Rang zukommenden Ehrerbietung. Er bereitet sich auf den ausgezeichnetsten Empfang von dem Herrn des Hauses selbst. Schon ist er an seine Zimmer, als endlich der Fürst vpn Kaunitz, und zwar im Morgenanzug und mit einer mehr vertraulichen als ehrerbietigen Miene erscheint. Pius reicht ihm die Hand. Kaunitz, statt sie zu küssen, wie es der Papst nach einer noch von keinem verschmäheten Sitte, erwarten konnte; Kaunitz ergreift die Hand, schüttelt und drückt sie treuherzig [40]) zum

---

40) Kaunitz hatte beim Gruß, für den, den er wohlwollte, das Gewohnheitswort: De tout mon coeur, de tout mon coeur! Eben das sagte er auch, als er die päpstliche Hand drückte und auf gut englisch schüttelte. — Noch mehr. Er hatte die Gewohnheit, wie ich in seinen Abendgesellschaften, wozu mich sein Liebling, der podagrische General Burghausen einführte, oft sah, auch im Zimmer, wenn es nicht sehr warm war, den Hut auf dem Kopf zu behalten. Man hat mir, als ich einige Monate nach des Papstes Abreise nach Wien kam, erzählt: Kaunitz habe, als Pius in das Zimmer

großen Erstaunen des Papstes und zum eben so großen Skandal der Umstehenden. Mit affektirter Höflichkeit will er nun seinen Cicerone machen. Er läßt ihn seine Gemälde anschauen; um ihm vor jedem Gemälde den rechten Standpunkt zu geben, läßt er ihn bald vor- bald rückwärts treten, sich bald rechts bald links wenden. — Zum erstenmal fühlte sich Pius von einer profanen Hand gezerrt, gestoßen; er, dem man sich sonst nur mit einem Ehrerbietungsvollen Anstand näherte, den man nur, um ihm zu huldigen, berührte. Nicht ohne einige Anstrengung behielt er seine Fassung während dieses Auftritts, die allen, außer dem Hauptakteur, befremdete; und, um die erlittne Kränkung nicht dadurch zu vermehren, daß er sie zu bemerken schien, mußte er sich noch sehr dankbar gegen den Fürsten Kaunitz für seine übergroße Gefälligkeit bezeugen. Uebrigens blieb es bei dieser Probe, die er davon erhielt. Der strengernste Kanzler wußte mit dem Papst von nichts, als von schönen Künsten zu reden. Ueber andre Gegen-

---

trat, wo er, wie in Gedanken vertieft, am Kamin stand, und sich mit zurückgeschlagnen Rockschößen wärmte, den Hut auf dem Kopf gehabt, ihn zwar einige Augenblicke abgenommen; aber sogleich, mit einer schlankweg gesagten Entschuldigung, er habe einen schwachen Kopf, wieder aufgestülpt. — Die ehrlichen Wiener meinten denn doch, diese ganze, eben so unurbane als kränkende Begegnung des Papstes, sei eine Art von Beleidigung der Hospitalität gewesen, wozu Kaunitz eben so wenig von Joseph den Auftrag gehabt habe, als er selbst dazu berechtigt gewesen sei. — Und mich deucht, die Wiener hatten hierin Recht.

M.

stände wich er jeder Eröffnung aus, und durfte man von dem Minister auf den Souverain schließen: so hatte Pius keinen guten Erfolg von seiner Reise zu hoffen. In der That fand er Joseph viel offner und herzlicher wie den Fürsten von Kaunitz, aber eben so schwer zu verführen. Selbst aus den allerkleinsten Umständen konnte er schließen, wie fest der Kaiser an seinen politischen Maximen hieng.

Die Barnabiten in Wien, hatten in ihrer Kirche einen Altar von Marmor errichten lassen, den der Kardinal Migazzi einweihete. Für diesen Altar erbaten sich die Mönche einen vollkommnen Ablaß vom Papst. Diese Gunst war unbedeutend und konnte dem Kaiser gleichgültig sein. Ohne Bedenken gewährte sie der Papst, vermittelst eines eigenhändigen Breve. Der Provinzial der Barnabiten konnte aber die Erlaubniß, das Breve drucken zu lassen, nicht eher, als nach den vorhergegangenen durch die neuen Verordnungen vorgeschriebenen Formalitäten erhalten; er mußte es, wie jedes andre von Rom aus expedirte Breve, durch den Kaiser zuvor unterzeichnen lassen.

Dieses schlimmen Anscheins unerachtet, war Pius mit dem Kaiser zufrieden, oder stellte sich wenigstens, es zu sein. Es ist wahr, daß er alles von Joseph erhielt, was seiner Eigenliebe schmeicheln konnte. Ihre Konferenzen waren ganz freundschaftlich. Vertraulich sprach der Kaiser mit ihm über die ersten Männer von Europa, über das Interesse andrer Höfe; er machte ihm sogar Eröffnungen, welche hätten indiskret scheinen können. Er hatte an seiner Seite keinen Augenblick von übler Laune; welches

ein großer Beweis war, daß Joseph dem Papst zu gefallen wünschte.

Seiner Seits versäumte auch der Papst kein Mittel, um sich dem Kaiser angenehm zu machen. Er lobte allenthalben seine Leutseligkeit, seine Einsichten, seinen glänzenden und gebildeten Verstand, und sogar seine Devotion. In Absicht des letztern Gegenstandes, begieng er eine Unachtsamkeit, die gut genug gemeint sein konnte, aber in Rom mit vieler Bitterkeit hervorgehoben ward. Es waren damals vier Kardinäle in Wien; Migazzi, Herzan, Firmian, Bischof von Passau, und Batthyani, ein ungarischer Großer; also schon einer mehr, als nach der Strenge zu einem Konsistorium nöthig war. Pius hatte oft genug bewiesen, wie sehr er das Repräsentiren liebe, und gab davon einen neuen Beweis, dadurch, daß er unter dem Vorwand, zwei Kardinälen, Firmian und Batthyani, den Hut zu überreichen, in Wien ein Consistorium berief. In dieser, von Joseph und von seinem Bruder Maximilian beigewohnten feierlichen Versammlung, hielt er eine lateinische Rede, die mit einem lauten Lobe auf den Kaiser schloß. »Wir sind, rief er enthusiastisch aus, wir sind oft um und bei ihm gewesen; und alles fordert uns zu seiner Bewundrung auf; nicht bloß die unbegränzte Leutseligkeit, mit der er uns in seiner kaiserlichen Residenz aufgenommen hat, mit der er uns täglich entgegen gekommen ist, und auf das prächtigste bewirthet hat, sondern auch seine besondre Devotion, seine außerordentlichen Talente, seine unglaubliche Geschäftsthätigkeit. Welch eine Beruhigung für unser väterliches Herz,

zu finden, daß Gottesfurcht und Religion, nicht allein in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern auch eben so sehr bei allen Völkern der kaiserlichen Staaten, die wir auf der Reise sahen, sich ohne die geringste Beeinträchtigung aufrecht erhalten! Nie werden wir aufhören, seine Tugenden zu erheben, und sie mit unserm heissen Gebet zu unterstützen; inbrünstig flehen wir zu dem allmächtigen Gott, er wolle den nicht verlassen, der ihn sucht, er wolle Seine kaiserliche Majestät stärken in ihren heiligen Vorsätzen, ihn überschütten mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens.«

Das Volk in Wien, dem diese Stelle der Rede vom Hofe aus sorgfältig durch den Druck bekannt gemacht wurde, ward von der rührenden Herzensergießung des Papstes innigst bewegt. Mußte aber der Kaiser nicht innerlich lachen, über diese so wenig erwartete und so wenig verdiente Lobsprüche? In der Einfalt seines Herzens rechtfertigte sie Pius vor sich selbst, mit der Erinnerung an eine wenige Tage zuvor mit ihm gehabte Unterredung. Joseph hatte ihn gefragt, ob er in irgend einer seiner neuen Verordnungen eine einzige Stelle gefunden habe, welche die Glaubenslehre angienge, und ob Seine Heiligkeit nicht selbst gestehen müßten, sie beträfen alle bloß die Kirchenzucht? Pius fand sich davon überzeugt. »Nun, versetzte der Kaiser hierauf, so bin ich denn doch kein Ketzer, wie man in Rom behauptet.« Aus dieser Erwiderung schloß der Papst, der Kaiser habe in seinem Briefwechsel mit dem Nuncius Garampi, Beschuldigungen von Ketzereien zu sehen geglaubt; und er ergriff die

selbst veranlaßte Gelegenheit, sein Unrecht bei seinem erhabnen Wirth, der ihn so freundlich aufgenommen hatte, wieder gut zu machen. Die römischen Kardinäle aber, die keine Schutzrede zu machen hatten, und es fühlten, daß die kaiserlichen Verordnungen die geistlichen Vorrechte angriffen, die ihnen viel interessanter als alle Glaubenslehren waren; die römischen Kardinäle bewunderten keinesweges Pius Rechtfertigung; sie behaupteten vielmehr, seine herrliche Rede, eine Frucht seiner Eigenliebe, sei eine stillschweigende Billigung der verderblichen Maßregeln des Kaisers.

Während er sich nun der bei Joseph gemachten Fortschritte rühmte, während der Kardinal Herzan nach Rom schrieb, der Papst rede nur mit Bewundrung und Erkenntlichkeit von dem Kaiser, was that da dieser Fürst? Nicht einmal die Abreise des Papstes erwartete er, um in seinen Reformen fortzufahren. Im Mailändischen und Mantuanischen hob er aufs neue, und ohne Mitwirkung des päpstlichen Stuhls, Klöster auf. Konnte Pius wohl aufrichtig an seiner Devotion glauben, welche in Rücksicht seiner hauptsächlich nur eine achtungsvolle Ehrerbietung für das päpstliche Ansehn war?

Die Auflösung dieser Widersprüche liegt in der Inkonsequenz seines Karakters und in seiner Leichtigkeit, sich von den seiner Person dargebrachten äußerlichen Huldigungen blenden zu lassen, und Joseph, der ihn bald errathen hatte, sparte diese Verführungsmittel nicht.

Der Papst erhielt im Lauf des Aprils durch einen Kourier die Nachricht, daß unvermuthete Geschäfte von Wichtigkeit seine schnelle Rückkehr forderten, und sogleich

schickte er sich zur Abreise an. Aber man bemerkte wohl, daß es ungern geschah: denn verhehlen konnte er es sich doch nicht, daß seine Reise noch von keinem wesentlichen Nutzen gewesen sei. Auch antwortete er einem fremden Gesandten, der indiskret genug war, sich bei ihm nach dem Tag seiner Abreise zu erkundigen: »Ich bin zwar Papst, aber kein Prophet; meine Abreise hängt von dem Ausgang meiner Unterhandlung ab.« — Doch sah man voraus, daß sie nahe war. Der Kaiser ließ ihm einen schönen Reisewagen einrichten: denn nun war der Augenblick, um ihm seine Pracht zu zeigen. Er machte ihm ein Geschenk, von einem mit Diamanten reich besetzten, Bischofskreuz, das man auf zweimal hundert tausend Gulden schätzte. Pius sagte, indem er es annahm: »Ich werde dies Geschenk nicht als ein persönliches Eigenthum betrachten; dem heiligen Stuhl soll es zugehören, damit meine Nachfolger es als ein Pfand des kaiserlichen Wohlwollens, bei großen Feierlichkeiten tragen können.« — Durch seinen Reichs-Vicekanzler ließ er dem Papst ein Diplom einhändigen, wodurch sein Neffe, Ludwig Braschi Onesti, zum Fürsten des heiligen römischen Reichs erhoben ward, mit Erlaß der dabei sonst üblichen Taxen von neunzig tausend Gulden. Hier gab Pius einen kaum erwarteten Beweis der Weisheit. Um ihn vollständig zu machen, hätte der Papst ihn nicht selbst rühmen müssen; aber Bescheidenheit war seine Lieblingstugend nicht. Er nahm das Diplom an, gab es dann aber dem Kaiser mit der Bitte wieder, diese Gnade bis zu günstigern Zeiten zurückzubehalten. »Ich will nicht, setzte er hinzu, daß man sagen

könne, ich hätte mich mehr mit der Erhebung meiner Familie, wie mit dem Interesse der Kirche beschäftigt.« — Der Kaiser billigte diese Mäßigung, und das Diplom blieb bis auf weitern Befehl in den Händen des Fürsten Colloredo. — Die Personen vom päpstlichen Gefolge erhielten reiche Geschenke. Den ihm von dem Kaiser zur Bedienung bestellten Leuten hinterließ der Papst gleichfalls Beweise seiner Freigebigkeit, wodurch die schon so großen Kosten der Reise noch erhöhet wurden. — Es ward berechnet, daß durch diesen unnützen Einfall die Schuldenlast der apostolischen Kammer um eine Million römischer Thaler vermehrt ward. Selbst durch den glücklichsten Erfolg hätte eine solche Ausgabe, besonders zu einer Zeit, wo die schlechte Verwaltung schon beunruhigendes Murren erregte, kaum gerechtfertigt werden können. Ob sie es ward, werden wir sehen.

Alle Umstände des Abschiedes Pius von dem Kaiser, mußten die Dankbarkeit des erstern erhöhen. Joseph suchte die Täuschung, worin der Papst sich befand, bis zum Augenblick seiner Abreise und noch weiter hinaus zu verlängern. Alles was die Etikette seines Hofes Imposantes und Verschwenderisches darbot, ward verwendet, um seinem Gast, der sein Freund geworden war, oder es zu sein wenigstens glaubte, die letzte Ehre zu erweisen. Mehrmal hatte er ihm versprochen, seinen Besuch zu erwidern. Er wollte ihm Gleiches mit Gleichem vergelten; aber in der That, es war keine Gleichheit da. Bekannt ist, welchen Geschmack Joseph für das Reisen hatte, und dieser Geschmack paßte weder für das gewöhnlich hohe Alter noch für den

Stand der Päpste. Pius aber, immer nur geneigt, die seiner Eitelkeit vortheilhafteste Seite einer Sache zu sehen, reiste sehr vergnügt mit diesem Versprechen ab. Joseph und sein Bruder begleiteten ihn eine Meile weit. Vor der Kirche von Mariabrunn stiegen sie alle drei aus, giengen hinein, verrichteten mit gleicher Inbrunst ihr Gebet, und nun umarmte und segnete der heilige Vater, Joseph und den Erzherzog, und trennte sich endlich von ihnen, mit gegenseitiger lebhaften Rührung. Die zahlreiche Menge um sie her, ward erweicht, Schluchsen mischte sich in den Zuruf des Volks; — und der Papst war auf dem Wege nach dem Kloster Mölk, seinem ersten Nachtlager.

Die Mönche von Mariabrunn, verewigten, nach dem Wunsch des Papstes und des Kaisers, die Zeit und den Ort dieser rührenden Trennung. Vier Wochen nachher las man auf einer am Eingang der Kirche errichteten Marmortafel, folgende Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache:

> Der Papst Pius VI. und der römische Kaiser Joseph II., in Begleitung des Erzherzogs Maximilian, nahmen hier, nachdem sie in dieser Kirche ihr Gebet verrichtet hatten, unter den zärtlichsten Umarmungen, und unter den Thränen aller Anwesenden, von einander Abschied.

Merkwürdiger aber noch als dieses Denkmal, war, daß an eben dem Tage dieses rührenden Abschiedes, kaiserliche Kommissarien kamen, um den Mönchen anzuzeigen, daß Seine kaiserliche Majestät sie künftig der Mühe der Selbst-

verwaltung ihrer Einkünfte überheben wolle, und ihr Kloster hiermit sequestrirt sei. Die Mönche stimmten bei dieser Nachricht ihre Freude über die ihnen so eben widerfahrne Ehre etwas herab, und fingen an zu ahnden, der Papst mögte wohl nur eine unnütze Reise gemacht haben [41]).

41) Alle kunstarbeitende Hände setzten sich, nach des Papstes Abreise von Wien, in Bewegung, theils, um in allen Formen und Materien das Bildniß Pius VI. den neugierigen Wienern darzustellen, theils, um die auf immer denkwürdige Epoke dieses Besuches, eines Papstes bey dem römischen Kaiser, zu verewigen. Ich besitze zwei 1782 in Wien gekaufte große mit einer Silberplatte überlegte zartgearbeitete Pasten, mit den beiden sehr ähnlichen Brustbildern Pius VI. und Josephs II. als Gegenstücke. Um dem Kopf des Papstes, im Ornat gekleidet, stehen die etwas demüthigenden Worte! Pius VI. Pont. Max. primus Rom. Pont. Viennae auſt. ſub Auguſt. Imp. Ioſepho II. a die XXII. Mart. MDCCLXXXII usque ad XXII. Apr. e. a. commoratur. (P. Pius VI. der erste unter den römischen Päpsten, welcher, unter der Regierung des erhabnen Kaisers Joseph II., nach Wien kam, und hier vom 22sten März bis zum 22sten April 1782 verweilte.) Ueber dem Brustbilde des Kaisers in Uniform stehet bloß der imposante Name und Kaisertitel: Ioſephus II. Dei gratia Romanorum Imperator ſemper Auguſtus, und die Jahrszahl dieser für die kaiserliche Hoheit wichtigen Epoke.

M.

13.

Rückkehr des Papstes nach Rom.

Pius theilte nicht die Sorge, die man sich selbst in Oestreich über die Resultate seiner Reise zu machen anfieng, oder stellte sich wenigstens so, als ob er sie nicht theilte. Wirklich schrieb er wenige Tage vor seiner Abreise, von Wien und von einigen Orten unterweges, er sei mit der Aufnahme des Kaisers vollkommen zufrieden gewesen, in der Hauptsache aber habe er von ihm nichts erhalten können, weil er, als das Oberhaupt der Kirche, in keine Anträge, die ihm zuwider waren, habe willigen wollen. So wie er sich aber seiner Hauptstadt mehr näherte, fühlte er doch, daß, um sich eine günstige Aufnahme vorzubereiten, er die Gemüther durch eine andre Sprache stimmen müsse. Zudem hatte er auf der Reise drei Briefe von dem Kaiser empfangen, die ihm wohl einige weit aussehende Hoffnungen geben mogten. Er schrieb deshalb von Bologna an seinen Neffen: »Alles was ich wünschte, habe ich von dem Kaiser erhalten. Den neuen, den Bischöfen seiner Staaten vorgeschriebnen Eid, hat er aufgehoben; und ich habe ihnen dagegen die Macht verliehen, Heirathsdispensationen bis zum vierten und dritten Grad, und noch in nähern Graden mit Vorbehalt mei-

ner Einwilligung in gewissen Fällen, zu ertheilen. — Ausserdem habe ich noch verschiedene Modifikationen in Absicht der Klöster beiderlei Geschlechts und in Absicht der Religionstoleranz erhalten. — Im Ganzen, fügte er hinzu, hat meine Gegenwart, für die Religion eine sehr gute Wirkung hervorgebracht, und ich kann mit dem Erfolg meiner Reise nicht anders als wohl zufrieden sein.

Gegen sich selbst geschah es mit Aufrichtigkeit, indem er die erhaltenen unbedeutenden Vortheile übertrieb. Seine Eitelkeit war befriedigt, und das war ein starker Grund, mit dem Erfolg seiner Reise wohl zufrieden zu sein. — Die Wahrheit aber war, daß er sich ohne Mühe in die Aufhebung der unnützen Klöster ergab, weil er im Grunde die Mönche nicht liebte; daß er den Maximen der Toleranz des Kaisers beistimmte, weil er selbst nicht verfolgungsüchtig war. Aber tief betrübt kehrte er heim, über die Vernichtung gewisser Bullen, diese kostbaren Denkmale der Obergewalt des heiligen Stuhls. Er seufzte über die Wiedereinsetzung der Bischöfe in ihre ursprünglichen Rechte, über die Maßregel, welche die Mönche ihrer Diöces ihnen unterwarf, und wodurch jene von den zu Rom wohnenden Ordensgeneralen unabhängig gemacht wurden. Umsonst hatte er versucht, Joseph und seine Minister über alle diese Gegenstände zu bekehren. Dafür hatte er aber einige Versprechungen erhalten, deren Trugschein er mit sich nahm. Der Kaiser war darin mit ihm übereingekommen, daß überflüssige Klöster weggeräumt werden müßten, er aber keine Mönchsorden ganz aufheben

wolle; daß die Censur keine Druckschrift gegen den **recht-mäßigen** Gebrauch der päpstlichen Auctorität gestatten solle. Denn zwei östreichische Publicisten, **Eybel** und von **Sonnenfels**, hatten, jener in einer Schrift unter dem Titel: was ist der Papst? und dieser in einem Werk über die Reise **Pius** VI., mit großer Strenge die Anmaßungen des römischen Hofes beurtheilt. Auch ließ **Joseph** ihm die Hoffnung, daß während seines Pontifikats, die Sache, wegen der Bisthümer und Beneficien in der Lombardei auf dem vorigen Fuß bleiben sollte. Folglich konnte **Pius**, als er Wien verließ, glauben, seine apostolische Reise sei nicht ganz ohne Nutzen gewesen. Aber von diesen beiden Unterhändlern, davon ein jeder sich vielleicht schmeichelte, den andern auf seine Seite gebracht zu haben, glaubte der eine, das Gelingen seiner Bemühungen bloß erst angelegt zu haben, und der andre hatte seine Reformen bloß angelegt. Bald nachher sah denn jener ein, er sei in seinem Glauben betrogen worden, oder vielmehr, er selbst habe sich betrogen, und dieser bewies, er sei in seinen Entschlüssen nicht wankend gemacht. 42) Wir wollen **Pius** auf seinem Rückwege nach Rom weiter folgen.

Die erste Nacht blieb er zu **Mölk**, in eben dem

---

42) Diese seine Bemerkung des französischen Verfassers drückte damals ein witziger Wiener, etwas schwerfälliger zwar, aber nicht minder treffend, in Absicht des sehr von einander abstechenden Verhältnisses und Geistes **Josephs** II. und **Pius** VI., so aus: der Papst sei nach Wien gekommen, um dort zwei Messen zu lesen; die eine für den **Kaiser**: *sine Credo*; die andre für **sich selbst**: *cum Credo*.

M.

Kloster, das sechszehn Jahr nachher ihm zum Zufluchtsort bestimmt war, als gleich nach der in Rom ausgebrochnen Revolution, der Kaiser, — Neffe desjenigen, der in glücklichern Zeiten ihn bei sich aufgenommen hatte — mit der französischen Regierung, über die Aufnahme in seinen Staaten unterhandelte.[43]) Der Graf von Cobenzl begleitete ihn bis Braunau, die erste Stadt in Bayern. Der Kurfürst wollte nicht, daß der Papst gewahr werden sollte, er reise auf dem Gebiet eines andern Herrn, deswegen setzte er ihm den ganzen Glanz seiner Armee, seiner Garde und die ganze Pracht seines Hofes vor. Er fuhr ihm entgegen, brachte ihm eine schöne Kutsche mit, in welcher er sich zu ihm setzte, und ihn so unter dem frommen Zuruf eines Volkes, das in der Devotion selbst mit dem von Wien wetteifert, nach seiner Hauptstadt führte. Sechs Tage brachte er in München zu, das man das Rom von Deutschland [44]) nennt, und er ward es gewahr,

---

43) Die damaligen ungroßmüthigen, nun gestürzten Machthaber der französischen Nation, — welche sich selbst in dieser — »la Nation toujours grande et toujours juste« im Kanzleistil zu nennen pflegten, so wie vordem die ausschweifendsten, despotischen Könige von Frankreich, auch im Kanzleistil, die Allerkristlichsten genannt wurden — mochten vielleicht von Oesterreich ein zu hohes Lösegeld für dieses greise Haupt fordern; denn die oben erwähnte Unterhandlung zerschlug sich, noch ehe der russisch-österreichische Krieg mit Frankreich wieder ausbrach.

M.

44) München ist das geistliche Rom von Deutschland, so wie Dresden das deutsche Rom im Kunstverstande ist. Auch im leztern Sinne, erinnre ich mich, ist von einigen

daß dieser Name nicht unrechtmässig erworben war. Von dem philosophischen Muth, der Josephs Regierung dem päpstlichen Stuhl so furchtbar gemacht hatte, war die in Bayern noch sehr entfernt. Von dieser empfieng Pius nichts als Huldigungen, deren Genuß nichts Unangenehmes störte. Aus übertriebner rechtgläubigen Strenge hatte der Münchner Hof sogar die Aufmerksamkeit gehabt, alles hinweg zu räumen, was dem Papst auch nur die mindeste Unruhe hätte machen können. Schon zwei Tage vor seiner Ankunft erhielten alle Buchhändler und Buchdrucker den Befehl, Werke, welche die Censur nicht passirt hatten, weder zu verkaufen noch zu publiciren. — Seine Frömmigkeit und Eitelkeit hatte also gleich viel Ursache, sich in Bayern, dem einzigen europäischen Lande, wo die Oberherrschaft des römischen Stuhls noch unangetastet geblieben war, zu gefallen. Der damalige Hof, wiewohl bekannt wegen seiner Galanterie, hatte viel Anhänglichkeit an der äußern Form der Religion behalten. Das Volk gehörte zu den unwissendsten und folglich auch zu den abergläubigsten der katholischen Welt. Legionen erzfanatischer Mönche machten dort einen vorzüglichen Theil der päpstlichen Miliz aus. Weder ihren frommen Glauben, noch ihren blinden Gehorsam, hatte noch kein Fünkchen Philosophie berührt. Solcher getreuen Trabanten zählte der päpstliche Stuhl in

---

alles lobenden Reisenden München so genannt worden; aber, ungeachtet der vielen und guten Kunstwerke, die es enthält, gewiß mit Unrecht, wenn man das herrliche Dresden damit vergleicht.

M.

Bayern allein mehr als fünftausend. Hier ward der Papst noch mehr als in Rom selbst verehrt, und die empfangnen Tribute wurden eben so einstimmig als mit tiefem Antheil dargebracht. — Als er sich Augsburg näherte und die westliche Gränze Bayerns überschreiten wollte, wandte er sich, aus allen diesen Ursachen, noch einmal gegen dieses von dem Himmel so begünstigte Land um, und gab ihm, gerührt und mit vollen Händen seinen Segen, dessen es sich so würdig gemacht hatte.[45]) Der Kurfürst von Trier hatte ihn schon in München besucht, und erwartete ihn nun in seiner erzbischöflichen Residenz zu Augsburg. Als er das Gebiet der Reichsstadt Augsburg betrat, wo die Anhänger beider Religionen Theil an der Regierung haben, befand Pius sich zum erstenmal auf einem von Ketzerei angesteckten Boden; man hatte aber Anstalten gemacht, daß ihn nichts daran erinnerte. Die katholischen Magistratspersonen fragten ihre protestantischen Kollegen, wie sie den Papst zu empfangen dächten? Diese erwiderten: ihn in dieser Qualität zu empfangen, sei ihren Religionsgrundsätzen entgegen; sie ehrten aber in ihm ein

45) Diese päpstliche Etikette unterließ er denn doch auch beim letzten Abschied von den kaiserlichen Landen nicht,, so wenig der Herr dieses Landes die Gabe eigentlich zu verdienen gewußt hatte. Etwa eine Meile jenseits Inspruck, sah ich auf meinem Wege nach Italien, ein Jahr nach des Papstes Rückreise über die Tyroler Alpen, an der Chaussee, ein Denkmal, welches in einer langen lateinischen Inschrift erzählte, daß hier Pius aus seinem Reisewagen stieg, um dem Horizont von Wien den Segen zuzuwinken.

M.

ein gekröntes Haupt, und würden an den Huldigungen gern Theil nehmen, die man ihm als ein solches erweisen würde. Sie hielten Wort. Pius ward von einer, aus zwei Katholiken und zwei Protestanten bestehenden Deputation komplimentirt, und erhielt die Geschenke, welche die Reichsstädte vornehmen Personen zu geben pflegen. [46]) Man zeigte ihm alle Sehenswürdigkeiten von Augsburg und besonders alles, was Wissenschaften und Künste angeht.

Pius besaß Gelehrsamkeit, wenigstens im Fach der Theologie. Er zeigte sie gern, und ward dafür, wie das bei Fürsten zu geschehen pflegt, mit schmeichlerischen Uebertreibungen erhoben. Auf der Bibliothek der Stadt, wo sich seine literarischen Kenntnisse besonders hervorthaten, ereignete sich ein an sich selbst höchst unbedeutender Vorfall, der aber in Deutschland große Sensation gemacht hat. [47])

---

46) Gewöhnlich sind diese Geschenke sehr republikanisch, einfach und zugleich originell in Rücksicht der Erinnerung an alte Sitten der trinkenden Deutschen; sie bestehen in einer gewissen Quantität Wein, die dem ankommenden vornehmen Gastfreunde, durch eine Deputation des Stadt-Senats überreicht oder vielmehr, vermittelst sogenannter Weinzettel, auf dem Rathskeller assignirt wird.

M.

47) Allerdings, größre Sensation als diese Kriecherei verdiente, aber auch nur kurze Sensation. Das geheime Ordens- Jesuiten- und ähnliches Unwesen, kam gerade damals in einem Theil Deutschlands stark zur Sprache; nun ward alles dahinein gezogen, was in jedem andern Zeitpunkt vielleicht ganz unbeachtet geblieben wäre; und bei der Ge-

Der Bibliothekar Mertens, ein Protestant, erhielt den Auftrag, eine Anrede an ihn zu halten; da er sich nun für das Organ einer ganzen Stadt, in welcher die katholische Religion mit der seinigen konkurirte, ansah: so erlaubte er sich solche ehrfurchtsvolle und der Sprache eines Ketzers so wenig angemessne Ausdrücke, daß alle Protestanten daran Aergerniß nahmen, und der Papst dabei fast eben so verlegen als geschmeichelt zu sein schien. Aber noch schlimmer wards, als man diesen gelehrten Protestanten vor dem Oberhaupt der katholischen Kirche die Knie beugen sah. — Abgötterei! schrieen nun die Fanatiker: (denn, auch unter den Lutheranern giebt es dergleichen,) und vergebens suchte Mertens sich damit zu entschuldigen, daß die Kniebeuge zu dem Ceremoniel des spanischen Hofes gehöre. Man konnte es ihm nicht vergeben. den Papisten einen so starken Triumph gegönnt zu haben.[48])

---

legenheit ward auch dieser Augsburgische Bibliothekar, wegen seiner unzeitigen Galanterie, in unsern Journalen ein wenig in Anspruch genommen.

M.

48) Hätte der Verfasser die viel ausschweifendere Huldigung des Baron von Göz gekannt, die ich in dem Vorbericht, bei Erwähnung des dieser Uebersetzung beigefügten Porträts Pius VI., supplirt habe: so würde er sie hier anzuführen nicht vergessen haben: denn sie gehört ganz zu der Tendenz dieser Memoiren. v. Göz ist freilich ein Katholik, aber auch ein aufgeklärt denkender, geist= und talentvoller Mann, von welchem eine Verirrung von dieser Art kaum begreiflich ist. — Er setzte unter das nach seiner eignen Handzeichnung selbst verfertigte Porträt Pius VI. zu der bombastischen Unterschrift, die im Vorbericht abgedruckt ist, die Worte: Mein

Auf diese Weise brachte Pius drei Tage unter religiösen und profanen Feierlichkeiten in Augsburg zu, und ließ nirgend eine so vortheilhafte Idee von seiner Leutseligkeit, Beredsamkeit und von seinen Einsichten zurück. Die öffentlichen Nachrichten der Zeit reden mit Enthusiasmus davon.

Aus mehr als einem Gesichtspunkt mußte Augsburg ihn interessiren. Hier empfing er die ersten Huldigungen von seinen verirrten Söhnen, die ihn nur mit Abscheu anzusehn pflegten. In Augsburg war's, wo der römischen Kirche die tiefe Wunde geschlagen ward, welche noch jetzt blutet. Dann war er hier in der Gesellschaft eben dieses Kurfürsten von Trier, dem Rom zu einer Zeit, wo es unter so vielen Unfällen gebeugt ward, eine der größten Tröstungen verdankte. Auf die Verwendung dieses andächtigen Fürsten hatte damals sein Suffragan-Bischof von Hontheim sich willig finden lassen, sein, dem römischen Hofe so furchtbares Werk, des Febronius, wie oben gesagt ist, zu widerrufen. Daher war ihm wohl bei diesem Klienten, der ihm nicht minder erbaulich durch seinen heiligen Eifer, als vornehm durch seine Geburt schien. Das war keiner von den gegen seine väterlichen Ermahnungen rebellischen Söhnen, wie Joseph; und der Tribut der Hochachtung, den er von ihm em-

---

Zeichnergefühl. — Soll das eine Art von Entschuldigung dieser Unterschrift sein: so möchte er wohl eben so wenig damit ausreichen, wie Mertens mit der oben erwähnten.

M.

pfieng, war keine nichtssagende Grimace. Seiner anscheinenden Heiterkeit ungeachtet, bedurfte er Trost, und in den Herzensergießungen des frommen Kurfürsten fand er ihn. 49)

Der geheime Kummer, die Sorge, welche er von Wien mitgenommen hatte, äußerte sich in Augsburg bei einer merkwürdigen Gelegenheit. Unter den durch ihren Rang mehr oder minder ausgezeichneten Personen, die sich ihm darstellten, waren vier Reichsprälaten, winzig kleine Regenten, von, dem unbewaffneten Auge auf der Karte kaum sichtbaren Ländchen. Einer von ihnen, von Ochsenhausen in Schwaben, unterhielt sich mit dem Papst lateinisch, und ward von ihm gefragt, wie viel Klöster er unter seiner Herrschaft habe? Worauf der Prälat mit bekümmerter Miene antwortete: Eilf Klöster stehen unter mir; Aber sechs davon liegen auf östreichischem Gebiet.« — Das hieß in Pius Seele eine schmerzhafte Erinnerung wecken: denn unter andern von Joseph genommnen Maßregeln, hatte er auch verordnet, daß kein Priester in seinen Staaten künftig eine fremde Oberherrschaft mehr anerkennen sollte. Pius hob seine Augen und Hände gen Himmel, ließ sein trauriges Geheimniß entwischen und erwiderte mit einem Seufzer: »Ach, meine vielgeliebten Söhne! Alles habe ich angewendet, damit die Sachen in dem vorigen Stand bleiben oder in die alte Ordnung wieder zurückkehren mögten. — Aber . . . . doch, die Sache ist noch nicht vor-

---

49) Fand er ihn damals; aber auch nachher noch? Der 17te Abschn. wird uns das sagen.

M.

bei. Laßt uns beten und hoffen.« — So drückte er sich in seinen Briefen nach Rom nicht aus.

Er reiste nach Tyrol ab, und ward von dem Kurfürsten bis an die Gränzen seines kleinen Staates begleitet, wo es eine neue Trennung, noch rührender wie die vorigen, gab. Am 7ten Mai ward er bei der Ankunft in Inspruck von der dritten Schwester des Kaisers, der Erzherzogin Elisabeth, Aebtissin daselbst, empfangen. Ihr Bruder hatte ihr geschrieben, den Papst mit aller Feierlichkeit zu empfangen, die ihr Stand erlaubte, und die Erzherzogin supplirte mit ihrer frommen Denkart die Instruktionen des Kaisers. — Zu Brixen empfieng ihn der Bischof, der sich mit einem Ehrfurchtsvollem Betragen bemühete, den Papst einen Verdruß des vorigen Jahres, wo er seinen Geistlichen den Gebrauch der Bulle unigenitus untersagte, vergessen zu machen. — Am 10ten Mai war er in Trient, wo der Prälat dieser in den Annalen der römischen Kirche so berüchtigten Stadt, ihm entgegen kam; er hielt sich hier nicht auf. — Ueber Roveredo hinaus, befand er sich am 11ten Mai wieder auf dem venetianischen Gebiet. — Das herrliche Lokal von Verona bot bei diesem Empfang seine volle Pracht auf. Von dem breiten Strom der Etsch, die die Stadtmauern anspühlt, stralte der Widerschein einer köstlichen Illumination zurück. Pius ward im Pomp in das veronesische Amphitheater geführt. Von der Höhe dieses schönen Denkmals der alten Römer, wo man den weiten Raum, der einst den Lustbarkeiten gewidmet war, beherrscht, goß der Regent und Oberpriester des neuen Roms, seine Segensströme auf sechszig

tausend zu seinen Füßen hingeworfnen Gläubigen herab. 50) — Der Bischof von Verona ward weniger zärtlich als seine Pfarrkinder von dem heiligen Vater behandelt. Kurz zuvor hatte er einen Hirtenbrief an seine Diöcesan-Bischöfe in Tyrol gerichtet, welcher viel zu sehr die Grundsätze des Wiener Kabinets athmete, um dem Bischof von Rom nicht misfallen zu haben. Er hatte sich erkühnt, die Brüderschaften von dem Herzen Jesus und die von dem Gürtel des heil. Franziskus, aufzuheben. Er hatte sich erkühnt, die Zulassung von Indulgenzen zu verbieten, welche noch nicht von ihm untersucht und vom Kaiser gebilligt worden. Eine übergroße Anstrengung der kristlichen Liebe würde bei Pius dazu gehört haben, um solche schwere Vergehen zu verzeihen.

Kein ähnlicher Umstand störte sein Vergnügen über die glänzende Aufnahme zu Vicenza und Padua. — Nun näherte er sich der Hauptstadt jener Republik, gegen die er mehr als eine Beschwerde zu führen hatte, und konnte, alles Sträubens des heiligen Kollegiums ungeach-

---

50) Dem Kaiser Joseph ward bei seiner Reise durch Verona, in eben diesem Amphitheater, das blutige Schauspiel einer vordem in Wien so allbeliebten sogenannten Thierhatz gegeben, und er sah den sich zerfleischenden Bestien von eben der Tribune zu, von welcher herab Pius mit segnenden Händen die Wohlthaten des Himmels über die friedlichen Tausende der Frommen ausstreuete. Zwei neben einander auf Marmorplatten an der Tribune eingegrabne Innschriften, enthalten umständliche Berichte über diese beiden sehr disparaten Schauspiele.

tet, auf seinem Heimwege der Versuchung, Venedig zu sehen, nicht widerstehen. Der von seiner Absicht benachrichtigte Senat, hatte ihm bis an der tyroler Gränze die beiden Prokuratoren von Sankt Markus, Manin und Contarini, entgegen gesandt, die auf dem ganzen Wege die ihm zu Ehren angestellten Feste dirigirten.

Ein von den Venetianern selbst nie gesehenes, und in der Welt vielleicht einziges Schauspiel, bot sein Einzug in Venedig dar. Der Patriarch und achtzehn venetianische Bischöfe, waren ihm bis Fusina entgegen gefahren, ein jeder in seiner eignen Gondel und von den Ordenshäuptern seines Sprengels umgeben. Am Brenta-Ufer bestieg er eine reich verzierte Galleere, die der Doge und die Signoria gesandt hatten, und ward, von einer Menge Barken und Gondeln umringt, bis an die Insel San-Georgio in Alga, eine halbe Stunde von der Stadt, geführt. Der Doge, der Senat, und die vornehmsten Magistratspersonen der Republik, erwarteten ihn hier in ihrem Staatskostume. Der Papst verläßt die Galleere; der Doge empfängt ihn mit offnen Armen, und will sich ihm zu Füßen werfen; mit Güte hebt der Papst ihn auf, und von jetzt an entsteht zwischen beiden die innigste Vertraulichkeit, die den argwöhnischen Wächtern des Doge, Stoff zu mannigfaltigem Verdacht giebt. Sie steigen beide in eine Gondel mit dem Patriarchen und zwei Nuncien, dem von Wien, Garampi, und Ranucci von Venedig, und ihr Gefolge wird in den beiden andern Gondeln des Doge geführt. Rudernd schwimmt nun in ihrem Gefolge eine Flotte von fünf bis sechstausend Barken, Böten und

andern Fahrzeugen von verschiednen Formen und Farben daher; zweihundert Kanonenschüsse donnern dem Papst von sieben Galleeren aus dem Kanal der Münze, dem eigentlichen Eingang der Stadt, entgegen. Seit einigen Stunden verkündet das Glockengeläute von ganz Venedig seine Gegenwart; die Kanalufer, Fenster, Dächer sind mit Zuschauern bedeckt. Einen so allgemeinen Enthusiasmus, eine solche Menschen-Masse hatte man in Venedig nie gesehen; und keine Stadt von Europa konnte unter so abwechselnden Formen, die verschiedenen Gruppen dieser Menge, zeigen. — Nach vielen unbedeutenden, doch glänzenden Ceremonien, führt man den Papst zu den Merkwürdigkeiten Venedigs umher. — Seinetwegen hatte man, die zu Venedig die Neugier am meisten reizende Feierlichkeit, die Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere, welche sonst am Himmelfahrtstage gegeben wird, bis zum Montag nach Pfingsten ausgesetzt. — Alles war zu diesem Schauspiel bereitet; kurz vorher hatte Pius in einer der Hauptkirchen, mit dem größten Pomp noch Gottesdienst gehalten — und gleich darauf reiste er ab. Vergebens suchte man ihn zurückzuhalten; er bestand auf die Abreise. Welche Ursachen mogte er zu einem so seltsamen Entschluß haben? Es giebt darüber bloß Vermuthungen: denn Pius war manchmal verschwiegen und wußte sich zu verstellen. — Man hatte bemerkt, daß der Doge dem Papst mit recht ausgesuchter Aufmerksamkeit begegnete; daß er mit ihm verschiedene zu vertraulich scheinende Unterredungen gehabt, und ihm einige mal, sogar bei öffentlichen Gelegenheiten, ins Ohr gesprochen hatte. Welche Geheimnisse

konnte er ihm denn anzuvertrauen haben? Durfte, das sogenannte Oberhaupt der Republik, er, der noch strengern Gesetzen als einer ihrer Unterthanen gehorchen mußte, etwas entdecken, das der Senat nicht wissen durfte? Sehr bestimmt hatte die Republik den anmaßlichen Vorrechten des römischen Stuhls widersprochen; durch die Ausübung ihrer unveräußerlichen Rechte, hatte sie den Papst betrübt. Wollte etwa der Doge das Gehässige dieses strengen Benehmens bemänteln? ihm Trost, oder wohl gar Hoffnungen geben? Wollte er, gleichsam den Frieden auf Kosten seines Oberherrn selbst schließen? — Ohne Zweifel schöpften die finstern Staatsinquisitoren Verdacht, und verhehlten ihn dem Doge nicht. Mit harten Ausdrücken erinnerten sie ihn an seine Abhängigkeit, an seine Pflichten, an seine Gefahren. — Das bemerkte der Papst; es gereuete ihn, diesem grimmigen Senat eine Ehre erwiesen zu haben, deren ihn das heilige Kollegium für unwürdig erklärt hatte. Er befürchtete, seinen freundlichen Wirth, dessen Leutseligkeit zum Staatsverbrechen gemacht werden konnte, zu kompromittiren; und ohne die auf den folgenden Tag angesetzte, noch mehr lächerliche als glänzende Feierlichkeit abzuwarten, reiste er am Pfingsttage von Venedig ab.

Zum zweitenmal gieng er durch Padua, wo neue Huldigungen seiner warteten. Zu Canaro an der Gränze des venetianischen Staats, nahm er von den beiden ihn begleitenden Prokuratoren von Sankt Markus Abschied. Am Ufer des Po empfiengen ihn die beiden Kardinäle Lanze und Caraffa, die gekommen waren, um ihn zu seiner Rückkunft nach Italien Glück zu wünschen. Ueber

die neuerbauete Brücke gieng er über den Po, hielt in Ferrara, der ersten Stadt seines Reichs, einen feierlichen Einzug; und fieng nun sogleich seine Regierungsgeschäfte wieder an. Am folgenden Tage hielt er ein Konsistorium, in welchem er den Kardinal Herzan proklamirte, dessen Ernennung er, nach einem lächerlichen Gebrauch, schon seit drei Jahren in petto gehabt hatte. Zu eben dieser Würde erhob er den Erzbischof von Ferrara, jenen guten Kardinal Mattei, der in der Folge, bei der Erwähnung der Revolution von Rom, wieder vorkommen wird. Mit der Frömmigkeit seines Standes, verband dieser Prälat einen friedlichen Karakter, aber auch Neigung zum Aberglauben und eine blinde Ergebenheit für die Maximen des päpstlichen Stuhls. Seine Erhebung erregte Verwundrung bei einem Theil der Einwohner Roms; war aber ein Triumph für die jesuitische Partei, die daraus schloß, daß Pius auf seiner Reise sich nicht habe verführen lassen.

In Bolgna erhielt er den zärtlichen Besuch eines seiner erhabensten, hauptsächlich aber getreuesten Söhne, des Herzogs von Parma, welcher nichts von der philosophischen Kühnheit geerbt hatte, womit einst sein Vater sich den Anmaßungen des römischen Hofes widersetzte. Zu Imola ward er von seinem Oheim, den Kardinal Bandi, empfangen. Ueber dem Thor von Faenza fand er schmeichelhafte, seiner Eigenliebe willkommne Inschriften. In Cesena war ihm ein Genuß andrer Art bereitet. Hier fand er seine Familie, die sich glücklich fühlte, ihn zum zweitenmal wiederzusehen, und die Ehrenbezeugungen

des Vaterlandes ihm darzubringen. Ueber Pesaro, Fano und Sinigoglia, kam er nach Ankona, wo man ihn mit großem Glanz empfieng. Ihm war in dieser Stadt eine Statüe, in der Stellung, wie er dem Volk den Segen giebt, errichtet. Aber etwas anders als diesen Segen erwarteten die Ankoneser von seiner Prachtliebe. Er besuchte ihren Hafen; unter dem Donner der Kanonen und einer Kriegsmusik bestieg er ein für ihn bereitetes Schiff und bildete sich einen Augenblick ein, eine Marine zu haben. — In Loretto, Recanati und Macerata blieb er nur kurze Zeit; hielt aber doch allenthalben Gottesdienst, und theilte seinen Segen aus.

So wie er sich Rom immer mehr näherte, häuften sich unterweges die Tribute der Verehrung und der dummen Bewundrung. An mehrern Orten fuhr er unter errichteten Triumphbogen hin, fand er stolze Inschriften. Zu Foligno fleheten die Mönche eines armen Klosters ihn um Hülfe an. »Sie ist euch unnöthig, antwortete der Papst, euer Kloster wird nächstens aufgehoben werden;« und das geschah auch bald darauf. Aber die Aufhebung der Klöster, von welcher Seite sie auch kommen mogte, sollte dem heiligen Vater Leiden verursachen. Diese letztere bewirkte einen Volksaufstand, zu deren Stillung beide Auctoritäten ihre Maßregeln vereinigen mußten. Der Magistrat kam dem Bischof zu Hülfe, und ließ die Aufrührer einziehen. Es giebt Zeiten und Länder, wo der Wille allein nicht zureicht, um die allernützlichsten und an sich selbst sonst unbedeutendsten Reformen zu bewirken.

Von Foligno gieng Pius über Spoleto und

Narni nach Otricoli. Hier hatte er Gelegenheit, seinen Geschmack für Künste und Wissenschaften zu zeigen, der durch so viele seit zwei Monaten gesehene Merkwürdigkeiten aller Art noch mehr erregt war. Er ward in Otricoli von dem Sekretair der Kongregation des Konzils erwartet, der in seinem gewöhnlich nur der Unthätigkeit gewidmeten Stande, die schönen Künste mit Erfolg kultivirte. Er hatte den Auftrag, in der Gegend von Otricoli das Nachgraben fortzusetzen, wodurch das Museum Pio-Clementinum schon mit treflichen Denkmälern, von alten Statüen, Büsten, Säulen, Altären und Mosaiken bereichert war. Wie seinem eignen Werk, gab Pius den neuen Entdeckungen Beifall, gab Befehl, das Nachgraben fortzusetzen, und nahm den Weg nach Civita Castellana, seinem letzten Nachtlager vor Rom. Hier fand er zwei auf der Reise geschaffne Glückliche, den neuerlich zum Auditor des Papstes erhobenen Monsignor Campanelli, und Monsignor Erskin, ernannten Beisitzer der Propagande. Diese voreilige Gnade hatte nur bei ihren Empfängern Zufriedenheit erregt. Campanelli und Erskin, waren zwei neu erschienene und um den päpstlichen Stuhl wenig verdiente Männer. Solche Gunstbezeugung vermehrte die Beschwerden der mit der Ungeschicklichkeit des Papstes Unzufriednen, auf deren Entwaffnung er vielmehr hätte denken sollen. Es schien aber, als ob er seit einigen Jahren gleichsam dazu verdammt war, nichts zur rechten Zeit zu thun.

14.

Ankunft und Empfang des Papstes in Rom.

Pius empfieng, als er sich seiner Residenz näherte, so ausdrucksvolle Zeugnisse des Vergnügens über sein Wiedersehen, daß an ihrer Aufrichtigkeit auch ein bescheidnerer Mann hätte glauben können. — Mogte er aber vielleicht der Huldigungen überdrüssig sein, oder fühlte er es, daß er die ihm hier vorbereiteten nicht verdient habe; genug, er wünschte, daß ein Theil derselben unterbliebe, welches denn auch geschah. Einen Triumphbogen wollte man ihm auf dem Plaß del Popolo errichten, die Quartiere der Stadt, durch welche er fuhr, sollten erleuchtet werden; mit einem Feuerwerk, einem Conzert, einem großen Schmaus, sogar mit einem Ball, sollte sein Einzug gefeiert werden. Bis an das Thor del Popolo wollte das heilige Kollegium ihm entgegen gehn. Alle diese Ehrenbezeugungen untersagte Pius, und erlaubte bloß, daß der Kardinal-Dechant Albani, sein Günstling, der Kardinal Antonelli und sein geliebter Neffe, der Herzog Ludwig Braschi, ihn bei der Ponte Molle empfingen. Er konnte übrigens den lärmenden Beweisen der öffentlichen Freude, die gewöhnlich viel mehr Formalitäten als Huldigungen sind, den Artillerie-Salven, dem Glockengeläute

und den Erleuchtungen der vornehmsten Palläste in Rom, nicht entgehen. Aber jener laute Zuruf der Herzen, das freiwillige und umsonst gebotne Freudengeschrei eines zufriednen Volks, alle diese Pfänder der Liebe und Erkenntlichkeit, die ein Regent tief empfinden kann und sie empfinden muß, erhielt er nur sparsam, und mußte es selbst bemerken. Nicht, weil das römische Volk an dem glücklichen Erfolg seiner Bemühung bei dem Kaiser zweifelte; und wenn es wirklich daran zweifelte, und Pius andre Ansprüche auf die Volksliebe gehabt hätte, würde es ihn beklagt und ihn nur um desto inniger geliebt haben; nach einem, dem römischen Volk viel näher liegenden Interesse, maß es seine Empfindungen für dem Papst. Der ganze Kirchenstaat und die Hauptstadt vor allen, klagte laut über die Theurung der täglichen Bedürfnisse; und nicht durch Stillschweigen allein hatte das Volk sein Misvergnügen zu erkennen gegeben. Von Bologna ab, hörte er auf dem ganzen Wege bittre Klagen, und empfieng starkgesagte Bittschriften; und der vorübergehende Enthusiasmus über seine Rückkehr, konnte jene schlimme Eindrücke nicht bei ihm vertilgen. Während er im Pomp die Straßen der Hauptstadt durchzog, erhoben sich Stimmen, die von den Hofleuten aufrührerisch genannt werden. Die sich ihm nähernden Kardinäle und Prälaten verhehlten oder verstellten ihm die Wahrheit. Sein Staatssekretair Pallavicini, ein ehrlicher aber schwacher Mann, seufzte und schwieg. Selbst der Kardinal von Bernis, vielleicht der aufrichtigste von seinen Freunden, wagte nicht, das von allen, die ihn umgaben, so getreu beobachtete Schweigen zu unter-

brechen; aber von der Zeit an sagte er: »ich fürchte sehr, seine noch übrige Regierung wird Pius viele Thränen kosten.« — Das weniger verschwiegne Volk, verrieth, was man so angelegentlich vor ihm zu verbergen suchte. Wenige Tage nach seiner Zurückkunft, ward der Papst in den Straßen von Rom ausgezischt. Er wagte es kaum, zu Fuß auszugehen. — Damals aber lag ihm nur eine Sache am Herzen. Für sich selbst überzeugt, er habe durch seine apostolische Reise sich unsterblich gemacht, wollte er den guten Glauben an deren Erfolg, auch bei andern erwecken, und hörte deswegen nicht auf, den Kaiser zu rühmen. Unbefangen sagte er seinen nächsten Freunden, gleich in der ersten Unterredung: »Dieser Fürst hat einen großen Fond von Religion. Er hat mich versichert, und hat es mir auch bewiesen, daß er der beste Katholik auf Erden sei. Seine Rathgeber haben nach dem Tode seiner ehrwürdigen Mutter ihn irre geleitet.« — Der strenge, aber immer weise Gesandte von Spanien, gab zu, daß die Reise ihm Ehre mache; »aber, sagte er, ich zweifle an ihrem Nutzen für die Religion und für den römischen Stuhl.« — »Lassen Sie mir nur Zeit, versetzte der heilige Vater, und Sie sollen sehen, daß ich von dem Kaiser viel mehr, als man glauben mag, erhalten werde.«

Die, auch dem Kurzsichtigsten bald genug einleuchtende Wahrheit, war, daß er sich durch Josephs Liebkosungen hatte blenden und durch seine nur obenhin gegebene Versprechungen einnehmen lassen. Joseph wußte zu gefallen, wenn er sich darum bemühete, und das hatte er bei dem Papst gethan. Scharfsichtig und gewandt, hatte er

seinen Gegner bald ins Auge gefaßt, welcher unbekannt mit der Hofsprache, weder den Willen noch die Kunst besaß, sich gegen ihn zu verstellen. Er errieth seine Neigungen bald, und schmeichelte besonders die für die abgeschiednen Jesuiten; das war bei ihm eins seiner großen Verführungsmittel. Daher verbarg Pius, gestützt auf die Zustimmung Josephs, diese Neigung, welche die Höfe von Versailles und Madrid, seiner Gegenversichrung ungeachtet, schon lange bei ihm vermuthet hatten, nach seiner Rückkunft weniger als vorher. Ihn behagte es recht, den Gesandten dieser Höfe mehrmal wiederholen zu können, Joseph habe ihm gesagt: »Wäre ich Herr über die Unterdrückung der Jesuiten gewesen, so würde sie nicht geschehen sein; Karl III. hat Unrecht gehabt, sie so heftig zu verfolgen. Aber die Kaiserin von Rußland ist fest entschlossen, wenigstens den Saamen davon aufzubewahren.« — Durch diese Eröffnung bereitete Pius sich selbst eine Entschuldigung für die Nachgiebigkeit, die er über diesen Gegenstand bald darauf der furchtbaren Katharina zeigte; zugleich aber verrieth er sein eignes Geheimniß, und die Gesandten von Frankreich und Spanien gaben ihm darüber ihre Unruhe zu erkennen. »Es ist nichts daran gelegen, sagten sie ihm, daß die Kaiserin von Rußland in ihrem Reich die Jesuiten beibehält, wenn nur Sie sie nicht dafür anerkennen.« — Diesem Argwohn begegnete der Papst sogleich mit der Versichrung, er werde sein gegebnes Wort halten.

Nun mußte eine feierliche Rechenschaft, von einer solches Aufsehn machenden und so kostbaren Reise abgelegt werden.

den, um wenigstens die Leichtgläubigen zu blenden, und ihnen den Beifall zu entreissen, womit sie bei seiner Ankunft gegen ihn so geizig gewesen waren. Er hatte sich zur Ausarbeitung eines hochklingenden Berichts Zeit gelassen, und erstattete ihn erst drei Monate nach seiner Zurückkunft. Ungeachtet seiner hohen Meinung von seiner Beredsamkeit, und ungeachtet seines geringen Zutrauens zu dem Kardinal Pallavicini, gefiel es ihm doch, diesen Bericht seinem Urtheil zu unterwerfen. Der Kardinal fand ihn weitschweifig und kleinlich, und erlaubte sich vieles zu streichen. Doch war er noch sehr lang und sehr unzweckmäßig. In einem feierlichen Konsistorium trug er ihn am 23sten September mit rednerischem Anstand vor. Nach vielen kleinlichen Erzählungen, die nur eine kindische Eitelkeit verriethen, sagte er darin: »Das große Genie des Kaisers Joseph, seine ganz besondre Zuneigung, wovon wir so viele Beweise empfiengen, seine Leutseligkeit, seine Menschlichkeit, schienen uns von den glücklichsten Vorbedeutungen zu sein, und wir sind schuldig zu gestehen, daß unser Zutrauen nicht getäuscht ward. Schon jetzt haben wir von seiner Gerechtigkeitsliebe einige wichtige Verwilligungen erhalten, und die Hoffnung zu mehreren.«

Unerwartet war es dem heiligen Kollegium, aus dem Munde des Papstes nichts als eine lange Erzählung von Begrüßungen und Feierlichkeiten zu hören. Was war denn auf dieser Reise, die den Kaiser bekehren sollte, für die katholische Kirche, das heißt, für sie, ausgerichtet? Davon sagte ihnen der Papst kein Wort. Durch ein Breve versprach er zwar, der ganzen katholischen Kristenheit alle die

erhaltnen Vortheile vorzulegen. Aber das Versprechen war wohl schwer zu erfüllen. Die gewagten Behauptungen eines solchen Breve, wären durch das, was seiner Rückkehr nach Rom auf dem Fuß folgte, nur zu nachdrücklich widerlegt worden.

Seine Reise, die, ehe er sie antrat, in Rom so wenig Billigung fand, ward, als sie geendigt war, ein Gegenstand bitterer Vorwürfe und beleidigender Angriffe. Kurz nach seinem Konsistorium, dessen Erwartung den Ausbruch der Unzufriedenheit vielleicht noch aufgeschoben hatte, fand er auf dem Betpult seiner Kapelle ein giftiges Blatt, das unter andern Injurien folgenden Ausdruck enthielt: »Was Gregorius VII., der größte aller Priester, gestiftet hat, das hat Pius VI., der kleinste aller Priester, wieder zerstört.« — Eine Lobrede würde dies in dem Munde eines Philosophen gewesen sein; — in dem Munde eines Fanatikers war es Verläumdung. Der Papst empfand diese Ungerechtigkeit tief, aber mit einer Ergebung, die ihm Ehre macht. Er schrieb mit seinem Bleistift folgende Antwort unter das beleidigende Blatt: »Kristus Reich ist nicht von dieser Welt; er, der himmlische Kronen austheilt, raubt die irrdischen nicht. Laßt uns dem Kaiser geben, was dem Kaiser, und Gott, was Gott gebührt.« — Viele Leiden würde sich Pius erspart haben, wenn er in seinem Betragen seinen Grundsätzen gefolgt wäre; aber es war schon viel für einen Papst, Grundsätze zu bekennen. Uebrigens athmete diese Antwort wenigstens eben so viel Niedergeschlagenheit als Mäßigung; und sie

beweiset deutlich genug, daß Pius anfieng, die Augen zu öffnen. — Alles traf von diesem Zeitpunkt an zusammen, um ihn zu betrüben. Die starken Forderungen des Kaisers, die Meinung aller aufgeklärten Männer in Europa, fanden selbst in Rom Anhänger. Zwei Buchhändler wurden entdeckt, die ins Geheim einige der Oberherrschaft des römischen Stuhls und dem Coelibat zuwiderlaufende Schriften verkauften, nehmlich die Werke des vorgeblichen Febronius, deren wahrer Verfasser sie feierlich abgeschworen hatte, und die Abhandlungen eines gelehrten Deutschen, Namens Eybel, deren Inhalt eben so beissend war, wie ihr Titel: »Was ist der Papst? was ist ein Kardinal? was ist ein Bischof?« — Die beiden Verbrecher wurden vor das Inquisitions-Gericht gestellt, thaten Abbitte im Audienzsaal, erhielten bei jedem Vers des 51sten Psalms, der ihnen vorgelesen ward, einen Stockschlag, und bezahlten fünfhundert römische Thaler Strafe an die Kasse der Propagande, deren Maximen etwas verschieden von denen waren, die sie hatten verbreiten wollen. Das gemachte Aufsehn beglaubigte die Schriften, welche dieses Schrecken einjagten nur noch mehr; erregte Interesse für die Verfolgten, und Unwillen gegen die Verfolger.

15.

Verfolg der Verhältnisse des Papstes mit dem Kaiser.

Größern Kummer noch, hatte Pius von dem Fürsten zu leiden, den er für seinen Freund hielt. Ehe das Jahr zu Ende gieng, in welchem er einen Monat mit ihm vertraut gelebt hatte, erfährt er, daß Joseph den Kirchen seiner Staaten ihre Grundstücke nehmen wollte. Pius schreibt ihm einen Brief, worin er, mit der ganzen evangelischen Rüstung angethan, die heilige Schrift anruft, die heiligen Apostel auffordert, die heiligen Canones citirt, ihn an sein, ach! für nicht minder heilig gehaltnes Versprechen erinnert. — »Wie? Eure Majestät wollten also beweisen, daß Sie auch nicht die geringste Rücksicht auf meinen Rath nehmen, oder wenigstens, daß Sie ihn nur zu bald vergessen haben! Wo sind sie, jene Versicherungen von Anhänglichkeit an der Reinheit der Religion, jene von Ew. Majestät bekannten Grundsätze der Rechtgläubigkeit?« u. s. w. — Dieser lange und pathetische Brief war vom 3ten August. Zehn Tage darauf erfolgt von Joseph eine trockne, lakonische Antwort: »Die Sie beunruhigenden Gerüchte sind falsch; und ohne in dem, vieler Auslegungen und Erklärungen fähigen Text der heiligen Schrift zu grübeln, sagt mir eine

innere Stimme, was ich als Gesetzgeber, als Beschützer der Religion zu thun und zu lassen habe; und mit meinem redlichen und gerechten Karakter kann mich diese Stimme nie zu Irrthümern verleiten.«

Gewiß war eine solche Antwort von keiner sonderlichen Vorbedeutung. Pius aber, der den Rath, welchen Jesus seinen Jüngern gab: »zu werden wie die Kinder,« getreu befolgte, war, wie sie, leicht zu erschrecken, leicht zu trösten, gieng schnell von der Traurigkeit zum Frohsinn, von der Muthlosigkeit zur Hoffnung über. Er konnte sich durchaus nicht überreden, daß der »unvergleichliche Joseph« (wie er ihn zu nennen pflegte) ihn hätte täuschen wollen. »Ach, gewiß nicht, sagte er; aber seine Minister haben das Wesentliche meiner Verabredungen mit ihm wieder abgeändert.« — Und während dieser Ursachen zur Unruhe, war es, als er das Konsistorium berief, und die vorerwähnte Rede hielt. Sein äußeres Ansehn entsprach, wenn er sich öffentlich zeigte, dieser Ruhe seines Innern, die er vorgab; aber seine üble Laune, die er zu verbergen wußte, wenn er repräsentirte, brach zu Hause aus. Seine Bedienten fanden ihn ungeduldig, bis zum Ungestüm zornig, sogar grob in Worten, ihn, der sich mit allen Formen der Urbanität zierte, der in seinen ausgearbeiteten öffentlichen Reden, die reinste und zierlichste, Sanftmuth, Nächstenliebe und alle kristliche Tugenden athmende Sprache führte. Der Kardinal Pallavicini selbst war nicht vor seinen heftigen Ausfällen sicher. Ueberzeugt, nichts bei ihm durch seinen Rath ausrichten zu können, schwieg er nun wie die übrigen Kardinäle. Auch Bernis beob-

achtete eine Zurückhaltung. Er erhielt von dem Papst zwar noch immer Beweise des Wohlwollens und Zutrauens; aber er kannte ihn als unverschwiegen, er sah ihn in den Händen seiner, entweder von Fanatismus oder von Ehrgeiz irre geleiteten und treulosen Rathgeber. Seit seiner Rückkehr von Wien, war der Exjesuit Zaccaria und der Kardinal Gardyl, die nach der päpstlichen Würde trachteten, und sich deswegen den Jesuiten genähert hatten, seine innigsten Vertrauten. — Eine besondre Freundschaft affektirte Pius gegen den Kardinal Lanze, der aus einem der heftigsten Feinde der aufgehobnen Gesellschaft, einer ihrer wärmsten Anhänger geworden war.

In dem Umgang solcher verdächtigen Freunde schöpfte er seine Hoffnungen und Verhaltungsregeln. Dauernder Eindrücke nur wenig empfänglich, tröstete er sich nach kurzen Winseln. — Bei allen diesen zusammentreffenden Ursachen zum Kummer, die jeden andern zu Grunde gerichtet haben würden, blieb seine Gesundheit unerschüttert. Er wünschte lange zu leben und zu regieren [51]); und seine nähern Bekannten merkten wohl, daß, so lange die Dogmen nicht ganz offenbar angegriffen würden, er sich in alles übrige leicht ergeben werde.

51) »Siamo alla metà del nostro governo.« (Nun sind wir bis auf die Hälfte unsrer Regierung), soll er i. J. 1785 an seinem Krönungsfeste gesagt haben; und sein prophetischer Geist hatte sich hierbei nur um ein Jahr verrechnet: denn i. J. 1796 ward der Waffenstillstand zu Bologna mit dem Verlust des besten Theils des Kirchenstaats geschlossen; und hiermit war er, bis auf den armseligen Rest weniger Monate, am eigentlichen Ende seiner Regierung.

M.

Mit eben dem Muth der Apathie, der ihn bis an das Ende begleitet hat, ertrug er nun auch noch die Aufhebung aller Bettelorden in den Erbstaaten; die Unterwerfung aller Mönchsorden unter die Auctorität der Bischöfe, und, was noch viel schmerzhafter sein konnte, ein neues Edikt des Kaisers, wodurch der Datarie die Ernennung zu allen Bisthümern im Mailändischen und im Mantuanischen genommen ward. Joseph, der nun die Maske ganz abzog, nannte sich in diesem Edikt, Obervormund der Kirche und Verwalter ihrer weltlichen Güter. Sehr wohl fühlte man in Rom, was diese Ausdrücke vorbedeuteten. Pius, er allein, schien nicht darauf zu merken.

Zu eben dieser Zeit hob Joseph alle überflüssigen Klöster auf, und verwendete ihre Einkünfte zu den Staatsausgaben; eignete er sich die Ernennungen zu den in den päpstlichen Monaten erledigten Beneficien zu; beschränkte er die Vorrechte und Jurisdiktionen des Nuncius, u. s. w. Und diese Beispiele, die zu jeder andern Zeit ein öffentliches Aergerniß gegeben, und ein Jahrhundert früher, Schisma, Aufruhr und Bürgerkrieg veranlaßt haben würden, wurden nun von mehrern Reichsfürsten, von einigen Kurfürsten, und selbst von dem Kurfürsten von Trier, den der Papst in Augsburg so unterthänig fand, nachgeahmt. Alles kündigte das herannahende Regierungsende des Papstes an.

Die Dogmen (ein dunkles, so vielfacher Erklärung fähiges Wort) dieser vornehmste und seit einiger Zeit einzige Gegenstand aller Besorgnisse des Papstes, waren noch

nicht unmittelbar angegriffen. Nur eine der kaiserlichen Verordnungen, konnte den schüchternen oder den fanatischen Theil der Katholiken, Gefahr dafür fürchten lassen. Nemlich das Toleranz-Edikt vom Jahr 1781, das der durch Erfahrung belehrte Joseph selbst in einigen Punkten modificirt hatte. Es war davon in seinen Konferenzen mit Pius die Rede gewesen: denn dieser glaubte schon zu sehen, wie die kühne Ketzerei sich unter der Aegide dieses Edikts, mehr und mehr der Domainen der katholischen Kirche bemächtigte. Joseph hatte ihn zu beruhigen gesucht; aber ohne daß es ihm gelang. Gegen das Ende von 1782 gab er nun so vielen Anlaß zur Betrübniß, daß er ihm im Anfang des folgenden Jahres einige Zeilen des Trostes senden zu müssen glaubte. Er schrieb also ganz in freundschaftlichen, ihres Zwecks nicht verfehlenden Ausdrücken, daß dieses ihn so beunruhigende Toleranz-Edikt, fast gar keinen Abfall vom Glauben verursacht, und er solche Maßregeln getroffen habe, die dem so viel wie möglich vorbeugten; daß er hoffe, sich über mehrere andre Punkte eben so freundschaftlich mit ihm zu verstehen. Diese wenigen Worte brachten dem leichtgläubigen Papst auf einige Zeit wieder Ruhe. Aber sie daurte nicht lange.

Dreist gemacht durch solche kleine Neckereien, fängt Pius einen ordentlichen Briefwechsel mit Joseph an; im vertraulichen Ton schreibt er ihm, und rechnet viel auf dieses Mittel, ihn in der Laufbahn seiner Reformen, die er jetzt eifriger als jemals verfolgte, aufzuhalten. — Nach des Papstes Meinung, wird das Uebel schlimmer, man müßte deswegen ein starkes Heilmittel anwenden. — »Ich

will mich erklären,« sagte er zu den Gesandten von Frankreich und Spanien, die ihn wieder etwas zugänglicher fanden. Sie stellten ihm vor, daß er sich durch den vertraulichen Briefwechsel mit Joseph kompromittire, weil er dadurch vom Kaiser nichts erhalte; und mit unbefangnem Eifer erwiederte er: »Aber wir müssen ihm doch, so gut es angeht, das, was wir denken, zu wissen thun, um vor Gott und Menschen Vorwurfs frei zu sein; will der Kaiser seinen Scherz mit uns treiben: so wird ihm das selbst, so wie es bei vielen andern der Fall war, am schlimmsten bekommen; darum aber können wir unsre Pflicht nicht versäumen. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Vorwürfe ihn nie aufbringen können, denn mit vieler Gelassenheit hört er alles an, was man ihm auch sagen mag, und thut hinterher was er will.« — Die Gesandten wußten nicht, ob sie über seine Gutmüthigkeit unzufrieden sein, oder lachen sollten. Sie sahen ihn in einer schlimmen Krise. Joseph hatte, mit Festigkeit seinen Plan verfolgend, ohne Beitritt des heiligen Stuhls, den Prälaten Visconti zum Erzbischof von Mailand ernannt. Nichts war so natürlich und nichts mit dem wahren Katholicismus so vereinbar wie das; aber auch nichts war den bisher üblichen Gewohnheiten und den Anmaßungen des römischen Hofes, der sich aus diesen Gewohnheiten ein Recht zueignete, so entgegen. Pius sträubte sich lange gegen die Bestätigung dieser Ernennung; hier aber galt es die Vorbeugung eines Schisma, das den Kaiser nicht erschreckt hätte. Die Freunde des Papstes riethen ihm, sich durch einen Ausweg zu retten, der zur Vereini-

gung aller Theile führen konnte. »Antworten Sie dem Kaiser, sagten sie, daß auf seine Empfehlung Visconti, im nächsten Konsistorium als Erzbischof von Mailand prekonisirt werden sollte.« Diesesmal war der Papst noch starrsinniger wie gewöhnlich. Er schrieb dem Kaiser — und zwar keinen von den freundschaftlichen und vertraulichen Briefen, die ohne Nutzen geblieben waren, worüber Joseph im Herzen lachte, einige Stellen daraus bekannt machte, und einige andre sogar drucken ließ, — sondern ein eigentliches Breve, in der veralteten Sprache eines Oberhauptes der Kirche. Viel besser hätte er gethan, dem Rath des Ritter Azara und Bernis zu folgen. — Ohne eine Silbe Antwort, ward sein Brief ihm von Wien zurückgesandt. — Er war in Verzweiflung — als ein, von ihm zwar erwartetes, aber nicht so nahe geglaubtes Ereigniß, seiner Eitelkeit Trost, und seinem päpstlichen Herzen, einige Stralen von Hoffnung brachte.

16.

Reise des Kaisers nach Rom.

Mit einem glühenden Kopf und einem heftigen Karakter verband Joseph mehr Güte des Herzens und Gerechtigkeitsliebe, als man in Europa zu glauben geneigt war. Standhaft bis zur Hartnäckigkeit in seinen Planen, ließ er sich von keiner jener kleinlichen Rücksichten, die sonst so viele bei andern scheitern machen, zurückhalten. Er fürchtete nicht, die, welche bei seinen Maßregeln litten, wehe zu thun; aber er vorenthielt ihnen den gleichgültigen Trost nicht, den er mit seiner Würde vereinen zu dürfen glaubte. Er besaß eine ungeordnete Liebe zum Ruhm. Den Blick von ganz Europa hätte er immer auf sich heften mögen. Seine körperliche und geistige Thätigkeit, rieb ihn auf, und beschleunigte seinen Tod. Für Reisen hatte er eine doppelte Vorliebe, theils, weil er, der in andern wenig und in sich selbst viel Zutrauen setzte, nur das, was er mit eignen Augen gesehen hatte, zu kennen glaubte; theils, weil, wohin er kam, er seinen zugleich glänzenden und gründlichen Verstand, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine Leutseligkeit, sein einfaches Aeußere, hinter dem der Stolz sich birgt, gern bewundert sah.

Er hatte Pius einen Gegenbesuch versprochen. Kei-

ne seiner Ideen wollte er ihm zum Opfer bringen; aber er trieb kein Spiel mit der ihm verursachten Unruhe. Dann wollte er auch beweisen, daß er nicht leichter in der Nähe als in der Ferne, eben so wenig an seinem philosophischen Hofe, als im Mittelpunkt des abergläubigen Italiens zu erschüttern sei. Er wußte, daß seine Reformen großes Aufsehn in Rom machten; daß man dort beinahe in einem drohenden Ton über ihn spreche. Zeigen wollte er nun, daß er allen Ungewittern zu trotzen wisse. Sein strenger Staatskanzler, der Fürst von Kaunitz, hart, stolz und unerbittlich, bestärkte ihn in seiner Beharrlichkeit gegen den heiligen Stuhl, und sprach über den Widerstand des Bischofs von Rom noch mit mehr Bitterkeit als der Kaiser selbst. Ziemlich laut hatte er gesagt, daß falls der Papst sich weigere, den Erzbischof von Mailand zu prekonisiren, er die Bischöfe der Lombardei versammeln würde, um von ihnen, nach dem Gebrauch der ersten Kirche, die kanonische Einsetzung denen geben zu lassen, die der Kaiser dazu ernennen würde; daß, falls der römische Hof in seinen Weigerungen beharre, es mit ihm zu einem völligen Bruch kommen würde. — So stand der Wiener Hof mit dem heiligen Stuhl im December. Sein Gesandter in Rom, der Kardinal Herzan, ein gut denkender, aber schwacher und furchtsamer Mann, erschrack über die ihm zur Ausführung gegebenen Aufträge. Schwankend zwischen seinen Pflichten, die ihm als Mitglied des heiligen Kollegiums, und vermöge seiner Stelle, oblagen, überlegte, zauderte, zitterte er; als eine ihn überraschende Begebenheit ihn auf einige Zeit aus der Verlegenheit riß.

Joseph war am 6ten December von Wien abgereiset, nachdem er den Fürsten von Kaunitz zum General-Direktor aller laufenden Geschäfte ernannt und allen seinen Dicasterien angekündigt hatte, daß er eine nothwendige Reise vornehme. Das einzige Merkmal des geahndeten Gegenstandes dieser Reise, war, daß er verschiedene, seine Streitigkeiten mit dem römischen Hofe betreffende Akten mit nahm. Er gieng über Klagenfurt, wo er einige Stunden bei seiner Schwester, der Erzherzogin Maria Anna, blieb, durch Tyrol, Mantua, Bologna, und kam den 18ten zu Florenz an. Der damals, unter dem Namen eines Grafen von Wasa auf der Reise begriffne König von Schweden, war grade dort angekommen, und wollte nach Rom. Pius, davon benachrichtigt, schickte ihm einen Kourier entgegen. Joseph, der das Sonderbare liebte, und dem König von Schweden, den er nicht leiden konnte, nebenher einen Possen spielen wollte, eilt ihm einige Stunden vor, begegnet den Kourier, läßt sich von ihm für den Grafen von Wasa halten, und kommt Nachmittags den 23sten December in Rom an. Er stieg bei dem Kardinal Herzan, seinem Gesandten, ab, welcher, dadurch äußerst überrascht, in ihm eher seinen Befreier als seinen Souverain sah.

Seit 1769 war Joseph nicht in Rom gewesen. Unter den Personen, die er damals kannte, hatte der Ritter Azara, Agent des spanischen Hofes, schon seine Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen, und hatte von dem Scharfsinn, kraftvollen Karakter und von allen seitdem entwickelten Eigenschaften dieses edlen Mannes, die vortheil-

hafteste Meinung gefaßt. Ohne sich sonst jemand anzukündigen, bat er ihn schriftlich, noch auf diesem Abend, um eine Konferenz, wozu er eins von den Theatern in Rom bestimmen mögte. Azara hatte in jedem eine Loge, wovon er den Kaiser die Schlüssel schickte, mit dem Ersuchen, sich einen davon zu wählen, und dem Versprechen, daß er in allen Theatern umhergehen werde, bis er ihn treffe. In der Zwischenzeit hatte sich Joseph durch seinen Gesandten zu dem Papst führen lassen. Die Nachricht von seiner Ankunft war noch nicht im Vatikan; man wußte bloß, daß der König von Schweden angekommen sei, und erwartete jeden Augenblick seinen Besuch. Plötzlich wird der Kardinal Pallavicini benachrichtigt, der Kaiser sei da. Noch zweifelt der Kardinal; der Papst wird bis zum höchsten Schrecken überrascht. Man ist beschäftigt, sich auf einen anständigen Empfang vorzubereiten, als schon der Kaiser in seiner Uniform zum heiligen Vater in das Zimmer tritt.

Pius, wiewohl er über einen so unversehenen Besuch betroffen war, empfieng ihn mit der größten Herzlichkeit. Sie unterhielten sich ziemlich lange von gleichgültigen Dingen und giengen dann mit einander in die Peterskirche. Der Papst bietet ihm ein Betpult neben dem seinigen. Joseph, der sich immer sehr einfach zu zeigen wußte, schlägt diese Ehre bescheiden aus, und kniet einige Schritte hinter dem Papst. Bald darauf trennen sie sich. »Zu Komplimenten, sagt der Kaiser zum Papst, ist diese Kirche nicht der Ort; erlauben Sie mir, in Ihr Museum zu gehen.« — Dahin wird er von den beiden Neffen des Pap-

stes begleitet; aber die mit dem spanischen Gesandten verabredete Zusammenkunft interessirte ihn viel mehr. Er entfernte sich, um von der gewählten Theater-Loge Besitz zu nehmen, wo ihn der Ritter Azara trifft. Diese erste Unterredung ward zu Josephs großem Verdruß von mehreren Ueberlästigen gestört, die ihm aufwarten wollten, und ziemlich kalt empfangen wurden. »Guten Abend, Herr Graf,« sagte er ganz kurz zu dem Könige von Schweden, der unter diesen Besuchern war, und nicht besser wie die andern behandelt ward.[52] Unmittelbar darauf verläßt er und Azara die Loge, macht mit ihm einigen gegenwärtigen röm. Damen Besuche, erwiedert dem Könige von Schweden ganz trocken den seinigen, und begiebt sich dann, ungeduldig, der ihm gleichgültigen Menge entwischen und den Faden seines Gesprächs mit dem spanischen Gesand-

52) Auf welchen leichten Fuß Joseph II. den Grafen von Wasa übernahm, beweiset eine ziemlich komische Anekdote, die mir ein Bekannter, der in eben dem Jahr dieses Besuchs der hohen Personen in Rom, mit mir zugleich in Italien war, erzählte. Joseph wollte, um alles steife Ceremoniel eines feierlichen Besuchs, dem er sich, bei der Vorliebe Gustavs III. für dergleichen, seines Incognito ungeachtet, ausgesetzt hätte, zu vermeiden, ihn unvermuthet mit einem Besuch überraschen. — Unangemeldet, in Uniform und Stiefeln, tritt er zu ihm ins Zimmer, und findet den König, im höchsteleganten Schlafrock zwar; diesen aber mit Ordenssternen bestickt und mit Ordensbändern behängt. »Comment donc, mon cher Comte, rief der Kaiser ihm entgegen, vous allez à la Masquerade? (Was ist denn das, lieber Graf, wollen Sie nach der Maskerade?).

M.

ten wieder anknüpfen zu können, nach einem einsamen Ort, wo er ein paar Stunden mit ihm allein bleibt.

Seitdem hat man erfahren, was dem leichtgläubigen Pius nicht ahndete, daß Joseph in diesem Gespräch mit großer Wärme einen Plan entwickelte, der Europa in Erstaunen setzen sollte. Es betraf nichts geringeres, als einen gänzlichen Bruch mit dem päpstlichen Hofe. Joseph hatte alles vorausgesehen, alles geordnet; er war der Zustimmung und des Beitritts von sechs und dreißig Bischöfen seiner Staaten gewiß. Unangetastet sollten Dogmen und die kirchliche Hierarchie bleiben; aber seine Unterthanen wollte er dieser päpstlichen Obergewalt in Kirchensachen, die mit dem Wesen der Religion nichts gemein habe, und nur geeignet sei, bürgerliche Unruhen zu stiften und vielleicht alle Schrecknisse des Fanatismus zurückzubringen, entziehen. Nach seinem Grundsatz, sei die Kirche in dem Staat; und es komme dem Souverain zu, sie den weltlichen Gesetzen zu unterordnen, und ihre Diener in derselben Abhängigkeit wie die übrigen Unterthanen zu erhalten. Länger könnte er die Oberherrschaft Roms nicht anerkennen; er mache sich nichts aus den Blitzstralen des Vatikans, die vordem die Welt umstürzten, jetzt aber nur Kinder und alte Weiber noch erschrecken könnten. Die päpstlich Gesinnten würden ihn einen Schismatiker nennen; das gälte ihm gleich. Weniger reich zwar würden die Kirchen, dafür aber die Priester exemplarischer, und der Mönche weniger sein. Alles werde dabei gewinnen: die öffentliche Ruhe, die Moral, ja die Religion selbst. — Nie, sagt man, sei Joseph beredter gewesen,

nie

nie habe er sich entschlossen und nie die Kraft seines Genies, und den Reichthum seiner Einsichten, mehr, als in diesem Gespräch gezeigt.

Der Ritter Azara, der ihn mit Aufmerksamkeit und ohne Unterbrechung zugehört hatte, (denn so wollte Joseph in der Unterhaltung behandelt sein) erhielt endlich das Wort. Nur mit Mühe machte er ihm den Nachtheil eines so zufahrenden Entschlusses begreiflich. Dieser Entschluß, sagte er ihm, sei noch nicht unumgänglich nothwendig. Das dadurch erregte Aufsehn könne für den Kaiser selbst schlimme Folgen haben. Wenn er auch den Fanatismus von Rom nicht fürchte, sei denn der etwa nicht furchtbar, welcher noch in einem großen Theil seiner eignen Staaten herrsche? Der Papst sei von schlechten Leuten umgeben, und deswegen so hartnäckig; aber würde es denn unmöglich seyn, ihn zu gewinnen? könne der Kaiser nicht mit geringern Kosten zu seinem Zweck gelangen? müsse man nicht gewaltsame Mittel erst dann anwenden, wenn das Uebel ganz unheilbar geworden sei? u. s. w.

Diese Gründe, ihm von einem Mann vorgestellt, den der Kaiser achtete, und dessen Absichten und Grundsätze ihm nicht verdächtig sein konnten, machten Eindruck. Er verließ die Unterredung in einer verträglichern Stimmung, und nur wenige kannten damals diejenige, mit welcher er nach Rom gekommen war. Selbst dem Kardinal von Bernis scheint er nichts davon entdeckt zu haben, ob er ihn gleich achtete und liebte; aber einem Kirchen-Fürsten konnte er sich nicht so offenherzig mittheilen, als einem Minister von weltlichem Stande, der weder das In-

teresse noch die Vorurtheile des erstern hatte. Uebrigens behandelte er den Kardinal mit der größten Achtung, und zeigte ihm ein Zutrauen, worin dieser keinen Rückhalt bemerken konnte. »Haben Sie, fragte er ihn, sich über meine unerwartete Ankunft in Rom nicht sehr gewundert?« — Recht sehr, antwortete der Kardinal. — »Ich wollte nicht, daß die Römer glaubten, ich fürchte sie, und sei wegen einer Antwort auf Argumente verlegen, die in einem neulichen Briefe des Papstes an mich enthalten sind. Ich habe ihn zurückgeschickt, weil er Unanständigkeiten enthielt, und mich von meinem Entschluß nicht abbringen konnte; denn ich ändre nie einen mit Ueberlegung genommnen Vorsatz. Eine andre Ursache meiner Reise nach Rom ist, um dem Papst seinen langen mir in Wien gemachten Besuch zu erwiedern. Ich halte etwas auf Pius, es ist ein guter Mann, (c'est un bon homme.) Sie würden lachen, wenn Sie Zeuge unsrer Konferenzen sein könnten. Er wird oft hitzig, manchmal gar böse; ich lasse ihn machen, behalte mein kaltes Blut und meinen Entschluß. Ich weiß gar wohl, daß er mir in diesem Augenblick das verweigerte Indult geben würde, um zu dem Erzbisthum zu Mailand und zu allen Beneficien der Lombardei zu ernennen; aber als Geschenk will ich nicht annehmen, was mir als Hoheitsrecht gehört. Meine Schuld ist es nicht, daß meine Vorfahren nachlässig, oder zu furchtsam gewesen sind. Aus Achtung für den Papst, aber nicht als eine Gnade, erbat ich das Indult von ihm. Er schlug es mir ab, weil man ihm übel gerathen hatte, und doch ward Ludwig XV. wegen Korsika, ein ähnliches Indult unweigerlich zugestanden.«

Der Kardinal versuchte ihn dadurch zu besänftigen, daß er ihm den Unterschied zwischen dem angeführten Fall und dem seinigen zeigte. Pius, sagte er, sei vielleicht zu entschuldigen, wenn er Rechte erhalten wolle, in deren Besitz er den heiligen Stuhl gefunden habe. — »Meine Partei ist genommen, versetzte Joseph mit Wärme, und leid würde es mir sein, wenn der Papst mich zwänge, gewisse Mittel zu ergreifen ....« Hier hielt er inne; der Ritter Azara hatte mehr über diesen Punkt vernommen. »Wie gesagt, fuhr er dann fort, im Grunde ist der Papst ein recht guter Mann, es fehlt ihm selbst nicht an Verstand; aber er weiß nicht, daß die Zeiten sich geändert haben. Uebereilen werde ich nichts, aber noch weniger zurückweichen.

Mehr dergleichen Unterredungen hatte Joseph während seines sechstägigen Aufenthalts in Rom, sowohl mit dem Kardinal von Bernis, als auch mit dem Ritter Azara. Auch hatte er mit dem Papst eine lange und sehr lebhafte Unterredung, worin jeder von ihnen das, was er seine Rechte nannte, mit Wärme vertheidigte. Pius gestand, er habe den Kaiser nicht bekehren können. Dieser hatte sich bemühet, seine Eigenliebe zu streicheln, während er seinem Herzen wehe that; daher er beim Abschiede mehr als jemals von ihm bezaubert war. Besonders kam die Ernennung zum Erzbisthum und zu den Konsistorial=Beneficien der Lombardei stark zur Sprache. Mit dem festen Entschluß, das nachgesuchte und ihm geweigerte Indult nun nicht mehr anzunehmen, war Joseph nach Rom gekommen; doch brachten die Bitten des fran=

zösischen und spanischen Gesandten ihn davon zurück. »Wohlan, sagte er ihnen kurz vor seiner Abreise nach Neapel, ich will mich nicht sträuben, das Indult anzunehmen, nur sei es unwiderruflich und so gefaßt, daß man sehe, die Annahme sei von mir bloß aus Freundschaft für den Papst geschehen.«

Bei des Kaisers Abreise nach Neapel, am 29sten December, ließ er dem Kardinal Herzan die Vollmacht, eine Konvention, worin der Papst dem Kaiser, die Ernennung zu den Bisthümern der Lombardei, zufolge des der Souverainetät anhängigen Rechts, abtreten sollte.

Man kann behaupten, daß diese Reise des Kaisers nach Rom, dem päpstlichen Stuhl viel nützlicher gewesen sei, als es die des Papstes nach Wien nicht war, und daß sie einen völligen Bruch verhinderte. Mit ganz feindseligen Absichten war Joseph dort angekommen; aber die Vorstellungen des Kardinal von Bernis und des Ritter Azara, deren Weisheit, bei aller richtigen Beurtheilung der Usurpationen des römischen Hofes, Stürme fürchtete, welche jede, selbst die wünschenswertheste, Verändrung zu begleiten pflegen, — dann, seine reifere Ueberlegung der Folgen eines Umsturzes, wozu er das Signal geben wollte, vielleicht auch ein Gefühl der Milde für den alten Papst, der sein Mitleiden, nicht aber seinen Haß verdient; das alles besänftigte sein erstes Aufbrausen. In dem Kampf, den die beiden Gegner bestanden, brachte jeder seinen Theil von Festigkeit und Nachgeben, und jeder glaubte sich mit Ehre herausgezogen zu haben. Hätten sie sich nicht per-

sönlich gekannt: so wäre der Bruch unvermeidlich gewesen. — Doch aber gab es noch einige lebhafte Auftritte, als der Kaiser nach seiner Rückkehr von Neapel noch ein Paar Tage in Rom blieb. Sie stritten über die Form der schon vor ihrer Trennung beinahe ganz verabredeten Konvention. Joseph selbst setzte eine andre auf. Pius fand, daß die Ehre des heiligen Stuhls darin nicht genug geschont sei, und weigerte sich, ihr beizutreten. Diesesmal konnte Joseph seinen Aerger nicht an sich halten: »Wozu, sagte er, indem er sein Papier einsteckte, sind noch Konventionen nöthig? wir sind Freunde, und wollen es immer bleiben; jeder thue in seinen Staaten, was ihm gut deucht.« — Der Papst hatte einen Augenblick von Muth. »Nun dann, erwiederte er, wenn Ew. Majestät den Erzbischof von Mailand ohne kanonische Einsetzung weihen lassen: so wird alle Verbindung mit diesem Prälaten gebrochen, und seine Kirche wie die zu Utrecht behandelt werden.« — Er sah hierbei die Gefahr nicht voraus, die ihm bevorstand, wenn er den Kaiser aufs Aeußerste trieb. Joseph schien aber doch ein wenig bestürzt. Er fand sich in der Krise, welcher die Klugheit seiner Rathgeber ihn wollte entgehen lassen. Nach einem Augenblick Ueberlegung zog er sein Papier wieder hervor, änderte daran, erörterte, stritt selbst mit einiger Wärme; und beide Unterhändler setzten nun das Konkordat, das ihren Zwist endigen sollte, in lateinischer Sprache auf. Es ward sogleich ins Reine gebracht, dann abgeschrieben und gegenseitig ausgewechselt. Aber den beiden hohen Personen waren, indem sie sich mit solchen Kanzleyarbeiten abgaben, in ihrem lateinischen Aufsatz, einige schü-

lerhafte Sprachschnitzer entwischt. Sie ließen sie korrigiren, und Joseph empfing am 20sten Januar, den Tag vor seiner Abreise, ein Exemplar davon.

Der Papst hatte die Klugheit, in seinen drei Konferenzen mit dem Kaiser, des auf eine so beleidigende Weise ihm zurückgesendeten Briefes, nicht zu erwähnen; und Joseph ehrte sein Stillschweigen. Es machte ihn aber doch sehr verlegen, als der Kaiser von einem Projekt sprach, das er ungesäumt auszuführen Willens war. Er wollte einige General-Vikare in seinen Staaten haben, und, sagte er, um diese zu dotiren, sich den Zehnten und einige andre Einkünfte, die von benachbarten Bischöfen aus Oestreich gezogen wurden, zueignen. Pius antwortete mit kühner Festigkeit: »sie werden sich weigern, einer solchen Einrichtung beizustimmen.« — »Nun dann, erwiederte der Kaiser: so werde ich ihre Einwilligung zu erzwingen wissen.« — Es wird sich in der Folge zeigen, daß er Wort hielt.

Diese kleinen Mishelligkeiten abgerechnet, waren der Kaiser und der Papst einer mit dem andern sehr zufrieden. Pius, dessen Schwäche der Kaiser mit der ihm eignen Kunst geschmeichelt hatte, erzählte mit Wohlgefallen die kleinen Umstände ihrer Unterredungen. Der Kaiser habe ihm, wie er sagte, das größte Zutrauen gezeigt, ihm über die ersten Kabinette und über das Persönliche der europäischen Souverains die zartesten Eröffnungen gemacht. Beredter und geistvoller als er, sei keiner. »Mit einem Wort, setzte er hinzu, der Kaiser sagt alles, was er sagen will; aber nicht immer alles, was er denkt.« — Ueber Gegenstände, die nicht grade die Vorrechte des päpstlichen

Stuhls betrafen, war der Papst schlankweg mit ihm verfahren. Joseph sprach einst von den Personen, die er auf der Reise durch den Kirchenstaat habe kennen lernen, und hielt dem Legaten von Bologna, dem Kardinal Buoncompagni, einem verdienstvollen Mann, den aber der Papst nie geliebt hatte, eine hochklingende Lobrede. Seine seltnen Fähigkeiten glaubte er nicht besser loben zu können, als mit den Worten: »er ist im Stande, ein Reich zu regieren.« — »Wohlan, versetzte der Papst, nehmen Sie ihn hin; ich gebe ihn Ew. Majestät.« Aber bald nachher war er doch genöthigt, ihn für sich selbst zu nehmen.[53] — Hatte diese Reise des Kaisers Pius gleich manches empfindliche Opfer gekostet, und noch mehr in der Ferne gezeigt: so fand er sich, nach einiger anfänglichen Ueberraschung, doch ganz besonders dadurch geschmeichelt. Er wußte nicht genug zu erdenken, um Joseph, seinem Freunde, den Aufenthalt in Rom recht angenehm zu machen. In allem Ernst ladete er ihn ein, wieder zu ihm zu kommen, um einer Heiligsprechung beizuwohnen. Man weiß nicht, ob Joseph es ihm in allem Ernst versprochen hat, wohl aber, daß er sich über diese Einladung in Rom selbst ein wenig lustig gemacht.

Auf seiner ersten Reise nach der Hauptstadt der kristlichen Welt, hatte er sich nicht von einer so vortheilhaften Seite gezeigt, wie im Jahr 1784. Damals aber und auch jetzt, bewies er, daß er beharrlich sei, seinen Gegen=

---

53) Buoncompagni ward bald darauf zum Kardinal=Staats=sekretair erhoben.

M.

stand nie aus den Augen verlor, wechselsweise, so wie es die Umstände forderten, nachgebend oder strenge, und immer populär sei, daß er ferner den Geist der modernen Römer genau kenne, und sein Betragen darnach stimmte. Auf der zweiten Reise schien er dieses sein Betragen noch mit mehr Gewandtheit einzurichten. Geflissentlich zeigte er viel Einfachheit der Sitten, vermied deswegen alle Ceremonien, und entzog sich den Huldigungen. Um aber dem Geschmack der Römer, nach deren Zuneigung er, vielleicht mehr aus Ehrgeiz als aus Eitelkeit, strebte, zu schmeicheln, besuchte er die Assembleen, die Schauspiele und auch die Kirchen. Der Besuch dieser letztern schien ihm deswegen wohl nothwendig, um das durch seine Streitigkeiten mit dem Papst entstandne ungünstige Vorurtheil zu zerstreuen; und Pius war so gut, sich dadurch täuschen zu lassen. Er bemerkte es nicht, daß hinter dieser gesuchten Popularität Plane verborgen lagen, welche, wenn Joseph länger gelebt hätte, der weltlichen Gewalt des römischen Hofes, noch viel gefährlicher werden konnten, als alle seine Reformen in der Kirchenzucht der Oberherrschaft des päpstlichen Stuhls nicht geworden sind. Sein Beifall bei den Römern war so groß, daß er in den Volkshaufen mehr wie einmal ein enthusiastisches Geschrei hörte, das einem argwöhnischern Papst hätte beunruhigen können; das Volk rief: Viva il *nostro* Imperadore! — Mehr als alles Uebrige mogte ihm aber eine Anstrengung kosten, die er im Jahr 1769 nicht bewies; um den Römern zu gefallen, war er großmüthig und freigebig. Er besah die Denkmale der Kunst, die öffentlichen Anstalten, und sparte

keine Geschenke. An dreißigtausend Gulden vertheilte er in Hospitälern und unter das Volk. — Kurz, als er am 21sten Januar 1784 Rom verließ, waren Alle mit ihm zufrieden, und mehr als irgend jemand, war es der Papst.

17.

Neue Ursachen zum Mißvergnügen des Papstes gegen den Kaiser.

Demungeachtet war das noch nicht das Ziel der Widerwärtigkeiten, welche Pius von dem Wiener Hofe erfahren sollte. — Seinen größten Zwist mit dem Kaiser, hatte er nun auf eine minder kränkende Art, als er es hoffen konnte, vor der Hand beigelegt. Er wünschte sich Glück wegen dieses Triumphs, den er vornehmlich seiner eignen Geschicklichkeit und der Freundschaft, die er Joseph eingeflößt hatte, zuschrieb. »Ich habe ihm, sagte er, die Ernennung zu den großen Beneficien der Lombardei, in deren Kollationsbesitz der heilige Stuhl war, allenfalls abtreten wollen; aber doch müssen sich die von ihm ernannten Bischöfe, um ihre Bullen zu erhalten, an mich wenden.« — Selbst die vernünftigsten Kardinäle gestanden, daß dieser Vergleich die Ehre des römischen Hofes noch einigermaßen rettete. Als es aber damit bei dem Erzbischof von Mailand zur wirklichen Vollziehung kam, entstanden neue und zwar so kleinliche Hindernisse, daß man sich mit Recht wunderte, wie Joseph Gewicht darauf legen mogte. Vier Monate verstrichen, ehe die Form berichtigt ward, nach welcher der neue Prälat dem Konsistorium angekündigt werden

sollte: denn dieses war, zufolge der Gerechtigkeiten des päpstlichen Stuhls eine unablässige Formalität. Wie sollte man hierin aber verfahren, ohne den Kaiser zu beleidigen? Endlich ward man eins, daß der Papst, zu dem erzbischöflichen Stuhl von Mailand, Monsignor Visconti vorschlagen sollte, »der von dem Kaiser, kraft der freundschaftlichen, zwischen Sr. Heiligkeit und diesem Monarchen geschlossnen Konvention, ernannt sei;« und so kündigte Pius diese Ernennung dem heiligen Kollegium an. — Der übrige Theil des Jahrs 1784 gieng ohne Sturm vorüber.

Neue Händel brachte dem Papst das folgende Jahr von Seiten Deutschlands, wovon er einige unbesonnenerweise selbst, durch das thörigte Bestreben veranlaßte, die Zweige seiner Macht allenthalben auszubreiten, und einen Theil seines Verlustes wieder zu ersetzen. Er war nicht einmal im ungestörten Besitz des ihm noch übrigen Bodens, und doch suchte er neue Eroberungen zu machen.

Ohne vorher die Meinung des Kaisers zu erfahren, und ohne alle Schonung der geistlichen Fürsten, hatte er den Einfall, für den Münchner Hof eine neue Nunciatur zu errichten, und folglich der geistlichen Auctorität der deutschen Prälaten einen neuen Nebenbuhler zu geben. Sogleich erhob der Kurfürst von Mainz und der Erzbischof von Salzburg über diese Verletzung ihrer Diöcesan-Rechte, bittre Klagen bei dem Kaiser. So rührte also der Papst selbst eine für ihn sehr delikate Sache wieder auf, worüber Joseph sich schon nachdrücklich erklärt hatte. Dieser antwortet auf die Beschwerden der beiden

Erzbischöfe, die Nuncien sollten bloß die Gesandten des Papstes als eines weltlichen Regenten sein, und er werde nie zugeben, daß sie irgend eine Jurisdiktion in Kirchensachen, weder im Reich, noch auch an seinem Hofe, ausübten. Sein Gesandter, der Kardinal Herzan, in Rom, erhielt den Auftrag, dem Papst eben dieses zu erklären.

Pius und sein Staatsrath erschraken über diese Erklärung, die sie doch hätten erwarten können. Sie wußten aber, daß man sich Joseph nicht widersetzen könne. Der Papst gab seinem Gesandten eine zweideutige Antwort: er könne auf die Verbindung, die er mit dem Kurfürsten von Baiern habe zu stiften gewünscht, nicht Verzicht leisten; auch habe er sich für berechtigt gehalten, auf einen andern die Auctorität zu übertragen, die man ihm nicht bestreite.

Damals war in Rom ein gewisser Marchese Antici, ein schlauer Italiener, der durch seine Geschmeidigkeit und Intriguen eine gewisse Wichtigkeit erlangt hatte. Er war bei dem heiligen Stuhl als Minister der beiden Kurfürsten von Baiern und von Kölln angestellt. Bei dem Münchner Hof wollte sich dieser das Verdienst erwerben, ihm einen Nuncius zu verschaffen: denn für die katholischen Mächte vom zweiten Range, war das ein Vorzug von nicht geringer Wichtigkeit. In welche Verlegenheit gerieth nun der Marchese Antici, als einer von seinen Befehlsgebern, der Kurfürst von Kölln, eben so sehr als sein Bruder der Kaiser gegen die Vorrechte der Nunciaturen eingenommen, ihm befahl, sich mit allen Kräften der Neuerung zu widersetzen — die er selbst hervorgerufen

hatte! Der Papst konnte, wenn gleich über diese doppelte Widerwärtigkeit sehr betrübt, sich doch des Lachens über den doppelten Geschäftsträger nicht erwehren, der nun zwei sich so widersprechende Rollen zugleich zu spielen hatte. — Denn, wie Joseph auch sagte, im Grunde war Pius ein guter Mann. Unempfänglich irgend einer tief eindringenden Empfindung, waren Unmuth, Kummer, Liebe und Haß, bei ihm nur vorübergehend. Oft war seine Seele von einer Empfindung bewegt, aber nie durchdrungen. Daher die vielen Inkonsequenzen, und manche Unfälle seines Pontifikats; daher aber auch sein unerschütterlicher Gleichmuth, und seine, selbst bei den allergrößten Widerwärtigkeiten blühend erhaltne Gesundheit.

Im Oktober 1785 erhielt die Nunciatur eine tödtliche Wunde durch die kaiserliche Verordnung, die den Nuncien in Deutschland alle Arten von Gerichtsbarkeit nahm, und den Bischöfen alle ihre alten Rechte wieder gab. Der Kurfürst von Kölln, der als Erzbischof bei dieser Verordnung persönlich interessirt war, eilte, zum Verdruß der Exjesuiten und aller Vertheidiger des päpstlichen Stuhls, sie in seinen Staaten zu publiciren. Der Kurfürst von Mainz, der zwar selbst keinen Nuncius bei sich hatte, aber die Anmaßungen des neuen Nuncius in München fürchtete, nahm gleichfalls in seinen Staaten den Absichten des Kaisers entsprechende Maßregeln, und verstopfte dadurch eine von den Quellen, aus welchen die Datarie zu Rom unter allerlei Vorwand schöpfen wollte. Also, künftig keine Dispensationen, keine fremde Gerichtsbarkeit mehr in Deutschland. Nach und nach sah sich der päpstliche

Stuhl aller seiner lächerlichen Vorrechte, aller seiner skandalösen Einkünfte beraubt; die kleinen und großen katholischen Fürsten, weckten — ohne zu ahnden, daß sie von einer andern Seite, gegen ihren eignen Vortheil arbeiteten — die gesunde Vernunft bei dem Volk, lößeten ihre geheiligten Ketten, und bereiteten die Gemüther zu den Veränderungen vor, die Frankreich seitdem mit so allgemeinem Aufsehn bewirkte.

Der Kurfürst von Baiern war der einzige Reichsfürst, welcher sich anstrengte, den Beleidigungen, die der römische Hof aus allen andern Theilen von Deutschland empfieng, die ausgezeichnetsten Beweise des Wohlwollens entgegen zu setzen. Mit aller Pracht seines Hofes empfing er den neuen Nuncius Zoglio. Seinen Unterthanen ließ er ankündigen, daß sie sich künftig an diesen Nuncius, wie vormals an den Nuncien von Wien, Kölln oder Luzern, zu wenden hätten. Aber die vier deutschen Erzbischöfe von Mainz, Kölln, Trier und Salzburg, erhoben sich gegen diese Neuerungen und redeten in ihren Verordnungen die starke Sprache des Kaisers. Sie waren eifrige Vertheidiger der geistlichen Auctorität, aber eben so bereit, sie für sich selbst zu behaupten, als sie jedem unrechtmäßigen Forderer streitig zu machen. Mit den kraftvollsten Ausdrücken verboten sie ihren Diöcesan-Bischöfen, sich unter keinerlei Vorwand, weder an den Nuncius Zoglio, noch an den Nuncius Pacca zu wenden, der für Pellisoni in Kölln angekommen war. Die beiden Nuncien wagten nicht, sich zu widersetzen. Sie wandten sich an den Papst, der sie in diese Verlegenheit ge-

setzt und nun jauch wieder herauszuziehen hatte. Pius Hauptschriftsteller war damals der Exjesuit Zaccaria, dessen schon mehrmal erwähnt ist; ein Fanatiker, der gewisse Fähigkeiten oder wenigstens die Gelehrsamkeit hatte, welche ihn zu diesem Geschäft eignete. Eine gelehrte Deduktion ward von ihm ausgearbeitet. Hätte man ihn nur machen lassen, sie würde ganz unwiderspreсhlich dargethan haben, daß zu allen Zeiten der heilige Stuhl im Besitz gewesen sei, nach Belieben und allenthalben hin, mit Vollmachten begabte Nuncien zu senden, ohne sich an die Bischöfe und Erzbischöfe der Sprengel zu kehren.

Der reissenden Schnelligkeit seiner beredten Feder ungeachtet, ward Zaccaria von der Eilfertigkeit der vier Erzbischöfe eingeholt. Sie bildeten eine Art von Congreß zu Ems bei Coblenz, und berathschlagten hier kühn über die Fragepunkte, zu deren Richter sich bisher der päpstliche Stuhl ausschließlich aufgeworfen hatte; nehmlich über die den Fastenvorschriften zu setzende Gränzen, über die Heirathsverbote, über die Organisation der Domkapitel, u. s. w. 54) Der Kurfürst von Trier, gewissenhafter

54) Ein sehr merkwürdiger Zug zur Geschichte dieses kühnen deutschen Kongresses, der dem päpstlichen Stuhl offne Fehde bot, war der, daß der Kurfürst von Kölln selbst, von einem protestantischen öffentlichen Lehrer des kanonischen Rechts, Georg Ludwig Böhmer in Göttingen, im Jahr 1787 ein Gutachten, über die Resultate (Punktationen) des Emser Kongresses forderte; welches dahin entschied: »daß das Resultat des Emser Kongresses, dem katholischen Kirchen-Staatsrecht von Deutschland gemäß sei.« — Die Original-Handschrift dieses treflich ausge-

als seine Kollegen, wollte nur höchst ungern dem Papst, den er in Augsburg mit so vielen Beweisen seiner Liebe und Achtung aufnahm, Kummer machen; deswegen wandte er einige Schwierigkeiten ein, endigte aber damit, sich zu ergeben. Mehrere deutsche Bischöfe und weltliche Fürsten, die sonst dem Hofe von Rom ziemlich ergeben waren, schlossen sich an den Emser Kongreß und dessen Grundsätze an, und Pius erregte in jener schon so bedenklichen Zeit ein Ungewitter, oder ließ es vielmehr von seinen verblendeten Rathgebern erregen, welches eine dem beabsichtigten Zweck ganz entgegengesetzte Wirkung hatte. Jeder untersuchte Fragen, und leitete dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums auf Gegenstände, die man aus Politik wenigstens unentschieden hätte lassen sollen. Man gewöhnte sich an eine gewisse Unabhängigkeit, welche hundert Jahre früher

führten rechtlichen Bedenkens, liegt vor mir, und ich würde mich nicht haben enthalten können, ob hier gleich dazu nicht der ganz geeignete Ort ist, wenigstens einen koncentrirten Auszug davon zu liefern, wenn mir nicht gerade des jüngern Böhmers Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrten-Geschichte, in die Hände gefallen wäre, wo das Gutachten im 1sten Stück des 2ten Bandes ganz abgedruckt ist. — Die volle Wirkung des Resultats dieses so wichtigen Kongresses, ward durch die Eifersucht der Bischöfe gegen die Erzbischöfe, durch Josephs Tod und durch die französische Revolution zwar geschwächt; doch aber haben es die Erzbischöfe in ihren Sprengeln geltend gemacht, und es ist in den Kompendien des katholischen Kirchenrechts zum Grund gelegt worden.

M.

früher für ein Schisma oder gar für Gotteslästerung und Kirchenraub würde angesehen worden sein. So mußte also der römische Hof gleichsam selbst die Hände dingen, welche den schon so unsichern Grund seines Throns untergraben sollten, und die geistlichen Fürsten durch das Beispiel eines philosophischen Kaisers in ihrer Kühnheit aufgemuntert, beschleunigten die große Krise, die diesen Thron umstürzen und sie selbst treffen sollte. Besser konnten sie nicht für die Fortschritte der gesunden Vernunft handeln; aber auch nicht schlechter für ihren eignen Vortheil.

Bei dieser Gelegenheit häufte der römische Hof sein unkluges Betragen. Anstatt zu einer Zeit, wo seine Anmaßungen die Vernünftigen empörten, und selbst den Frömmlern der Unrechtmäßigkeit verdächtig wurden, damit umzugehen, sie noch aufrecht halten zu wollen, hätte er sich darauf beschränken sollen, des Rechts, in dessen Besitz man ihn noch lassen wollte, zu genießen, wie Bernis und Azara ihm riethen, und wie Benedikt XIV. es that. Aber einem verzweifelnden Spieler gleich, gab er sich dem völligen Verderben hin, um einen leichten Verlust zu ersetzen, und ein streitiges Stück Land zu behaupten.

Kaum sollte man es glauben, daß er jenem vereinten Widerstande der deutschen Fürsten, statt seiner Stärke zu weichen, Hartnäckigkeit entgegen stellen, und ihn sogar mit Gewaltsstreichen abwehren wollte, wie zu den Zeiten, wo die aller abgeschmacktesten Forderungen durch blinde Folgsamkeit des Volks sanktionirt wurden. Ungeschickt in der Wahl seiner Agenten, konnte er zusehen, daß sein Nun-

cius Zoglio durch seine Anmaßungen den Erzbischof von Salzburg aufbrachte, der ein Sohn des Vicekanzlers Colloredo war, und folglich mehr als ein andrer des Beistandes des Kaisers gewiß sein konnte.

Noch unverschämter war der Nuncius Pacca. Dieser ließ sich einfallen, aus seiner Nunciatur ein an alle Prälaten und Pfarrer des Kurfürstenthums Kölln gerichtetes Manifest auszufertigen, worin er ihnen befahl, keine Heirathsdispensation in gewissen etwa schon erlaubten Graden ohne Indult des Papstes anzuerkennen. Diese Verwegenheit wies der Kurfürst von Kölln dadurch zurück, daß er allen, denen von einem sogenannten Nuncius Exemplare des Manifestes zugesandt waren, befahl, sie unter demselben Umschlag wieder zurückzuschicken, und sich von den Postmeistern einen Absendungsschein geben zu lassen. Als der Kurfürst von Mainz erfuhr, daß die Pfarrer in seinem Erzbisthum eben den Befehl von dem Nuncius erhalten hatten, ließ er ihnen schreiben, er hoffe, sie würden einen gerechten Abscheu gegen dieses schamlose Unternehmen empfinden, das nur die Beunruhigung ihres Gewissens beabsichtige, und würden die ihnen von einem vorgeblichen Nuncius in Kölln, zugesandten Manifeste wieder zurückschicken.

Selbst bis in die Kanzlei des Kurfürsten von Trier, war keiner, der sich nicht durch die Keckheit des Nuncius Pacca beleidigt gefühlt, und den von ihr aufgestellten richtigen Grundsatz nachdrücklich bekannt hätte, daß niemand, mit welchem glänzenden Titel er auch bekleidet

sein mögte, in einem fremden Bisthum eine gesetzgebende Gewalt üben könne. Auch der fromme Kurfürst von Trier bekannte und verbreitete selbst eben diese Grundsätze, welche die Philosophie mit so vieler Kraft in der Folge benutzt hat, um wenigstens in Frankreich das ganze Gebäude des Aberglaubens umzustürzen.

Der Nuncius Pacca ließ sich durch einen solchen Widerstand nicht abschrecken. Den Souverains, die ihn nicht als Nuncius anerkennen wollten, zum Trotz, fuhr er in seinen Amtsverrichtungen fort. Er suchte in dem Lande, wo der leichtgläubigen und schüchternen Menschen noch viele waren, Gährungen zu erregen. Die deutschen Erzbischöfe beschwerten sich, und protestirten bei dem Papst aufs nachdrücklichste. Sie erhielten keine Antwort. Der Marchese Antici, der mehr als einmal seinen doppelten Karakter verwünschte, war genöthigt, dem römischen Hofe diese ihm so empfindlichen Aktenstücke vorzulegen, und er ward, wie das in solchen Fällen gewöhnlich ist, für ihren Inhalt verantwortlich gemacht. Die ihm gegebnen Audienzen waren Szenen der üblen Laune und der heftigsten Vorwürfe. Seine ehrsüchtige Geduld brach endlich. Er renuncirte dem Titel des Bevollmächtigten eines Kurfürsten, der so schwer und mit so vieler Gefahr zu repräsentiren war.

Die geistlichen Kurfürsten beharrten in ihrem muthvollen Betragen gegen den päpstlichen Stuhl. Der erste derselben, der Kurfürst von Mainz, gieng so weit, dem Kaiser Vorschläge zu thun, die den römischen Hof zittern machten, und, wie er sagte, der Ausdruck des gemeinschaft-

lichen Wunsches der Deutschen waren. Es hieß in diesen Vorschlägen: die berüchtigten Dekretalen Isidor's, deren Unächtheit nicht mehr zweifelhaft sei, wären die einzige Basis, worauf die Immunitäten des römischen Hofes beruheten. Weiter ward darin auf die Zusammenberufung des neuen, seit mehr als zweihundert Jahren von dem römischen Hofe versprochnen Koncils gedrungen, welches die Quelle seiner usurpirten Reichthümer verstopfen sollte. Unaufhörlich verdrehe er seine Versprechungen, vereitle die Hoffnungen des deutschen Reichs, und führe fort, die mit den deutschen Fürsten errichteten vorläufigen Konkordate zu verletzen; die deutsche Nation sei nunmehr aller ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn entledigt. Es sei endlich einmal Zeit, daß sie von den Summen, welche für das Pallium ihrer Erzbischöfe nach Rom geschickt würden, einen andern Gebrauch mache, und sie ihrer eignen Beglückung und der Unterstützung der Unglücklichen widme, u. s. w. — Man hätte sich bei solchen Aeusserungen einer neuen Reformation nahe glauben können. Mit mehr Kraft drückten sich, drei Jahre später, die Redner in der konstituirenden Versammlung Frankreichs, nicht über die Usurpationen des römischen Hofes aus. Und ein Erzbischof von Mainz war es, der diesen Ton anstimmte! Ihm ahndete damals wohl nicht, daß er so die Gemüther auf jenen großen Stoß vorbereitete, welcher Europa und die katholische Religion erschütterte, und die Unternehmungen von Stufe zu Stufe bis zur Sekularisation eines großen Theils seiner eignen Staaten führen sollte!

Solche Lehrsätze konnten nicht anders als Joseph

gefallen. Obgleich nicht weniger muthig entschlossen, wie diese Prälaten, welche im Grunde mehr noch ihre eigne Sache führten, als sie dem römischen Hofe damit einen Undienst leisten wollten, war er vorsichtiger wie sie. Die sich vorgezeichnete Bahn, immer mit festem, aber nie mit übereiltem Schritt, verfolgend [55]), nahm er zwar die Wünsche der geistlichen Fürsten günstig auf, glaubte aber, ihre Erfüllung verschieben zu müssen. Es mag auch wohl sein, daß er sich überhaupt nur die Ehre, die Sache eingeleitet zu haben, vorbehalten, und lieber in seinen eignen Staaten Beispiele zur Nachahmung geben, als zu einer Reform im deutschen Reich, als dessen Oberhaupt, mitwirken wollte, wovon er nicht das ganze Verdienst würde gehabt haben.

---

55) Wer würde Joseph II. den Beinamen des Großen, wie Friedrich II. Andenken ihn mit hohem Recht trägt, noch streitig machen, wenn diese schöne Behauptung von allen seinen Planen und ihrer Ausführung gelten könnte? — Und doch, hat jener ihn nicht auch verdient? Friedrich fand sein Land zur Aufklärung reif; seinen Planen stellte sich keine Hyder des Fanatismus der Priester, keine Widersetzlichkeit des rohen Volks, ihres Zöglings, in den Weg. Aber, welche unendliche Hindernisse dieser Art, hatte Joseph zu besiegen, welchen Chaos zu ordnen! — Ueber sein Jahrhundert erhaben, bekämpfte er die Schwierigkeiten mit männlich starkem Muth, war der Schöpfer von so manchem Großen und Guten, und stieg von dem undankbaren Jahrhundert und von seinem verblendeten Volk verkannt, mit dem Bewußtsein seiner Größe, aber auch vielleicht mit der traurigen Ahndung, daß der Erfolg seinem großen und guten Willen nicht entsprechen werde, ins Grab.

M.

Noch durch andre den päpstlichen Stuhl tief betrübende Maßregeln, zeichnete er das 1786. Jahr aus. Die Prälaten hatten bis dahin einen wesentlichen Theil des östreichischen Staatskörpers gemacht. Er schloß sie aus, und substituirte ihnen von ihm allein gewählte Kommenden-Aebte. Er sekularisirte gewisse Mönchsorden, z. B. den der Kamaldulenser, den größten Theil der Klöster von andern Orden hob er auf. Er nahm den reichsten ihre Grundstücke und ihre heiligen oder profanen Schätze. Mit ihren schönsten Gemälden bereicherte er seine Gallerie. Alle Bücher ihrer Bibliotheken, die der berühmten Bibliothek in Wien nicht unwürdig waren, fanden darin ihren Platz; die übrigen wurden den Gewürzkrämern überlassen, oder Patronen daraus gedreht. Ihre kostbaren Geräthe aller Art, wurden an den Meistbietenden verkauft, und das dafür gelösete Geld floß in die Religionskasse. Dies war kein leerer Name. Die Kasse war zur Bezahlung von Gehalten an Ordensleuten beiderlei Geschlechts, die nicht mehr in Klostergemeinschaft lebten, zur Unterhaltung einiger neuen Bischöfe, der vielen neu angesetzten Pfarrer, und für die Schulen und frommen Stiftungen bestimmt. Der auf diese Weise ganz ausgezogne Müssiggang seufzte über diese Umwandlung, der Fanatismus ereiferte sich; die leidenschaftlose Orthodoxie konnte nicht anders als ihren Beifall geben. Aber der Papst, der nun seine Waffenträger allmählig verarmen und sich mindern sah, versank darüber in tiefe Trauer. — Keine thörigte Furcht, keine persönliche Zuneigung, machten den Kaiser in seinen Vorsätzen wankend. Er hatte verordnet, kein Bischof seiner Staaten

solle zwei bedeutende Beneficien zugleich besitzen. Der Kardinal Migazzi war Erzbischof von Wien und auch Administrator eines reichen Bisthums in Ungarn. Er ward genöthigt, eins von beiden zu wählen, und schickte, da er sich für das Erzbisthum von Wien entschieden hatte, die Resignation der andern Pfründe nach Rom. Pius, der seinen Kummer in der Stille trug, sandte diese Akte dem Kaiser zu, ohne sich eine Bemerkung dabei zu erlauben.

Bald nachher aber ereignete sich ein Vorfall, der seine Ungeduld rege machte, und ihm beinahe einen sehr ernsthaften Streit mit Joseph zugezogen hätte.

Immer beharrlich in der Behauptung, der Oberverwalter der Kirchen in seinen Staaten zu sein, hatte Joseph das Bisthum Laybach, in Kärnthen, zum Erzbisthum erhoben, und den Grafen Karl von Herberstein dazu ernannt. Nach der letzten, bei Gelegenheit des Erzbisthums Mailand geschlossnen Konvention, mußte der Papst die Form wegen der Ernennung bestätigen. Er erdreistete sich, das zu weigern: und wodurch hatte der Graf Herberstein die Ungnade des heiligen Vaters erweckt? Vier Jahre vorher äußerte er in einem Hirtenbriefe Maximen, die der römische Hof nicht vergeben konnte. Er hatte zu sagen gewagt: »jeder kann sich eine Religion wählen, die er für gut findet.« Der Papst verlangte, daß, ehe er die Bestätigung erhielt, er diese verderblichen Maximen widerrufen sollte. Diese befremdende Forderung nahm Joseph und sein Principal-Minister sehr übel. Der alte Fürst von Kaunitz gieng selbst zu

dem Nuncius Caprara, und sagte ihm mit dem ihm eignen ernsten Ton: »der Widerstand des Papstes werde eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem römischen Stuhl und den Staaten seiner kaiserlichen Majestät veranlassen, und aller bisher aus Achtung für den Papst beobachteten Schonung für immer ein Ziel setzen. Nichts werde ihn mehr abhalten, künftig aus eigner kaiserlichen Auctorität, alle kirchlichen Einrichtungen zu treffen, so wie es in den ersten Jahrhunderten des Kristenthums Gebrauch gewesen.« —

Der erschrockne Nuncius schickt sogleich einen Kourier nach Rom. Immer hatte er nur schlimme Nachrichten zu berichten, es mogte nun seine eigne Ungeschicklichkeit oder die Ungerechtigkeit des Papstes daran Schuld sein. Das Gehässige davon ward ihm aufgebürdet. Das war auch eine der Ursachen des ungünstigen Vorurtheils, welches Pius bis auf den Tag seines eignen Falles gegen ihn hegte. Die Vorstellungen eines ihm so wenig angenehmen Wortführers, bestärkten ihn nur noch mehr in seinem Widerstand; er hatte, was man in einem solchen Zeitpunkt wohl kaum von ihm erwarten sollte, den Muth, in einem Brief an den Kaiser, den neuen Erzbischof für einen Ketzer zu erklären, und bewies aus einigen Stellen seines Hirtenbriefes, daß er diesen Namen verdiene. Joseph, den diese Hartnäckigkeit hätte aufbringen können, zeigte sich geduldiger dabei als seine Minister. Er erlaubte dem Prälaten, über die ihm vorgeworfnen Stellen Erklärungen nach Rom zu senden; gebot ihm aber, keine davon zu widerrufen.

Diese Art von Nachgiebigkeit machte den Papst nur noch starrsinniger. Unter allerlei Vorwand schob er die Bestätigung auf; und vor Ende des Jahrs befreiete der Tod ihn von diesem furchtbaren Gegner. So ward dieser Streit geendigt; aber der Kaiser ließ im folgenden Jahr den Papst und das heilige Kollegium den zufälligen Triumph theuer bezahlen. Der Groll schien seinen Reformeifer neu zu beleben.

Er fieng damit an, dem Betragen der vier Erzbischöfe seine volle Zustimmung zu geben, und äußerte den Wunsch, daß es von den übrigen Prälaten mögte nachgeahmt werden. Zu eben der Zeit erschien, wohl unstreitig mit seinem Vorwissen, in Wien eine Schrift, worin die Bischöfe von Deutschland eingeladen wurden, mit den Erzbischöfen gemeinschaftliche Sache zu machen; und mehrere Bischöfe, der von Speier an ihrer Spitze, beklagten sich bei dem Kaiser, daß sie nicht zu dem Emser Kongreß mitberufen wären. Joseph wollte der Spaltung vorbeugen, welche bei dieser Gelegenheit zwischen den beiden Klassen der Prälaten hätte entstehen können; und anstatt auf die langen und kläglichen Vorstellungen Pius, wegen dieses von der ganzen hohen Geistlichkeit Deutschlandes dem heiligen Stuhl gelieferten Treffens zu antworten, schrieb er an die Bischöfe, um sie zu ermahnen, an dem von den Erzbischöfen gefaßten heilsamen Plan Theil zu nehmen. Der Reichshofrath faßte einen von dem Kaiser diktirten Beschluß, worin er sich gegen die von dem Nuncius Pacca gethane Schritte erklärte, das übermüthige Cirkular, welches er zu verbreiten sich unterstanden hatte, kassir-

te, und mit Misbilligung der Nachgiebigkeit des Kurfürsten von Baiern, diesem befahl, nicht zu dulden, daß der an seinem Hofe angenommne Nuncius Zoglio irgend eine Jurisdiktion in den Staaten von Jülich und Berg ausübe.

Sehr niedergeschlagen ward der römische Hof, in ganz Deutschland einen Bund entstehen zu sehen, welcher Vorrechte angreifen wollte, die, seiner Meinung nach, wenigstens durch Verjährung unbestreitbar hätten sein müssen. Grausamere Kränkungen schien ihm das vorzubedeuten. Ein National-Koncil konnte ihn aller noch übrigen Rechte berauben. So viel Regenten, so viel Privatleute, und was noch mehr, selbst Prälaten, denen an der Aufrechthaltung seiner Auctorität doch gelegen sein mußte, erhöben sich nun zu Philosophen! Die Religion mit der Philosophie im Kampf! Was sollte aus der Religion werden?

Indessen kamen die, den römischen Hof damals so schreckende Unfälle, nicht aus Deutschland. Neid und Eifersucht der Mächte aber traten einem Bündnisse in den Weg, das den völligen Umsturz seiner schon so geschwächten Oberherrschaft beschleunigt haben würde. Dem Plan der Reform und ihrer Unabhängigkeit getreu, arbeiteten die vier Erzbischöfe den beiden Nuncien in allen ihren neuen Versuchen entgegen; aber die in der Behauptung einer gewissen Unabhängigkeit von ihren Metropolitanen so ziemlich einstimmigen Bischöfe, vereinten ihre Schritte nur sehr zögernd mit den Schritten der letztern. In dieser Zwischenzeit, trat mit kühnem und reissend schnellem Gange die französische Revolution auf; sie, die die Ausführung

so mancher angelegten Unternehmungen hemmte, so viele fest gegründete Plane umstürzte, kleine Feindschaften besänftigte, kleinliche Nacheifrungen hinausschob, und, bei dem Anblick gemeinschaftlicher Gefahr, die zur Trennung geneigtesten Gemüther einander wieder näher brachte.

Bis zu dem Ende seiner Regierung folgte Joseph seiner unwiderstehlichen Neigung zu Reformen. Er ließ mit seinen Grundsätzen einstimmende Schriften verfassen, oder sie in Umlauf bringen. Er befahl, daß, wenigstens in einem Theil seiner Staaten, die Sakramente in der Volkssprache gereicht würden. In Absicht der Protestanten in Ungarn, gab er dem Toleranz-Edikt eine weite Ausdehnung. In eben dem Kostanz, wo der unglückliche Johann Huß, dreihundert Jahre vorher, seine Grundsätze, Vorläufer der dem römischen Hofe so unglücklichen Reformation, in den Flammen büßen mußte, ließ er eine reformirte Kirche bauen. Hauptsächlich aber war es in den Niederlanden, wo sich sein Reformationseifer ganz entwickelte, wo er den heftigsten Widerstand fand, und dem Papst, seinem Freunde, bittern Kummer machte.

Hier ist nicht der Ort, alle die Neuerungen zu erwähnen, die er mit zu wenig überlegtem Eifer, in den östreichischen Niederlanden einführen wollte, die noch weniger reif zu philosophischen Reformen wie die deutschen Erbstaaten, mehr zum Aufruhr geneigt, und schwerer zu bezwingen waren. Es sei genug, zu sagen, daß es hier nicht allein unter dem Volk und der Geistlichkeit, sondern auch bei den Landständen, die der Plünderungen des Despotismus ungeachtet, noch einen Schatten von Freiheit behalten

hatten, einen starken Widerstand fand. Durch bloß politische Beschwerden war unter ihnen schon ein Misvergnügen vorbereitet, welches ausbrach, als der Kaiser die Klöster, Brüderschaften, Seminare, Processionen, Pilgrimschaften, mit einem Wort, alles was bei ihnen Religion hieß, angreifen wollte. Starke Stützen, oder vielmehr glühende Nachahmer, fanden sie in der hohen Geistlichkeit und besonders in dem Erzbischofe von Mecheln, Kardinal Frankenberg. Der päpstliche Nuncius zu Brüssel, Monsignor Zondadari, ein fanatischer, heftiger Mann, ließ diese Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, nicht entschlüpfen. Mit warmen Eifer sprach er in der Sache des römischen Hofes, an den sich Joseph bei diesen Neuerungen in der Kirchenzucht nicht gekehrt hatte. Man leitete über diese durch die Zeitumstände so bedenklichen Fragen, Erörterungen ein, worin der durch Erfahrung noch nicht besser unterrichtete Pius zu triumphiren hoffte: denn er brüstete sich unter andern auch mit dem Talent eines großen Theologen, welche Joseph zu jeder andern Zeit sehr gleichgültig sein konnten, ihm aber dann sehr verhaßt waren, wenn sie angewandt wurden, seinen Absichten entgegen zu wirken. Unterdessen machte Zondadari den Herumträger und Erklärer der gelehrten Abhandlungen seines untrüglichen Souverains, und munterte die Brabanter zum Widerstande auf.

Joseph, der damals schon in mancherlei Verlegenheiten verwickelt war, faßte Unmuth gegen das Werk, gegen seinen Urheber und besonders gegen den Erklärer desselben, und ließ, auf eine für den Repräsentanten des hei-

ligen Stuhls sehr unehrbietige Art, den Nuncius Zondadari aus Brüssel fortjagen. Dieser mußte sich nach Lüttich zurückziehen, von wo aus er seine Intrigue heimlicher, aber mit nicht geringerm Erfolg fortsetzte. Die bei Gelegenheit der Stiftung eines neuen Seminars zu Löwen entstandnen Unruhen, gaben ihm neue Veranlassung, mit Beihülfe der Priester, die Gemüther des Volks aufzureizen. Ohnmächtiges Bemühen, das Joseph verachtete. Der Muth seines General-Gouverneurs, des Grafen von Trautmannsdorf, und seine eigne Beharrlichkeit, siegten über Nuncien, Prälaten und Fanatiker, wovon die Niederlande voll waren.

Eben diese Beharrlichkeit hatte im Jahr 1788 denselben Erfolg in Deutschland. Die Nuncien wollten gegen die vier Erzbischöfe den Kampf bestehen; diese aber verband ein gemeinschaftliches Interesse. Sie waren schon zu weit vorgedrungen, um wieder zurück weichen zu können, und ohne die Begebenheiten des folgenden Jahrs, würde es nicht zu berechnen gewesen sein, zu welchem Aeußersten ihr Widerstand gegen den römischen Hof sie gebracht hätte. Sie sahen sich von dem Kaiser mächtig unterstützt, der ein kaiserliches Dekret an den Reichstag zu Regensburg ergehen ließ, worin der römische Hof sehr mitgenommen ward. Ohne Rückhalt sagte Joseph, daß die gewaltsame Art, mit welcher dieser Hof sich gegen seine nachdrücklichen Erinnerungen gestämmt habe, ihn zu den ernsthaftesten Maßregeln berechtigte, um die unbestreitbaren Grundsätze, zu welchen er sich nach dem Beispiel seiner Vorfahren bekenne, geltend zu machen; deswegen lade er die

Reichsversammlung ein, über diesen wichtigen Gegenstand zu berathschlagen.

Dies war übrigens nur eine leere Formalität, die den römischen Hof nicht sonderlich erschrecken durfte. Er, so wie das übrige Europa, kannten die Langsamkeit der Berathschlagungen der Reichsversammlung, und die Ohnmacht ihrer Gesetze. Dieser Schritt aber ward von Schriften unterstützt, welche das Betragen der vier Erzbischöfe, in Absicht der Anmaßungen des päpstlichen Stuhls, rechtfertigten; und die Prälaten selbst ließen es nicht bei einem Federkriege und bei fruchtlosen Drohungen bewenden. Sie bewiesen, den Papst, in Dingen die zu ihrer Entscheidung gehörten, entbehren zu können. Aus eigner Machtvollkommenheit entband der Kurfürst von Trier die Mönche ihres Gelübdes. Der Kurfürst von Kölln erlaubte ihnen sogar zu heirathen, wenn sie gültige Gründe anzuführen hatten. — Gerade in dieser Zeit maßte sich der Papst an, von allen urbargemachten Ländereien den Zehnten einfordern zu können. Er unterfieng sich, einem weltlichen Fürsten die Einforderung desselben im Kurfürstenthum Kölln aufzutragen, und dieser Fürst hatte ihn sogar an Unterthanen des Kurfürsten selbst verpachtet. Ein solcher Trotz konnte nicht ungestraft bleiben. Die neuen Pächter wurden aufgehoben und ins Gefängniß gesetzt. Nun war weder von der Eintreibung des Zehnten noch von des Papstes Anmaßungen weiter die Rede.

In dem allgemeinen Gemälde der neuern Geschichte würde diese ganze Sache der Nuncien und der vier Erzbischöfe kaum einen Platz verdienen, wenn sie nicht zum

Beweise, theils der unheilbaren Hartnäckigkeit der Ultramontaner, theils aber auch der Tendenz des menschlichen Geistes für jede Art von Unabhängigkeit diente. — Wie von einem bösen, gegen den Rest der päpstlichen Oberherrschaft verschwornen Geist fortgerissen, häufte Pius in dieser Sache Fehler auf Fehler, und durch Kränkungen mußte er sie abbüßen. Fehler, die in der That nicht größer waren, haben ihn vom Thron gestürzt. — Mag nun die menschliche Klugheit noch untrüglichere Resultate vorhersagen, und aus der Erfahrung Verhaltungsregeln schöpfen!

Noch daurten die Händel wegen der Nuncien und die größtentheils von dem päpstlichen Stuhl erregten niederländischrn Unruhen fort, als Joseph II. starb. — Wenn auch zwischen ihm und Pius eine wahre Freundschaft geherrscht hatte, wie beide sich des rühmten: so muß man doch zugeben, daß bei dem einen eben so sehr, als bei dem andern, ein großer Unterschied zwischen dem Menschen und dem Regenten zu machen war, und daß das, was jeder von ihnen zu thun für Pflicht hielt, oft über die Empfindung siegte.

Pius, der den päpstlichen Thron mit Grundsätzen bestieg, die bei einem Papst gemäßigt schienen, hatte das Schicksal aller Fürsten, die zu lange regieren. Die Ausübung der Macht hatte ihn verderbt; Schmeichler hatten sich seines Karakters bemächtigt, ihn verschlimmert und ihn selbst die Rolle gelehrt, die er in diesen letzten Jahren für einen Theil von Europa so gehässig und zu seinem eignen Verderben spielte. Sein immer steigender Fanatismus hielt

gleichen Schritt mit der fortschreitenden Philosophie, und verleitete ihn zu strafbaren Unbesonnenheiten, die seinen Fall so unvermeidlich machten, als er ihn selbst verschuldet hatte.

Pius hatte indeß gegen das Ende der Regierung Josephs, entweder aus Nachgiebigkeit gegen diesen Fürsten, oder weil ihm sein Gewissen vorwarf, die Niederlande wegen eines elenden scholastischen Zanks mit entzündet zu haben, den Versuch gemacht, durch seinen Einfluß bei der hohen Geistlichkeit dieser Provinzen, sie zum Gehorsam gegen den Kaiser zurück zu bringen. Zwar genoß Joseph die Früchte seines guten Willens nicht; doch aber wußte er ihm Dank für seine Bemühungen. Im Anfang des Jahrs 1790 gieng sein Gesandter, Kardinal Herzan, den Pius wegen der Mittel, die damals aufs höchste gestiegnen niederländischen Unruhen zu stillen, um Rath gefragt hatte, zu ihm, und fand den Papst im heissen Gebet und in Thränen. — Waren es Seufzer über die Unglücksfälle, deren Urheber er war, oder über die, deren Opfer er werden sollte? Denn kurz vorher hatte die französische National-Versammlung die bekannten Dekrete gegen die Geistlichkeit erlassen. Der Papst erheiterte sich, als er den Beweis des Zutrauens Josephs erfuhr. Mehr wie einmal haben wir gesehen, wie schnell er von der Traurigkeit zur Freude übergieng, und welche kräftige Beruhigungsgründe seiner Eigenliebe dargebrachte Huldigungen ihm gaben. Er fand sich geschmeichelt, endlich einmal diesen so starrsinnigen, so gebieterischen Kaiser, um seine Vermittlung bitten zu sehen, schrieb sogleich an die Bischöfe

in

in Belgien, drang in sie, ihre ungelehrigen Pfarrkinder zum Gehorsam zurück zu bringen. Am 8ten März 1790 gieng die Antwort der belgischen Prälaten nach Rom ab. Sie athmete einen tiefen Unwillen über alle von dem Kaiser gegen die Freiheiten Belgiens geführten Streiche, und den festen Entschluß, sich nicht wieder unter das Joch zu beugen, das sie gezwungen abgeschüttelt hatten, und die Prälaten, die sich das Organ des belgischen Volks nannten, schlossen ihre Antwort mit der Bitte an den Papst, er selbst mögte sich der Sache dieses Volks, nach dem Beispiel der Mächte, mit welchen es schon Bündnisse geschlossen hatte, annehmen. So unglücklich in allen seinen Unternehmungen, sah sich Pius, der nicht immer ohne Willen war, Böses zu stiften, sogar der Mittel beraubt, es wieder gut zu machen. Joseph erlebte die Kränkung nicht, sich von der Ohnmacht seines Vermittlers zu überzeugen. Er starb einige Tage vor der Absendung des Briefes der belgischen Prälaten.

Sein Nachfolger Leopold schien vorbestimmt zu sein, Belgien heitre Tage wieder zu geben; es ist aber bekannt, daß er diese Hoffnung nicht lange behielt. Er bestieg den kaiserlichen Thron, mit der Aeußerung von günstigern Neigungen für die Geistlichkeit und den römischen Hof; und bewies selbst durch Thatsachen die Aufrichtigkeit seiner Versprechungen. Einigen Bischöfen der Erblande gab er die ihnen von Joseph genommnen Einkünfte zurück. Er stellte verschiedene von seinem Bruder aufgehobne geistliche Stiftungen wieder her. — Was in Frankreich vorgieng, bewies ihm, doch zu spät, daß die Herrschaft

der Souverains an der Priesterherrschaft gebunden sei. Ohne diese Erfahrung, würde er seinen in Toskana entwikkelten Reformationsgeist, der, wie der folgende Abschnitt zeigen wird, das Pontifikat Pius VI. funfzehn Jahre hindurch sehr beunruhigt hatte, wahrscheinlich mit auf den Kaiserthron gebracht haben.

18.

Streitigkeiten des römischen Hofes, mit der Regierung von Toskana.

Mit sanftern Formen und einem ruhigern Kopf begabt, bekannte sich Leopold in seiner Staatsverwaltung, fast zu einerlei Grundsätzen mit seinem Bruder; und es ist in der Geschichte dieses Jahrhunderts eine höchst denkwürdige Erscheinung, daß zwei Brüder, Prinzen jenes Hauses Oestreich, dessen Leidenschaften so oft die Welt erschüttert, und eben so viel zu den Irrthümern als zu den Unfällen des Ganzen beigetragen haben, einverstanden waren, ein jeder in seinen Staaten, schimpflichen Aberglauben, und bedrückende Vorurtheile, zu zerstreuen, und die so oft getäuschte Hoffnung, die Philosophie auf dem Thron zu sehen, zum Theil zu erfüllen. Einiger Misgriffe ungeachtet, die von einer neu angetretnen Laufbahn unzertrennlich sind, wird Leopolds Regierung auf immer zu den erträglichsten gerechnet werden; Toskana, das ihm sein Glück verdankt, wird lange noch sein Andenken segnen.

Um aber das Gute, dessen Früchte das Land noch genießt, zu stiften, mußte Leopold große Hindernisse übersteigen, dem Eigennutz Vieler entgegen arbeiten, und folglich Viele unzufrieden machen. Seit Jahrhunderten trafen

Volksaufklärer und Länderverbesserer, allenthalben, den römischen Hof mit seinen durch Leichtgläubigkeit des Volks geheiligten Anmaßungen, mit seinen Misbräuchen, die der Ehrgeiz stiftete, und ein heiliger Schleier deckte, auf ihrem Wege an. Mit einer, durch den glücklichsten Erfolg gekrönten Beharrlichkeit bekämpfte Leopold diesen Hof.

Pius erblickte, als er den Pontifikat-Stuhl kaum bestiegen hatte, einen furchtbaren Gegner in ihm. Gleich im Jahr 1775 verordnete Leopold, daß die in seinen Staaten liegenden Kirchengüter, künftig mit den übrigen gleichen Abgaben unterworfen sein sollten, und bestimmte das Alter, in welchem seine Unterthanen in geistliche Orden zuzulassen wären. Im folgenden Jahr unterdrückte er alle Einsiedler, die keine privilegirte Einsiedeleien bewohnten, (man denke, privilegirte Einsiedler!) und verbot allen das Betteln. Von seinem gefaßten großen Plan war das nur noch wenig; aber zum Anfang schon viel. Der römische Hof seufzte, murrte. Der florentinische blieb in stoischer Ruhe. Er sann auf viel größre Bekümmernisse für den Papst.

Wie groß war Pius Unruhe, als im Jahr 1778 der Großherzog mit alten Ansprüchen Toskana's auf das Herzogthum Urbino wieder hervortrat; Nachrichten über die Zahl der Mönche und Nonnen und über ihre Einkünfte aufnahm; ihnen einen unentgeldlichen Unterricht der Jugend auferlegte; sie an die Beobachtung ihrer Regel erinnerte, — ein zwar langsames aber sichres Mittel, ihre Zahl zu vermindern — daß er sie ausschloß von öffentlichen Orten; ihre Obern für das von ihnen gegebne Aergerniß ver-

antwortlich machte, u. s. w. Schande der Menschheit und der kristlichen Religion, daß solche weise Maßregeln jemals für Neuerungen angesehen werden konnten! — Es waren eben so viel Proben von bevorstehenden großen Reformen; und sie erschreckten den päpstlichen Stuhl.

Aber bei der Ausführung seines Reformplans, täuschte sich Leopold manchmal in der Wahl der angewandten Mittel und Werkzeuge. Er sah sich nach einem zugleich unerschrocknen und aufgeklärten Manne um, der, bekannt mit den wahren Grenzen, die das Kristenthum zu beobachten hat, es reinigen ohne es zu zerstören, und der mit ihm an der Aufklärung seiner Unterthanen arbeiten könnte, ohne die Gefahr einer Empörung herbeizuführen. Nicht minder zwar, aber mit mehr Maß ein Philosoph als sein Bruder, sah er es ein, daß die Religion eine wichtige Bundesgenossin des Throns sei, die geschont werden müsse; daß sie der weltlichen Herrschaft eine Stütze und einen Zusatz darbiete. Nur wollte er, daß sie nicht ihre Nebenbuhlerin sein solle. Um aber eine solche Revolution ohne krampfhafte Erschütterungen bewirken zu können, waren ihm zugleich unerschrockne und weise Gehülfen nöthig. Zu diesem Geschäft sind Männer, die sich verborgen halten, viel mehr geeignet, als solche, die sich öffentlich zeigen. Seine Wahl fiel auf einen von diesen letztern, Scipio Ricci, Bischof von Pistoja. Durch seinen Abscheu vor allen geistlichen Mummereien und durch einen unternehmenden Karakter war dieser Prälat bekannt. Mehr ein Liebhaber von Neuerungen als von verbessernden Reformen, würde der Aberglaube, hätte dieser nicht schon in Toskana ge=

herrscht, durch ihn vielleicht erst eingeführt sein. Aber er fand ihn dort einheimisch; nun setzte er seinen Ehrgeiz in der Verfolgung des Aberglaubens, und vollbrachte dieses angelegentliche Geschäft mit viel mehr Eifer als mit richtig unterscheidendem Urtheil. — Er hatte in Toskana zwar mit Erfolg, aber unter einigen Widerwärtigkeiten, die ihn erbitterten, studiert, widmete sich dem geistlichen Stande, und zeigte schon früh Begierde, eine Rolle zu spielen. Er ward dem Papst vom Großherzog zu dem Bisthum von Pistoja vorgeschlagen, und begab sich nach Rom, um die Ausfertigung seiner Bullen nachzusuchen. Hier legten ihm die Ausspender geistlicher Gnaden Hindernisse in den Weg, die seine reizbaren Launen aufregten; sehr unzufrieden mit dem römischen Hof, kehrte er nach Florenz zurück. Seine Klagen, seine Reformplane stimmten mit dem Sistem des Großherzogs zusammen, und erregten seine Aufmerksamkeit. Leopold hörte ihm wohlgefällig zu, berieth sich mit ihm, bestärkte ihn in seinen Verbesserungsideen. Des Beifalls seines Fürsten gewiß, fieng er nun an, in seinem kleinen Sprengel Proben philosophischer Neuerungen abzulegen. Leopold wartete nur auf Lehre und Beispiel zum Besten seines Systems. Er ließ ihm seinen Willen. Von jetzt an war Ricci im Besitz einer außerordentlichen Gewalt, wovon er bald einen lächerlichen bald einen empörenden Gebrauch machte. Er hieng sich an Kleinigkeiten, die nur dadurch Gewicht erhalten, daß man sich einfallen läßt, es ihnen zu geben. Hier, ein Paar Beispiele davon.

Sein Sprengel war voll von Stationen, welche die

Gläubigen an die Ruhestellen erinnern, die der Erlöser auf seinem mühevollen Wege zur Schädelstätte gemacht haben soll. Jede war mit einem Krucefix bezeichnet, vor welchem die Andächtigen still standen, knieeten und beteten. Diese auf die Hälfte zu vermindern war eins seiner ersten Geschäfte; sogleich schrie das Volk über Ketzerei. Die Verehrung der heiligen Bilder wollte er verbannen. Und nun war er ein Kalvinist, ein Ketzer, ein Gottesleugner. — Die katholischen Priester in Toskana, sprachen, wie allenthalben bei dem Meßlesen, gewisse Worte mit gedämpfter Stimme aus. Er behauptete, die Messe gehöre eben so sehr für die Gläubigen als für den Priester; ihnen müsse nichts geheim gehalten werden. Ernstlichst befahl er den Priestern, alle Gebete der Messe mit lauter Stimme auszusprechen. — Mit der für dergleichen Stiftungen leicht zu erhaltenden Einwilligung des Papstes, war in Toskana ein neuer Kultus, dem heiligen Jesusherzen gewidmet. Der Eifer des Bischofs von Pistoja entbrennt gegen eine Stiftung, die ihm mit der gesunden Theologie unvereinbar zu sein scheint; er schreibt einen Hirtenbrief aus, um sie zu ächten; und sagt, indem er sich zum Censor des heiligen Stuhls erhebt, der Papst habe sich überraschen lassen. Das geschah im Jahr 1781, nicht lange vor Pius Reise nach Wien.

Pius, über alle diese, gegen seine Auctorität gerichtete Unternehmungen beunruhigt, sendet dem Bischof ein Breve zu, um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Vom Eifer geblendet, bedient er sich solcher Ausdrücke, die der Großherzog sehr beleidigend findet; und der Krieg ist er=

klärt. In einer Schrift voll Kraft, die sein Gesandter in Rom dem Papst übergeben muß, fordert er ein augenblickliches und volles Genugthun. »Die Zeiten eines Gregor VII. und eines Bonifaz VIII. sind vorbei, sagt der Großherzog. Die Regenten werden es nicht mehr dulden, daß der Papst die ihnen gebührende Achtung vergesse, und sich eines Befehls an ihre Unterthanen anmaße.« — Leopold befiehlt seinem Gesandten, sogleich abzureisen, wenn er keine Ehrenerklärung erhielte.

In weniger stürmischen Zeiten für den päpstlichen Stuhl, würde Pius Brief für gemäßigt gegolten haben. Aber Leopold suchte einen Vorwand. Seine Philosophie war zu einer Art Leidenschaft geworden; und Leidenschaften sind leicht aufgereizt und bequemen sich nicht zu Zögerungen. Was aber war wohl die nächste Ursache dieses großen Ausbruchs? Ein elender Liebeshandel, der nicht über die Klosterschwelle hinaus hätte verlauten sollen. Die Dominikaner in Prato waren Beichtväter der ihnen benachbarten Dominikanerinnen. Wie es nicht selten zu geschehen pflegte, hatte auch hier der geistliche Umgang, dem stärkern Geschlecht einen großen Einfluß auf das schwächre Geschlecht gegeben; Unordnungen mehrerlei Art waren daraus entstanden. Mit einemmal entbrennt der heilige Zorn des heuchlerischen Bischofs von Pistoja. In doctrina et moribus, sagt er, sind die Dominikanerinnen von Prato, durch ihre Beichtväter verderbt; und anstatt diese Unordnungen, wie bisher die übliche Regel war, dem Papst zu denunciren, schreit er über Skandal, und wendet sich an den Großherzog. Diese Gelegenheit ergreift Leo-

pold, um zu befehlen, daß die Dominikanerinnen forthin ihren Verführern nicht weiter untergeben sein, und überhaupt die Nonnenklöster unter unmittelbarer Abhängigkeit von den Bischöfen stehen sollen. Pius glaubte es der Würde des römischen Stuhls schuldig zu sein, dem Bischof von Pistoja einen Verweis dafür zu geben, daß er seine Dazwischenkunft umgangen habe. Daher die Rache des Großherzogs.

Der durch seine Drohungen aufgeschreckte Papst, wagt es nicht, über eine ihm von hoher Wichtigkeit scheinende Frage allein zu entscheiden. Er beräth sich mit einer Kongregation von Kardinälen. Die Kongregation zieht das Gutachten der Ordensgenerale ein, und diese fügen sich, aus Furcht vor einem noch größern Sturm, in den Willen des Großherzogs.

Gerade damals war die Zeit der ernsthaftesten Streitigkeiten des Kaisers mit dem Papst. Das ganze heilige Kollegium, den weisen Bernis nicht ausgenommen, ward unruhig, über dieses Zusammentreffen von, auf den päpstlichen Stuhl einstürmenden, Verfolgungen. Denn zu gleicher Zeit war er mit Rußland, wegen des Erzbisthums Mohilow, und, wie wir unten sehen werden, auch mit Neapel und Venedig im Kampf. Seiner sanften und liebenswürdigen Philosophie uneingedenk, machte der Kardinal Bernis gemeinschaftliche Sache mit seinen Amtsgenossen. Die größten Unfälle prophezeihet er dem päpstlichen Stuhl. Seufzend klagt er die Unbedachtsamkeit der Beherrscher an. — In dem Punkt des verletzten Eigennutzes, sind alle Menschen sich einander ähnlich. — Von allen, die damals

unter diesen Unternehmungen der weltlichen Macht litten, war der Papst vielleicht der gemäßigtste. Schon ward sein Stillschweigen von den Kardinälen der Feigheit beschuldigt; und hauptsächlich auf ihren Antrieb, schrieb er dem Bischof von Pistoja in jenem entschlossnen Ton, wodurch der Großherzog sich beleidigt fand.

Es kam unterdessen zwischen dem Kardinal Corsini und dem toskanischen Gesandten in Rom, zu Erklärungen, welche die Gemüther einander wieder näherten; und der Sturm schwieg für eine Weile. Aber die ersten Schritte waren gethan. Reiflich überdachte der Großherzog seinen Verbesserungsplan und fuhr in dessen Ausführung fort. Nun fühlte der Papst, daß sein Widerstand das Uebel nur verschlimmre, und ließ sich über einige ihm unerheblich scheinende Punkte, in einen Vergleich ein. Demnach willigte er im Jahr 1782, in die Aufhebung von siebenzehn Klöstern im Sienesischen. Bald aber gereueten ihm schon wieder diese erzwungnen Proben von Willfährigkeit, als noch in eben dem Jahr, Leopold, den Fußstapfen seines Bruders folgend, und ohne den Ausgang von Pius Reise nach Wien zu erwarten, allen Bischöfen und Ordensobern befahl, ein Verzeichniß von allen Summen, die, unter welchem Titel es auch sein mögte, jährlich aus seinen Staaten nach Rom giengen, zu entwerfen, deren Absendung zu suspendiren und die Summen zu seiner weitern Bestimmung bereit zu halten; einige Monate darauf hob er alle solche Beisteuern ganz auf, und, indem er den Ertrag von seinen geheiligten Bestimmungen abwandte, befahl er kühn, daß die unter solchen Titeln schon gehob-

nen Summen, unter die Armen jedes Kirchspiels vertheilt werden sollte. Noch vernichtete er, ohne Zustimmung des päpstlichen Stuhls, einige vierzig unnütze Klöster.

Er that, wo möglich, noch mehr; und gerade das beleidigte die Eitelkeit des Papstes. Pius war kaum von Wien heimgekehrt und wiegte sich noch mit allen Träumen von dem Erfolg seiner Apostelreise, als der Großherzog, ohne irgend einen angeführten Vorwand, und ohne andern Beweggrund als den seines Gutfindens, die reichen Einkünfte einer von dem Papst, mit Einwilligung Leopolds, dem Kardinal Salviati gegebnen Abtei in Toskana, plötzlich sequestrirt. Hier glaubte nun Pius eine auffallende Unähnlichkeit zwischen beiden Brüdern zu entdecken: denn über die Gesinnungen Josephs II. hatten sich ihm die Augen noch nicht geöffnet. — Wie groß aber war erst die Bestürzung der eifrigen Beschützer der Rechtgläubigkeit, als sie vernahmen, Leopold habe die Inquisition in seinen Staaten abgeschafft; und das, vermöge seiner höchsten Gewalt und seines untrüglichen Erkenntnisses; Sakramental-Worte, zu deren Gebrauch in Kirchensachen sich der Papst ausschließlich berechtigt glaubte. Dieses, in Rom viel mehr als in sonst einem Theil von Europa gemäßigte Tribunal war so organisirt, zusammengesetzt und im Zaum gehalten, daß es wohl der getreue Verbündete des Schlüsselamtes, aber nie sein Nebenbuhler war. Es schien, als ob ein solches Tribunal nur bloß wegen der Form und des Musters für andre katholische Länder, in Rom noch bestehe. In den Augen des Papstes war also die Aufhebung der Inquisition an sich

selbst kein unerläßliches Verbrechen. Aber, daß ein weltlicher Fürst sich erkühnte, ohne Beitritt des heiligen Stuhls, diesen Ausspruch zu thun! das hieß, nach der Kanonisten Meinung, den Rechten der Kirche eine nicht zu verschmerzende Wunde schlagen. — Endlich erklärte noch der Großherzog in eben dem Jahr, und immer, vermöge der, wie man es nannte, über dem heiligen Stuhl usurpirten Gewalt, daß alle Klöster den Bischöfen unterworfen sein, diese allein und ohne Konkurrenz die Pfarrer ihrer Sprengel ernennen, Pfründen verleihen, und, mit einem Wort, alles das durch sich selbst thun sollten, was der päpstliche Stuhl, aus angemaßtem Recht, sonst statt ihrer that. Der Datarie blieb nur noch der Ertrag der Ernennung zu den Bisthümern in Toskana.

Politische Händel schienen einen Augenblick sich mit den religiösen Händeln zu vermischen. Der Legat von Ravenna hatte, als der Kirchenstaat von Theurung bedrohet ward, die Ausfuhr des Getraides aus seiner Legation untersagt. Diejenigen Toskaner, welche von diesem Handel lebten, wurden, als sie damit fortfuhren, verhaftet. Der Großherzog sprach drohend, man ließ sie los; und er forderte kein weitres Genugthun. Man hielt ihn einen Augenblick günstiger für den päpstlichen Stuhl gestimmt. Pius war, als weltlicher Fürst, ihm nicht verhaßt. Leopold war bloß entschlossen, ihm den angemaßten Besitz der Auctorität in geistlichen Sachen zu nehmen, die Religion in seinen Staaten zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurück zu führen, und seine Unterthanen von den Banden des Aberglaubens und der Unwissenheit zu befreien, die ihre Wiedergeburt verzögerten.

Der Bischof von Pistoja aber bereitete dem päpstlichen Stuhl neue Verlegenheiten. Er hatte sich der Denkart des Großherzogs dadurch bemächtigt, daß er seinem Geschmack für Neuerungen schmeichelte; mit einer bis zur größten Abgeschmacktheit gehenden Hitze, leitete er sie in seinem Sprengel ein. Der im Jahr 1781 der lächerlichen Brüderschaft des heiligen Jesusherzens, erklärte Krieg, hatte ihm viele Feinde zugezogen. Oeffentlich nannte man ihn einen Jansenisten, und das war in dem Munde italienischer Theologen eine schwere Schmähung; er würde noch größre erfahren haben, wenn man ihn besser gekannt hätte. Durch die Widerwärtigkeiten erbittert, hielt er weder Maß noch Ziel. So sah man einst den Mönch Luther, anfangs nur gegen Ablaß predigen, und damit endigen, daß er dem römischen Hofe die Hälfte seiner Herrschaft entriß. 56) In der heiligen Woche des Jahrs 1786

56) Diese Vergleichung des Bischofs Ricci mit Luther, gereicht doch jenem wohl eher zum Ruhm als zur Schmach. — Ueberhaupt dünkt mich, die ganze Schilderung dieses von mehrern Seiten achtungswürdigen, wenn gleich von menschlichen Schwächen nicht freien Prälaten, etwas einseitig und durchaus zu strenge zu sein. Leopold zog zwar seine schützende Hand etwas von ihm ab, und sein Nachfolger ließ ihn, aus schwacher und übergroßer Gefälligkeit gegen den römischen Hof, ganz sinken; nichts desto weniger aber, und um so mehr, gehört der vormalige Bischof Ricci zu den merkwürdigen Zeichen der Zeit und zu den kühnsten und aufgeklärtesten Kämpfern unsers Jahrhunderts gegen die tyrannische, den menschlichen Geist herabwürdigende, Macht des Aberglaubens und gegen die anmaßliche Herrschaft der katholischen Kirche.

M.

führte er die Landessprache beim Meßlesen ein. Bald darauf kündigte er durch einen Hirtenbrief die Berufung einer Sprengel-Synode an; er ladete dazu alle Bischöfe, Dechanten und Pfarrer von Toskana ein. Von zweihundert und zwanzig sich einfindenden Geistlichen, stimmten alle, bis auf fünf, nicht allein seinen Abänderungen in der Liturgie und Kirchenzucht, sondern auch seinen, von dem päpstlichen Stuhl Irrlehren genannten, Meinungen, über den Glauben, die Gnadenwirkung, die Obergewalt der Kirche, die Prädestination, bei; das hieß die Absicht des Großherzogs, welcher stets sagte: »ich will die Kirchenzucht verbessern, aber die Glaubenslehren will ich nicht anrühren,« überschreiten. Weil er aber weniger das Uebermaß des Eifers dieser Art, als dessen Mangel fürchtete: so drückte er die Augen über diese Pflichtvergessenheit zu. Weniger duldsam war, wie man wohl denken kann, der römische Hof. Schon hatte Pius von den ihn umgebenden Fanatikern gereizt, eine Bannbulle gegen diesen aufrührerischen Prälaten fertig. Ueberlegung, Furcht, durch ein so gewaltthätiges Mittel das Uebel zu verschlimmern, und Hoffnung, der spanische Hof werde sich für ihn verwenden, hielt indeß seine Blitzschleudernde Hand zurück.

Um sich seines Triumphs zu freuen, besuchte der Bischof von Pistoja den Großherzog im folgenden Jahr in Pisa. Das allenthalben gleichgeartete Volk, hatte laut über seine Neuerungen gemurret; es verzieh ihm seine Meinung über die Gnadenwirkung; verzeihen aber konnte es ihm nicht, daß er die heiligen Bilder vermindert hatte.

Als es ihn nun von seinem Fürsten so gut aufgenommen sah, rief es ihm frohlockend entgegen. Schon hatte Ricci und noch ein toskanischer Bischof, der von Colle, durch diesen ersten guten Erfolg aufgemuntert, jeder in seinem Sprengel eine Synode angekündigt. Nun glaubte Leopold, es sei Zeit, sich der Ehre der Reform zu bemächtigen, und ihr eine Sanktion zu geben, die ihn selbst vor dem Vorwurf schützen sollte, als habe er die geistliche Gewalt unrechtmäßig an sich gerissen. Er kündigte eine Generalsynode an, dessen Absicht, wie es in dem Cirkularschreiben hieß, dahin gehen würde, den Trennungen vorzubeugen, welche aus solchen Partikularsynoden entstehen könnten und Einrichtungen wegen einer vollkommnen Gleichförmigkeit in kirchlichen Angelegenheiten zu treffen. Achtzehn Erzbischöfe und Bischöfe versammelten sich hierauf in dem Pallast Pitti. Hier aber hoben die Widerwärtigkeiten erst an. Der, nur das Beste seines Landes wünschende Großherzog ward darüber betrübt. Der nur den ehrsüchtigen und eitlen Genuß wollende Ricci zürnte; sein Reich war zu Ende. — Die drei Erzbischöfe, von Florenz, Pisa und Siena, und zehn Bischöfe verweigerten ihre Beistimmung zu den Reformen, die der Großherzog vorschlug. Das Volk, durch dieses auffallende Beispiel verführt, vergaß seinen Enthusiasmus, und ging zur Uebertreibung des Entgegengesetzten. Es erinnerte sich, daß vor fünf Jahren Ricci irgend eine Reliquie aus der Kirche von Prato habe wegnehmen lassen; ein tumultuarischer Haufen stürmt auf den bischöflichen Vikar von Pistoja ein, entreißt ihm die Reliquie, trägt in Triumph sie in die

Kirche, läßt ihr zu Ehren, nach dem römischen Ritual, eine Messe feiern, plündert den Pallast des Bischofs, verbrennt die Archive, ergrimmt über Bücher, die man ihm für irrlehrerisch angiebt, und wirft sie mit dem andern Hausgeräth und dem Bildniß des Prälaten ins Feuer, unter Anstimmung von Hymnen an die heilige Jungfrau, und dem Geschrei: so muß man mit Ketzern verfahren!

Der Großherzog ist entschlossen, diesen von den Feinden des Ricci angestifteten Tumult niederzuschlagen. Diese hatten von seiner Synode öffentlich gesagt: das sei eine Versammlung ohne Oberhaupt. Man gab ihnen zur Antwort: »Der Großherzog hat einen Kopf, der den Kopf des Papstes zu ersetzen wissen wird.« Nun wollte Leopold, Ricci und seinen Anhängern beweisen, daß sie nicht ohne Grund auf seinen Beistand gerechnet hätten. Er ließ die Anstifter des Tumults verhaften. Aus Großmuth oder aus Heuchelei bat Ricci für sie. »Ich muß bezeugen, sagte er, daß mitten in diesem »Volksaufruhr, kein einziges Wort gegen den Regenten »ausgesprochen ist. Ich allein bin es, den man diesem »guten Volk, dessen Einfalt so leicht irre zu leiten ist, »verhaßt zu machen sucht. Ich bin der Stein des Anstoßes, aus Haß gegen mich will man die weisen Absichten des Großherzogs vereiteln.« — Leopold wollte ihn wenigstens wegen der Verfolgung schadlos halten; er machte ihn zum Oberaufseher der Güter der aufgehobenen Klöster, mit der Anweisung eines Gehalts von dreitausend Thalern. Zum Beweise, wie uneigennützig sein

Eifer

Eifer sei, nahm Ricci die Stelle an, und verweigerte das Gehalt. Aber solche Zeichen des Wohlwollens bestärkten ihn in seinem Reformplan. Von Pisa aus, wo der Großherzog ihn bei sich behielt, bestimmte er durch Hirtenbriefe, daß bloße Heirathsversprechen vor Gericht nichts gelten sollten; er schaffte den Eidesbrauch ab; er verminderte die Festtage, u. s. w.

Unterdessen suchte Leopold die gegen die Grundsätze der drei Reformatoren unter den Prälaten aufsätzigen Bischöfe zurück zu bringen. Nur bei sehr wenigen glückte es ihm. Die übrigen beharrten bei ihrer Weigerung; und Leopold dachte auf ernstliche Mittel, diese zu besiegen.

Von der andern Seite war der Unwille des Papstes wenigstens so groß, wie sein Schmerz, und die Furcht allein hielt den Ausbruch zurück. Pius gab der Bitte des Großherzogs nach, und willigte in die Erhebung von Pontremoli zum Bisthum. Da Leopold ihm aber vier Kandidaten vorschlug, hatte Pius den Muth, dem letzten davon den Vorzug zu geben. Leopold behauptete, daß die Wahl des Papstes auf den ersten der vier Vorgeschlagenen fallen müsse, weil für diesen er sich am meisten interessire. Pius aber weigerte sich eigensinnig, unter dem Vorwand, der erste von den vier Kandidaten sei ein rasender Jansenist, und dem Bischof von Pistoja ganz ergeben. Daß hieß einen neuen Sturm erregen, welcher sehr ernsthaft werden konnte. Ganz trocken schreibt der toskanische Minister dem Nuncius, der Papst müsse den wählen, der dem Großherzog recht sei, oder die Ursache der Verwerfung angeben, damit er sich dagegen rechtfertigen könne; Seiner Königl.

Hoheit werde sich des Rechts der Präsentation nicht entäußern; wenn man es ihm streitig mache: werde er das als eine Folge von beleidigenden Persönlichkeiten und seit einiger Zeit von dem römischen Hofe unaufhörlich erfahrnen Feindseligkeiten ansehen; um seine Hoheitsrechte zu erhalten, werde er es, wenn es nöthig wäre, zu einem förmlichen Bruch kommen lassen, und seinen Gesandten abrufen.

Diese Sprache erschreckt den römischen Hof nicht; seinem Nuncius in Florenz schickt er starke Instruktionen, sogar den Befehl, abzureisen, wenn der Großherzog seine Drohungen wiederholen würde. Diese Festigkeit hatte nicht die Folgen, welche man davon hätte erwarten sollen. Leopold war von Natur friedliebend. Er fürchtete Aufstand, die Gefahr eines Schisma. Es scheint sogar, der Kaiser habe ihm zum Nachgeben gerathen. Es war die Epoke, als die Anmaßungen der Nuncien in Deutschland Aufsehn machten. In einer Anwandlung von Unwillen wollte Joseph die Nunciatur abschaffen. Er glaubte aber, sich vorher mit dem Reichshofrath berathen zu müssen. Dieser gab die Antwort: die Nuncien wären nach den konstitutionellen Gesetzen in Deutschland in allem auctorisirt, was Religion und Kirchensatzungen betreffe. Er gab seinen Vorsatz auf. Kühner als er, wollte Leopold nicht sein. Er besänftigte sich für den Augenblick. Er ließ den Papst versichern, daß er nie irgend etwas Beleidigendes gegen ihn habe sagen wollen; einige Uebelwollende, welche Zwietracht zwischen beide Höfe ausstreueten, habe er gemeint; freundschaftlich werde er die Frage, welche sie trennten,

untersuchen lassen; er sei weit entfernt, es zu einem Bruch kommen zu lassen, u. s. w.

An einen so guten Erfolg war seit einigen Jahren der Papst nicht gewöhnt. Er ward dadurch geblendet. Aber der Waffenstillstand dauerte nicht lange. Als bald darauf der Papst alle Bücher, die zu Florenz, Pistoja und Prato über Kirchensachen erschienen waren, hatte verbieten lassen, achtete Leopold seiner Seits alle fanatische Libelle, die der römische Hof gegen seine Reformen hatte drucken lassen, als Schriften, welche unter seinem Volk dem Geist des Aberglaubens Nahrung gäben, und es zum Aufruhr gestimmt hätten. Der Papst, kühn genug, diesen Kampf zu bestehen, ließ, indem er Repressalien mit Repressalien vergalt, die Einführung der florentinischen Zeitung, in der der heilige Stuhl oft gemishandelt ward, und, was noch ernstlicher gemeint war, die Einführung der toskanischen Weine in den Kirchenstaat, verbieten.

Der Groll des päpstlichen Stuhls verfolgte Leopold selbst noch über die Grenzen von Italien hinaus. Als die wankende Gesundheit Josephs II. die Wahl eines Nachfolgers heischte, intriguirte Pius in Deutschland, gegen die römische Königswahl des Großherzogs. So viel Ursachen zu Beschwerden überhoben Leopold aller weitern Mäßigung. Nachdem er seinen Gesandten von Rom abgerufen hatte, kam er auf seine vorige Idee zurück, schaffte durch ein Edikt vom 20sten September 1788 die Nunciatur in seinen Staaten ganz ab, und verordnete, daß der Nuncius künftig keine andre Vorrechte als solche haben sollte, die die Repräsentanten von bloß weltlichen Regenten

genössen. Kurz nachher verbot er allen Ordensgeistlichen des Großherzogthums, bei Landesverweisungsstrafe, sich in keine Verhältnisse mit fremden Ordensobern einzulassen, und erklärte sie in geistlichen Sachen, allein den Bischöfen, und in weltlichen den Sekular-Tribunalen unterwürfig. Er befahl, daß künftighin nicht mehr nach Rom appellirt werden sollte, daß Kirchensachen in der ersten Instanz vor den Bischof gebracht, und, nach der alten hierarchischen Ordnung, von dem Metropolitan definitiv entschieden werden sollten. Das hieß die angemaßte Obergewalt des Papstes in Nichts verwandeln.

Der Schrecken war groß in Rom; sogleich ernennt der Papst eine Kongregation aus solchen Kardinälen, denen er am meisten vertraut. Boromeo, einen Mann von Verstand und sehr sonderbaren Karakter, aber unfähig, gegen Regenten mit zu gewaltsamen Maßregeln zu verfahren; Palotta, der unter rauhen Formen einen sehr gesunden Verstand mit viel Redlichkeit verbarg, und sich im Ganzen mit den Mächten gut genommen hatte; Negroni, von allen Kardinälen der, welcher den Mächten am wohlgefälligsten war; Zelada, den sie wegen seiner sanften Sitten, seiner Einsichten und vertragsamen Karakters achteten; Buoncompagni, damals Staatssekretair, das einsichtvolleste Mitglied des heiligen Kollegiums, und übrigens, aus Interesse wenigstens, den katholischen Höfen zugethan. Die Kongregation hatte den Auditor des Papstes, Prälat Campanelli, zum Sekretair, und schon ihre Zusammensetzung zeigte, daß die Absicht nicht sei, die Sachen aufs äußerste zu treiben. Aber Leopold war sehr aufge-

bracht, und, weit entfernt, an eine Versöhnung zu denken, fordert er die Auslieferung der Nunciatur-Papiere. Hier zeigte Pius eine durch Klugheit gemäßigte Kraft. Hätte er sich stets so benommen: vieles Leiden würde er dann sich erspart haben. Wie er die Forderung des Großherzogs äußerst befremdend fand: so antwortete auch der Kardinal Buoncompagni in seinem Namen: lieber wolle er jede Art von Verletzung erdulden, als sich zu einer solchen Niederträchtigkeit herablassen; die Papiere eines fremden Gesandten wären heiliger noch, als selbst seine Person; aus Liebe zum Frieden aber, werde er alle Papiere seiner Nunciatur, welche auf Gewissenssachen Bezug hätten, mittheilen. Dieser über alles Erwarten kraftvollen Sprache, fügt der Staatssekretair Beschwerden gegen die Eingriffe, welche durch das letzte Edikt des Großherzogs, in die Kirchenzucht geschehen waren, hinzu. Zu sehr war man in Florenz gegen den Papst aufgebracht, als daß diese Beschwerden auch nur die geringste Wirkung hätten haben können. Der damit hingesandte Eilbote, kam ohne Antwort zurück. Nun waren alle Widersacher des päpstlichen Stuhls, an deren Spitze der Bischof von Pistoja stand, ihres Sieges gewiß; sie glaubten keine Schonung weiter brauchen zu dürfen. Ricci läßt die Verhandlungen seiner Synode drukken. Bald darauf publicirt auch der Großherzog die Akten der im vorhergehenden Jahr zu Florenz zusammenberufen gewesenen Provinzialsynode, mit einer Schutzschrift des Betragens der Bischöfe, und einer Widerlegung der Behauptungen des Hofes von Rom.

Für ihn verfloß das ganze Jahr 1789 unter lauter Stürmen; und während die Nationalversammlung von Frankreich ihm noch heftigere vorbereitet, fährt der florentinische Hof, ohne noch die Folgen zu ahnden, welche diese für alle Souverains haben würden, in seinem Plan der philosophischen Verfolgungen fort. Der Bischof von Pistoja war kein gemäßigter Sieger. Während die zur Prüfung seiner Schriften versammelte Kongregation sich anschickte, diese Werke der Inquisition auszuliefern, und sie durch Henkers Hand verbrennen zu lassen, verhöhnt Ricci, des Schutzes des Großherzogs gewiß, bei dem er die Rolle eines ersten Ministers spielte, den heiligen Stuhl, spottet seiner Bannstrahlen, seiner Forderungen und seiner Anhänger. Bei seiner, dem Kardinal Salviati gemachten Anzeige, daß der Großherzog die Einkünfte einer reichen, von ihm in Toskana beseßnen Abtei, an sich hielte, stellte er sich, seine Würde nicht zu kennen, und machte die Aufschrift des Briefes: an den Priester Salviati. — Seiner Seits begnügte Leopold sich nicht damit, vermittelst Cirkulars allen toskanischen Bischöfen zu empfehlen, sich nach den Grundsätzen der Synode von Pistoja zu richten; sondern er machte auch weltliche Ansprüche gegen den päpstlichen Stuhl geltend, und forderte das, seinen Vorfahren von den Päpsten unrechtmäßig genommne Herzogthum Urbino zurück.

Aber Pius war am Ziel der Trübsale, die er von dem Großherzog erdulden mußte. Ihn rettete ein unerwartetes Ereigniß aus der Krisis. Die Tage Josephs II. waren gezählt. Er starb am 22sten Februar 1790.

Leopold bestieg den Kaiserthron. Ihre stärkste Stütze verloren nun die Kirchenreformen. Kaum hatte er Toskana den Rücken gewandt, als der Aberglaube einen Theil des verlornen Landes dort wiedergewann. Die von Leopold, unter dem Vorsitz des Gianni eingesetzte provisorische Regentschaft, ergriff falsche Maßregeln. Brodmangel und Volksbewegungen erfolgten. Die lange niedergehaltne Geistlichkeit erhob sich, und nahm wieder von ihrem Reich einen vorübergehenden Besitz. Glücklich genug schätzte sich die Regentschaft, mit ihr kapituliren zu können. Sie gestattete den Erzbischöfen von Florenz, Pisa und Siena, alles wieder herzustellen, was zerstört war. Und augenblicklich sah man die Brüderschaften, die Processionen, die niedergerissnen Altäre, die alte Liturgie, alle religiöse Mummereien, aus ihrer Asche aufstehen. Aber eine Handlung der Schwäche war noch nie das Mittel, das Misvergnügen zu stillen; die Brüderschaften, Einsiedeleien, Reliquien, verschafften dem Volk kein Getraide und Oel, woran es Mangel litt. Die Privatmagazine wurden geplündert. Um der Wuth des Pöbels zu entgehen, mußte der Prälat Gianni sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten. Das toskanische Volk überließ sich, trunken von Fanatismus, eben den Ausschweifungen, wie das französische Volk, trunken von Freiheit. Doch beruhigte es sich, als es den Hauptgegenstand seines Hasses nicht mehr sah; und dem heiligen Stuhl ward mitten unter den ihm drohenden und von ihm selbst hervorgerufnen Leiden, wenigstens ein schwacher Trost. Sein Triumph aber war weder dauernd noch vollständig. Das Wesentliche der von

Leopold getroffnen Einrichtungen überlebte ihn. Nach dem Volksaufstand zog der Bischof von Pistoja sich nach Chiante zurück, wo er seine bizarren Amtsverrichtungen fortsetzte; von dort aus fertigte er für alle, die an ihn sich wandten, Dispensationen aus, welche man bis dahin von Rom holte; kindisch eigensinnig in der Verfolgung seiner Plane, brachte er es so weit, dem römischen Gebetbuch ein andres von seiner Erfindung unterzuschieben. Weiser Leopold! waren denn das die Siege, deren Erkämpfung du seinem Eifer empfahlst? — Indeß hatte der neue Großherzog, weniger glühend als sein Vater, wie die andern Fürsten, seine Ursachen sich vor Reformen zu scheuen, und weit entfernt, den Bischof von Pistoja anzufeuern, beredete er ihn, sein Bisthum niederzulegen. Das war eine angenehme Nachricht für den römischen Hof. Leopold eilte, sie Pius in einem sehr freundschaftlichen Briefe anzukündigen. Er glaubte ihm diese leichte Entschädigung schuldig zu sein.

19.

Streitigkeiten Pius VI. mit dem Hofe von Neapel.

Die Höfe von Wien und Florenz waren nicht die einzigen, welche Pius in den sechszehn Jahren, welche der Revolution von Frankreich vorausgiengen, gequält haben. Aelter, ernsthafter und für ihn von schlimmern Folgen, waren die Händel, welche Neapel mit dem römischen Stuhl hatte.

Der Hof von Neapel war gegen Pius persönlich nicht eingenommen; obwohl er sich seiner Erhebung zum Papst einigermaßen widersetzt hatte. Aber er ward damals von dem Marchese von Tanucci beherrscht, der mit der ihm eignen Wärme und Hartnäckigkeit dem Haß des Hauses Bourbon gegen die Jesuiten diente, eine den Anmaßungen des römischen Hofes sehr entgegengesetzte Philosophie hatte, und besonders über eine Art Lehnbarkeit unwillig war, in welcher die Krone von Neapel gegen Rom stand.

Gleich in den ersten Monaten des Pontifikats Pius erhoben sich aus diesen verschiednen Ursachen Wolken zwischen beiden Höfen.

Als Don Karlos, nachher König von Spanien,

den Thron von Neapel im Jahr 1735 bestieg, fand er die Geistlichkeit im Besitz eines großen Einflusses, und des vierfünften Theils der Einkünfte des Reichs. Bei aller Frömmigkeit, hatte er doch ziemlich richtige Begriffe über die weltliche Auctorität, und arbeitete stets daran, die geistliche Gewalt in ihre Schranken zurück zu bringen. Er hatte von einem Rechtslehrer auf der Universität Pisa, Tanucci, gehört, der wegen seiner theologischen Gelehrsamkeit und seines festen Karakters in Ansehn stand. Er zog ihn an seinen Hof und schenkte ihm bald sein volles Vertraun. Doch hatte Tanucci, so lange Don Karlos regierte, bloß die Bahn zu großen Reformen in Kirchensachen bereitet. Als er aber, bei der Abreise Karls III. nach Spanien, zum Vorsitzer der Regentschaft, die dieser, während der Minderjährigkeit seines Sohns, der den Thron von Neapel bestieg, eingesetzt hatte, ernannt ward, überließ sich, der nun von allen Banden entfesselte Tanucci, der Heftigkeit seines Karakters, und beschäftigte sich ernstlich damit, den römischen Stuhl seine angemaßten Besitzungen zu entreissen. Im Jahr 1768 ward das Herzogthum Benevent sequestrirt. Im folgenden Jahr verminderte Tanucci die Abgaben an die römische Kanzlei um vieles. Er verbot den Klöstern neues Eigenthum zu erwerben. Er nahm dem Nuncius einige seiner vorgeblichen Rechte. Jährlich waren bis dahin Beisteuern zu den Arbeiten an der Peterskirche und zu der vatikanischen Bibliothek, von Neapel nach Rom gesandt. Sie wurden abgeschafft. Sogar das Recht des Papstes, in den Staaten des Königs Pfründen zu verleihen, machte ihm Ta-

nucci streitig. Im Jahr 1772 erneuerte er die Ansprüche des jungen Ferdinand, als Erben des Farnesischen Hauses, auf die Herzogthümer Castro und Ronciglione. — Der Unwille des Hauses Bourbon über das Betragen des römischen Hofes gegen den Herzog von Parma, lieh zu diesen sowohl geistlichen als weltlichen Feindseligkeiten einen scheinbaren Vorwand. — Die Versöhnungsstunde schlug; das Herzogthum Benevent ward zurückgegeben; die ausgesetzt gewesene Uebergabe des Zelters geschah wieder. Aber die die Kirchenzucht betreffenden Aenderungen blieben; und als das Breve zur Aufhebung des Jesuiterordens, dieses so sehr nachgesuchte, so lang erwartete Breve in den Staaten des Königs von Neapel publicirt ward, geschah das mit der Klausel: »ohne Abbruch der königlichen Hoheitsrechte und Gerichtsbarkeit.«

Pius versuchte bei seiner Erhebung, den neapolitanischen Hof zu streicheln; aber er sah bald, daß es nichts half. Vergebens hatte sich der Kardinal Orsini, neapolitanischer Gesandter in Rom, bemühet, seine Wahl zu verhindern. Er legte seine Stelle nieder, nachdem er seinem Hofe den neuen Papst als einen eifrigen Parteigänger der Jesuiten beschrieben hatte.

Zur Befolgung seines Plans, war Tanucci, dieser neue Beweggrund nicht nöthig. Er behauptete, dem Könige gehöre allein das Recht, zu den, seinem königlichen Patronat anhängigen Bisthümern und Abteien zu ernennen; höchstens könne der Papst nur über die übrigen bestimmen, und zwar bloß zu Gunsten solcher Personen, die

dem Könige anständig wären. Die Gerichtsbarkeit der Nunciatur zwang er in die engsten Schranken ein. Sich dem Papst in den geringfügigsten Dingen zu widersetzen, war ihm eine Lust. Nach einem abgeschmackten Gebrauch des römischen Stuhls, ward jedem, welcher während der Jubelfeier die vier Hauptkirchen von Rom besuchte, Ablaß auf vier Jahre gegeben. Eine königliche Verordnung erschien, worin erklärt ward, daß, um diese geistliche Gnade zu erhalten, es genug sei, die fromme Formalität in vier Kirchen von Neapel zu erfüllen. Hierin zeigte sich der König lächerlicher noch als der Papst. Glaubte er an die Wirksamkeit des Ablasses: so durfte er, ein mit geistlicher Gewalt nicht versehener Fürst, sich nicht berechtigt glauben, die Art und Weise davon bestimmen zu können. Er selbst ward nun ein Usurpator. Aber es giebt Länder, wo die Philosophie genöthigt ist, mit dem Aberglauben zu kapituliren.

Tanucci nahm nützlichere Maßregeln. Er hob in Sicilien auf einmal acht und siebenzig Klöster auf; mehrere Bisthümer schmolz er in eins. Er ließ, durch den Willen des Königs allein, Abteien vergeben, und befahl den Bischöfen, die erledigten Pfarren ihres Sprengels selbst wieder zu besetzen. Wo der Hof von Neapel endlich inne halten würde, war nicht abzusehen. — Der spanische Hof selbst fand, daß er die Schranken der Klugheit überschreite. Sein Gesandter Monino ward beauftragt, ins Mittel zu treten. Aber der Kardinal Orsini bestärkte Tanucci in seiner Hartnäckigkeit. — In dieser Zwischenzeit ward das Erzbisthum von Neapel erledigt, und das gab Anlaß zu neuen Händeln zwischen Pius und

Ferdinand IV. Der König war der Meinung, nach seinem Gutdünken dazu ernennen zu können; und der Papst behauptete, ohne seinen Beitritt könne die Ernennung nicht Statt haben. Der Kardinal Giraud, welcher viel zu Pius Erhebung beigetragen und sich dadurch einen gewissen Einfluß bei ihm erhalten hatte, trat zu, um den Zwist freundschaftlich und mit Ausschließung von Tanucci und Orsini, zu schlichten. Man ward eins, der König sollte allein zum Erzbisthum von Neapel ernennen; dafür aber sollte das, eben damals auch erledigte Erzbisthum von Palermo, ohne Beitritt Ferdinands, von dem Papst verliehen werden.

Hat aber der Hader einmal alte Quellen, und ist er mit Persönlichkeiten verflochten: so dauert ein Waffenstillstand nicht lange. Tanucci und Orsini waren von der einen, und der päpstliche Staatssekretair mit den beiden Rezzonico von der andern Seite, durch den Erfolg der Unterhandlung Girauds gekränkt; sie suchten daher, und fanden bald Gelegenheit, ihn wieder zu vernichten. Man überredete den Papst, daß der neue Erzbischof von Neapel vom Jansenismus angesteckt sei. Es war genug, die Jesuiten nicht zu lieben, um diesen Vorwurf zu verdienen. — Schon länger als dreihundert Jahr, war der Erzbischof von Neapel im Besitz, als ein solcher mit dem römischen Purpur bekleidet zu sein. Diese Gewohnheitsgunst fordert Ferdinand für seine Kreatur. Weigerung erfolgt von Seiten Pius; und nun beginnt der Krieg wieder. Das war es, worauf Tanucci wartete. Sein intriganter Karakter suchte noch geflissener Händel, als seine Philoso-

phie Reformen liebte. Ueberdem sah er mit Verdruß, daß der neue spanische Gesandte, Herzog von Grimaldi, und der Staatssekretair Pallavicini, dessen Vetter, in der engsten Vertraulichkeit lebten. Er fürchtete ein Einverständniß dieser beiden, um Karl III. zu bewegen, seinem Sohn mehr Nachgiebigkeit gegen den päpstlichen Stuhl zu empfehlen. — Widerstand reizte ihn; vermogte ihn aber nie zu einem Rückschritt. — Er läßt dem Papst andeuten, daß, wenn er auf seine Weigerung beharre, man Repressalien brauchen werde; er würde es nicht mehr zugeben, daß der Erzbischof von Neapel in das heilige Kollegium eintrete; man werde in Neapel diese römischen Dekorationen zu entbehren wissen; der König werde einen geistlichen Orden stiften, dessen Mitglieder wie die Kardinäle, den Purpur tragen würden; am Ende sei ja diese Würde in der kirchlichen Hierarchie nichts, als eine Superfötation, u. s. w.

Pius erschrack ein wenig. Er schlug den Weg väterlicher Ermahnungen ein. Das war's denn, womit er gewöhnlich endigte. Sein Nuncius erhielt den Auftrag, dem Könige auf das sanfteste vorzustellen: sein Gewissen streube sich gegen die Erhebung eines Jansenisten zum Kardinal. — Der neapolitanische Hof war unerbittlich. Dort herrschte noch Tanucci. Ein wenig Bosheit mischte sich in allen, selbst in seinen weisesten, Operationen. Recht geflissen suchte er diesem erdichteten Jansenismus, der das Gewissen des Papstes so sehr beunruhigte, Triumphe zu bereiten. Der neue Erzbischof von Neapel ward genöthigt, in dem Hirtenbriefe, worin er seine Ernennung an-

kündigte, die Sakramentalworte: et apostolicae sedis gratia, welche zu verstehen sein würden, er habe sie vom römischen Stuhl erhalten, wegzustreichen.

Ein Dominikaner, Professor der Theologie, schrieb um diese Zeit ein Buch, das von der Inquisition in Rom unter dem Vorwand, es athme jansenistische Grundsätze, geächtet wurde. Der Verfasser ward von seinem Ordensgeneral, dem Kardinal Boxadors, seines Lehrstuhls entsetzt, und geladen, vor ihm zu erscheinen. Er gehorcht; kaum aber ist er in Rom, als ihm der König, das heißt Tanucci, den Befehl zur Rückkehr nach Neapel nachsendet, um seinen Lehrstuhl wieder einzunehmen und sein Buch fortzusetzen. Noch einmal gehorcht der gehorsame Dominikaner; und aufs höchste stieg der Verdruß des Papstes.

Alles schien zusammenzutreffen, um seine Streitigkeiten mit dem Hofe von Neapel zu erbittern. Er hatte sich wieder in den ziemlich ruhigen Besitz des jährlichen Empfangs einer Huldigung dieses Hofes gesetzt, wodurch sich seine Eitelkeit mehr noch, als selbst durch die ehemaligen, ihm nach und nach geraubten, bloß geistlichen Vorrechte, geschmeichelt fühlte. Das war nehmlich die Uebergabe des Zelters.

Bekanntlich unterwarf Karl von Anjou, der die Eroberung des neapolitanischen Reichs großen Theils dem Schutze des Papstes verdankte, zum Beweise seiner Erkenntlichkeit, und zugleich, um seinen unrechtmäßigen Besitz rechtsbeständig zu machen, sein neues Königreich, einem jährlich an den päpstlichen Stuhl zu entrichtenden Lehnszins

von vierzig tausend Gulden; er erklärte sich, um seine Vorfahren, die Normannischen Könige, noch zu übertreffen, für seinen Lehnsmann, mit der Verpflichtung, ihm alle Jahr einen weißen Zelter zu übergeben, und unterwarf alle seine Nachfolger dieser schimpflichen Lehnspräſtation.

Noch standen damals die Päpste auf dem Gipfel jener Macht, die das ihnen so lange sklavisch unterworfen gewesene Europa endlich empörend fand. Ihr Uebermuth wußte eine so auffallende Unterwerfung zu benutzen. Die knechtische Hingebung der Herrscher übertraf sogar noch die Forderungen des päpstlichen Stuhls. Die neapolitanischen Könige, machten sich eine Ehre daraus, bei dieser Gelegenheit viele Pracht zu entfalten, die gleichsam der Schmach zum Deckmantel diente; die Päpste hatten nicht unterlassen, sich diese Huldigung als ein Recht zuzueignen, und die geringfügigsten Umstände als einen wesentlichen Theil ihrer Würde zu betrachten. War diese im Spiel: so wurden selbst die lächerlichsten Gebräuche geheiligt. Sie auch nur im geringsten antasten, hieß Kirchenraub begehen. — Aber weder der Name, noch die Sache, erschreckte den Marchese Tanucci. Er wartete nur auf einen Vorwand, um die Krone Neapel von einem Tribut zu befreien, dem er sie unterworfen gefunden hatte.

Wir wollen sehen, was aus diesem Tribut geworden war, der von seinem verworfnen und verbrecherischen Urheber anfangs nur ganz obenhin versprochen ward. — Alle Jahr, am Vorabend des Festes der Apostel Petrus und Paulus, ward nach der Vesper, auf dem Platz vor der Peterskirche, eine Art von Theater für den Papst errichtet.

richtet. Ein weißer, reich aufgeschirrter, und mit silbernen Hufeisen beschlagener Zelter ward ihm vorgeführt, an dessen linken Sattelseite ein Beutel mit sechstausend Dukaten, oder ein für diese Summe auf Sicht zahlbarer Wechsel befestigt war. Der Fürst Colonna, Groß-Connetabel des Königs von Neapel, hatte den Auftrag zu dieser Uebergabe. Der Zelter näherte sich bis zu den Stufen des Throns des heiligen Vaters. Nun gab der Fürst Colonna ihm mit der Gerte einen Schlag auf die Vorderbeine. Das gehorsame, zu dieser ehrerbietigen Schule längst bestimmte Thier, warf sich auf die Knie, und erhob sich bald wieder. Seine Gesandschaft ist erfüllt. Dann nahm sein vornehmer Wortführer das Geld oder das Papier, überreichte es dem Papst, und schloß damit die Feierlichkeit. 37)

37) Als Augenzeuge dieser abgeschmackten und für die Krone Neapel schmählichen Farce, habe ich sie in meinen Darstellungen aus Italien S. 211 u. f. beschrieben. — Noch immer sehe ich den lächerlichen Zug der alten reitenden Abbaten vom Hofstaat des frömmelnden Priesterzöglings, Fürsten Colonna, in flatternden Tafftmäntelchen, und schwarzen Käppchen; wie sie sich mit ihren Spindelbeinen an den Bauch ihrer sehr zahmen Rosse, und zum Ueberfluß mit den Händen an den Sattelknopf klammerten, um der Sandreuterei glücklich zu entkommen. — Einen von diesen geistlichen Kavalleristen, den ich schon sonst gesehen hatte, traf ich am Abend dieses seines mühevollen Tages, in der Assemblee seines Fürsten Colonna. »Haben Sie mich wohl gesehen?« fragte er. — »Freilich; aber mir schien es, daß der fürstliche Stallmeister sich bei Ihnen in der Reitschule eben nicht viel Mühe gegeben hatte.« — »Wir thun, was wir können, erwiederte er; und was meinen Sie denn? setzte

Der römische Hof ließ sich angelegen sein, sie mit dem größten Gepränge zu stafiren. Konnte er weniger für dieses armselige Ueberbleibsel seiner höchsten Herrschaft über die ganze Kristenheit thun!

Dieses abgeschmackten Tributs hatte jedoch seine Eitelkeit nicht ununterbrochen genossen. So lange sein Zwist mit den bourbonischen Höfen dauerte, ward die Uebergabe des Zelters ausgesetzt. Erst nach der Aussöhnung geschah sie wieder. Aber sie selbst gab zwei Jahre darauf, 1776, Anlaß zu einem Auftritt, dem die gänzliche Aufhebung der Ceremonie beinahe gefolgt wäre. Zwischen den Pagen des Gouverneurs von Rom, Cornaro, und den Pagen des Fürsten Colonna, entstand ein Rangstreit, der die erhabne Feierlichkeit fast gestört hätte. Man behauptete damals, der Streit sei von dem Kardinal Pallavicini angezettelt worden, weil er im Verdacht eines Einverständnisses mit dem boshaften Tanucci stand. Die Sache war an sich nicht wahrscheinlich; doch für Pius genug, um seinem Staatssekretair, den er nie gut leiden konnte, und in ihm noch immer seinen vormaligen furchtbarsten Mitbewerber sah, noch abgeneigter zu werden. Was es nun auch mit dieser Beschuldigung für eine Bewandniß

---

der Schalk hinzu, hat unser Herr (il nostro Signore) das Reiten wohl besser verstanden?« — und überließ es mir, zu errathen, ob die Frage ein etwas profanes Epigramm auf den Einzug in Jerusalem, »auf der Eselin und einem Füllen bei ihr,« — oder ob es Spottung seines Herrn des Fürsten Colonna sein sollte, der allerdings sein Breviar zu beten, besser, als zu reiten, verstand.

M.

haben mag; Tanucci nahm diesen Auftritt zum Vorwand des Vorschlags, der Uebergabe des Zelters und Lehnszinses, eine minder pomphafte Form zu geben. Aber einem seiner Nachfolger war es vorbehalten, noch mehr zu thun. Tanucci zog sich, wegen seines hohen Alters, bald darauf aus dem Ministerio zurück. Das war für den römischen Hof eine große Freude. Der Papst hatte die Klugheit, sie zu verbergen. Er that wohl daran. Nur den Titel eines ersten Ministers hatte Tanucci aufgegeben. Seine Gewalt behielt er noch eine Zeitlang.

Noch vor seinem Abgang, ließ er den König, den von dem päpstlichen Hofe so gefürchteten Schritt thun. Der neapolitanische Gesandte mußte dem Papst erklären, daß, zur Vermeidung alles Rangstreites, der Zelter und die sechstausend Dukaten, künftig nicht mehr durch den mit dem Karakter eines bevollmächtigten Gesandten bekleideten Fürsten Colonna, sondern bloß durch einen Agenten übergeben werden sollten. Wir haben oft gesehen, wie sehr Pius das festliche Gepränge liebte. Das hieß also, ihn von einer sehr empfindlichen Seite angreifen. In seinem Kummer wandte er sich an den spanischen Gesandten; er wußte, daß Karl III., wenn er keine Beschwerden gegen ihn zu führen hatte, seinen Schmerz bemitleidete, und auf seinen Sohn, den jungen König, so wie auf Tanucci, noch vielen Einfluß hatte. Seine Klagen fanden die gehoffte Aufnahme nicht. Der Hof von Madrid war über die Stimmung des Papstes, in Absicht der Jesuiten, noch nicht beruhigt. Er warf ihm Proben der Willfährigkeit gegen ihre Anhänger vor. Sein Gesandter, Florida

Blanca, gestand dem Kardinal Pallavicini, daß er selbst wenig auf seine Verwendung rechne. Dieser, von Karakter gebieterische Minister, duldete keinen auch noch so entfernten Angriff auf eine Sache, die er mit Recht als sein Werk betrachtete.

Kurz nachher ward er als erster Minister nach Spanien berufen, und durch den Herzog von Grimaldi ersetzt. Pius, wiewohl er Florida Blanca schätzte, wünschte sich Glück, dieses rauhen Censors los zu seyn. Besonders aber war der Staatssekretair sehr froh, zu vernehmen, daß die spanische Gesandtenstelle in Rom, durch seinen nahen Verwandten, dem er den Namen seines Beschützers gab, und seinen lenksamen Karakter kannte, wieder besetzt werden sollte. Doch gewann weder der Papst, noch sein Minister, bei diesem Wechsel. Der Graf von Florida Blanca brachte eine genaue Kenntniß des römischen Hofes, seiner Vorurtheile, seiner lächerlichen Forderungen und seiner Streitigkeiten mit dem neapolitanischen Hofe, ins Ministerium. Mit strengem Gehorsam, hatte er bis dahin strenge Befehle vollzogen; künftig wird er selbst sie geben. Was den Herzog von Grimaldi betrifft: so sah man in Madrid bald, daß er sich von der jesuitischen Partei bestricken lassen werde; und der Ritter Azara erhielt das Zutrauen des Hofes. Dieser gewann in Rom, wo er Anfangs mit dem bloßen Titel eines Agenten, und einige Jahre nachher als Gesandter lebte, ein Ansehn, das seinen Einsichten und seinem kraftvollen Karakter zukam.

Der Graf von Florida Blanca, welcher, ehe er

Rom verließ, Zeuge von dem tiefen Schmerz des Papstes über die Drohungen von Neapel, wegen des Zelters, gewesen war; ihn hatte seufzen sehen, über den Gedanken, daß vielleicht noch unter seinem Pontifikat der heilige Stuhl jener ruhmvollen Huldigung beraubt werden würde, war so gütig, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um ihm diese Kränkung zu ersparen. Es gelang, und die berüchtigte Feierlichkeit ward im Jahr 1777 mit dem üblichen Gepränge gegeben. Der Papst äußerte eine kindische Freude darüber; enthusiastisch feierte das römische Volk diese Art von Eroberung. Doch war sie nicht ganz vollständig. Man sah es dem neapolitanischen Hofe an, daß er, sich sträubend, auf fremden Antrieb, nachgab. Der Fürst Colonna fügte, als er den Tribut des Königs übergab, der durch den Gebrauch geheiligten Formel, noch die, schlimmer Vorbedeutungvollen, Worte hinzu: für dieses Jahr; und sagte, die Uebergabe des Zelters sei bloß ein Beweis der Verehrung gegen die Apostel Petrus und Paulus. Worauf der Papst, ob er sich gleich überrascht fühlte, schnell erwiederte: Wir nehmen den Zelter an, als einen Lehnszins der Krone von Neapel; und das Volk gab durch ein allgemeines Vivat, dieser Antwort seinen Beifall. — Das sind nun die wichtigen Gegenstände, woran die Eitelkeit der Regenten sich oft weidet! — Von beiden Seiten gab es Misvergnügte. In Neapel murrten die Großen. Das, was Tanucci mit so vielem Muth eroberte, sagten sie, hat sein Nachfolger feige wieder abgetreten.

Dieser Nachfolger, Marchese della Sambucca,

schonte übrigens, in andrer Hinsicht, den römischen Hof nicht, und folgte Tanucci's Plan; oder vielmehr der Geist des letztern beseelte noch die neapolitanische Regierung. In eben dem Jahr ward allen Bischöfen des Landes geboten, keine Bullen von Rom, unter welchem Titel es sein mögte, anzunehmen. Der Verfassungsmäßigen Unabhängigkeit Siciliens von dem römischen Hofe ungeachtet, war es den Päpsten, die immer gewandt genug waren, Vortheil aus der Nachlässigkeit der Regierungen zu ziehen, gelungen, daß ihre Bullen von den Bischöfen dieser Insel angenommen wurden, und sie selbst das königliche exequatur dafür erhielten. Dieser Misbrauch ward abgeschafft. Die Wachsamkeit des alten Tanucci erlaubte dem Marchese della Sambucca nicht, auch nur die geringste Aenderung an den Traktaten vorzunehmen, die den römischen Hof banden. Dieser neue Minister wollte zwei mit ihm verwandten Exjesuiten, einen Aufenthalt in dem Königreich Neapel gestatten. Tanucci beklagte sich hierüber ins Geheim bei dem Hofe zu Madrid. Sogleich ersuchte der, sein väterliches Ansehn in Neapel noch immer ausübende Karl III., den König seinen Sohn, sehr ernstlich, diese Ausnahme von dem Gesetz, das die erloschne Gesellschaft aus seinen Staaten vertriebe, nicht zu gestatten. Damals waren noch seine Bitten Befehle für den König von Neapel. Die beiden Schützlinge des Sambucca wurden ihren Mitbrüdern in den Kirchenstaat nachgeschickt. Ein abwesender und fremder König gab also, durch das Organ eines abgetretnen Ministers, in Neapel Befehle. Einen Fremden, der damals Neapel durchreiste,

veranlaßte diese Sonderbarkeit, zu der Aeußerung: dieser Staat gleiche dem Reiche der Schatten.

Aber nur für einige Zeit ersparte Karls Verwendung dem Papst neuen Kummer, und brachte in seine Zwistigkeiten mit dem Hofe von Neapel nur einen vorübergehenden Stillstand. Gegenseitig erfolgten einige unbedeutende Beweise der Willfährigkeit. Der König ersuchte den Papst um die Erlaubniß, zur Aufhebung einer reichen Karthause, und dieser gab gern seine Einwilligung dazu; jedoch unter der Bedingung, daß er bei Einziehung ihrer Güter, für die Unterhaltung der Mönche sorge. Die Uebergabe des Zelters geschah 1778; aber mit eben der für den Papst unangenehmen Beschränkung des vorigen Jahres. — Ferdinand hatte noch immer Klagen über den päpstlichen Stuhl zu führen. Fortdauernd verweigerte der Papst dem Erzbischof von Neapel den römischen Purpur. Der König verlor die Geduld; auf einmal wurden von ihm alle Dispensationen eingestellt, die die Datarie noch zu bewilligen hatte. Dadurch ward eine Quelle ihrer Einkünfte verstopft. Der römische Hof verbarg seinen Verdruß. Vieles hoffte er von der Zeit; und gerade die Zeit war seine ärgste Feindin. — Sie ward zur Vorbereitung neuer Feindseligkeiten verwendet; und diese zog der Papst selbst durch seinen Starrsinn herbei.

Frühern Verordnungen gemäß, ernannte der König von Neapel eigenmächtig, kraft seines Patronatrechts, zu allen erledigten Bisthümern seiner Staaten. Der Papst weigerte sich, sie zu bestätigen; immer behauptete er, ihm komme die Ernennung zu. Gleichwohl ernannte er nicht;

die Sprengel blieben ohne geistliche Obern, und das Volk murrte gegen den Hof. Zugleich gab sich Pius den Schein, dem Prinzen Cimitile, neapolitanischen bevollmächtigten Gesandten, wenig Achtung zu beweisen; er vernachlässigte den Marchese della Sambucca, der ihm doch seine Neigung ihn zu unterstützen gezeigt hatte. Dieser Minister hatte einen seiner dem geistlichen Stande gewidmeten Sohne, nach Rom gesandt. Der Papst weigerte sich, unter dem Vorwand, der junge Mann führe ein unregelmäßiges Leben, ihm die nachgesuchte Abtei zu geben; als ob der Sohn eines Ministers, auf irgend eine Gunstbezeugung, noch eines persönlichen Anspruchs bedurft hätte! Nie war Pius so unzeitig gewissenhaft gewesen. — Alle diese Vorfälle erbitterten die Gemüther so sehr, daß man im Jahr 1780 zu einem gänzlichen Bruch, von der einen Seite entschieden, und von der andern darauf gefaßt war. Der einige Zeit von Rom entfernt gewesene Prinz Cimitile, kam plötzlich zurück, und erklärte dem Papst, daß, falls die erledigten Bisthümer nicht unverzüglich besetzt würden, er sich ganz entfernen werde. Der Papst, mit seinem Wechsel von Festigkeit und Schwäche, ließ sich durch Drohungen diesesmal nicht schrecken; er hielt seinen Starrsinn für Würde. »Wie! sagte er zu seinen Freunden, behandelt mich dieser Hof von Neapel nicht verächtlicher, als einen Landpfarrer?«

Sein Muth ward aber durch einen Umstand motivirt, und dadurch minder verdienstlich; Bernis und Azara standen ihm bei. Ihre Höfe sahen mit Verdruß, daß der

neapolitanische Hof mit mehr geheimer Bosheit, als mit Festigkeit, den Papst angriff. Als Kardinal, verwandte der erstere sich persönlich für die Erhaltung seiner Freiheiten, und für das, was er seine erworbenen Rechte nannte. Der letztere, mehr Philosoph als sein Freund, weil auf ihm weder dieselben Pflichten, noch dieselben Fesseln lasteten, war genöthigt, den Verhaltungsbefehlen seines frommen Hofes zu gehorchen. Sie wehrten gemeinschaftlich verschiedene von dem neapolitanischen Hof gegen den römischen geführte Streiche ab; und ihrer Verwendung allein, hatte die Eitelkeit des Papstes, die Huldigung mit dem Zelter im Jahr 1780 zu verdanken. Aber in Neapel war der Reformplan beschlossen. Man konnte, einigen vorübergehenden Umständen nachgebend, zwar die Ausführung verschieben, einige Hoffnung lassen, von einigen Forderungen abstehen. — Noch schwebte der aufgehobne Arm; aber er blieb bewaffnet.

20.

Verfolg

der von dem neapolitanischen Hofe auf die Freiheiten des päpstlichen Stuhls geschehenen Angriffe.

Man machte in Neapel die schreckendsten Plane. Von nichts Geringerm war im Jahr 1781 die Rede, als, alle Verordnungen der römischen Kanzlei abzuschaffen, Truppen gegen Benevent und Ponte-Corvo anrücken zu lassen, und, würden diese drohenden Anstalten den halsstarrigen Papst noch nicht zur Bestätigung der von dem König ernannten Bischöfe bewegen, ein Provincial-Koncilium von allen Prälaten des Königreichs zu berufen, das drei Bischöfe erwählen, und sie bevollmächtigen sollte, die zu den erledigten Bisthümern Ernannten, Namens des Papstes zu prekonisiren. Der spanische Hof vermittelte es noch, daß nicht von einem Könige, der zu den andächtigsten gerechnet ward, dem ganzen katholischen Europa ein solches öffentliches Aergerniß gegeben würde. Noch einmal erhielt der Prinz Cimitile Befehl, nach Rom zu gehen. Hier unterhandelte dieser neapolitanische Gesandte, und zwar nicht mit dem, wegen seiner Absichten verdächtigen, Staatssekretair, sondern mit den beiden Kardinälen Giraud und Conti, einen Vergleich, wodurch für einige Zeit die Quelle

des Zwistes verstopft ward. Diese kurze Versöhnung verschaffte dem Papst am Vorabend des Petersfestes 1781 das schon so sehr bestrittne Vergnügen der Huldigung wieder. Für diesen Preis tröstete er sich über die im Königreich Neapel geschehene Verminderung der zahllosen Mönche, von welchen er selbst den Nachtheil empfand. Man zählte, — kaum ist es glaublich! — sechszehn tausend in siebenhundert Klöstern, vertheilte geistliche Bettler. Sie wurden nun auf zweitausend achthundert und acht, herabgesetzt. Den Bischöfen ward aufgetragen, auf sie Acht zu haben, und ihrer empörenden Aufführung Einhalt zu thun.

Ein elender Rangstreit erregte bald nachher die Feindschaft aufs neue. Der Prinz Cimitile war bloß Gesandter vom zweiten Rang, daher ihm der Titel Excellenz, der sonst in Italien so lächerlich verschwendet wird, nach der Hofsitte in Rom nicht zukam; aber er hatte als Ritter vom Januäriusorden Ansprüche darauf. Man war kleinlich genug, ihm diesen Titel mit der Aeußerung zu verweigern, daß kein Anstand genommen sein würde, ihn ihm zu geben, wenn er sich ohne Karakter in Rom aufgehalten hätte: folglich war er durch den Vorzug, seinen König zu vertreten, in den Augen des Papstes gewissermaßen entehrt. Eine Inkonsequenz dieser Art würde bloß Verachtung verdient haben. Aber der in seiner Rache eben so kleinliche Hof von Neapel, zog sich das so sehr zu, daß nun die eingestellt gewesenen Reformen wieder anfingen. Der König sequestrirte einige reiche Pfründen. Er verordnete, daß künftig den Kirchen, Klöstern und geistlichen Stiftungen, weder an Geld noch an liegenden Gründen,

etwas vermacht werden sollte, weil, so hieß es in der königlichen Verordnung, alle diese geistlichen Gemeinheiten reich genug wären. Was also die kalte ruhige Vernunft hätte thun sollen, und nicht that, das war nur die Frucht einer Anwandlung des Zorns.

Kaum hatte der römische Hof die Empfindlichkeit des neapolitanischen auf diese Weise gereizt, sann er auf einige Liebkosungen, um ihn wieder zu besänftigen. In eben dem Jahr erhielt der Pater Gürtler, ein deutscher Exjesuit, Beichtvater der Königin, auf ihr erstes Fürwort, eine reiche Pfründe; und aus Erkenntlichkeit 58) wandte er seinen

---

58) Nur der schmutzigste Eigennutz konnte diesem fanatischen Priester auf einige Augenblicke die Larve guter Absichten leihen, ihm, der sich an der Spitze der Verfolger aller Beförderer wahrer Aufklärung und wirklicher Verbesserungen dieses fehlervollen neapolitanischen Staats, stellte, und deswegen auch einer der unversöhnlichsten Feinde des großen und edlen Staatsmannes Filangieri war, dessen über den König, der ihn seinen Freund nannte, gewonnenen Einfluß, er zu schwächen, und ihn endlich ganz vom Hofe zu entfernen wußte. (s. Darstellungen aus Italien S. 405 f.) — Wie würde dieser intrigante Priester frohlocken, wenn er es sähe, daß man jetzt mehr wie jemals, auch in Neapel, von der Erweckung der Jesuiten, deren vormaliger Mitbruder und getreuer Waffenträger er war, spricht, und sie wahrscheinlich aus ihrem nie ganz geschloßnen Grabe, wieder hervorruft, weil die Könige sie für das wirksamste Gegengift der Revolutionen, des Republikanismus, u. s. w. halten; sie, die einst, als die gefährlichsten Feinde, als geheime Nebenbuhler der königlichen Auctorität Königsmörderische Anschläge gefaßt und ausgeführt zu haben bezüchtigt, und deswegen von den Königen aus ihren Ländern verjagt wurden! M.

Einfluß an, um die beiden Höfe einander näher zu bringen. Die Unterhandlungen wurden wieder angefangen, und mußten durch die verträgsamen Geschäftsführer gelingen, die der Papst dazu wählte: die Kardinäle Conti, Negroni und Antonelli. Die beiden ersten bekannten sich zu den vernünftigen Grundsätzen der katholischen Höfe. Antonelli war zwar von den angemaßten Rechten des heiligen Stuhls so ziemlich angesteckt; aber er hatte wissenschaftliche Kenntnisse, Einsichten, Gewandheit, und auf Pius so viel Einfluß, als man nur haben konnte. In der That ließ die Vermittlung dieser drei Unterhändler, und der Beweis des guten Willens des Papstes gegen die Beherrscher von Neapel einen glücklichen Erfolg hoffen. In den ersten Wochen des Jahrs 1782 ward man mit einander eins. Die Uebergabe des Zelters geschah im Monat Juni und mit dem gewöhnlichen Gepränge. Ueber einige Veranstaltungen, die der neapolitanische Hof zu nehmen fortfuhr, verbarg der Papst seine Empfindlichkeit. Da sie nicht die Frucht einer Anwandlung übler Laune zu sein schienen, wurden sie erträglicher gefunden, oder man fühlte, daß, da sie mit kaltem Blut geschahen, sie die Folge eines unwiderruflichen Planes wären, und der Papst wollte nicht durch ohnmächtigen Widerspruch seine Lage verschlimmern. Mit scheinbarer Fassung vernahm also der römische Hof, daß eins seiner Hauptbollwerke, das Inquisitionstribunal, fast in allen Theilen von Italien zusammenfiel; daß in Sicilien besonders, das von einem philosophischen Vicekönig, dem Marchese von Caraccioli, ausgesprochne Aufhebungsurtheil, nicht, wie man hätte erwar-

ten können, den Unwillen, sondern das Frohlocken des Volks erregt habe; daß man es kaum von der Schleifung des alten Pallastes der Inquisition habe zurückhalten können; daß die am Eingang dieser Höhle an ihrem schicklichen Platz stehende Bildsäule des heiligen Dominikus, von den wüthenden Sicilianern zertrümmert sei; daß alle Akten der Inquisition verbrannt, alle ihre unglücklichen Schlachtopfer in Freiheit gesetzt, alle ihre Güter zum Besten der Krone eingezogen, und die bisher zu ihrer Entscheidung gehörenden Verbrechen den Tribunalen der Bischöfe allein unterworfen wären.

Zugleich griff der neapolitanische Hof den römischen Stuhl noch von einer empfindlichern Seite an. Alle geistlichen Orden erklärte er unabhängig von ihren zu Rom wohnenden Generalen, und gebot ihnen, jene misbräuchlichen Breven, wodurch ihnen willkührlich und ohne Beitritt des Königs, geistliche Titel verliehen würden, nicht mehr anzunehmen. Den in Sicilien häufigen unirten Griechen, bewilligte er einen besondern Bischof, und ernannte ihn selbst. Und alle diese Thatsachen erfuhr Pius durch die öffentliche Stimme!

Während dieser Zeit war der Erzbischof von Neapel, ohne den Kardinalshut erhalten zu haben, gestorben. Durch diesen kleinen Triumph ward der Schmerz des Papstes etwas gelindert. Zu dem erledigten Bisthum ernannte der König den Bischof von Calvi, Monsignor Capece Zurlo, von herzoglichem Stamm. Er hatte zu dem Orden der Theatiner gehört, für welche der Hof von Neapel eine besondre Zuneigung hatte. Dieser

konnte wenigstens dem heiligen Stuhl nicht misfallen: es war ein unduldsamer fanatischer Priester.[59] Wahrscheinlich hielt der König ihn bloß für fromm; und das war in der That weder für ihn noch für die Königin ein Grund, um ihn auszuschließen. Auch wußte der Papst seiner Wahl nichts entgegenzusetzen.

Der König hatte bei dieser Ernennung eine Frage entschieden, welche der Papst noch für unentschieden ansah. Dieser wollte gleichwohl, weder sein Recht geltend machen, noch zu neuen Händeln Anlaß geben, und bestätigte den Erzbischof; aber ohne in seinem Breve dessen, der ihn ernannt hatte, zu erwähnen. Erschöpft war nun seine Geduld, durch diese letzte Anstrengung; ganz verließ sie ihn, als der König von Neapel zum Bisthum von Potenza einen gewissen Andrea Serrao erhob, welcher ein Buch geschrieben hatte, das, nach der Meinung des römischen Stuhls, Jansenismus athmete, das heißt so viel, als, die Rechte der Regenten gegen die Anmaßungen des Papstes vertheidigte. Hartnäckig weigerte sich Pius, ihn als Bischof zu prekonisiren. Umsonst begab Serrao sich nach Rom, bat um eine Audienz beim Papst, und widerrief ge-

59) Das ist eben dieser unduldsame und fanatische Priester, Monsignor Zurlo-Capece, Erzbischof von Neapel, welcher jetzt, wegen seines »unregelmäßigen Betragens,« während der — (regelmäßigsten?) — Revolution in Neapel, von dem duldsamen und aufgeklärten König, — milderweise nicht zum Strang, sondern nur zum ewigen Klostergefängniß verdammt ist.

M.

wissermaßen die Behauptungen, welche ihn hätten beleidigen können; unerbittlich blieb Pius. Das erbitterte wieder den Hof von Neapel; Serrao erhielt den Befehl, in Rom im Hause seines Gesandten zu verweilen, bis er über die Widersetzlichkeit der römischen Kanzlei gesiegt habe. Alles war vergeblich. Der Fiskal der Krone, über diesen Vorfall zu Rath gezogen, gab ein Gutachten, dem man folgte. Der Bischof von Potenza ward, damit er mit Anstand die Rolle eines Sollicitanten in Rom spielen konnte, in den Besitz eines Drittheils seiner Einkünfte gesetzt. Das hieß doch, den hartnäckigen Papst noch glimpflich behandeln. Nichts aber konnte ihn heilen. Seine besten Freunde erkannten ihn nicht mehr. Sie mußten sehen, wie er sich ihrem weisen Rath entzog, und sich den treulosen Anschlägen seiner obskuren Theologen, eines Mamachi und Zaccaria hingab, statt sich an die Kardinäle, denen er sonst Zutrauen bewies, zu halten.

Unter den schlimmsten Vorzeichen trat das Jahr 1783 für ihn ein. Selbst Spanien, sein großer Beistand gegen die Feindseligkeiten des neapolitanischen Hofes, trat diesem gegen ihn bei. Der neapolitanische Gesandte hatte Rom, sehr unzufrieden über die erfahrnen persönlichen Kränkungen, verlassen. Der Ritter Azara bekam den Auftrag, seine Geschäfte zu übernehmen, und der Papst gewann bei diesem Wechsel nicht. Der spanische Gesandte sprach mit einer freimüthigen Offenheit, die ihn doch wohl hätte schrecken können. Zeit sei es endlich, sagte er ihm, Weigerungen, welche Anfangs bloß lächerlich gewesen wären, aber für ihn doch unglücklich endigen könnten, ein

Ziel

Ziel zu setzen. Warum den neapolitanischen Hof aufs Aeußerste treiben? Habe dieser nicht mehr als ein Mittel zur Rache in Händen? Könne er nicht seinen schon gefaßten Plan, den neuen Bischof von Potenza, nach der alten Disciplin, durch drei Bischöfe des Landes bestätigen zu lassen, ausführen, und sich so des Beitritts des päpstlichen Stuhls überheben? Auch wisse man ja, wie dieser Hof sich gegen die jährliche Huldigungsleistung sträube. Warum ihm denn nun einen Beweggrund mehr darbieten, um sich dieser ganz zu entziehen? Und wollte der heilige Vater es sich denn vorwerfen, durch eigne Schuld ein seiner Eigenliebe so schmeichelhaftes Vorrecht verloren zu haben? — Aber Pius war so eigensinnig und so übel berathen, daß selbst dieses letzte Argument ihn nicht wankend machte. Er forderte, daß Serrao nach einer Formel, die er selbst ihm diktiren würde, seine gefährlichen Maximen widerrufen sollte. Aller dieser thörigten Chikanen überdrüssig, ließ der neapolitanische Hof dem Papst sagen, daß, wenn Serrao nicht unverzüglich unbedingt prekonisirt würde, man zu den äußersten Mitteln, die ihm gereuen würden, greifen werde. Heftiger als jemals war also die Krisis, und Pius fieng an sehr unruhig zu werden.

Er fühlte das Bedürfniß, zu dem Rath von Männern, die wichtiger als die waren, denen er sein Zutrauen geschenkt hatte, seine Zuflucht zu nehmen. Er übertrug die Angelegenheit des päpstlichen Stuhls den Kardinälen, Antonelli, Albani, Boschi, Zelada und Casali. Den ersten haben wir schon kennen gelernt. Albani war

Dechant des Kardinalkollegiums. Er hatte Geschicklichkeit, vielen Einfluß, und war einer von den Anhängern der aufgehobnen Jesuiten. Boschi war unterrichtet, klug, aufgeklärt, und hatte bloß einige Anhänglichkeit für eben diese Gesellschaft wider sich. Von dem feinen, einsichtsvollen, von Karakter sanften und vertragsamen Zelada, ist schon mehr als einmal die Rede gewesen. Casali endlich, war eine Kreatur der Jesuiten, untolerant, unbiegsam; aber von strenger Rechtschaffenheit. — Das waren die fünf Räthe in dieser dornigten Unterhandlung. Mit Redlichkeit und Geschicklichkeit giengen sie darin zu Werk, und überwanden bald das, sich dem guten Erfolg entgegenstellende Haupthinderniß. Der Papst willigte endlich ein, nicht allein den Bischof von Potenza, sondern auch die ein und zwanzig von dem König ernannten Prälaten zu prekonisiren. Das hieß doch, viel Zeit verlieren, um die Frage: ob so oder anders, ein Bischof prekonisirt werden sollte, zu entscheiden. — Die Quelle theologischer Spitzfindigkeiten war noch nicht erschöpft. Pius glaubte etwas rechts geleistet zu haben. Er wollte den Preis dafür erhalten; nun sollte in wenig Tagen das ganze, ihm durch so viele Reformen, durch so viele gefährliche Schriften geraubte Land wieder erobert werden. Serrao hatte durch seine irrlehrenden Behauptungen Aergerniß gegeben; dafür sollte er nun durch ein recht authentisches, recht umständliches Glaubensbekenntniß die Leute wieder erbauen. — Aber, sagte der ehrliche Bischof von Potenza, wird es denn nicht genug sein, wenn ich die mir aufgebürdeten Beschuldigungen widerlege, wenn ich den Papst für das Oberhaupt, für

den Mittelpunkt der Einheit der katholischen Kirche anerkenne? — Das war für Pius noch nicht genug. Er liebte das Detail. Serrao sollte mündlich eilf ihm von Pius vorgelegte Fragen beantworten. Fast alle diese Fragen bewiesen, daß er den Geist des Jahrhunderts schlecht kannte. Benedikt XIV. und selbst Ganganelli würden sie in petto behalten haben; denn sie wußten wohl, daß es zarte Saiten gebe, die nicht berührt werden durften. — Hier sind einige von diesen Fragen. Man wird daraus schließen können, wie es mit der Aufklärung selbst der weisesten Mitglieder des heiligen Kollegiums aussah.

»Habt ihr eine aufrichtige Verehrung für den heiligen Stuhl? Anerkennt ihr in dem Papst eine völlige, unbegrenzte Auctorität über alles, was die Aufrechthaltung der Religion und der Kirchenzucht angeht?

»Habt ihr der Bulle unigenitus niemals zuwider handeln wollen?

»Glaubt ihr, daß der dem Herrn de Fleuri zugeschriebene italienische Katechismus, Verbesserungen bedürfe?

»Billiget ihr die geistlichen, von dem heiligen Stuhl bestätigten Orden, glaubt ihr, daß, wenn sie ihre Regel genau beobachten, sie der Kirche nützlich sein können?

»Habt ihr jemals den Besitz von Kirchengütern, wenn sie gehörig verwaltet werden, getadelt?

»Nehmt ihr euch vor, eure öffentlichen Handlungen

der Untersuchung und Entscheidung des heiligen Stuhls zu unterwerfen?« u. s. w.

Konnte Pius sich schmeicheln, daß diese Fragen von dem neapolitanischen Hofe, dessen Operationen sie mittelbar tadelten, würden gebilligt werden? Daß es ihm hier, wie in so vielen andern Fällen, an Vorsicht gefehlt habe, beweiset der Ausgang. Die königlichen Minister und zu Rath gezognen Theologen, waren einstimmig der Meinung, die Aufforderung des Papstes sei eine Neuerung, und sogar eine Beleidigung für den König so wie für den Bischof, welcher nie Anlaß zum Verdacht der Ketzerei gegeben haba; die Fragen selbst vermengten die Grenzen der beiden Gewalten, verletzten die Rechte weltlicher Hoheit. Der neapolitanische Gesandte erhielt Befehl, dem Papst eben diese Erklärung zu thun, und ihm zu sagen, daß, wenn er sich nicht mit der von dem Bischof von Potenza angebotnen Erklärung begnüge, der König ihn zurückberufen und andre Maßregeln in dieser alle katholischen Regierungen betreffenden Sache, nehmen würde. Dem Bischof ward zugleich auferlegt, seiner Erklärung hinzuzufügen, daß sie bloß in einem den Hoheitsrechten und Verfassungsgesetzen des Königreichs beider Sicilien angemessnen Sinn, zu verstehen sei.

So brachte dieser falsche Schritt, Pius, für einen Triumph, eine Weigerung, Kränkungen und neue Drohungen ein. Zu spät sah er, er müsse noch einmal nachgeben. Das riethen ihm die um Rath gefragten Kardinäle. Zelada trug, seinem aussöhnlichen Karakter getreu, besonders viel bei, um ihn dazu zu bestimmen. Für

diesen Preis, ward die lächerliche Feierlichkeit mit dem Zelter in diesem Jahr wieder gegeben.[60])

Im folgenden Jahr setzte der Hof von Neapel die Aufhebung der Klöster fort, und vernichtete einige der vielen, aus dem Einfluß der Geistlichen entstandenen Misbräuche. In seinem Benehmen war ein Gemisch von Philosophie, von religiöser Ehrfurcht, für einige Dinge, die er für ehrwürdig hielt, und eine Schonung für andre, welche das Volk sich ungestraft nicht hätte entreissen lassen, oder an deren Aufrechthaltung der höchsten Gewalt

60) In eben diesem Jahr, 1783, am 28sten Juni, sah ich von der Engelsburg herab dieses groteske Schauspiel; wie die Procession über die Tiberbrücke her nach dem Vatikan zog. Es verstand sich von selbst, daß die Kanonen dieser Burg dabei nicht schwiegen. In dem Augenblick, da die Mähre vor Sr. Heiligkeit die Knie beugte, ward der ganzen Kristenheit in Rom dieser Triumph der Tiara über die Krone, aus allen Feuerschlünden donnernd angekündigt. — Von der Erschütterung der Schüsse, fiel ein schon von Würmern zerfreßnes hölzernes Bild, des heiligen Petrus, herab, und blieb, weil es in gerader Richtung von der Wand im Vorhofe der Burg niederschoß, aufrecht stehen. — Gleich schrie das Volk: Wunder! kniete vor der Figur, küßte sie, rieb Kopf und Brust daran. Aber die politischen Köpfe unter diesen Fanatikern, sahen, ohne von dem Wunder zu abstrahiren, diesen Fall des Petrusbildes, zwar nicht als ein Vorzeichen des nicht weit mehr entfernten Falls seines Nachfolgers, aber doch für eine schlimme Vorbedeutung an, daß nun bald, der dem Papst und seinen Gläubigen so gefällige Opfergeruch dieser Pferdehuldigung, ihnen nicht mehr duften werde — und es geschah also.

M.

selbst gelegen war. Daher denn diese halben Maßregeln, welche entweder eine Inkonsequenz, die einen Plan in seinem ganzen Umfang nicht zu umfassen vermag, oder Schwäche, die ihn nicht auszuführen wagt, beweisen. Um das Volk aufzuklären, war das alles zu wenig. Um den römischen Hof zu betrüben, war es genug. Der König verbot, künftig der Dispensationen wegen, sich an den Papst zu wenden. Er vindicirte sein Patronatrecht wieder über alle Kirchen seiner Staaten. Dem Papst ward nur das Recht gelassen, die Bischöfe zu weihen, einzusegnen, Kirchenversammlungen zu berufen. Vorbehalten blieb dem Könige, der Vorsitz bei den Wahlen, der Schutz der Geistlichkeit, die Bestimmung über alle überflüssigen Kircheneinkünfte zum Besten der Armen. Die Bischöfe behielten die Macht, für alle Grade der Verwandtschaft Ehedispensationen zu geben, und ihre Gerichtsbarkeit ohne Konkurrenz und Appellation, über alle Mönchsorden zu üben. — Im Gefühl seiner Ohnmacht, schätzte der Papst sich für glücklich, daß man nur seine Verwendung noch nachsuchte. Der König wollte dem Unglück, welches die bedaurungswürdigen Bewohner von Apulien und Kalabrien durch das Erdbeben im Jahr 1783 betroffen hatte, abhelfen. Zu dieser Handlung der Menschlichkeit, oder, wenn man will, der kristlichen Liebe, wurden, der Natur der Sache nach, die frommen Stiftungen, fromme Vermächtnisse, der Ueberschuß der Einkünfte der Geistlichkeit bestimmt. Der Papst, dessen Zustimmung hierbei wohl sehr überflüssig war, ward eingeladen, diese Maßregel zu auctorisiren. Er eilte, den Wunsch des neapolitanischen Hofes zu erfüllen.

Seine Gefälligkeit trieb er so weit, zu erlauben, daß die ganze Geistlichkeit des Königreichs nach ihrem Vermögen besteuert würde. Man hätte fragen können, auf welcher Seite man eigentlich gefällig war. War es der, welcher um eine solche Erlaubniß bat, oder der, welcher sie gab? — Was aber vielleicht noch mehr Verwundrung erregt, ist, daß die neapolitanische Geistlichkeit sich weniger lenksam zeigte, als es das Oberhaupt der Kirche selbst zu sein schien. Stark durch die Vereinigung beider Auctoritäten, glaubte der König, ohne Bedenken, wie ohne Gefahr, eine große Anzahl Klöster in Kalabrien aufheben zu können. Kühn widersetzten sich die Priester, und beriefen sich auf die Bulle in coena Domini, die, unter andern politischen Ketzereien auch den Grundsatz enthält: der Kirchenbann trifft den, welcher die Unverletzbarkeit der geistlichen Güter nichtachtet. — Ein starker Verdacht fiel auf den Papst, geheimen Antheil an dieser Widersetzlichkeit zu haben; aber der König hatte seine Einwilligung. Er wußte sie zu benutzen. Es erschien ein Befehl, daß alle, welche, um sich seinen Verordnungen zu widersetzen, auf diese, mit Recht geächtete Bulle sich berufen würden, ihre weltlichen Güter verlieren und als Ausländer behandelt werden sollten, und daß jeder, der sie drucken lassen und verbreiten würde, als ein Staatsverbrecher werde gestraft werden.

Die Maßregel war für einen italienischen Fürsten, und noch dazu für einen so andächtigen, kühn genug. Ferdinand ging noch weiter. Unter hundert neun und dreißig Bisthümern der Monarchie beider Sicilien, waren nur sechs und zwanzig, die als königliche Patronate anerkannt

wurden. Zu allen übrigen hatte bis dahin der Papst ernannt. Auf einmal tritt der König von Neapel, durch das Beispiel seines Schwagers gereizt, mit der Behauptung hervor, ohne Unterschied zu allen Bisthümern seiner Staaten ernennen zu können. Der Einfluß des Hofes von Madrid, der diese Ansprüche einige Zeit noch zurück gehalten hatte, fing an schwächer zu werden. Der älter werdende König von Neapel war es müde, immer noch unter der väterlichen Vormundschaft Karl III. zu stehen. Die Königin fand dieses Joch sehr beschwerlich. Der schon viel geltende Ritter Acton bestärkte das königliche Paar in seinem Widerstande. — Zwischen diesem Minister und dem Grafen von Florida Blanca, herrschte sogar eine starke Feindschaft; und da jeder von ihnen seinen Hof fast despotisch regierte, erhob sich zwischen den beiden Königen, von Spanien und von Neapel, ein Kaltsinn, der jeden Augenblick zur lauten Zwietracht ausarten konnte.

Unter diesen Umständen machte der Kardinal Bernis, im Mai, des Jahrs 1784, eine Reise nach Neapel. Die Königin hatte, oder äußerte wenigstens ein eben so großes Zutrauen zu seinem Verstande, wie zu seinen Absichten. Bernis brachte durch seine Freimüthigkeit und durch seinen aussöhnlichen Karakter, eine Annäherung zu Wege; welcher aber bald darauf noch heftigere Stürme folgten, deren Erwähnung jedoch nicht hierher gehört.

Während seines vierzehntägigen Aufenthalts am Hofe von Neapel, fand er Gelegenheit, die Sache des päpstlichen Stuhls zu vertheidigen. Er that das mit der einschmeichelnden, ihm eignen Gewandheit, welche auf die in dieser

verführerischen Kunst selbst so erfahrnen Königin, nicht ohne Wirkung zu sein schien. Uebrigens redete er in der Sprache eines Kirchenfürsten, die er, trotz seiner Philosophie, so gut als einer seiner Amtsbrüder verstand. Seiner Meinung nach, hatte der Papst, dem Hofe von Neapel schon viele Opfer gebracht; wollte dieser ihm nun noch mehr zumuthen: so habe er sich auf Widerspruch gefaßt zu machen. Als Bernis ankam, hatte die üble Laune, eine über verschiedne der wichtigsten Gegenstände der Uneinigkeit eingeleitete Unterhandlung gestört. Die üble Laune hatte vielen Antheil an allen Entschließungen dieses inkonsequenten und wunderlichen Hofes. Es gelang Bernis, zwar nicht die vorgefaßten Meinungen zu heben; aber doch wenigstens gehört zu werden. Ihm ward gewährt, daß am nächsten Apostelfeste, die päpstliche Eitelkeit sich wieder an der Huldigung des Zelters weiden durfte. Er erpreßte einige oberflächliche Zusagen; er nahm einige Hoffnungen mit, die der römische Hof theilte, die aber bald getäuscht wurden.

Denn, nicht lange darauf vernahm der Papst, daß in Kalabrien ein fast unbeschränkter Gebrauch von seinem Breve, worin er die Aufhebung einiger Klöster und die Vereinigung mehrerer in eins, bewilligt hatte, gemacht werde. Diese Maßregel hatte man dort so weit ausgedehnt, daß, nach der Sprache des römischen Hofes, eine wahre Straßenräuberei daraus geworden war. Die Nonnen der aufgehobnen Klöster hatten ihrer Ordensregel entsagt, und trugen außer den Klostermauern eine sehr weltliche ärgerliche Aufführung zur öffentlichen Schau und

her. Einige gute Seelen, hatten, zur Heiligsprechung irgend einer Seligen bestimmtes Geld, nach Rom gesandt. Diese Summe ward ihrer heiligen Bestimmung entzogen und zum Getraidekauf verwendet. Konnte ein solcher Kirchenraub verziehen werden? Und gerade in diesem Zeitpunkt erneuerte der König von Neapel, um das Sündenmaß voll zu machen, die Behauptung, zu allen Bisthümern seiner Staaten ernennen zu dürfen.

Der Papst glaubte, sich noch einmal durch Azara an den spanischen Hof wenden zu müssen: er gab diesem Gesandten eine unbeschränkte Vollmacht, zur Ausgleichung seiner Uneinigkeiten mit dem Könige. Dieses ihm bewiesene Zutrauen wollte der spanische Minister bewähren. Der Ritter Acton zeigte sich zu einer Annäherung ziemlich geneigt; sowohl in Madrid als auch in Versailles, hatte man eine ungünstige Meinung von ihm gefaßt. Nun wollte er beweisen, daß er nicht so sehr, als man ihm das beschuldigte, ein Feind der Versöhnung sei; und aufs neue faßte der römische Hof einige Hoffnungen. Ueberdem ward er auch noch von dem Marchese della Sambucca unterstützt, der seinen persönlichen Groll gegen den Papst vergaß, und sich erinnerte, daß er den Verwendungen dieses Hofes und den Anstiftungen der Jesuiten seine Stelle zu verdanken hatte. — Aber alle Freuden Pius VI. sollten nur von kurzer Dauer sein. Kaum hatte er angefangen, sich zu beruhigen, als er erfuhr, daß in Kalabrien seine Absichten noch immer weit überschritten, die Kirche und andre geistliche Stiftungen, welche die Verwüstungen dieser Provinz überlebt hätten, sekularisirt, und ihre Güter von

dem Könige zu gemeinnützigen Anstalten verwendet würden. Hätte Pius eine gesundere Politik gehabt, wäre er mehr menschenfreundlich und milde gewesen, als er andächtig und eigennützig war: so würde er diesen Umwandlungen seinen Beifall gegeben haben. Er sah aber nur Verletzungen seiner Rechte und der Kirchenfreiheiten darin. In seiner tiefen Trauer rieth sein Tröster Azara ihm, sich geradezu um die Vermittlung des Königs von Spanien zu bewerben. Karl III. verwandte sich auch wirklich in Neapel für ihn, durch den Marchese della Sambucca, in welchem er dem Nebenbuhler und Feind des Ritter Actons schmeichelte.

Auf seiner jährlichen Reise in die pontinischen Sümpfe zur Besichtigung der Austrocknungsarbeiten, pflegte Pius einige Tage in Terracina an der neapolitanischen Grenze zu verweilen. Das war eine Erholung, und Zerstreuung im Leiden, ein Genuß für seine Eigenliebe. Sambucca ließ ihm vorschlagen, diese Reise dazu zu benutzen, um selbst die zwischen beiden Höfen noch streitigen Geschäfte zu verhandeln. Auch er wollte sich in dieser Absicht nach Terracina begeben. Er verlangte aber, daß vor dieser Zusammenkunft man sich über einige Hauptpunkte vereinigte; und besonders, daß in Absicht der Ernennung zu den Bisthümern ein mezzo termine angenommen würde, und der Papst zugestünde, daß sie unter gewissen Einschränkungen dem Könige gehörte. Pius ließ sich in diese Vorschläge ein, und ließ ihm durch den Ritter Azara sagen, daß er ihn sehr billig finden würde. Aber er bemerkte dabei, daß die Gegenstände, über die man seine Einwilli-

gung noch vor der Unterhandlung fordre, gerade die wären, welche erörtert werden müßten. Sambucca besteht auf das vorläufige Zugeständniß. Er äußert dem spanischen Gesandten im Vertrauen, ohne diese Versicherung abreisen, hieße, sich dem Mislingen der Unterhandlung blos geben, und seinem Feinde Acton, dessen scheinbares Wohlwollen für den Papst nur vorübergehend gewesen wäre, einen Triumph bereiten. Pius antwortete dem spanischen Gesandten: »Nein, eine unbeschränkt eigenmächtige »Ernennung des Königs zu den Bisthümern, kann ich nicht »bewilligen. Diese Wunde wäre zu tief. Warum aber »sollte denn der König sich zu keiner Einschränkung ver»stehen? Warum sollte er mir nicht die Befugniß lassen, »unter drei von ihm vorgeschlagnen Subjekten einen zu »wählen?« — Nicht wenig verwundert war Azara, daß man etwas darin zu setzen schien, ihn zum Zwischenhändler zu gebrauchen; ihn, den man in Neapel so verläumdet, dem Könige und der Königin als einen harten widerwärtigen Mann, der die Trennung zwischen ihnen und dem Könige von Spanien unterhielte, geschildert hatte. Aber er war offen und redlich. Er hatte Freundschaft für den Papst, und so richtig er auch innerlich seine Forderungen beurtheilte: so unterstützte er ihn gleichwohl aus allen Kräften am Hofe von Neapel. Dem Könige und der Königin ließ er die Versichrung geben, daß er in dem Entschluß, ihnen mit Eifer zu dienen, beharre; aber er stellte ihnen dabei vor, daß man nicht mit stürmender Hand das nehmen dürfe, was gerade der Hauptgegenstand des Zwistes sei. Sambucca blieb unerbittlich. Wenn

die Artikel, worauf ich bestehe, nicht angenommen werden, sagte er, so gehe ich nicht nach Terracina. — Den Papst brachte dieser Starrsinn anfänglich auf. Ueberlegung aber, und der Rath Azara's, besänftigten ihn wieder, und er ließ versichern, daß er mit einer Wendung, die wenigstens seine Ehre schützte, nachgeben werde. Es scheint, daß della Sambucca mit dieser oberflächlichen Versichrung nicht zufrieden gewesen sei. — Pius reiste am 9ten Mai (1785) nach Terracina; aber die Zusammenkunft unterblieb.

21.

Pius VI.

von dem neapolitanischen Hofe widerfahrne Kränkungen. Aufgehobne Huldigung mit dem Zelter.

Um diese Zeit erfuhr Pius von Seiten der Beherrscher von Neapel eine Kränkung, die er tief empfand. Sie schifften sich am 30sten April nach Livorno ein, giengen von hier aus in den westlichen Theil von Italien, und vermieden recht geflissen, in die Nähe des Papstes zu kommen. So wie sie mit einander standen, würde eine Zusammenkunft zwangvoll gewesen sein; und ihnen war es ganz recht, ihm nebenher diesen Beweis ihres Misvergnügens zu geben. Sie wurden von dem Großherzog von Toskana begleitet und trafen den Kaiser in Parma. Bologna war die einzige Stadt im Kirchenstaat, wo sie verweilten, und von dem Legaten, bald darauf Staatssekretair, Buoncompagni, mit der ihm eigenthümlichen edlen Art empfangen wurden. Sie waren mit seiner Aufnahme sehr zufrieden, besahen die Merkwürdigkeiten der Stadt, zeigten sich zuvorkommend; aber von ihrem Zwist mit dem Papst war nicht die Rede. Pius gerieth in die

Versuchung, ihnen seinen Neffen nach Parma nachzusenden, um sie, bei ihrer Rückkehr zu einem Besuch in Rom einzuladen. Aber man gab ihm zu verstehen, daß dieser Schritt seine Würde ganz unnützer Weise kompromittiren würde. Ohne ihm ein Zeichen ihres Andenkens zu geben, kehrten die königlichen Reisenden in ihre Staaten zurück.

Nach ihrer Zurückkunft gaben sie ihm neuen Verdruß. Vierzehn Kisten mit Silbergeräthe, die sie aus den aufgehobnen Klosterkirchen erhielten, wurden in die Münze gebracht. Die Kanonikate wurden als bloß weltliche Würden behandelt, und der König schaltete ohne Beitritt des Papstes darüber. Er schützte die geistlichen Orden in ihrer Unabhängigkeit von den Ordensgeneralen in Rom. — Bei solchen Maßregeln, gab es, nach des Papstes Meinung, nur noch einen Schritt zur Ketzerei oder wenigstens zum Schisma.

In dieser Zwischenzeit starb der Kardinal Pallavicini. Die Wahl seines Nachfolgers gab Verlegenheit. Pius hatte, wie wir unten sehen werden, ein Vorurtheil gegen den Kardinal Buoncompagni. Aber seine Abneigung wich verschiedenen Rücksichten, und hauptsächlich der Hoffnung, dieser Kardinal, der den Beifall des Hofes von Neapel hatte, werde dem römischen Stuhl bei diesem nützliche Dienste leisten können. Auch war einer der ersten Schritte des neuen Staatssekretairs, eine Reise nach Neapel. Anstatt aber liebenswürdig und einnehmend zu sein, wie er sein konnte, war er bloß Kardinal und Minister. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, kam er zurück, und ließ einen mailändischen Prälaten in seinem Platz, der,

mehr mit politischen Geschäften als mit religiösen Erörterungen beauftragt, eine Grenzbestimmung der beiden Staaten, zwischen Abruzzo und Umbrien zu Stande brachte. Aber die kirchlichen Streitigkeiten wurden ärger. Noch in eben dem Jahr verbot der König, ohne seine Genehmigung keine Ablasse von Rom anzunehmen. — Unsre Nachkommen werden lachen, wenn sie erfahren, daß noch im Jahr 1785 ein weltlicher Fürst erst recht Muth fassen mußte, um einen solchen Tribut seiner Auctorität zu unterwerfen!

Im Anfang von 1786 verschlimmerte sich die Lage des römischen Stuhls gegen den Hof von Neapel. Seine einzige Stütze, der Marchese della Sambucca, fiel endlich im Kampf mit dem Ritter Acton. Die Angelegenheiten des römischen Hofes wurden nun dem Marchese del Marco, Minister der Justiz und der Kirchensachen übergeben. In Tanucci's Schule gebildet, eine Kreatur des Ritters Acton, hatte del Marco, statt aller Talente, eine blinde Folgsamkeit gegen den Willen dieses obersten Ministers, dabei einen falschen Karakter, und gegen den römischen Hof einen Haß, den er für Philosophie ansah. Einen viel furchtbarern Widersacher hatte der Papst an dem Marchese Caraccioli, der in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten della Sambucca ersetzte; ein ächt philosophischer Kopf, der in seiner Viceregentschaft in Sicilien, Beweise von dem Karakter eines kühnen Reformators gegeben hatte. Zitternd sahen die Jesuiten und die übrigen Getreuen des päpstlichen Stuhls, diese Revolution. Was sie fürchteten, traf bald ein.

ein. Die Herzogin von Maddaloni führte damals gegen ihren Mann einen Ehescheidungsproceß; und gewann ihn im Konsistorium von Neapel. Der Herzog appellirte von dieser Entscheidung. Er ward von dem König an eine Kommission verwiesen. Der Nuncius wollte die geistliche Auctorität des Oberhauptes der Kirche einwenden, weil, wie er sagte, von einem Sakrament die Rede sei. Man wies ihn mit der Bedingung ab: die Ehe sei ein Kontrakt, und folglich von der weltlichen Auctorität abhängig. Mehr konnte selbst ein protestantischer Hof nicht thun. Unentschieden war noch das Schicksal der Mönchsorden. Es ward nun entscheidend durch eine Verordnung bestimmt, worin man den König mit einer Kühnheit reden ließ, die ihn selbst in Erstaunen setzen mußte. Es hieß: Sr. Majestät habe sich, nach reiflicher Untersuchung, überzeugt, daß die Unterwürfigkeit der Mönchsorden, unter Generalen, die außer seinen Staaten wohnten, ein Misbrauch, eine Verletzung der bischöflichen Rechte, eine Frucht von Jahrhunderten der Finsterniß und der Unfälle für die Kirche, eine Folge jener falschen Dekretalen sei, die ein Betrüger erfunden habe, der durch seine blinde Ergebenheit für den römischen Hof irre geleitet worden sei.

Ein Donnerschlag für den römischen Stuhl und seine Anhänger war diese Maßregel, und besonders der Bewegrund dazu. Man zieht Theologen zu Rathe. Bei dem Papst versammeln sich die Ordensgenerale, und setzen eine Protestation gegen die verwegne Verordnung des Kö-

nigs von Neapel auf. Ohnmächtiges Geschrei! Auf die Unterstützung des spanischen Hofes konnten die Misvergnügten nicht mehr rechnen. Schon seit einigen Jahren dachte auch er auf eine ähnliche Reform.[61])

Gleichwohl fand der römische Hof den neuen neapolitanischen Minister mehr zur Versöhnung gestimmt, als er es Anfangs geglaubt hatte. Der Marchese von Caraccioli und der Kardinal Buoncompagni schätzten sich gegenseitig. Beide aufgeklärt und weise, ein jeder in seinem Lande über ihre Umgebungen erhaben, würden sie als Glieder desselben Staates vielleicht einerlei Meinung gewesen sein. Sie suchten sich einander. Caraccioli leitete mit dem Kardinal einen Briefwechsel ein, um den, beide Höfe noch trennenden Zwist auszugleichen. Als sie eben anfiengen, einander zu verstehen, sandte der Papst den Grafen Galeppi, ohne scheinbaren Auftrag, bloß um zu hören, was man ihm zu sagen hätte, nach Neapel. Denn in Rom ließ man sich von diesem Entgegenkommen nicht blenden; und man hatte Recht. In eben dem Augenblick, da von einer Annäherung die Rede war, erklärte das Tribunal von Santa Clara, daß drei von den bestritt-

61) Aber erst jetzt — eine nicht unmerkwürdige Erscheinung, wenn die öffentlichen Nachrichten davon wahr reden — und gerade jetzt, nach dem Tode Pius, zu einer Zeit, wo die übrigen ehemaligen Reformatoren unter den Königen, die alte Ordnung der Dinge, ihres eignen Bestens wegen, herstellen zu müssen glauben, will der spanische Hof diesen Reformplan in Kirchensachen, in seinem ganzen Umfang ausführen.

nen Bisthümern zum königlichen Patronat und folglich zur Ernennung des Königs gehörten. Der Erzbischof von Neapel, der seine Tugenden durch einen fanatischen Eifer für den römischen Hof verdunkelte, das ganze heilige Kollegium und der Papst selbst schrieen laut auf. Man sprach von gewaltsamen Gegenanstalten. Die weisen Freunde des Papstes besänftigten ihn. Er schwieg, damit die eingeleitete Unterhandlung nicht scheitern mögte.

Unter günstigen Vorzeichen hob sie nun an. Sehr zufrieden war der Prälat Galeppi mit der Stimmung der Königin. Gewandt, einschmeichelnd, in jedem angenommnen Ton, und besonders in dem Ton der Vertraulichkeit, glücklich, bezauberte sie den neuen Unterhändler. Er hatte geglaubt, der Einfluß von Caraccioli werde seine größte und einzige Hülfsquelle sein. Er fand nun die Königin noch vertragsamer als den Minister. Während er sich aber von diesem Anschein blenden ließ, sequestrirte man die Abtei, die der Kardinal Buoncompagni im Neapolitanischen besaß, und verwendete einen Theil ihrer Einkünfte an gemeinnützige Anstalten. Unstreitig eine lobenswerthe Reform; aber der Zeitpunkt und der Gegenstand wären übel gewählt. War das nun Falschheit, oder nur Inkonsequenz? Selbst die, welche der Königin von Neapel am nächsten standen, würden Mühe haben, hierüber zu entscheiden. Noch ganz neu war dieses, wenigstens unhöfliche Verfahren, als die Königin, vielleicht in einer Anwandlung von Mitleid, selbst an den Kardinal Buoncompagni schrieb: daß, dieses schlimmen Anscheins unerachtet, der König sich mit Sr. Heiligkeit zu

verstehen wünsche. Nun strengte man sich ein wenig an, um ein dieser Zusage entsprechendes Betragen zu zeigen. Es ward die, wenigstens äußerliche Schonung des römischen Hofes empfohlen. Die Tribunale wurden angehalten, einige Rücksichten für die Mönchsorden zu nehmen.

Es gelang Galeppi endlich, eine Hauptschwierigkeit zu heben. Im November 1786 ward beschlossen, daß der König zu allen Bisthümern seiner Staaten künftig ernennen sollte; daß der Papst über sechszig tausend Dukaten geistlicher Einkünfte zum Besten neapolitanischer Unterthanen, und über sechstausend zum Unterhalt seines Nuncius in Neapel schalten dürfe. Gern hätte Galeppi noch andre Vortheile erhascht, und besonders, daß die Aufhebung der Klöster eingestellt wäre. Aber seine Bemühungen waren umsonst; vielleicht wären sie gelungen, wenn er sich dabei ganz auf den Marchese von Caraccioli verlassen hätte, der, zum allgemeinen Erstaunen, der vornehmste Sachwalter des päpstlichen Stuhls geworden war; er, der in England und in Frankreich so oft über die Religion gespottet hatte; er, der in Sicilien ihre Diener so schlank weg behandelt hatte; er, den man mehr als einmal hatte in Paris sagen hören: sollte ich jemals Minister des Königs von Neapel werden, so werde ich wissen, ihn von dem Großmufti in Rom unabhängig zu machen. — Aber Galeppi wollte seine Springfedern verwielfältigen. Hundert Agenten mischten sich in die Betreibung seiner Unterhandlung. Sie scheiterte; er kam im April 1787 nach Rom zurück, und brachte einen Vergleichungsplan mit, den die apostolische Kanzlei zuzulassen sich weigerte.

Weit entfernt, sich über die Herablassung eines Hofes zu verwundern, dessen zwei wichtigste Männer, eine der Rechtgläubigkeit so furchtbare Kühnheit der Grundsätze hatten; weit entfernt, dafür auch nur dankbar zu scheinen, behauptete Pius, alles was in seiner Macht sei, gethan zu haben, um dem Könige von Neapel zu gefallen; ihm sei es nun nicht beizumessen, wenn keine Annäherung Statt hätte. So äußerte er sich hauptsächlich gegen den Gesandten von Frankreich und Spanien. Er hoffte, daß ihre Höfe sich für ihn verwenden würden. Aber sowohl in Madrid als auch in Versailles, war man dieser immer wieder entstehenden Händel, dieses Wechsels von Strenge und Nachgeben, von Vernunft und Unsinn überdrüssig. Pius blieb also sich selbst überlassen. Er gieng zu seiner Lieblings-Quelle zurück. Buoncompagni erhielt den Auftrag, eine lange Abhandlung zu schreiben, und darin, nach bestem Vermögen, die rechtsbegründeten Ansprüche des römischen Stuhls und besonders die Unverletzbarkeit der Jurisdiktion seines Nuncius in Neapel, zu beweisen. Ein Prälat sollte diese Abhandlung dem an seinen Posten zurückgekehrten Galeppi überbringen. Ganz trocken läßt aber der König antworten, die päpstlichen Forderungen wären unzulässig, und an einem gütlichen Vergleich sei nicht weiter zu denken.

Seit lange schon geschah in Neapel alles in Launenanwandlungen. In den Operationen der Regierung entdeckte man den Einfluß einer wandelbaren, von Wohlwollen zum Haß übergehenden Frau, die bald dem gemäßigten Rath eines Caracciali, bald wieder der heftigen

Meinung eines Acton, und am oftesten ihren eignen thörigten Einfällen folgte.

Nach einer so zurückstoßenden Antwort, hätte man da wohl erwarten können, noch vor dem Ende des Jahrs die Unterhandlungen sich wieder anknüpfen zu sehen? Freilich that Pius den ersten Schritt und äußerte gelindere Forderungen. Caraccioli ließ ihm sagen, weil er sich billiger zeige: so werde die von dem König sehr gewünschte Versöhnung leicht sein; es müßten aber dabei alle die kleinen Kunstgriffe, alle die Umwege vermieden werden, welche die vorigen Unterhandlungen hätten scheitern machen.

Der Staatssekretair hielt sich selbst für geschickter, als jeden andern, die von dem Papst neu gefaßten Hoffnungen zu erfüllen: er gieng im Oktober nach Neapel. Man hatte ihn im Verdacht, daß nicht sein Eifer für die Angelegenheiten des römischen Stuhls der eigentliche Beweggrund seiner Reise war. Gorani behauptet in seinen geheimen Nachrichten über die Höfe von Italien, die Sehnsucht, eine Frau, die er in Bologna genau gekannt hatte, wieder zu sehen, habe ihn hauptsächlich nach Neapel geführt. Die den Weibern gefallenden Sitten des Kardinals, machen diese Thatsache ziemlich glaublich. Wahrscheinlich erreichte er den Zweck, der seinem Herzen schmeichelte; aber er verfehlte den, der seiner Eigenliebe geschmeichelt haben würde. Er hatte sehr angenehme Formen. Er fand die beste Aufnahme. Einen Plan zur Versöhnung, worin der Papst einige neue Opfer brachte, schlug er vor; aber diese schienen noch nicht zureichend.

Gorani erzählt, Buoncompagni habe in der Zu-

versicht, den König noch lenksamer als seine Minister zu finden, um eine besondre Audienz gebeten, worin er, mit seiner einnehmenden Beredsamkeit, ihm seine apostolischen Argumente vorgelegt und dann seine Rede so geschlossen habe: »Uebrigens können Ew. Majestät versichert sein, daß »ihre Willfährigkeit gegen den heiligen Stuhl, das einzige »Mittel ist, Ihnen viel Unangenehmes zu ersparen, und »sich in jedem Fall einen treuen und beständigen Freund »zu erwerben.« — »Herr Kardinal,« hätte der König hierauf erwiedert, »ich habe Ihnen, so lange Sie es ge»wollt haben, zugehört; nun hören Sie auch mich. Dem »Könige von Spanien habe ich zu misfallen nicht gefürch»tet, als ich die Rechte meiner Krone vertheidigen mußte. »Wie bilden Sie sich denn ein, daß ich irgend etwas »fürchten würde, indem ich sie gegen die Anmaßungen »und Spitzfindigkeiten Ihres Herrn vertheidige? Nein, »mich kann nichts dahin bringen, in die Forderungen »Pius VI. zu willigen: denn sie scheinen mir ungerecht »zu sein.»

Wir glauben die Aechtheit dieses Gesprächs bezweifeln zu müssen; es gleicht zu wenig dem Karakter der beiden sich unterredenden Personen.[62]) Die Freunde des

62) Sehr wahr; besonders der Art und Sitte Ferdinands gleichet die Erzählung durchaus nicht. Wie sollte er schon dem Kardinal so lange über ernsthafte Gegenstände aufmerksam zugehört haben, ohne daß (wie Gorani doch nicht berichtet) der Kardinal von dem schlafenden König, an den wachenden appellirte, und ihn dann und wann mit einigen derben Waidmannsworten geweckt hätte!

M.

Kardinals haben nie etwas davon gewußt. Ueberdem, wenn er eine so kathegorische Antwort von Neapel mit gebracht hätte, wie würde sich denn der Papst, gleich nach dieser Sendung, einer solchen Sicherheit überlassen haben, als die unterrichtetsten Beobachter damals an ihn bemerkten? Wie dem nun auch sei; der Kardinal kam, ohne etwas ausgeführt zu haben, nach Rom zurück, und das Jahr 1787 verfloß unter frostigen Versichrungen eines gegenseitigen guten Verständnisses.

Gleichwohl war man dem Jahre nahe, das dem Papst die peinlichste von allen Kränkungen bringen sollte. Der Juni-Monat nahete, und noch ward keine Anstalt zur feierlichen Uebergabe des Zelters getroffen. Es gab weder von der einen noch von der andern Seite einen Grund zu neuen Klagen; wie ist denn diese Zögerung zu erklären? Denn auf den Gedanken einer gänzlichen Unterlassung der gewohnten Huldigung verfiel man gar nicht. Der Vorabend des Petersfestes ist da. Der Konnetabel Colonna, der Held der Ceremonie, erscheint noch nicht. Aber der jährliche Grundzins wird doch wenigstens überliefert werden? Auch der erscheint eben so wenig.

Das betrübte Pius tief. Durch das Anstimmen ohnmächtiger Klagen, wollte er sich doch den Lachern nicht gern Preis geben; aber er fürchtet den Ausbruch eines allgemeinen Sturms. Die Unglücksstunde schlägt. Er besteigt den Thron, wirft einen trauernden Blick auf die Kardinäle, die ihn umgaben, auf die unübersehliche Menge von Zuhörern, die seine Bestürzung theilen; er hält eine Rede,

der er durch den Ton Rührung zu geben sucht, und worin er, seiner Meinung nach, unbeantwortliche Argumente anhäuft. Er wiederholt, daß er alles gethan habe, um die Unterhandlung glücklich zu Ende zu bringen. Aussöhnungsbriefe habe er geschrieben; der König habe sie unbeantwortet gelassen; und ohne vorher gegangne Anzeige ließe er ihm jetzt die Schmach erfahren, daß eine Huldigung unterbrochen werde, die, so lange er auf dem Thron sei, er ihm beständig geleistet habe; eine Huldigung, die durch das feierliche Versprechen Karls III. verbürgt sei; eine Huldigung die durch mehrere Bullen, unter andern durch die Bulle Julius II., der den König, welcher sie unterlassen würde, mit dem Kirchenbann drohet, empfohlen worden. Er führt die Bullen und diese Stellen wörtlich an, aber nicht mehr mit der donnernden Stimme, die er nur gar zu gern beim öffentlichen Auftreten annahm, sondern mit einem trauernden und fast flehenden Ton, womit man einen erzürnten Sieger zu erweichen sucht. Die wenigen Gemäßigten unter seinen Zuhörern bewunderten ihn, daß er den Ausdruck seines Unwillens so an sich halten oder doch sanfter stimmen konnte. Die Menge der Fanatiker schilt seine Fassung eine kleinmüthige Feigheit. Aber wenn man, entfernt von dem Ort dieses Auftritts, sich einen Greis, einen Regenten denkt, welcher seufzt, weil ein Pferd ihm seine periodische Verneigung nicht machte: so kann man, weder die Bewundrung der erstern noch den Unwillen der letztern theilen. Mit mitleidigem Auge sieht man nur die Schwäche und Eitelkeit der armen Sterblichen!

Am Abend dieses Unheilbedeutenden Tages, und in eben dem Augenblick, wo der neapolitanische Gesandte hätte erscheinen sollen, erhebt der Fiskal der apostolischen Kammer, eine feierliche Protestation gegen die verzögerte Huldigungsleistung. Der Papst läßt die Protestation zu, und hält nun seine Ehre und Rechte für gerettet. In abgemessnen Ausdrücken, aber in dem pathetischen Stil, gegen den man schon abgehärtet war, schreibt er hierauf an den König von Neapel. Er zeigt dem spanischen Minister den Brief, und dieser billigt seine Form vollkommen. Azara und Bernis waren noch seine Vertraute und seine Tröster; um ihnen aber unangenehme Verlegenheiten zu ersparen, fragte er sie nicht mehr um Rath. Sehr richtig zwar beurtheilten diese weisen Männer, als Zeugen seiner Trauer, den Gegenstand derselben; doch konnten sie nicht umhin, ihn zu beklagen.

Am folgenden 7ten Juli kam der neapolitanische Geschäftsträger Ricciardelli zum Kardinal Buoncompagni, um ihm zwölftausend römische Thaler, die sein Hof noch als einen Tribut zahlen wollte, einzuhändigen. »Die Hauptsache bei dieser Huldigung, antwortet der Kardinal, indem er sie anzunehmen sich weigert, ist, die Feierlichkeit.« Vierzehn Tage darauf übergiebt ihm Ricciardelli eine Schrift, des Inhalts: daß, da der Papst die zwölftausend römische Thaler nicht habe annehmen wollen, der König, sein Herr, welcher den Aposteln Petrus und Paulus, so wie in den vorhergehenden Jahren ein frommes Opfer zu bringen wünsche, ihm befohlen habe, sie in eine Staatsbank niederzulegen, damit

sie da zur Disposition der apostolischen Kammer blieben. Der Kardinal glaubt die Würde des heiligen Stuhls aufrecht zu halten, indem er in einer Gegenschrift erwiedert, daß das fromme Opfer, ohne den Zelter, den von dem König von Neapel und seinen Vorfahren gegen den heiligen Stuhl eingegangnen Verbindlichkeiten keine Genüge leiste; daß folglich der Fiskal der apostolischen Kammer, eine zweite Protestation einlege, und daß die Bank, in welcher die Summe niedergelegt worden, den Befehl habe, sie zur Disposition des Herrn Ricciardelli bereit zu halten. — Dieser schickt Schrift und Protestation zurück, weil er sie ohne Befehl seines Hofes nicht annehmen dürfe.

Dieser Kampf über eitle Formalitäten schlichtete gleichwohl den Streit nicht. Es gefällt dem Könige von Neapel, den ihm von dem Kardinal zugeworfnen Handschuh aufzunehmen. Der Länge nach, und im dürren Juristenstil, beantwortet er seine Schrift. Er giebt zu verstehen, das die Mishelligkeiten würden beigelegt sein, wenn Caleppi in seiner Unterhandlung weniger Verschlagenheit und mehr Aufrichtigkeit bewiesen hätte, und wenn der Kardinal Buoncompagni zu deren Abschliessung bevollmächtigt gewesen wäre. Er weigert sich der gewohnten Opferung nicht; aber das feierliche Gepränge hält er wenigstens für unnütz, weil es in der Investiturkunde nicht ausdrücklich vorgeschrieben sei. Diese Urkunde selbst sei überflüssig, da die Könige von Neapel ihr Königreich als erobertes Land besäßen, und die Belehnung ein angemaßtes Recht sei, das nur in den Jahrhunderten der Unwissenheit und Barbarei zu ertragen gewesen wäre.

Noch nie hatte ein katholischer Fürst eine so kühne Sprache gegen den römischen Hof geführt; man erstaunte fast eben so sehr, als man sich darüber betrübte. Der Kardinal Borgia, Sekretair der Propagande, ein gelehrter Theologe, mußte darauf antworten. Welche Gründe konnte er aber, der mit der gesunden Vernunft verbündeten Macht, entgegensetzen? Citationen, Auctorität der Kirchenväter und Concilien, alte Konkordate und neue Verträge! Der Papst zählte in dieser wechselsweise gelehrten und pathetischen Schrift, alles das noch einmal her, was er schon zur Annäherung mit dem Hofe von Neapel gethan habe; er könne aber, sagte er, ohne sich verächtlich zu machen, nicht zugeben, daß der Würde des heiligen Stuhls eine tödtliche Wunde geschlagen werde.

Es gefiel dem Könige von Neapel, auf diese gelehrte Predigt zu antworten. Er hatte das Vorurtheil seines Volks und sein eignes Gewissen zu schonen. Er wollte, wie man in Frankreich schon oft gethan hatte, die Füße des Papstes küssen, indem er ihm die Hände fesselte. Er nimmt einen gutmüthigen und unbefangnen Ton an, der nach dem vermuthlichen Sinn derer, die ihm ihn eingaben, spöttelnd, in seinem Munde aber aufrichtig klang. Mit Sanftmuth, und fast mit Unterthänigkeit, stellt er vor, er glaube, der Geldtribut erfülle alle seine Pflichten gegen den heiligen Stuhl; das feierliche Gepränge dabei sei keine Schuldigkeit; die Uebergabe des Zelters schreibe sich erst aus dem letzten Jahrhundert her. — Wirklich war dieser lächerlichen Formalität in der dem jetzigen Könige gegebnen Investitururkunde nicht ausdrücklich erwähnt; sie

war es aber, in der seines königlichen Vaters, der sie für sich und seine Nachfolger verbürgt hatte.

Sich mit dem Papst in polemische Erörterungen einlassen, hieß seinen Geschmack treffen. Pius und sein Staatssekretair, die selten einig waren, sind es auch nun nicht, über die der Antwort an den König zu gebenden Form. Der Papst will ein dickes Memoire ausarbeiten, in der Meinung, die Blätterzahl werde die Kraft der Gründe verstärken. Während der Streit entschieden wird, verfolgt die neapolitanische Regierung ihren Plan, befiehlt das Sequester aller Abteien, aller einfachen Pfründen, vorbehält sich das Recht, zu allen zu ernennen, zerreißt vollends die Bande, welche die Mönchsorden noch mit ihren Ordensgeneralen verbinden.

Der Papst unterbricht seine Arbeit, und sucht den neapolitanischen Hof in seinem gar zu schnellen Gang möglichst aufzuhalten. Ein besondrer Vorfall giebt eben damals zu neuen Händeln Anlaß. Der Erzbischof von Neapel, hatte die Ehe der Herzogin von Mattalona geschieden, und ihr, ohne Zustimmung des päpstlichen Stuhls, ein Certifikat des freien Standes gegeben. Ein Bischof von Motula hatte hierauf diesen Prozeß übernommen. Das hieß, wie Pius meinte, alle Gesetze der Kirchenzucht verletzen. Um diesen Unordnungen baldigst zu steuern, entwirft er zwei Breven, an die Herzogin und an den Bischof. Seinem Internuncius wird aufgetragen, sie an beide abzugeben. Die Herzogin weigert die Annahme des ihrigen, und in einem Ton, der alles weitre Nöthigen verbietet. Bestürzt sagt sich der Internuncius:

ich will es bei dem Bischof gescheuter anfangen; der soll dem Hinterhalt, den ich ihm legen will, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, nicht entgehen. — Mit dem Breve in der Hand hält er den vorbeigehenden Bischof an, und will es ihm mit einer Art von Gewalt aufdringen. Der Bischof hatte etwas plumpe Formen. Unfreundlich und unter beleidigenden Ausfällen auf den heiligen Stuhl, stößt er den Abgeordneten zurück. Noch weniger hatte der arme Internuncius sich seines zweiten Versuchs zu rühmen. So fruchtlos dieser nun auch gewesen war, brachte er gleichwohl den neapolitanischen Hof auf. Plötzlich erhält der Internuncius den Befehl, das Königreich in zweimal vier und zwanzig Stunden zu verlassen. Man nennt die Kühnheit, mit welcher er ohne Einwilligung des Königs gerichtliche Akte einer fremden Macht habe einführen wollen, ein Majestäts-Verbrechen. Aber eben die Hand, die diesen Befehl unterzeichnete, suchte dessen Folgen zu mildern; der König empfohl Sr. Heiligkeit, den Internuncius, weil, sagte er, dieses Verbrechen ausgenommen, er sich untadelhaft betragen habe. Der immer inkonsequente Hof von Neapel, kehrt von der Wuth schnell zur Reue um. Er schreibt an den Papst, um ihn zu besänftigen; er schlägt ihm vor, die Unterhandlung wieder anzuknüpfen; aber der Streich war geschehen. Tief empfand Pius diesen Schimpf, der ihm noch mehr andre Beleidigungen ahnden ließ. Der Kardinal Buoncompagni schüttet seinen Schmerz gegen den Kardinal Bernis aus; er beschwört ihn, die Verwendung des ältesten Sohns der Kirche, für deren Oberhaupt, zu bewirken.

Dies war gegen das Ende des Jahrs 1788. Ludwig XVI. war damals selbst in einer schlimmen Lage; seine Vermittlung war unbedeutend wie ihre Wirkung.

Ein unglückliches Zusammentreffen von Zufällen, häufte die Ursachen des Streits zwischen Rom und Neapel.

In dem Maltheserorden waren damals Uneinigkeiten entstanden, die sich bis auf diese beiden Höfe verbreiteten. Die zweideutige Existenz des Ordens bot vielfältigen Stoff dazu dar. Der Großmeister war, als weltlicher Fürst, Lehnträger der Krone von Neapel. Als Oberhaupt des Ordens, war er dem päpstlichen Stuhl unterworfen. Daher der oft vorfallende Streit um die Gerichtsbarkeit. Eben damals hatte sich ein lebhafter Zwist zwischen dem Ritter de Lovas und dem Kommandeur Dolomieu [63]) erhoben.

---

63) Wenn ausgebreitete und tiefe Kenntnisse in vielen Fächern der Naturkunde, eine rastlose Thätigkeit zur Bereicherung der Wissenschaften mit neuen und großen Entdeckungen, sich jemals Ruhm erwarben: so gehört er vor vielen andern berühmten Gelehrten, diesem mir auch als Mensch höchst achtungswürdigen Manne. Gerade jetzt (im November 1799) ist dieser mein edler Freund in der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Bei seiner Rückkehr aus Aegypten, ward er ergriffen und nach Sicilien gebracht, wo seine ehemaligen Ordensbrüder, jetzt seine wüthenden Verfolger, ihn als einen »Abtrünnigen vom Orden und Hochverräther (!) den Proceß machen lassen. Rettet ihn nicht die Furcht vor der Republik Frankreich: so wird der unglückliche Mann als das Opfer der Partheiwuth des blinden politischen Fanatismus und des herzlosen Neides fallen, wie einst Lavoisier und Bally fielen. Durch die französische Regierung hat sich jetzt das Nationalinstitut zu Paris, für ihn in London ver-

Dieser, misfällig dem neapolitanischen Hofe, war auf Anstiften seines Gegners aus dem Königreich beider Sicilien verwiesen. Ein zweites Misgeschick traf ihn, als eine Folge des ersten, bei seiner Rückkunft nach Maltha. Man nahm ihm seine Stelle als Repräsentant im hohen Rath von Maltha. Von diesem Urtheil appellirte er an die römische Rota, als an das höchste Tribunal, wohin die Richtersprüche des Ordens gehörten. Kühn spricht die Rota den beklagten Kommandeur los, und motivirt ihre Entscheidung: weil die Ursache zur Landesverweisung des Kommandeur Dolomieu versteckt, und wie es scheine, nicht peinlich sei. Die Maßregel war wenigstens kühn, in der Lage, worin der Papst gegen den neapolitanischen Hof war. Dieser findet sich darüber beleidigt, und gewohnt, in seinen Verhältnissen mit dem Papst keine Schonung mehr zu gebrauchen, fordert er stolz die Kassirung einer eben so unbesonnenen als abgeschmackten Entscheidung. Der von einem so stürmischen Ministerium schon sehr ermüdete Staatssekretair, wagt es nicht, die von ihm geforderte Antwort über sich zu nehmen. Eine Kardinals-Kongregation wird zu Rathe gezogen, und entscheidet, daß der Rekurs an den Papst in Kriminal-

wendet. Wenn man aber der Wiener Hofzeitung vom 26sten October d. J. glauben kann: »so wird alle Verwendung vergeblich sein,« da, wie sie sich eben so human als im barbarischen Kanzleistil ausdrückt: »es in allen gutgesitteten Staaten um warnende Beispiele gegen derlei Hochverräther zu thun ist.«

M.

nalsachen der Malthefer Ritter anzunehmen sei. Auf diese Entscheidung gestützt, antwortet der Kardinal Buoncompagni, daß die Rota berechtigt sei, zu thun, was sie gethan habe, und die ihr aufgebürdeten Beschuldigungen nicht verdiene. Der Versailler Hof beschützte Dolomieu. Aber sein ränkevoller Gegner hatte Mittel gefunden, die Großen für sich einzunehmen, und sich von allen Seiten mächtige Empfehlungen zu verschaffen. Gegen eine so furchtbare Partei versuchte der römische Hof den Kampf. Aber selbst seine Freunde fanden, daß die Appellationen des Großmeisters zu häufig kämen, und daß diese vorgegebne Uebermacht, die schon gegen ihn klagbaren Regierungen nur noch mehr erbittere. Besonders ward der von Neapel noch abgeneigter von der Versöhnung.

Unterdessen hatte der Papst sein dickes Werk vollendet. Er war so geneigt, es dem Kardinal Buoncompagni mitzutheilen, der dieses Zeichen des Zutrauens nicht erwartete. Es schmeichelte ihm; er beurtheilte aber das Werk des heiligen Vaters nichts desto weniger strenge. Die Abhandlung, sagte er zu seinem Freunde, ist mit Citaten gespickt, mit Meinungen der Kirchenväter überladen. Es ist dem Papst gelungen, es eben so langweilig als unerheblich zu machen. Der Mühe, es zu lesen, wird der König von Neapel sich überheben; aber mit eben der Weitschweifigkeit wird er darauf antworten lassen, und, anstatt das Uebel zu heilen, werden wir es nur noch verschlimmert haben. — Das Memoire gieng, so wie es war, im Februar 1789 ab, und hatte die von dem Kardinal vorhergesehene Wirkung.

Das Fest der Apostel Petrus und Paulus nahete, und mit ihm die Epoke derjenigen Ceremonie, deren Unterlassung dem heiligen Vater schlaflose Nächte gab. In der Hoffnung, das Gewissen des Königs von Neapel zu rühren, schreibt er an ihn. Eitler Versuch! Der Zelter erscheint nicht, und der Fiskal protestirt noch mit mehr Feierlichkeit als im vorigen Jahr. Er erwähnt in der Protestation, die Darbringung des frommen Opfers müsse geschehen — » mit Uebergabe eines weissen zierlich geschmückten Zelters, » entweder durch den König selbst, oder durch seinen aus» serordentlichen mit königlichem Karakter bekleideten Ge» sandten, und zwar keinem päpstlichen Minister, oder der » apostolischen Kammer, sondern dem römischen Papst » selbst, öffentlich und mit den üblichen Feierlichkei» ten, und zur Recognition des erwähnten Eigenthums. 64)« So lauteten die Worte des durch den König Don Karlos erneuerten Vertrags. Ein auf eine so feierliche Weise geheiligter Gebrauch, durfte der abgeschafft werden? Aber der neapolitanische Agent blieb unempfindlich. Wie im Jahr 1788, legt er den jährlichen Tribut in die Staatsbank nieder. Der Fiskal erneuert seine Protestation. Der neapolitanische Agent weigert sich der Annahme.

Wenige Tage darauf schickt er dem Kardinal Federici ein Packet von seinem Hofe. Das war einer von

---

64) Cum praesentatione paraphreni albi, decenter ornati, per ipsum regem, vel per eius specialem legatum, regio caractere munitum, non alicui ministro pontificio, vel camerae apostolicae, sed *ipsi romano pontifici publice* et cum solitis solemnitatibus, ac *in recognitionem memorati dominii.*

den untergeordneten Menschen, die das Vertraun ihrer Herren erhaschen und es oft misbrauchen. Federici ersetzte manchmal auf kurze Zeit den Staatssekretair, hatte noch mehr Launen als Pius selbst, und wußte sie weniger zu verbergen. Er will das Packet nicht annehmen; es wird ihm noch einmal gesandt; er schickt es noch einmal zurück. Diese doppelte Unhöflichkeit erfährt Pius erst, als sie nicht mehr zu verbessern war; und ist außer sich darüber. Vielleicht hat man in seinem Namen ein Mittel zum Vergleich zurückgestoßen! Das Packet enthielt vielleicht des Königs Antwort auf sein Memoire. Der Kardinal Spinelli, seit dem Tode des Orsini Protektor der Krone von Neapel bei dem päpstlichen Stuhl, war damals grade in Neapel; er hatte ein redliches Herz, reine Absichten, natürlichen Verstand und Feinheit. Einen bessern Dolmetscher konnte Pius nicht haben. Er trägt ihm auf, dieses unwillkührliche und bloß dem Kardinal Federici zuzuschreibende Versehen zu entschuldigen; aber der Hof von Neapel fühlt sich über den Schimpf wie über die Entschuldigung erhaben. Mit ruhigem Schritt gieng er seinem Ziel entgegen; er schonte keins der angemaßten Rechte des römischen Hofes, weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen.

Das in dem sogenannten Erbtheil Petrus (patrimonium Petri) liegende Herzogthum Castro und Ronciglione, hatte dem Hause Farnese gehört, und war unter einem nichtigen Vorwand von der apostolischen Kammer eingezogen worden. Der König von Neapel, der als Erbe dieses Hauses, noch immer den Titel davon trug,

forderte um diese Zeit die Güter seiner Vorfahren zurück. Das war eine neue Ursache zur Unruhe für den Papst, gerade in dem Jahr (1789), wo die französische Nationalversammlung das Zeichen zu dem schrecklichen Angriff auf den römischen Stuhl gab. Die übrigen katholischen Höfe sahen ihn voraus und bemerkten mit geheimen Kummer, daß man das Ziel, welches sie selbst hatten erreichen wollen, überschreiten werde; und daß die kühne Philosophie der französischen Nation jene geistliche Oberherrschaft bedrohe, deren Beschränkung, aber nicht ihr gänzlicher Umsturz, der Vortheil der Monarchen sein konnte. So stark man auch durch sich selbst sein mag: in kritischen Augenblicken schont man doch seine Bundesgenossen. Seit der Zeit sah man denn auch, die Regierungen ihre Feindseligkeiten einstellen, ohne jedoch Rückschritte zu thun; so nahm sich auch der neapolitanische Hof in dem Jahr 1789; er ließ zwar seine Eroberungen nicht fahren; zauderte aber, neue zu machen.

Im Juli dieses Jahrs beantwortet der König endlich das lange Memoire des Papstes, in einem achtungsvollen und freundschaftlichen Ton, der sein Verlangen nach einem gütlichen Vergleich zeigte. In Absicht der Uebergabe des Zelters, erklärt er sich aber so, daß Pius alle Hoffnung verlor. Er geht bis in die Zeiten der Usurpationen und feindlichen Ueberfälle Innocens IV. und Alexander IV. zurück: »Diese Zeiten der Gewaltthätigkeit, sagt »er, an die man nur mit Abscheu zurück denken sollte. »Wenn er selbst, (Ferdinand IV.,) die Uebergabe des »Zelters noch zugestanden habe: so habe er deswegen keine

»Verbindlichkeit übernommen, die Ceremonie mit zahlrei-
»cher Reuterei, mit einer feierlichen Gesandschaft, mit dem
»Donner der Kanonen und mit allem Gepränge eines
»Triumphfestes, zu begleiten. Eine solche Feierlichkeit sei
»bloß willkührlich von seiner Seite gewesen; sie sei für
»seine eigne Würde eben so unanständig, als unpassend
»für die Heiligkeit und Demuth, wozu das sichtbare Ober-
»haupt der Kirche Gottes sich bekenne. Sein Entschluß
»sei gefaßt; nichts könne ihn davon zurückbringen.«

Der Papst sah wohl ein, daß dies ein unwiderruflicher Beschluß sei. Auf immer war nun die kindische, seiner Eigenliebe so schmeichelhafte Huldigung dahin. Und grade von seinem Pontifikat sollte sich künftig diese Entehrung der dreifachen Krone herschreiben! — Er stand auf dem Punkt, viel empfindlichern Verlust zu leiden; keiner aber kränkte ihn tiefer als dieser. Noch im Innern seiner Karthause zu Florenz beweint er ihn vielleicht.[65])

Während dieses Vorgangs starb der Marchese Caroccioli. Neue Ursache zur Beunruhigung für den Papst. Die Beweise der Willfährigkeit bei seinen Verhandlungen mit dem neapolitanischen Hof rührten von diesem Minister her; die Gewaltthätigkeiten, von dem Ritter Acton; die Inkonsequenzen, von der Königin. Künftig hat also Pius keine Schonung mehr zu hoffen.

---

65) Nicht mehr dort, oder in einem andern Kerker, beweint Pius seine Schwäche und sein Unglück. Ihm ist wohl. Nur zu lange zauderte sein Todesengel, seine Thränen zu trocknen!

Er irrte sich. So wie die für ihn unglückliche französische Revolution mehr und mehr sich entwickelte, wurden die andern Regierungen weniger unternehmend. Ohne seine Ansprüche auf Benevent, auf die Herzogthümer Castro und Ronciglione, auf die Unabhängigkeit seiner Krone aufzugeben, verglich sich der König von Neapel über einige die Kirchenzucht betreffende Schwierigkeiten. Mit dem Ende des Jahrs 1789 fingen die Unterhandlungen wieder an, und das folgende Jahr brachte einen Vergleich zu Stande, worin der Papst nur auf das verzichtete, was er wieder zu gewinnen doch nicht mehr hoffen konnte. Es ward ausgemacht: »jeder König von Neapel soll bei seiner Thronbesteigung fünf hundert tausend Dukaten als ein dem Apostel Petrus dargebrachtes Opfer bezahlen; der Papst soll zu allen kleinen Beneficien ernennen, aber nur königliche Unterthanen wählen; in Absicht der Bisthümer kann er aus drei ihm vorgeschlagnen Personen wählen; an ihn soll man sich wegen Dispensationen in Ehesachen wenden, er aber dafür alle von den Bischöfen bisher gegebne Dispensationen bestätigen; die Uebergabe des Zelters ist auf immer abgeschafft; der König von Neapel soll nicht mehr ein Vasall des Papstes genannt werden.

Dieser Versöhnung folgte in der heiligen Woche 1791 ein Besuch des Königs und der Königin bei dem Papst. Pius zeigte sich ihnen mit aller Herzlichkeit seines Aeussern, und mit aller Pracht seiner Repräsentation. Er gab ihnen das herrliche und immer neue Schauspiel des Feuerwerks der Girandola auf der Engelsburg, und der Er-

leuchtung der Kuppel und Kolonnade der Peterskirche.[66]) Er besuchte sie in dem Pallast Farnese, ihrem Familieneigenthum. Sie schlugen sein Geschenk von Eßwaaren aus, und nahmen dagegen ihnen dargebotne Mosaiken dankbar an. Ihrentwegen ward das Krönungsfest Pius um zwei Tage vorgerückt. Sie besuchten die vornehmsten römischen Abendgesellschaften, bei den Fürsten Doria, Colonna und in der Villa Borghese. Mit den Römern, gegen die sie und ihre Unterthanen ein eingewurzeltes Vorurtheil hatten, söhnten sie sich wieder ein wenig aus. Dieses Vorurtheil suchte man sogar mit Zügen aus den Annalen des alten Roms zu nähren. Die Könige von Neapel hatten den Einfall, über die Schloßpforte zu Caserta, Geschichtszüge eingraben zu lassen, geeignet, um den Ruhm der Ahnherrn ihrer verhaßten römischen Nachbarn zu verdunkeln: Brennus Einnahme der Stadt Rom; die Niederlage in den Caudinischen Pässen, u. dgl. — Dieser Besuch des Königs und der Königin in Rom, die dort gefundne Aufnahme, die zutraulichen Unterredungen mit dem Papst, minderten die gegenseitig vorgefaßten Meinungen um vieles.

Von diesem Zeitpunkt an, traf nun alles zusammen, um die Annäherung des Papstes zu den, Frankreich abgeneigten Mächten, immer mehr zu bewirken. Anfangs lieh ihnen Pius mit dem Erfolg, den alle kennen, seine geistliche Hülfe; und entschloß sich in der

66) s. Darstellungen aus Italien, S. 209 u. f.

Folge, zu seinem eignen Unglück, sie mit der Hülfe weltlicher Waffen zu begleiten. Nachdem er, seines eignen Vortheils wegen, lange wider sie gekämpft hatte, fiel er nun, indem er mit ihnen für die gemeinschaftliche Sache kämpfte.

22.

Verhältnisse Pius VI. mit verschiedenen europäischen Mächten, mit den vereinten Staaten von Amerika, mit Polen, dem Könige von Schweden, der Republik Venedig, mit Portugal, den Herzögen von Modena, von Parma, u. s. w.

Hat Pius gleich durch einige seiner Fehler, einen Theil seiner Unfälle verschuldet: so muß man doch auch gestehen, daß er die Kirche zu einer Zeit regierte, wo die größten Talente und Tugenden sie vor dem hereinbrechenden Ungewitter nicht hätten schützen können. Nach Anstrengungen eines halben Jahrhunderts, hatte die Philosophie Fortschritte gemacht, die jede Art der Oberherrschaft beunruhigen mußten. Bei Männern, die durch Erziehung zu ihren Lehren vorbereitet waren, bei Weltleuten, deren Leidenschaften sie in mehrerer Hinsicht streichelte, sie von dem lastenden Joch gewissenhafter Bedenklichkeiten befreiete, mußte sie ihren Zweck erreichen. Wäre sie bei diesen stehen geblieben: so hätte sie denen, welche sich zu Vorurtheilen die sie angriff, bekannten, nicht gefährlich werden können; aber, allmählich hatte sie sich zu dem Geist des Volks

herabgelassen; sogar bis in das Innerste der Seminarien und Klöster war sie eingedrungen. In der Nähe des Throns hatte sie allenthalben einige Neubekehrte gemacht, und in verschiednen Ländern sich auf den Thron selbst gesetzt. — Das war der Feind, welchen Pius von Anfang und in dem ganzen Lauf seines Pontifikats bekämpfen mußte. Von allen Seiten ward er von ihm angegriffen. Wir sahen, was er von dem Kaiser, von dessen Bruder, dem Großherzog, von der neapolitanischen Regierung, selbst von den geistlichen Kurfürsten erdulden mußte. Spanien, das von zwei frommen Fürsten nach einander regiert ward, von ihm bis zu dem letzten Augenblick so viele Beweise der Ergebenheit empfieng; Spanien selbst, verschonte ihn nicht mit Kränkungen. Die Erbittrung des Hofes von Madrid gegen die Jesuiten, sein Begehren wegen der Heiligsprechung des ehrwürdigen Palefax, seine den Freiheiten der gallikanischen Kirche sich sehr nähernden Regierungsmaximen, waren stets den liebsten Neigungen des Papstes, und seinen eingewurzelten Vorurtheilen grade entgegengesetzt. Vordem war der römische Stuhl eine Art von geheiligter Festung, welche die Nationen und selbst die Könige beherrschte, und sie mit ihren furchtbaren Feuerschlünden drohete. In diesen letzten Zeiten war es umgekehrt; er war gleichsam die Zielscheibe, gegen die alle Batterien der weltlichen Macht gerichtet waren. Ihre donnernden Kanonen ließen den Belagerten keinen Augenblick Schlaf; und täglich sahen sie jene für unbezwinglich geachteten Bollwerke, stückweise einstürzen. Die Ketzer, die Schismatiker, die Katholiken von allen Farben, die

Bischöfe, die Andächtigen selbst, schienen, wie gegen Einen gemeinschaftlich in einen Bund getreten zu sein. Seine tapfern, vordem in allen Welttheilen ausgestreueten Hülfstruppen, die Jesuiten, waren fast alle um ihn her versammelt; und, weit entfernt, seine Macht zu vermehren, vermehrten sie seine Gefahren, indem sie ihn nach den Gesetzen einer veralteten Kriegskunst regierten, deren Handgriffe man genau beobachtete und vereitelte.

Fast alle Mächte schienen den Plan zu haben, die geistliche Gerichtsbarkeit des römischen Hofes, wenn auch gleich nicht ganz zu verkennen, doch wenigstens sie eng zu beschränken. Die, welche von dieser Regel eine Ausnahme machten, sind leicht zu zählen. Nicht wenig befremdend ist es, unter diesen einen Staat jenseits der Meere zu finden; ein neu entstandnes Volk, aber schon weise, getreu den Grundsätzen einer allgemeinen Toleranz, welche eines ihrer vornehmsten Grundgesetze war, keine Bekenner einer herrschenden Religion, sondern Beschützer aller solcher, deren Anhänger Schutz in seinem Schoos suchten. Seit zwei Jahrhunderten war das nördliche Amerika die Freistatt sehr vieler durch Verfolgungen aus verschiednen Ländern vertriebnen Katholiken. So lange diese Flüchtlinge mit ihren angenommenen Landsleuten der unterdrückenden Herrschaft Englands unterworfen waren, war ihre Existenz zweideutig und unfest. Unterthanen endlich einer reingeordneten und schützenden Regierung, dachten sie darauf, ihre Gottesverehrung durch die Wahl eines Bischofs zu sichern. Der Kongreß machte sich, wiewohl er größtentheils aus Philosophen und Protestanten bestand, kein Bedenken daraus,

ihr Dolmetscher bei dem Papst zu sein. Sie baten ihn im Jahr 1789 um einen Bischof für die Katholiken in Nordamerika mit dem ihm für immer zugestandnen Ernennungsrecht. Pius, an eine solche Ergebenheit, selbst bei katholischen Mächten, nicht gewöhnt, nahm dies Anerbieten gut auf; aber misbrauchte es nicht. Er überließ den Mitgliedern der katholischen Geistlichkeit die Sorge, sich für dieses erstemal selbst einen Bischof zu ernennen, und behielt sich bloß das Recht vor, den ernannten zu bestätigen. Ihre Wahl fiel auf Johann Carrol, der seinen Bischofsitz in Baltimore, mit dem Titel eines päpstlichen Legaten, nahm.

So machte die Herrschaft des römischen Stuhls in fernem Lande einige Eroberung, während sein Verlust rings um ihn her sich häufte; und vom neuen Rom konnte gelten, was Racine von dem alten Rom sagte:

Dein größter Feind, ist, Rom, vor deinen Thoren.

In der That fand Pius in eben der Zeit, da der Kaiser, der Großherzog von Toskana, der König von Neapel, gegen ihn verschworen schienen, einigen Trost und einige Entschädigungen bei gewissen nordischen Staaten. Sahen wir nicht den großen Friedrich ihm Achtung erweisen? und Katharina II., der Widerwärtigkeiten, welche Pius von ihren Agenten erfuhr ungeachtet, doch seiner geistlichen Obergewalt eine Art von Tribut zollen? Besonders aber bezeugte ihm Polen mehr als einmal seine Ergebenheit.

Im Jahr 1775 bemerkte man dort, daß die Feste zu häufig wären, und wandte sich an den Papst, welcher

dreißig davon aufhob. Verschiedene Mitglieder der Konföderation von Bar, hatten sich gegen den König Stanislaus durch einen Eid verbündet; als sie sich nun mit ihm wieder versöhnen wollten, baten sie den Papst um die Entbindung von dem Eide, und erhielten sie. Doch waren nicht alle Gemüther so vortheilhaft für den römischen Hof gestimmt; mehrere Polen wünschten ihr Vaterland, von den seinem Glück hinderlichen geistlichen Banden zu befreien. Im Jahr 1778 erschien der von dem berühmten Zamoïski verfaßte Koder, worin vorgeschlagen ward, die Gerichtsbarkeit des Nuncius und die Freiheiten der Geistlichkeit einzuschränken, die gebräuchlichen Appellationen an den römischen Hof aufzuheben, alle seine Bullen der Genehmigung des Königs zu unterwerfen, ein gewisses Alter der Reife, zur Ablegung von Klostergelübden festzusetzen, u. s. w. Aber die Stunde der Vernunft hatte für die Polen noch nicht geschlagen; ihre Geistlichkeit erhob sich gegen diese Neuerungen. Sie wurden mit Erbittrung von dem Papst für verwerflich erklärt; und der Reichstag vom Jahr 1780, an welchen gerade diejenigen, welche durch sie wären getroffen worden, die Oberhand hatten, verwarf den Entwurf des Koder. Sein Verfasser suchte einen Zufluchtsort da, wo Aufklärung kein Verbrechen war; und fand ihn bei Joseph II. Pius genoß während seines Pontifikats keines vollständigern Triumphs.

Der König Stanislaus bereitete ihm, so aufgeklärt er sonst auch war, noch einige andre. Er sah, wie es scheint, wohl ein, daß die Kirche eine Stütze seiner beschränkten und schwankenden Macht war; im Jahr 1779 wollte er

ein Domstift, eben so unnütz, wie so viele andre, unterdrücken, und wandte sich an den Papst. Eine Kongregation von Kardinälen untersucht diese wichtige Frage, entscheidet sie verneinend, — und Stanislaus gehorcht.

Als im Jahr 1782 der allzubekannte Bischof von Krakau von seinem Kapitel, wegen der von ihm verschiedentlich gegebnen Beweise seines Aberwitzes, eingesperrt worden war, und der Reichstag diese Maßregel genehmigt hatte, dachte Stanislaus angelegentlich darauf, den Papst, der sich über dieses vorgebliche Attentat hätte beleidigt finden können, zu besänftigen, und schickte ihm einen Gesandten, um die polnische Regierung zu rechtfertigen. Erinnert man sich endlich an die Stelle eines Vermittlers, die der König in der dornigten Sache des Erzbischofs von Mohilow übernahm: so muß man eingestehn, daß kein mit Pius gleichzeitiger weltlicher Regent mehr wie Stanislaus, Mittel suchte, seine Leiden zu mildern.

Ein andrer nordischer König, dem seine Religion und die Entfernung seiner Staaten fast außer aller Verbindung mit dem Papst setzte, Gustav III., der sich durch alle Arten von Sonderbarkeiten auszeichnete, schien auch recht geflissen dem Oberhaupt einer Kirche, die nicht die seinige war, Beweise seiner Aufmerksamkeit zu geben. Er publicirte im Jahr 1781 ein den Katholiken seiner Staaten günstiges Edikt; und ließ Pius bei dieser Gelegenheit sagen: der Stil dieses Edikts sei der Denkart des schwedischen Volks angemessen, die Statuten aber entsprächen dem Geist der sanftesten Toleranz.

Zwei Jahre nachher brachte er dem Papst, den er

aus der Ferne geliebkoset hatte, seine Huldigung in Person. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Haga aus Schweden ab, und kam den 2ten November in Pisa an, wo damals der Großherzog sich aufhielt. Von da aus schrieb er den freundschaftlichsten Brief an den Papst, um ihm seine nahe Ankunft in Rom anzuzeigen, und ihn zugleich zu versichern, daß die Katholiken in seinen Staaten seines besondern Schutzes genossen und immer geniessen würden. Sein Agent in Rom, Piranesi, der dem Papst den Brief überbrachte, ward von ihm aufs beste aufgenommen. Ein König aus Norden, ein unkatholischer Fürst, kommt so weit her, um ihn zu einer Zeit zu besuchen, wo so viel katholische Fürsten ihn mit Demüthigungen überschütteten! Das war zugleich ein Trost für ihn, und ein Genuß für seine Eitelkeit. Sogleich fertigt er einen Kourier an den königlichen Reisenden ab, um ihn an den Grenzen des Kirchenstaats zu empfangen und nach Rom zu begleiten. Oben ist erzählt worden, wie der Kourier durch den Kaiser selbst getäuscht ward, der sich für den Grafen von Haga ausgab, und unter diesem Namen in Rom ankam. Die Täuschung daurte bis an den Augenblick, da Joseph dem Papst gegenüber stand. Pius stellte sich, als ob er, bei Entdeckung des Irrthums sich angenehm überrascht fand; ins Geheim aber verdroß ihm der Vorfall, obgleich er sich zu fassen wußte. Gewiß schmeichelte dieser unerwartete, wenn gleich versprochne Besuch, seiner Eitelkeit; aber er erweckte auch schlimme Erinnerungen und war vielleicht der Vorläufer von neuen Ungewittern. Von dem Könige von Schweden hingegen hatte

er nur Huldigungen zu erwarten. Verhältnisse andrer Art traten zwischen ihm und dem unbewegsamen Joseph ein; und dieser belustigte sich boshafterweise über seine schlecht verstellte Verlegenheit. Er sah gar wohl, daß der Papst den Besuch des verirrten [67]) Sohns dem des rebellischen Sohns weit vorgezogen hätte.

Der wahre Graf von Haga folgte dem, der seinen Namen usurpirt hatte, auf dem Fuß. Schon den Tag nach seiner Ankunft war er bei der Messe gegenwärtig, die der Papst selbst las; und dieser überhäufte den König mit Freundschaftsversicherungen. Sein angenehmes Aeußere gewann ihm bald die Liebe der Römer. Er vergaß keine der ihm so ganz eignen entgegenkommenden Gefälligkeiten, und wußte sie nach den Orten und Personen abzumessen. Als der Kardinal Antonelli, Oberhaupt der Propagande, ihm für das Wohlwollen dankte, das er den Katholiken in seinen Staaten erzeige, antwortete er mit heuchlerischer Miene: »Wenn Gott meine Tage fristet und mir Gesund-

67) Bei diesem: verirrt, und bei der Wort- und Begriffähnlichkeit mit irrend, erinnert vielleicht manchen die Ideenassociation an den bekannten witzigen Einfall eines Gustav III. nahe verwandten jovialischen Fürsten; welcher, als der König von Schweden ihn einst mit einem Besuche überraschete, und in der von ihm erfundenen theatralischen Nationaltracht unvermuthet zu ihm ins Zimmer trat, sich Anfangs durchaus nicht überreden lassen wollte, es sei Gustav, und lachend ausrief: Comment? ce Chevalier errant est le Roi de Suede? (Was? dieser irrende Ritter da, wäre der König von Schweden?)

M.

Gesundheit erhält, hoffe ich noch mehr für sie zu thun.« Aufmerksam besah er alle Merkwürdigkeiten in Rom, und ließ allenthalben einen vortheilhaften Begriff von seinem Kunstgeschmack und seiner besondern Artigkeit zurück. Er zeigte ein vorzüglich großes Verlangen, das Museum zu besehen, worauf, wie er wußte, Pius einen sehr großen Werth setzte. Als von ungefehr, trafen sie sich hier. Diese Zusammenkunft erregte viel Neugier; die kleinsten Umstände davon wurden gesammelt. Ein französischer Künstler machte sie zum Gegenstand eines Gemäldes, das von den Schmeichlern hoch erhoben ward; aber diese Unterredung war, wie doch Gorani versichert, weder die erste noch die einzige. Auch irrt er sich wohl darin, daß dies ein mezzo termine gewesen sei, erfunden, um die Verlegenheiten des zwischen einem protestantischen Monarchen und dem Oberhaupt der römischen Kirche anzuordnenden Ceremoniels zu vermeiden. Bei Gustav konnte von keinem Ceremoniel die Rede sein, da er nicht als König reiste, und vorher angezeigt hatte, er werde das strengste Inkognito [68]) in Rom beobachten. Man nahm diese Aeußerung

68) Dieses Inkognito beobachtete der Graf von Haga mit so vieler Feinheit und Strenge, daß er in seinen Schäckereien mit den vornehmen Römerinnen und fremden Damen, um alles Feierliche in ihrem Umgang mit ihm zu verbannen, sehr oft zu sagen pflegte: je ne suis pas Roi; je ne suis pas Roi. (König bin ich nicht.) Seine einsamen Spaziergänge in der Abenddämmerung machte er, ohne alle fürstliche Abzeichen, die er sonst, wie wir oben gesehen haben, auch auf dem Schlafrocke trug, in einem weiten, spanischen weißen Mantel gehüllt; und stellte seine königliche Person,

einer verstellten Bescheidenheit auch fast gar zu buchstäblich. Er ward mit den ermüdenden Huldigungen von Festen, mit der Langeweile feierlicher Mittagsmahle, verschont. Doch hätte der Graf von Haga gern gesehen, daß man sich zuweilen des Königs von Schweden erinnere. Er war so klein, sich mit einem verstellt lustigen Ton bei dem Kardinal von Bernis darüber zu beklagen, den der feine Hofmann ganz wohl verstand. Die Akademie der Arkadier allein bereitete ihm einen Empfang, der ihn an seinen Rang erinnerte. Der Papst bewies ihm übrigens jede Art der freundschaftlichen Aufmerksamkeit, die ihm mehr als eitle Huldigungen hätten gefallen sollen.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt ging er durch die pontinischen Sümpfe nach Neapel. Dort bewunderte er die Austrocknungsarbeiten, und hielt ihnen bei seiner Zurückkunft eine hochklingende Lobrede. Er kam von dem Schloß zu Caserta, wo er sechs Wochen verweilte, früh genug nach Rom zurück, um den Feierlichkeiten der heiligen Woche beizuwohnen. Glänzender waren sie nie als damals. Die vielen in Rom gegenwärtigen vornehmen Fremden, vermehrten das Gepränge noch. Gustav, der sich vorgenommen hatte, alles zu bewundern, staunte die Majestät an, mit welcher der Papst am grünen Donnerstage und am Ostertage dem Volk den Segen ertheilte; und, um seiner Rolle eines Beschützers der Katholiken getreu zu bleiben, sagte er laut, die Protestanten hätten Un-

---

durch diese Popularität den Popularitäten der lauschenden Trasteveriner-Männer bloß.

M.

recht, das Gepränge dieser Feierlichkeiten zu tadeln; und man thäte, da die Religion einmal nothwendig sei, wohl, sie mit allem, was sie erhaben und imposant machen könne, zu umgeben. Er vergaß also, daß die Religion in solchen Ländern, wo sie sich unter dem einfachsten Gewande darstellt, viel besser beobachtet ward. Für alles, was zum katholischen Kultus gehörte, zeigte er besondre Neugier; und der Papst war geschäftig, um sie zu befriedigen. In dem Kloster der Kapuzinerinnen, ließ er ihn der Aufnahme einer Novize beiwohnen. Er ertheilte ihm sogar die so schwer zu erhaltende Erlaubniß, das Innere eines Nonnenklosters zu besuchen. Zu allen Stunden des Tages hatte er Zutritt bei ihm. Eine Gefälligkeit, die Gustav bescheiden benutzte.

Den Römern wollte er ein ihnen ganz neues Schauspiel geben, und setzte dabei ihre Toleranz auf eine sonderbare Probe. Aus dem Innern von Schweden eilte ein Bischof, der Graf Taube, sein Großalmosenpfleger, herbei, um die Funktionen seines Priesteramtes bei dem König zu verrichten. Vermuthlich mogte Gustav fürchten, daß seine Nation ihn durch die Gesellschaft der Götzendienenden Römer, verführt glaubte, und wollte sich deswegen, selbst im Mittelpunkt der katholischen Welt, dem protestantischen Kultus getreu zeigen. Er ließ in seinem Pallast eine Kapelle errichten. Hier hielt der Großalmosenpfleger seinen Pfarrkindern eine Vorbereitungsrede zur Beichte. Den Tag darauf ward der Gottesdienst nach dem Kirchengebrauch der Augsburgischen Konfession, nach einer gehaltenen rührenden Predigt, gefeiert; und der König em-

pfieng, mit den Schweden seines Gefolges und einigen fremden Lutheranern 69) das Abendmal, während das noch neugierigere als fanatische römische Volk, vor der Thür seines Pallastes und in den anstoßenden Gassen im stummen Erstaunen versammelt war.

Bei dieser Gelegenheit gab Pius einen Beweis seiner Toleranz, welcher nur die Scheinheiligen ärgerte. Philosophischer konnte sich ein Papst wohl kaum zeigen.

Während dieses zweiten Aufenthalts in Rom, hatte Gustav das Vergnügen, sein Inkognito etwas weniger beachtet zu sehen. Als er das Kollegium der Propagande besuchte, welches den Zweck hat, das Licht des katholischen Glaubens über den ganzen Erdboden zu verbreiten, und dadurch mit allen Nationen der bewohnten Welt in Verbindung steht, ward Gustav eine in ihrer Art einzige Huldigung dargebracht. Man überreichte ihm eine Lobrede in Versen, in sechs und vierzig verschiedenen Sprachen geschrieben. Diese Ueberraschung war groß, und noch lebhafter sein Ausdruck darüber.

Etwas spät erinnerte man sich, daß der Großfürst und die Großfürstin von Rußland, welche, wie er, unter einem bescheidnen Namen reisten, es hatten geschehen las-

---

69) Durch Einladungskarten, die der König herum sandte, als ob von einem Schmause oder von einer Assemblee die Rede sei, wurden die damals in Rom gegenwärtigen Lutheraner von einigem Range, zur Theilnahme an seiner Kommunion eingeladen. Das hieß denn doch, das bescheidne Liebesmahl des Herrn ein wenig profan feiern, und der Religion ein sehr weltlich zugeschnittnes Gewand umhängen! M.

sen, daß ihrentwegen der Dom der Peterskirche erleuchtet ward. Warum ward der König von Schweden denn weniger gut behandelt? Der Kardinal Bernis und der Ritter Azara sprachen mit dem Papst darüber. Einige Unterbeamte wandten den Kostenaufwand ein, den dieses prächtige Schauspiel erforderte; und der päpstliche Stuhl befand sich in einem Zeitpunkt, wo solche ökonomische Bedenklichkeiten nicht zu verachten waren. Aber das Gepränge der Feierlichkeiten gieng bei Pius über alles; er wollte, Gustav sollte mit ihm zufrieden sein. Der Dom der Peterskirche ward erleuchtet. Damit schloß Gustav's zweiter Aufenthalt in Rom. Vor seiner Abreise machte er dem Papst drei Kasten von Brasilienholz zum Geschenk, das von Pius mit fast enthusiastischem Vergnügen, so wie überhaupt alles, was zur Verschönerung seines Museums diente, angenommen ward. Diese drei Kasten enthielten zweihundert und zwei und zwanzig Medaillen, neun und achtzig goldne und hundert drei und dreißig silberne. Es war eine Sammlung von Bildnissen aller auf irgend eine Art berühmt gewordnen Schweden. Mit Bedauren sah Pius, Gustav abreisen; unter zärtlichen Umarmungen trennten sie sich. Der Papst war aufrichtig in den Beweisen seiner Freundschaft gewesen. Denn, wie Joseph II. von ihm einigemal gesagt hatte: er war im Grunde ein guter Mann. Gustav hatte bloß eine Rolle gespielt; und hatte sie gut gespielt; denn er war ein guter Schauspieler.

Während Pius von einem Fürsten, von dem er nichts zu fordern hatte, so gut behandelt ward, war er das Ziel

der, freilich oft selbst verschuldeten, Verfolgungen solcher Regierungen, von welchen er wenigstens Achtung erwarten durfte. Vor allen waren die Venetianer sehr unruhige Nachbaren des weltlichen Regenten; und sehr ungehorsame Kinder des Vaters der Gläubigen.

Gleichwohl durfte kein Volk in Italien mehr als sie sich seines Verhältnisses mit dem römischen Hofe rühmen. Seit dreihundert und funfzig Jahren hatten drei Venetianer auf dem päpstlichen Stuhl gesessen. Die höchsten Würden der Kirche waren ihnen zugeworfen; und demungeachtet hatte ihre Republik beständig Händel mit den Päpsten gehabt. Der zum Haß gewiß nicht geneigte Benedikt XIV., war äußerst gegen sie eingenommen. Selbst der wohlwollende Ganganelli konnte sich die Freundschaft der Venetianer nicht erwerben; und gleich vom ersten Jahr seiner Regierung an, hatte sich der zu allen Arten von Widerwärtigkeiten vorbestimmte Pius VI. sich über sie zu beklagen. Unter dem Schutz der Edlen von Venedig standen sehr viele Abteien und Pfründen. Auf einmal sekularisirt sie der Senat, und erklärt ihre Güter, den Gütern des Adels einverleibt. Das war das erste Signal zu einem Streit, welcher nur durch ein sonderbares Misgeschick, nehmlich durch den Umsturz beider Regierungen geendigt werden konnte. Pius, dessen Auctorität damals noch unangetastet war, nahm eine drohende Sprache an. »Wenn, sagte er zu den venetianischen Gesandten, der Senat sein Dekret nicht widerruft, so werde ich den neuen Patriarchen von Venedig nicht anerkennen. Es ist Zeit, daß sich Ihre Republik er-

kläre, ob sie in dem Nachen des heiligen Petrus bleiben, oder heraussteigen will.« — Er sah es nicht voraus, daß, noch bei seinem Leben, der Nachen des heiligen Petrus und der Bucentaur an derselben Klippe scheitern würden. Den Drohungen setzte der Gesandte Drohungen entgegen. »Geschieht das, sagte er, so würde ich Rom bald verlassen, und Ihnen würde Ihr Nuncius zurückgeschickt werden.« — »Mir ist, antwortete der Papst, wenig daran gelegen, den Gesandten eines Staats bei mir zu sehen, der so wenig Achtung für den heiligen Stuhl hat; während ich seine Unterthanen zu den ersten Kirchenwürden erhebe.« —

Im folgenden Jahr stieg die Erbittrung der Gemüther bis zu einem Grad, daß Pius, der mit einem seiner kriegerischen Vorfahren, della Rovere, (Sixt IV.) wetteifern wollte, ernstlich von einer Kriegserklärung gegen Venedig sprach. Aber die zwei Kardinäle Rezzonico, welche selbst Venetianer waren, traten ins Mittel. Der besänftigte Pius übergab die Untersuchung seiner Sache fünf der einsichtsvollsten Kardinäle. Nur einer von ihnen, Castelli, redete die Sprache des Friedens; die andern vier behaupteten, der Patriarch müsse nicht eher bestätigt werden, als bis der Senat den Beschwerden des heiligen Stuhls abhülfe. Aber der Senat von Venedig, der die Höfe von Wien und Neapel auf seine Seite gebracht hatte, antwortete mit höhnendem Stolz, und zeigte sich gestimmt, alle Unterhandlungen abzubrechen. Des Papstes Anwandlung von Muth währte nicht lange. Er kapitu-

lirte. Der Patriarch ward in einem Konsistorium prekonisirt. — Nun glaubte er das Recht zu haben, zu verlangen, daß alle, der Gerichtsbarkeit des heiligen Stuhls entgegenlaufende venetianische Edikte widerrufen würden. Weit entfernt, sich dazu bewegen zu lassen, hebt der Senat von Venedig für unnütz geachtete Klöster nach eignem Gefallen auf. Pius hatte keinen andern Trost, als den, zu vernehmen, daß das venetianische Volk laut gegen die durch junge hitzige Senatoren regierte Rathsversammlung murrte. Was aber bedeutete das Volk in Venedig? — Nicht weniger blieb der Senat dem Reformplan getreu; und bestimmte, nach dem Beispiel andrer Regenten, das Alter zu den Klostergelübden, verminderte die Klösterzahl, bändigte ihre räuberische Habsucht. — Bei diesen Operationen schmeckte er, gleich der Katze in der Fabel, ein doppeltes Vergnügen. Er machte das Glück des Landes und dem Papst Verdruß. Dieser sah endlich, aber nur zu spät ein, daß in dieser allgemeinen Verschwörung gegen seine Oberherrschaft, kein Feind verachtet werden dürfe.

Zu so vielen Ursachen der Zwietracht, kam im Jahr 1780 ein Vorfall von ganz weltlicher Art. Das Gebiet von Ferrara grenzt bekanntlich an das Venetianische. Nahe bei Rovigo trat der Fluß, der die Grenze machte, oft über. Der Senat von Venedig will die Verwüstungen durch einen Damm hemmen: und diese heilsame Maßregel verdrießt den römischen Hof. Ein Korps Truppen wird gegen die Arbeiter geschickt. Sie finden Widerstand. Sechs venetianische Arbeiter fallen unter ihren Streichen. Der Senat fordert eine öffentliche Genugthu-

ung, oder will sie sich selbst nehmen. Diesesmal läßt Pius sich bange machen. Er schiebt das Verbrechen auf ein Versehn seines Legaten zurück, und dieser lehnt durch Vorzeigung des von dem Kardinal Pallavicini erhaltnen Befehls den Vorwurf von sich ab. Der Senat von Venedig hatte unterdessen Truppen nach dem Ort des blutigen Auftritts geschickt. Er war der Unterstützung der Höfe von Wien und Versailles gewiß. Dem Papst blieb nichts als Nachgeben übrig. Die der Uebertretung des Befehls beschuldigten Soldaten werden bestraft, und die Dammarbeiten wieder angefangen. Nun tritt der Grenzfluß nicht wieder über. Schwerer ist die Rache des Senats zu bändigen. Bei allen Gelegenheiten bricht sie hervor.

Die Republik Venedig hatte in Dalmatien Unterthanen, griechischer, von der römischen Kirche noch getrennter Religion. Mit vieler Duldung waren sie stets behandelt worden. Sie begünstigen, hieß den römischen Hof kränken; und das that der venetianische Senat. Im Jahr 1782 läßt er einen Bischof, griechischer Religion, nach Venedig kommen, und giebt ihm eine Kirche, um darin nach seiner Liturgie Gottesdienst zu halten; sogleich schreiet der Papst über öffentliches Aergerniß, und schleudert seinen Bannstrahl auf die entweihete Kirche. Sein Zorn wird verlacht; doch giebt man ihm eine Erklärung, um zu beweisen, wie unzeitig er sei. Das Resultat dieser Erörterung war, daß die griechische Kirche keine Neuerung sei; und außer der Verschiedenheit der gottesdienstlichen Feier, nichts Befremdendes habe. Der Papst muß sich ergeben; aber

seine unüberlegte Hitze war zur Beförderung eines Vergleichs nicht geeignet. Der Senat vermindert die, von den Venetianern dem römischen Hofe bezahlten Gebühren um vieles. Der Papst seufzt darüber; dagegen war nichts einzuwenden. Der Senat unterdrückt die reichen Mönchsklöster, um mit ihren Gütern die armen Hospitäler zu begaben. Noch einmal seufzt der Papst. Verdiente sein Kummer Theilnahme?

Endlich erinnert die, für die Fürsten, für die aristokratischen Regierungen, für die Religion so furchtbar anhebende französische Revolution, die katholischen Regenten und Staaten, gemeinschaftliche Sache zu machen; und gleichwohl liegen Venedig und Rom noch mit einander in Streit. Eine im Jahr 1749 getroffne Verabredung, schien ihren Grenzstreit am Ufer des Po beigelegt zu haben. Die freie Schiffahrt auf diesem Fluß war beiden Staaten zugesichert, den Ueberschwemmungen an beiden Seiten war vorgebeugt, und dadurch die böse Luft der beiden Ufer verbessert. Aber die Römer gingen von diesen weisen Einrichtungen ab. Sie verändern nach ihrem Gutdünken, den Lauf des Stroms durch künstliche Eindeichungen. Am linken, das Venetianische begrenzende Ufer, öffnen sie ihm eine neue Mündung; die Wassermasse tritt aus und überschwemmt das Gebiet der Republik. Die alte Mündung verstopft sich; die Schiffahrt wird gehemmt; die gewöhnlichen Strömungen des Po werden unbrauchbar und gefährlich. Die fremden Schiffer klagen darüber und entfernen sich. Nun hat der venetianische Senat wieder gerechte Ursache zur Klage. Er fordert Genugthuung. Der römische

Hof nimmt zu seinem Alltagsmittel Zuflucht. In einer mit Spitzfindigkeiten durchwebten Deduktion sucht er die Güte seiner Sache und der Unschädlichkeit der Arbeiten zu beweisen. Mit Stolz beruft sich der Senat auf seine Hoheitsrechte; auf die Verträge; spricht von Thätlichkeiten; entschuldigt sich bei den Ausländern, indem er die Hemmung der Schiffahrt dem willkührlichen Verfahren des römischen Stuhls aufbürdet. Man erörtert, unterhandelt, drohet. — Aber ein höheres Interesse zieht die Aufmerksamkeit beider Regierungen auf sich, und hebt ihren Zank. — Die Mächte, ihre Nachfolger, sind auch Erben dieses Streits. Die Eintracht war es nicht, welche ihren Auftritt auf der Bühne Italiens leitete. Wird der Wiener Hof sich mit der Cisalpinischen Republik über die Mündung des Po besser verstehen, als der Senat von Venedig und der Kirchenstaat? 70) — Wenigstens läßt sich behaupten, daß die beiden letztern Regierungen, als sie aus Italien verschwanden, sich gegenseitig nicht bedauert haben.

Diesen zwiefachen Anlaß zu Mißhelligkeiten hatten zwar nur einige katholische Mächte; vielleicht aber giebt es keine, große oder kleine, nahe oder entfernte Macht, die eben damals über Gegenstände der Kirche nicht im Streit

70) Diese Frage ward vor dem Ausbruch des Kriegs von 1799, folglich noch zur Zeit der Existenz der Cisalpinischen Republik und der Nichtexistenz des Kirchenstaates geschrieben. Jetzt (im November 1799) scheint die Frage fast noch problematischer zu sein, welche, jetzt oder künftig existirende oder nichtexistirende, italienische Staaten, sich darüber zu vergleichen haben werden? Der Friede wird darauf antworten.

M.

mit dem römischen Stuhl gewesen wäre. Selbst die Portugiesen, sie, die unter allen europäischen Völkern ihm am sklavischsten ergeben schienen, vermehrten bei verschiednen Gelegenheiten den Kummer des Papstes. Sein Pontifikat war noch zwei oder drei Jahre gleichzeitig, mit dem Ministerium des Marquis von Pombal dieses gebieterischen Ministers, der durchdrungen von dem Geist seines Jahrhunderts, so kühn war, in der Mitte der unphilosophischsten Nation von Europa, mehrere philosophische Neuerungen zu unternehmen. Pius hatte den päpstlichen Thron kaum bestiegen, als Pombal ihm die Besetzung aller Beneficien in Portugal rauben wollte. Aber die Sache ward verglichen. Der König behielt sich von den erledigten Kirchengütern jährlich hundert und zwanzig tausend Thaler zu seinem Antheil vor. Dem Papst wurden funfzig tausend Thaler zum Unterhalt von sechs hundert aus Portugal nach seinen Staaten deportirten Jesuiten, zugestanden. Der Tod Joseph II., dem Pombals Ungnade unmittelbar folgte, befreite den römischen Hof von einem furchtbaren Gegner.

Sogleich veränderte sich die Scene; ins Geheim hatte die Königin über alle die Streiche, die der Exminister gegen den heiligen Stuhl führte, geseufzt, und eilte, sie wieder gut zu machen. Sie unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit Pius; setzte seinen Nuncius in alle ihm geraubte Rechte wieder ein; gab einigen, der von dem Despotismus des abgegangenen Ministers verfolgten Fanatiker, ihre Freiheit; stellte verschiedene von ihm geächtete fromme Stiftungen wieder her. Die gute, aufrichtig fromme, aber zu lenksame Königin, folgte den geheimen Einge-

bungen von Pombals Feinden. Der Aberglaube erhob sich triumphirend. Der heilige Stuhl, von so vielem Verlust bedrohet, fand darin einigen Trost, und Portugal sank wieder in die Finsterniß zurück, aus welcher es anfieng, hervorzugehen.

Im Jahr 1778 erhielt Pius von dem Hofe zu Lissabon ein neues Konkordat, nach welchem die Verleihung aller Beneficien, zwischen der Königin, den Bischöfen und ihm getheilt ward. Bald darauf gewann der durch Pombal fast von allem seinen Glanz entblößte Patriarch zu Lissabon, sein Ansehn, seine Einkünfte, sein zahlreiches und vermögendes Kapittel wieder. Die Anhänger der Jesuiten fanden eine gute Aufnahme. Einige Zeit glaubte man sogar, sie selbst würden wieder in Gunst kommen. Recht geflissen hatten Pius Feinde dieses Gerücht verbreitet. 71) Die Gesandten der Bourbonischen Höfe wurden darüber unruhig, und der portugiesische Gesandte, Ritter von Meneses, erhielt den Auftrag, ihm förmlich zu widersprechen. Die einzige, den Jesuiten und selbst dem römischen Stuhl günstige Maßregel, die der Hof in Lissabon sich für den Augenblick zu nehmen erlaubte, war, ihnen eine mäßige Pension zuzugestehen, und so der aposto=

---

71) Damals verbreiteten Pius Feinde das Gerücht von der Wiedererweckung des Jesuiterordens; jezt sind es die Feinde, der gesunden Philosophie und Politik, der Aufklärung und jeder guten und gesetzlichen Ordnung, die dieses verhaßte Gerücht aufs neue verbreiten — oder den Plan, über welchen sie längst im Finstern brüteten, zur wirklichen Ausführung zu bringen trachten.

M.

lischen Kammer ihre Unterhaltungskosten, die sie bisher beinahe allein getragen hatte, zu erleichtern.

So verflossen sechs bis sieben Jahre im besten Vernehmen der Höfe zu Lissabon und zu Rom. Während alle, fromme und unfromme Fürsten, Kirchenreformen machten, die Gewalt der Geistlichkeit und die Einkünfte des päpstlichen Stuhls verminderten, stiftete die Königin von Portugal allein noch Klöster, setzte die Inquisition wieder ein, und ließ, dem Antrieb ihres Gemals, eines eifrigen Anhängers der aufgehobnen Jesuitengesellschaft, folgsam, ihren geächteten und zerstreueten Mitgliedern von Zeit zu Zeit einige neue Hoffnungen schöpfen. Alle andern katholischen Mächte, auch wenn sie nicht gerade mit einem Bruch mit dem römischen Hof droheten, machten sich doch kein Bedenken, die von ihren geistlichen und weltlichen Unterthanen für Bullen, Beneficien, Dispensationen, u. s. w. ihm entrichteten Gebühren zu vermindern; die Portugiesen allein vermehrten, nach dem Beispiel ihrer Beherrscherin, ihre Bitten um geistliche Gnaden, und bezahlten sie, nicht allein ohne Murren, sondern sogar mit einer frommen Geschäftigkeit. Begüterte und unbegüterte Prälaten der katholischen Kristenheit ermüdeten die Datarie mit Bitten um Taxenverminderung für ihre Bullen. Eine solche Zudringlichkeit erfuhr sie von Seiten der portugiesischen Pfründner nicht. Sie zeigten sich als die ergebensten, großmüthigsten unter den Kindern der Kirche. Eine Abkürzung so gesetzmäßiger, so heiliger Gebühren auch nur nachzusuchen, würde ihnen schon Kirchenraub geschienen haben.

Gleichwohl trübten einige leichte Wetterwolken, einen

so heitern Himmel. Der Priesterzunft zum Trotz, brachen Stralen der Philosophie durch die Finsterniß, welche Portugal deckte. Weniger andächtig als seine Mutter, hatte der Prinz von Brasilien sich durch das Lesen einiger ausländischen Bücher verführen lassen. Er wagte es, im Jahr 1787 die Bücher der Wiener Normalschulen ins Portugiesische übersetzen zu lassen, und sie in den von ihm gestifteten Schulen einzuführen. Bald darauf ließ er auf der Universität Coimbra die folgenden, dem römischen Hofe misfälligen, aus einer Berliner Zeitschrift geschöpften Sätze vertheidigen. Nehmlich: der Regent kann die, der Kirche gemachten Schenkungen, zurücknehmen. — Er kann, ohne Gottlosigkeit, jede, mit der Sicherheit des Staates vereinbare Religion, dulden. — Er kann die Nuncien des Papstes aus seinen Staaten entfernen, seinen Unterthanen verbieten, sich an ihn zu wenden und die Bischöfe zur Ertheilung von Dispensationen bevollmächtigen. — Ruhmwürdig ist es, wenn er seine Auctorität von dem Joch des Papstes zu entlasten sucht, u. s. w. Das waren neue Dogmen in Portugal. Man erstaunte in Lissabon. Man schauderte in Rom.

Bei der bloßen Theorie der kühnen Grundsätze, deren Verbreitung er beförderte, schien der junge Prinz nicht stehen bleiben zu wollen. Es gelang ihm, seiner Mutter über die Ausschweifungen, denen sich die Klöster von beiden Geschlechtern hingaben, über das Empörende ihrer Reichthümer, die Augen zu öffnen. Bei aller ihrer Frömmigkeit, fühlte die Königin, daß die Verminderung der Mönche das Glück ihrer Staaten betreffe. Sie befahl im Jahr

1788, daß künftig kein Unterthan, ohne königliche Einwilligung, in einen geistlichen Orden treten sollte. Noch einige andre Einrichtungen ließen den römischen Stuhl fürchten, daß die Königin seinem Willen sich künftig weniger folgsam zeigen dürfe.

Während dieses vorgieng, starb der Prinz von Brasilien. In vieler Hinsicht war sein Verlust bedauernswerth; die ganze Nation beweinte ihn; nur die portugiesische Geistlichkeit nicht.

Die Richtung, welche er der Regierung seines Landes gegeben hatte, überlebte ihn einige Zeit. Die Allergetreueste Königin hatte im Jahr 1790 eine Anwandlung von Mitleid, mit den Volksklassen, worauf die Auflagen allein lasteten; sie befahl, daß alle ihre Unterthanen, ohne Ausnahme des Adels und der Geistlichkeit, sie gleichmäßig tragen sollten; und der Papst, der so manchen Verlust erlitt, darum man ihn nicht fragte, hielt es für klug gehandelt, diese Beeinträchtigung der Kirchenfreiheiten durch ein Breve zu sanktioniren. Aufgemuntert durch diesen ersten Erfolg, gieng die Königin noch weiter. Der Erzbischof von Braga war berechtigt, zu allen Magistraturen seines Erzbisthums zu ernennen. Die Königin forderte die Abtretung dieses Rechts. Der Erzbischof wollte sich an den Papst wenden. Die Königin hob, ohne seine Entscheidung abzuwarten, durch ein Edikt, nicht allein die oberherrlichen Rechte des Erzbischofs, sondern auch alle weltliche Gerichtsbarkeit der Geistlichen auf. — Während der Zeit also, da die französische Nationalversammlung die römische Kirche aufs empfindlichste angriff, ließ die allergetreueste

getreueste Königin sich durch den Strom des Beispiels fortreissen, und betrübte den Papst auch. Bald aber fühlte sie die, bei den Fortschritten der französischen Grundsätze, den Altar und Thron drohenden Gefahren. Sie stellte die Reformen ein; theilte die Wünsche und endlich auch die Anstrengungen des verbündeten Europa gegen den furchtbarsten Feind des Papstes.

Der Herzog von Modena war ebenfalls für den heiligen Stuhl, ein unruhiger Nachbar und ein ungehorsamer Sohn zugleich. Er hatte von seinen Ahnherren Ansprüche auf das Herzogthum Ferrara geerbt, welches seiner Familie im Jahr 1598 entrissen war. Verschiedene Male suchte er sie geltend zu machen. Es geschahen sogar im Jahr 1784 einige kriegerische Anstalten, welche Pius erschreckten; aber die großen katholischen Höfe nahmen seine weltliche Macht in Schutz. Sie wollten nur die Usurpationen seiner geistlichen Auctorität anfechten. Der Herzog von Modena verfolgte seinen Plan nicht; führte aber im folgenden Jahr einen andern aus, den seine Philosophie schon längst gefaßt hatte. Er hob für immer die Inquisition in seinem kleinen Staat auf, welcher mehr als einmal von den Geschäftsträger dieses verabscheuungswürdigen Tribunals beunruhigt worden war, und vertraute den Bischöfen allein die Sorge an, für die Reinheit des Glaubens zu wachen.

Endlich traf man selbst in der Schweiz, dessen katholischer Theil immer zu den kräftigsten Stützen des päpstlichen Despotismus gerechnet ward, Maßregeln, um den Anmaßungen des Nuncius in Luzern vorzubeugen.

Mitten in dieser allgemeinen Verschwörung der katholischen Fürsten gegen den römischen Stuhl, war es der Herzog von Parma fast allein, welcher ihm ohne Rückhalt dienstbar blieb. Von Philosophen [72]) erzogen, hatte er sich stets vor ihren wenig religiösen Grundsätzen gehütet. Nun lag ihm ob, die Leiden wieder gut zu machen, welche sein Staat dem römischen Hofe unter dem Pontifikat Klemens XIII. verursacht hatte. Seine übermäßige Andacht tröstete und beruhigte die folgenden Päpste. Während alle Regierungen die Inquisition abschafften, oder wenigstens in gewisse Schranken hielten, überkommt dem Herzog von Parma eine göttliche Eingebung, und er entschließt sich, sie wieder herzustellen. »Es geschehe, sagt er in seinem Edikt, aus väterlicher Liebe für sein Volk; es geschehe, um es vor dem Gift der Ketzerei und des Unglaubens zu sichern. — Er verspricht sogar, das Tribunal, wenn es erforderlich sei, mit bewaffneter Macht zu unterstützen. Hierauf setzt er eine an das Tribunal selbst gerichtete Schutzschrift desselben auf. Er

---

72) Der berühmte Condillac war sein Erzieher. Ist dem Leumund zu trauen: so hat der Herzog, zum Beweise seiner Folgsamkeit und Achtung für die hohen Lehren dieses ihm von seinem edlen Vater gegebenen Jugendführers, dessen bekanntes großes Werk: Cours d'étude, pour l'instruction du Prince de Parme — in seinem Lande verboten, und zwar aus demselben Beweggrunde, aus welchem er die heilige Inquisition in seinen Staaten wieder einführte: »aus väterlicher Liebe für sein Volk, und um es vor dem Gift der Ketzerei und des Unglaubens zu sichern.«

rächt es an der Ungerechtigkeit, womit man es verdammt: »obgleich, sagt er, die heilige Inquisition stets mit Mäßigung und mit aller geistlichen Sanftmuth verfährt: so malt die Bosheit unsers Jahrhunderts sie doch mit den schwärzesten Farben.« — Die Inquisition entspricht dieser Aufmunterung, durch die strengste Wachsamkeit. Der Staat von Parma macht allen andern in Europa den Vorzug streitig, der fanatischste und abergläubigste zu sein. In seiner Residenz Colorno umlagert sich der Fürst mit von Rom verschriebenen geheiligten Bildern und Reliquien, und verdient in aller Rücksicht das Ansehn des gläubigsten, treuesten Kindes der Kirche. Von dem päpstlichen Stuhl empfing er dafür ein Zeichen des Wohlwollens, dessen Werth er vielleicht nur allein zu schätzen verstand. Seit lange schon suchte er für die Priester seiner Staaten um die Erlaubniß nach, am Ostertage drei Messen lesen zu dürfen; diese hohe Gunst ward der Lohn des frommen Eifers, der ihn zur Herstellung der Inquisition getrieben hatte.

So waren nun seit sechszehn Jahren die mehr oder minder feindseligen Verhältnisse fast aller europäischen Mächte mit dem päpstlichen Hof beschaffen gewesen. Frankreich, das sonst, selbst in den Jahrhunderten der Unwissenheit, an der Spitze der sich den frevelhaften Anmaßungen des römischen Stuhls widersetzenden Mächte stand, schien in diesem ganzen Zeitraum, einen vieljährigen Waffenstillstand mit ihm geschlossen zu haben; — plötzlich erwacht es aus seinem Schlummer; fortgerissen von den gebieterischen Zeitumständen, fällt es ihn an, und stürzt ihn

um, diesen alten Thron, dessen Grundfeste die Philosophie von allen Seiten schon untergraben hatte.

Ehe wir aber diese große Katastrophe darstellen, soll die kurz vorhergehende Lage dieser römischen Regierung, deren lange Dauer viel mehr als ihr Umsturz befremden muß, noch genauer entwickelt werden.

23.

Lage der römischen Regierung vor dem Zeitpunkt ihres Umsturzes.

Im zehnten Abschnitt sind die meisten Mängel der römischen Regierung dargestellt. Sie allein hätten in jedem andern Lande seinen Untergang bewirken müssen. Aber bei einem Volk ohne innere Kraft, das sich mit Festen des Aberglaubens beschäftigt, von vielen Fremden besucht, die bald sein Misvergnügen zerstreueten, bald sein Elend milderten — bei einem Volk, das in einem Klima lebte, welches Bedürfnisse mindert und ihre Befriedigung erleichtert, und in einer politischen Lage war, wo jeder Tag seiner Neugier Nahrung, jedes Jahr seinem Ehrgeiz von so verschiedner Art, Genuß oder doch Hoffnungen brachte — bei einem Volk, unter einer zwar kraftlosen, jedoch nicht tyrannischen Regierung; unter einer Regierung, die Gott selbst und seine Apostel, in den Augen des großen Haufens, zu unmittelbaren Vorsitzern zu haben schien — bei einem solchen Volk hätten die in jedem andern Lande und unter andern Umständen unerträglichsten Misbräuche noch lange ungestraft bleiben können.

Indeß waren sie in den letzten Jahren vor der französischen Revolution bis zu einem solchen Grad gestiegen, daß Beobachter, die sonst am wenigsten Unglück weissagten, dem päpstlichen Stuhl große Unfälle vorher verkündigten; ein solcher war besonders der Kardinal von Bernis, der Gemäßigte und Vertragsame, man könnte sagen, der Mann der besten Welt.

In zwei Dingen, von welchen hauptsächlich das Heil eines Staats abhängt, sündigte die römische Regierung vorzüglich, in den Sitten und in den Finanzen.

Unsittlichkeit herrschte unter allen Ständen. Und zwar nicht gerade eine Unsittlichkeit der Grundsätze, nicht die Schamlosigkeit des tiefen Verderbens, die mit dem Skandal sich brüstet und dem Gewissen Hohn spricht. Das Laster, weit entfernt, in Rom ein empörendes Aeußres zu haben, bekleidete sich mit allem, was es entweder verlarvt oder wenigstens erträglich macht. Manchmal borgte es die Sprache der Tugend und stets trug es die Larve der Andacht. Man glaubte hier, wie fast in allen Ländern, wo auf religiöse Feste ein hoher Werth gesetzt wird, und sie daher glänzend und häufig sind, die Pflicht eines ehrlichen Mannes und selbst eines Kristen erfüllt zu haben, wenn die äußerlichen Pflichten erfüllt waren. Die Römer, und selbst die aufgeklärtesten unter ihnen, vereinigten Ausschweifungen mit den Uebungen des Aberglaubens. Rom war, mit einem Wort, das wahre Vaterland der modernen Pharisäer.

An ihrer Spitze standen die Mitglieder des Kardinal-

Kollegiums. Fast alle[73]), eben so sehr aus Grundsatz als aus Geschmack, wesentlich lasterhaft, sahen in der katholischen Religion drei sehr verschiedene Dinge: die Moral, deren Lehren sie stets im Munde führten; sie aber nur dann beobachteten, wenn sie gesehen wurden, und sie ihnen keine große Opfer vorschrieb; sie aber verletzten, sobald sie sich unentdeckt und ungestraft wußten. Die Kirchenlehre, wozu sie sich laut und mit fanatischen Kraftworten bekannten, und sie heimlich verlachten. Die Kirchenzucht, in deren Vertheidigung sie die Welt in Flammen gesetzt haben würden, wenn nur das Feuer sie selbst verschont hätte. Um ihre Aufführung zur vollendeten Schule des Verderbens zu machen, fehlte nichts, als das öffentliche Aergerniß; seine Stelle ersetzte die Heuchelei. Nur an einem Ort in Europa gab es noch wirkliche Scheinheilige, und dieser Ort war Rom; und diese Scheinheilige waren die Kardinäle und die es zu werden suchten. Sie

---

73) Der mit so vielem Scharfsinn als Billigkeit urtheilende Verfasser giebt billigerweise einige Ausnahmen von dieser starken, an sich wahren, und dem heiligen Kollegium freilich nicht schmeichelnden, Schilderung zu, und hat bisher in diesem Werke seine persönliche Achtung für mehrere bessre Mitglieder desselben bekannt; wohin ich auch noch den, seiner Gelehrsamkeit, warmen Kunstliebe und biedern Karakters wegen bekannten Borgia rechne. Daß übrigens der Verfasser aus nahen Quellen dieses »Heer bepurpurter Mönchlein,« wie Klopstock in seiner Ode an Joseph II. die Kardinäle nannte, kennen zu lernen, Gelegenheit hatte, beweiset die folgende Skizze von ihrem Sein und Wesen.

M.

waren nur einem einzigen von den drei sie bindenden Gelübden getreu: dem des Gehorsams; aber jenem sklavischen Gehorsam, der Despoten schafft und sie entschuldigt. Hinter thörigter Ziererei von Demuth und Niedrigkeit, bargen sie jede Verfeinerung, jede Anmaßung des Stolzes. — Was die schwerste aller kristlichen Tugenden betrifft: so weiß man, wie sie sie ausübten. Das sogenannte unverschwiegene (qu'on dit indiscret) Geschlecht, war nicht das einzige in ihren Geheimnissen eingeweihete; und wenigstens sahen sie hierin den Cesarn ähnlich, an deren Stelle sie getreten waren. — Dieses Gemische von hochfahrenden Ehrgeiz und von verstellter Demuth, von äußerlichem Anstande und von geheimer Verderbniß, von scheinbarem Aberglauben und von verstecktem Unglauben, hätte allen diesen Eminenzen einen besonders unterscheidenden Karakter gegeben, woran man sie unfehlbar erkennen mußte. Sprache, Blicke, Gesichtszüge, alles log an ihnen. Von früher Jugend her an Verstellung gewöhnt, und an Mistrauen, beargwöhnten, erriethen sie sich einer den andern, ohne sich aber selbst jemals zu verrathen. Den alten römischen Zeichendeutern, ihren Vorfahren, in vielen Stücken ähnlich, waren sie nur in dem einen Punkt von ihnen verschieden: sie lachten nicht, wenn sie einander begegneten. — Daher ist es denn auch so schwer, von einem solchen Kirchenfürsten eine Definition zu geben; daher kommt die Verschiedenheit der Züge, mit welchen man sie größtentheils geschildert hat; und die Verschiedenheit der Rollen, die wechselsweise man sie spielen sah. — Solche Urbilder fanden ihre Nachahmer. Als Kanäle fast aller geistlichen

Gnaden, als Organe fast aller Bitten, alle Besitzer eines Theils des öffentlichen Ansehens, konnte es nicht fehlen, daß sie umringt waren, von Klienten, die um ihre Gunst buhlten; und, um diese Gunst zu erhalten, mußte man ihnen ähnlich sein. Auch bildeten sich mehr und mehr alle Römer nach den Kardinälen, mit der einzigen Verschiedenheit, die eine mehr oder minder verfeinerte Erziehung ihnen unter einander gab. Anderswo bildet sich der Hof nach dem Fürsten; hier war das Kardinalskollegium der Fürst, und sein Hofstaat, die ganze Stadt Rom. Unter diesen Kopien gab es freilich scheußliche Karrikaturen; stufenweise stieg die Aehnlichkeit abwärts bis zum Pöbel, welcher, weniger gewandt in Verstellungskünsten, es nicht verstand, das Skandal zu bemänteln, und ehrlicher Weise seinen abergläubigen Wahn und Fanatismus mit den gröbsten Ausschweifungen vereinte, vom Tempel in die Schenke lief, und von der Anbetung einer Madonna zur Liederlichkeit und zum Meuchelmorde übergieng.

Unter allen Klassen, unter allen Gewerben herrschten diese Grundsätze der Verderbtheit. Einige, durch angeborne Anlagen begünstigte Personen, Glieder vornehmer römischen Familien, einige Gelehrte, einige Künstler, machten Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel:

— — — Rari nantes in gurgite vasto — —

Nicht allein von Ketzern ward Rom, das neue Babylon genannt. Alles war dort käuflich. In Civilsachen ward die Justiz mit Parteilichkeit verwaltet; in peinlichen Sachen, mit einer trägen Achtlosigkeit, die man für Mensch-

lichkeit hielt. Ausschweifungen wurden nicht beachtet, nicht verhütet, nicht bestraft. Die Polizei war unstätt, ohne wachsam zu sein; ihre verworfnen Handlanger, die Sbirren, waren ein Haufen von Spionen und Dieben, mehr geeignet, in kritischen Fällen Unordnungen zu vermehren als ihnen vorzubeugen. In allen Rädern der Staatsverwaltungsmaschiene, war Erschlaffung, der Vorbote einer nahen Auflösung. Die Regierung zeigte oft Starrsinn, selten Festigkeit; immer Trug, nie wirkliche Gewandtheit. Schwäche herrschte in allen von ihr genommnen Maßregeln; Feigheit war der, selbst in den Verbrechen sichtbare Karakter des Ganzen. — Bei solchen Grundlagen war das Gebäude des römischen Staats, wie es auch die Erfahrung nun gelehrt hat, leicht zu zertrümmern, schwer wieder zu erbauen.

Und doch wäre diese Regierung bei so vielen Mängeln noch erträglich gewesen, oder hätte es wenigstens geschienen, wenn nur die Finanzen, und was dazu gehörte, besser wäre verwaltet worden, und die Lebensmittel reichlicher und wohlfeiler gewesen wären. Aber man kannte in Rom die ersten Grundsätze der Staatsökonomie nicht. Hätten die modernen Römer auch nur ihre Stammältern nachgeahmt, welche die weisen Anstalten von ihren Nachbarn, den Etruskern, borgten! Aber, nein; ihren Grenzen nahe, sahen sie Toskana durch Mittel beglückt, die den ihrigen, welche ein langer Gebrauch geheiligt hatte, ganz entgegengesetzt waren; sie handelten, als ob die Unwandelbarkeit der Kirche mit einer Unwandelbarkeit der Staatsverwaltung zusammengehangen hätte.

Von der apostolischen Kammer war in einem der vorigen Abschnitte die Rede. Die Finanzen hingen großentheils von ihr ab; der Verfall ward durch ihre Unfähigkeit in Geschäften verschuldet; es ist wahr, daß dieser Verfall sich schon von dem Pontifikat Sixtus V. herschrieb, dessen ehrgeitzige Unternehmungen die Kammer in Schulden setzten. Er hatte eine Anleihe von zehn Millionen römischer Thaler gemacht, und davon die Hälfte an Wasserleitungen, Obelisken und Verschönerungen verschwendet. Die andre Hälfte hatte er in der Engelsburg niedergelegt und sie zum Getraidekauf in Zeiten des Brodmangels bestimmt. Zugleich machte er den Entwurf zu einer Tilgungskasse, der aber nicht befolgt ward; und seine Nachfolger hatten die Schuldenlast nur immer mehr vergrößert. Doch bewiesen einige unter ihnen, daß eine weise Oekonomie dieser Unordnung steuern könne. In fünf Jahren hatte Klemens XIV. mehr als anderthalb Millionen Livres erspart. Pius VI. weit entfernt, seinen Fußstapfen zu folgen, bot so viel thörigte Pracht auf, warf sich in so kostbare Unternehmungen, daß die Klagen des Volks sich auf Klagen häuften, und er schon in seinen ersten Regierungsjahren drohendes Murren vernahm.

Es gebrach dem Kirchenstaat an Quellen, woraus schnell wirkende Mittel hätten geschöpft werden können. Sein Handel war fast ganz passiv, mit Ausnahme einiger Ausfuhr von Wein, Oehl und Getraide in guten Erndtejahren aus den am Adriatischen Meer liegenden Provinzen; und der Wolle und Seide, die ausgefahren ward, statt sie im Lande zu verarbeiten. Seine Industrie war, wie wir

gesehen haben, nichtsbedeutend. Die Handelsbalanz fiel ganz zum Nachtheil der Römer aus; und in kurzer Zeit würden sie von klingender Münze ganz entblößt gewesen sein, wenn nicht die Datarie und Kanzlei aus verschiedenen Ländern des katholischen Europa, es herauszupumpen gewußt hätte. Was aber unter diesen beiden Titeln einging, bauete der Verschuldung des Fiskus nicht vor. Ein Theil der Einkünfte der Kardinäle, und der Gehalt der Menge von Beamten, die an der Ausfertigung der Breven und Bullen arbeiteten, ward aus dem Fiskus gezogen. Es hielt schwer, den Belauf dieser, für den Empfänger und für den Auszahler gleich schimpflichen Tribute genau zu bestimmen. Aber man hat Grund zu glauben, daß im Jahre 1788 der Belauf der Einkünfte der Datarie und Kanzlei die Summe von zwei Millionen vier hundert und fünf und dreißig tausend römischer Thaler noch überstieg. So viel baares Geld ging etwa in Rom ein, zum Ersatz der Auszahlungen, die für die großen Einfuhren aus der Fremde ausgingen. Außer diesen Einkünften hob die apostolische Kammer für vierzehn bis sechszehn Millionen an Pacht für ihre Ländereien, und für gewisse, von den Gemeinheiten des Kirchenstaates zahlbare Taxen; an Abgaben für eingeschlachtetes Fleisch und für alles in Rom eingeführte Getreide, an Ertrag der Lotterie, und an Auflagen für eingeführte fremde Waaren. Von diesen Einkünften aber gingen beinahe fünf und eine halbe Million Interessen ab, die aus zwei von der Regierung gestifteten Staatsbanken bezahlt wurden; und die Ausgaben waren so schlecht gegen die Einnahme berechnet, daß im Jahr

1787 die ersteren die letzteren um anderthalb Millionen Livres überstiegen.

Leicht würde es in jedem andern Staate gewesen seyn, ein solches Deficit zu decken; aber die römische Regierung war eben so unfruchtbar an Erfindungen, als an Hülfsquellen. Sie herrschte ungefähr so, wie die alten Hagestolzen leben, die sich wenig um ihre Erben kümmern. Der Kirchenstaat hatte sehr reiche Grundbesitzer, die geschont werden mußten, und sehr wenig Kapitalisten. Die Volksmasse hatte nur unsichere Mittel zur Selbsterhaltung, lebte entweder von seiner Arbeit, oder von der Freigebigkeit der Reisenden, oder von dem Almosen der Klöster. — Konnte eine solche Regierung auch nur den Schein von Kredit haben? Das einzige Mittel, die Mehrheit der Ausgabe zu bestreiten, war, Papiergeld zu machen; ein Mittel, das so verderblich ist, wenn die Regierung, welche es ergreift, weder ein Sicherheitspfand dafür anzubieten, noch Tilgungskassen hat; ein Mittel, das auf die Länge unausbleiblich die Unzufriedenheit des Volks aufs höchste treibt: auch diente der Misbrauch, welchen Pius von diesem Mittel machte, den Römern zu einem Hauptbeweggrund, um, wenn gleich nicht selbst die Zerstörer ihrer alten Regierung, doch wenigstens bei dem Umsturz unempfindlich zu seyn.

Indeß trug das Papiergeld keine Interessen. Es bestand in Bankzettel (Cedole), womit alle Summen über zehen Thaler bezahlt werden konnten. Gleich in den ersten Regierungsjahren Pius verlor es vier bis fünf Procent. Die Handarbeiten waren gestiegen, die Lebensmittel waren

im Verhältniß zu diesen auch theurer geworden; und das Uebel nahm seit dem immer mehr zu. Sein Werk war es großentheils, und eine der Hauptursachen des Volkshasses. Denn das ist gerade eine Art von Bedrückung, welche es am ungeduldigsten trägt.

Die übrigen Zweige der Staatsverwaltung waren nicht dazu geeignet, um die Römer wieder mit Pius auszusöhnen. Wir haben gesehen, wie er stets mit unbekannten und fanatischen Rathgebern umgeben war, und sich fast immer vor den Rathschlägen seiner strengen Freunde hütete. Keinem von denen schenkte er sein Vertrauen, die es vermöge ihrer Stellen oder ihrer Talente hätten haben sollen, und man kann, ohne ihn mit Bitterkeit zu richten, sagen, daß er weder zu regieren, noch sich regieren zu lassen verstand. Um das zu beweisen, sey es genug, sein Betragen gegen diejenigen Kardinäle, welche nach einander sein erstes Ministerium, das Staatssekretariat verwalteten, zu schildern.

Hauptsächlich durch den Einfluß der Höfe Versailles und Madrid auf den päpstlichen Stuhl erhoben, erhielt Pius aus ihren Händen mehr, als aus eigner Wahl, den Kardinal Pallavicini, der bis auf den letzten Tag sein furchtbarster Mitbewerber gewesen war, zum Staatssekretair. Er schonte ihn, weil er durch den Herzog von Grimaldi, seinen Vetter, gut mit dem spanischen Hofe stand. Uebrigens aber hatte er nie weder seine Freundschaft, noch sein Zutrauen. Pallavicini war insgeheim den Jesuiten geneigt, und vielleicht war das sein einziger Berührungspunkt mit dem Papst. Beide mußten diese Neigung

verstellen, und, dem Scheine nach, sogar Schritte thun, die damit stritten; aber selbst hierin waren sie nicht einig. Der eine, von ruhigerem und furchtsamerem Charakter als der andere, suchte selbst den Schein eines Unrechts gegen die katholischen Höfe zu meiden; der andere, heftiger und staarsinniger, war schnell, um Fehler zu machen, und, um sie zu verbessern, langsam.

So lebten sie beinahe zehn Jahre gegenseitig in einem peinlichen Verhältniß. Mehr als einmal wollte Pallavicini, von dem Unvermögen seines Strebens, dem eigensinnigen Papst zu gefallen, überzeugt, seine Stelle verlassen. Aber die Höfe von Frankreich und Spanien waren so zufrieden mit ihm, als es nur sein geringer Kredit zuließ; sie waren gewiß, daß er doch weder Böses thun, noch rathen könne. Ihre Gesandten drangen in ihm, zu bleiben; er gab ihren Bitten nach. — Gesättigt vom Ueberdruß starb er an der Auszehrung, am 24sten Februar 1785. Bernis und Azara bedauerten seinen Verlust, weil er gut, lenksam und wohlmeinend war; aber sie konnten nicht umhin, sich zu sagen: »er war uns von keinem Nutzen, und wir haben sein Unglück gemacht.«

Aus diesem Grunde geschah es hauptsächlich, daß sie sich, bei der Wahl seines Nachfolgers, ihres Einflusses entäußerten. Fünf Bewerber zu dieser Stelle, nannte die öffentliche Stimme; den jungen Kardinal Doria, vormals Nuncius in Frankreich, wo er sich beliebt gemacht hatte; den Kardinal Garampi[74]), von sanftem Karak-

74) Die persönliche Bekanntschaft, die ich mit diesem achtungs-

ter und Aeußerm, einsichtsvoll und gelehrt, aber von schwacher Gesundheit, dessen Neigung für die Jesuiten man kannte, und der, dieser und einiger andern Ursachen wegen, dem spanischen Hofe nicht angenehm gewesen sein würde; den Kardinal Zelada, von welchem in diesem Werk schon oft die Rede war, und es noch mehr als einmal sein wird; den Kardinal Archetti, der sich mit ziemlich viel Klugheit in seiner polnischen Nunciatur betragen, aber nur mittelmäßiges Talent hatte, und einen Hang zu den kleinen italienischen Ränken, welche öfterer gefährlich sind als nützlich, und besonders in den Umständen, worin der päpstliche Stuhl war. Sein Hauptverdienst war, seine Verbindung mit dem Kardinal Antonelli, einem der einsichtsvollesten Mitglieder des heiligen Kollegiums, welchen Frankreich und Spanien von einem gegen den erstern, unter der Gesandtschaft des d'Aubeterre

terre

würdigen Prälaten vor etwa zehn Jahren in Hamburg machte, ist mir eine angenehme Erinnerung. Er kam damals von seiner Nunciatur in Wien hierher, und ging nach Rom, wo, auf Josephs Fürwort, Pius den Purpur für ihn in petto hatte. Er hielt sich einige Zeit bei seinem Freunde, dem Herrn von Brabeck, in Söder auf, kam dann mit ihm nach Hamburg, und erwarb sich durch seinen Verstand, seine Einsichten und angenehme Formen die Zuneigung aller derer, die ihn kennen lernten. — Daß der sehr kurzsichtige Pius ihm nie sonderlich geneigt war, kann die gute Meinung über Garampi nicht mindern; daß aber ein Brabeck ihn seiner Freundschaft werth achtete, ehrt das Andenken dieses Prälaten.

M.

terre gefaßten Vorurtheil zurückgebracht hatte; doch traueten sie ihm noch nicht ganz. Der fünfte Mitbewerber war der Prälat Sylva, zwar nicht ohne Talent, aber noch nicht bekannt genug.

Nur zwei von diesen Bewerbern, Doria und Archetti, hefteten des Papstes Aufmerksamkeit auf sich. Einige Zeit schwankte seine Wahl zwischen ihnen und dem Kardinal Buoncompagni. Er berieth sich darüber mit dem Kardinal Bernis, ohne dessen Beitritt er wohl einsah, sich nicht entscheiden zu müssen: denn Frankreich war die Macht, welche Pius damals am meisten zu schonen hatte, und die Klugheit ihres Gesandten, des Kardinal Bernis, flößte ihm eine wahre Hochachtung ein. Mit ihm wog also Pius die guten und schlimmen Seiten eines jeden der drei Kardinäle ab, auf welche seine Absicht gieng. »Ich weiß, sagte er zu Bernis, daß der erste Ihrem Hofe angenehm sein würde; aber er ist noch sehr jung. In auswärtigen Angelegenheiten mag er erfahren sein; kennt er aber auch eben so die des Innern? Ueberdem weiß ich nicht, ob seine Denkart mit der meinigen sich vertragen würde, und ich bin nicht mehr in den Jahren, um mir jeden Augenblick durch Kraftanstrengung Gewalt anthun zu können.« — Dann gestand er ihm, daß der Karakter und die Fähigkeit des Kardinals Archetti ihm zu der Ministerstelle am geeignetsten schiene; daß von allen, die man vorschlagen könne, dieser ihm der liebste sein würde; »aber, sagte der Papst, er ist nicht reich genug. — Er ist ein Venetianer, und ich habe keine Ursache, mit seiner Republik so zufrieden zu sein, um ihr

den Gefallen zu thun.« Man sieht hieraus, daß Pius des Gefühls der Rache nicht unempfänglich war; daß er aber manchmal wenigstens aufrichtig sein konnte.

Endlich kam er auf seinen dritten Mann. Das war der Kardinal Buoncompagni, von welchem er wußte, daß er von den beiden Gesandten, die er schonen wollte, geachtet ward, und daß Joseph II. von ihm auf seiner letzten italienischen Reise eine so vortheilhafte Meinung gefaßt hatte. Er war lange Legat in Bologna gewesen, und hatte dort große Talente und viel Festigkeit gezeigt. Aber auch Unzufriedne hatte er auf dieser Sendung gemacht. Die Bologneser hatten eine eigne, gemischt aristokratisch-demokratische Regierungsform. Sie genossen verschiedene Privilegien, und waren sehr eifersüchtig darauf. Einer gewissen Unabhängigkeit, worin sie sich in Hinsicht des päpstlichen Stuhls halten wollten, hatte der Legat sich widersetzt. Unter dem Vorwand, dem Volk sein gesetzmäßiges Ansehn wiederzugeben, suchte er die Großen herabzusetzen; aber das Volk fühlte wohl, oder man hatte ihm den Argwohn beigebracht, daß diese zärtliche Theilnahme nur ein Bestreben sei, im Bolognesischen dem Despotismus des Adels, den Despotismus der Priester zu unterschieben. Das waren Beschwerden gegen ihn, welche, durch die dem Lande mit der Austrocknung und Urbarmachung eines Theils seiner Sümpfe geleisteten wesentlichen Dienste, nicht hinweggelöscht werden konnten. Diese Dienste selbst, waren in den Augen seiner Verläumder noch ein Unrecht mehr, weil der Legat diese Arbeiten nicht unternehmen konnte, ohne die Schulden der Provinz um einige Millionen Thaler zu ver-

größern. Man behauptete sogar, er habe sich dabei bereichert, und sah die Reichthümer, welche er dort an einen ausschweifenden Luxus verschwendete, als eine Frucht seiner Erpressungen an. Welche Beschaffenheit es mit diesen Vorwürfen nun auch haben mag: wenigstens ist nicht zu leugnen, daß der Kardinal Buoncompagni dem römischen Stuhl bis dahin mit vielem Eifer und Glück gedient und Beweise von seltnen Fähigkeiten gegeben hatte; und bei einem despotischen Herrscher sind das die eigentlichen Ansprüche auf Dankbarkeit und Achtung.

Aber persönlich hatte er für Pius große Fehler, die er dem Kardinal von Bernis nicht vorenthielt. Ihn schrecke, sagte er, der hochfahrende Stolz und die Unbiegsamkeit des Buoncompagni ein wenig. Ein peinliches Geschäft müsse es sein, mit einem Minister von einem solchen Karakter zu arbeiten. Doch gab er zu verstehen, daß er seinen persönlichen Geschmack aufopfern würde, um eine den Höfen angenehme und dem Kirchenstaat nützliche Wahl zu treffen.

Obgleich Bernis seine Zuneigung für den Kardinal Buoncompagni, dem er seit seiner Rückkehr von Bologna große Beweise seiner Freundschaft gegeben hatte, nicht verhehlte: so wollte er doch den Papst zu nichts zwingen; und sein Hof war mit dem spanischen einerlei Meinung, den Papst frei wählen zu lassen. Mislang es mit Buoncompagni: so hätten die Gesandten dieser Höfe, gern einen der vier folgenden Kardinäle als ersten Minister gesehen: Zelada, über den sie ihre Meinung nie geändert hatten; Negroni, den sie zehn Jahre früher zur

päpstlichen Würde erheben wollten; Conti, der seines Karakters und seiner Grundsätze wegen, den Höfen immer angenehm gewesen war, und Palotta, den man, seiner rauhen und fast plumpen Formen ungeachtet, einstimmig für den ehrlichsten und für einen der einsichtsvollesten Männer in Rom hielt. Aber sie sahen wohl ein, daß keiner von ihnen dem Papst, mit dessen Grundsätzen sie nicht einstimmten, gefallen könne.

Pius blieb, da er von keinem angetrieben ward, beinahe vier Monat lang ungewiß, über die Wahl seines Staatssekretairs. Buoncompagni hatte zu vielen Stolz im Karakter, um zu suchen, seine Ungewißheit zu fixiren. Seiner Seits war der Papst mit der Hinzögerung wohl zufrieden. Die Geschäfte wurden in dieser Zwischenzeit von subalternen Ministern verwaltet, die sich wohl hüteten, ihm zu widersprechen. Nach langer Ueberlegung siegte endlich über seine Abneigung die Achtung, die er dem Kardinal Buoncompagni nicht versagen konnte, der Wunsch, eine den Höfen von Frankreich und Spanien und besonders dem Kardinal Bernis angenehme Wahl zu treffen, und das eigne Bedürfniß, einen Mann von Einsicht und Festigkeit zur Seite zu haben, um die misvergnügten Römer zu bezähmen. Im Juni machte er den Gesandten der Höfe zu Versailles, Madrid und Wien bekannt, daß er den Kardinal Buoncompagni zu seinem Staatssekretair gewählt habe.

Sehr dornigte Geschäfte hatte dieser neue Minister gleich bei seinem Antritt anzugreifen. Die Sache der Nunzien in Deutschland, die damals scharf betriebnen Händel

des päpstlichen Stuhls mit Neapel, die Verhaftung des Kardinals von Rohan in Frankreich, wovon unten die Rede sein wird; alles das ließ ihn sehr bald den Verlust seiner Legation bedauern, wo der Ruhm leichter zu erwerben und das Gute leichter zu stiften gewesen war. Auch sah er bald eine Menge Feinde sich gegen ihn erheben. Einer darunter, der es zu sein am wenigsten verbarg, war des Papstes Neffe selbst. Dieser erwartete schon längst den Kardinalshut. Nun ward er von dem Kardinal Buoncompagni eingeführt, und empfing bei dieser Gelegenheit von den Vornehmsten in Rom Zeichen der Freundschaft; und diese Zeichen waren damals aufrichtig. Allgemein hatte er sich beliebt gemacht. — Um eben diese Zeit ernannte ihn sein Oheim zum Sekretair der Breven, eine immerwährende Stelle, die ihm große Vorrechte gab. Buoncompagni ward betreten, über so viele Gunstbezeugungen, gegen einen Mann, von welchem er sich nicht geliebt wußte. Ueberdem sah er ihn sehr geschäftig, in seine Rechte einzugreifen und seinem Kredit das Gegengewicht zu halten. Er bezeugte dem Papst seine Unruhe darüber; dieser versicherte ihm, daß er sein ganzes Vertrauen habe; er wollte sagen, daß er so viel davon habe, als er zu geben im Stande war. Anfänglich behandelte er ihn mit mehr Herzlichkeit, als man von ihm erwartet hatte; und Buoncompagni bezwang sich genug, damit sein Karakter keine von den Szenen, die der Papst befürchtet hatte, veranlasse. Dieses flüchtige gute Verständniß, war besonders der Fürsorge des Kardinal von Bernis zuzuschreiben. Er selbst hielt es für dauerhaft, und

rühmte sich dessen als seines Werks. Mit Vergnügen sah er Pius, sich mit seinem Staatssekretair berathen, und, was noch mehr zu verwundern war, sich nach seiner Meinung richten. Er hielt den Papst für bekehrt; und schrieb im Jahr 1787 an seinen Hof: »Pius VI. fängt an einzusehen, daß ihm Staatsmänner nöthiger sind als Theologen.

Der Einfluß und die Klugheit des Kardinals Buoncompagni zeigten sich besonders in dem Betragen des römischen Hofes, bei den Unternehmungen des Bischofs von Pistoja. Als dieser Prälat dem päpstlichen Stuhl so förmlich den Krieg erklärte, wußte Pius seinen Verdruß, und, als er ihn scheitern sah, seine Freude zu verbergen. Mit Erbittrung ward der Streit mit dem neapolitanischen Hofe unter Buoncompagni's Ministerium geführt; daher glaubte er, daß eine persönliche Zusammenkunft eher, als die Unterhandlung selbst der gewähltesten Agenten, eine Annäherung bewirken könne. Er gieng auf einen Monat nach Neapel. Seine Gegenwart entsprach zwar nicht ganz der Erwartung; doch aber verhinderte sie den Ausbruch, welchen vielleicht ein andrer hervorgerufen haben würde. Den unbedeutenden Tribut, worauf Pius Eitelkeit einen so hohen Werth setzte, wußte er nach seinem eigentlichen Gehalt wohl zu beurtheilen. Während seiner Verwaltung verschwand dieser Rauch; und es schmerzte ihn nur, wegen des Kummers, den es dem Papst verursachte. Durch seine Hände giengen die Reklamationen, die Protestationen, die Exceptionen und langen Deduktionen, wodurch man mehr Nachgiebigkeit des neapolitani-

schen Hofes gegen den römischen Stuhl zu bewirken hoffte. Wie unzureichend alle diese Mittel sein würden, hatte er vorausgesehen; was ihm aber persönlich unangenehm sein mußte, war, daß alle diese durch sein Organ gegebnen Erörterungen, ihn selbst gegen diesen Hof kompromittirten, welchen er zu schonen große Ursachen hatte. Seine Familie besaß in den Staaten des Königs von Neapel sehr bedeutende Güter und unter andern das Principat von Piombino, das allein über zweihundert tausend Livres einbrachte. Längst drang sie in ihn, einen Posten zu verlassen, in welchem er nicht Ansehn und Einfluß genug genoß, um dadurch für die Geschäftslast, die er ihm gab, und für die Gefahren, denen er sich selbst und seine Verwandten aussetzte, entschädigt werden zu können. Einige Zeit blieb er standhaft gegen diese dringenden Bitten.

Alle die, welche den Kardinal Buoncompagni genau gekannt haben, beurtheilen ihn viel glimpflicher als Gorani. Sie sagen, es sei ein Mann von Verstand, ein Mann von Ehre gewesen, der den Ehrgeiz einer großen Seele hatte, seinem Vaterlande nützlich zu sein und zugleich seinen eignen Ruhm zu befördern. Einiger Beweise der Zuneigung Pius VI. unerachtet, sah er doch bald, es werde ihm nicht gelingen, sein volles Zutrauen zu gewinnen, ohne welches die Erreichung jenes ruhmwürdigen Zwecks unmöglich war. In allem was die Angelegenheiten des Innern betraf, ward dieses Zutrauen ihm verweigert. Zu Anfang des Jahrs 1789 veranlaßte seine Familie die Furcht bei ihm, daß, ohne sein Vorwissen, an einem Vergleich zwischen dem Papst und dem neapo-

litanischen Hof gearbeitet werde. Mit jedem Tage stieg sein Misvergnügen, und stieg aufs höchste, als in Frankreich um diese Zeit ein Werk unter dem Titel erschien: »Kritische und unparteiische Bemerkungen über die Einkünfte und Abgaben der französischen Geistlichkeit; oder, Auszüge aus in den Jahren 1786 und 1787 an Sr. Eminenz den Kardinal Buoncompagni Ludovisi geschriebnen Briefen. Rom. Von dem Abbe de M . . . . [75]). Dies war der Vorbote des in eben dem Jahr auf die französische Geistlichkeit geschehenen Angriffs. Höchlich erstaunte der Kardinal, sich in diesem Werk, dem Publikum als die redende Person in einer für einen Minister des Papstes so zarten Frage dargestellt zu finden. Feierlich erklärte er, mit dem Verfasser, dessen Grundsätze er durchaus misbillige, nicht die geringste Verbindung gehabt zu haben. Aber durch einen zu lebhaften Widerspruch bestätigt man fast immer den Argwohn nur noch mehr. Des Kardinals Feinde deutelten diese Erklärung, und freuten sich, daß sie dem Werk des französischen Abbe's eine größre Wichtigkeit gab, als es sonst in Frankreich selbst nicht würde gehabt haben.

Alle diese Ursachen brachten Buoncompagni zu dem Entschluß, seine Stelle niederzulegen. Er vertraute ihn seinen Freunden, Bernis und Azara an. »Ich bin entschlossen, sagte er, das Ministerium niederzulegen; aber

---

75) Reflections critiques et impartiales sur les revenus et les contributions du Clergé en France, ou, Extraits de lettres écrites en 1786 et 1787 à son émenence le Cardinal Buoncompagni Ludovisi. A Rome, par l'Abbé de M. . . .

mit Anstand will ich es thun, ohne Klagen zu erheben und besonders, ohne eine Belohnung zu fordern.« Die beiden Gesandten suchten ihn nachdrücklich davon abzurathen. Er habe, sagten sie ihm, die Achtung des Publikums, selbst die Achtung des Papstes, wenn gleich nicht sein volles Zutrauen. Er sei bei den königlichen Höfen beliebt. Ein Mann wie er, sei in der jetzigen Krisis des päpstlichen Stuhls, durchaus nothwendig. Ueberdem, was wolle er in seiner Abgeschiedenheit machen? An Arbeit gewöhnt, werde er dem Druck der Geschäftslosigkeit unterliegen.

Auf einige Zeit gab Buoncompagni den dringenden Bitten seiner Freunde nach. Ohne Zweifel war der Papst von seinem Vorhaben und seiner Unzufriedenheit benachrichtigt. Geflissen suchte er, ihm noch mehr Aufmerksamkeit zu beweisen; er erzeugte ihm sogar die seltne Gunst, einen seiner nahen Verwandten zum Gouverneur der Engelsburg zu ernennen; eine Stelle, die gewöhnlich nur den Neffen des Papsts aufbehalten war. Nicht so leicht aber konnte Buoncompagni entwaffnet werden. Er erhielt die Gewißheit, daß man seiner Vermittlung in der Angelegenheit mit dem Hofe von Neapel ausweiche. Es kam zwischen ihm und dem Papst hierüber zu einer ziemlich lebhaften Erklärung, worin er ihm seine Zurückhaltung gegen ihn und das, einem gewissen, nicht sonderlich geachteten neapolitanischen Prälaten zugewandte Zutrauen, vorwarf. Pius, der nicht wollte, daß man ihm die Abdankung eines so empfehlungswürdigen Mannes vorzuwerfen hätte, und den der kraftvolle Karakter des Kardi-

nals doch imponirte, verstellte sich gegen ihn, hörte mit anscheinender Theilnahme seine Klagen an; aber der Kardinal ließ sich über seine wahre innere Stimmung nicht täuschen, und empfand das Beschwerliche des beizubehaltenden Ministeriums mehr als jemals. Den Tag vor seiner gewöhnlichen Reise in die pontinischen Sümpfe, sah er den Kardinal Buoncompagni in sein Zimmer treten. »Es ist »Zeit, sagte dieser, mich freimüthig mit Ihro Heiligkeit »zu erklären. Ich nahm das mir von Ihnen angetragne »Ministerium in der Hoffnung an, von Ihrem Zutrauen »unterstützt, die Amtsgeschäfte mit Ehre verwalten zu kön»nen. Meine Hoffnung ist getäuscht; meine Gesundheit ist »dahin; meine Kräfte reichen nicht mehr zu Erfüllung der »Pflichten hin, die ich mir vorgesetzt habe. Mit jedem »Tage werden sie mir durch zusammentreffende Hindernisse »aller Art beschwerlicher gemacht. Ich bin es Eure Hei»ligkeit, bin mir selbst es schuldig, einen Platz zu verlas»sen, auf welchem ich nichts Gutes mehr stiften kann.«

Pius schien erstaunt, sogar betreten über diesen Entschluß. Mit dem Ton der Aufrichtigkeit, mit dem Ausdruck der Freundschaft bestritt er ihn. »Nein, Sie sollen »mich in meiner jetzigen kritischen Lage nicht verlassen. »Kommen Sie zu mir nach Terracina. Da wollen »wir über die Beweggründe Ihres Entschlusses ausführlich »reden. Er soll, hoffe ich, gegen meine Gegengründe, und »besonders gegen meine inständigen Bitten, nicht Stand »halten.«

Pius glaubte ihn wankend gemacht zu haben. Aber der Kardinal faßte nicht so schnell einen Entschluß;

wenn er ihn aber einmal gefaßt hatte, war er nicht so leicht davon zurückzubringen. Diesesmal hatte er Niemand zu Rath gezogen. Erst nach geschehener Sache entdeckte er sie Bernis und Azara. Sie kannten den Karakter Pius, und sahen wohl, daß nach dem von dem Kardinal geschehenen Schritt keine Annährung weiter zu hoffen sey. Ueberdem trug noch ein Umstand zu dem Ueberdruß des Kardinal Staatssekretairs bei, und machte ihn unüberwindlich; das war der Einfluß, den der Prälat Ruffo gewonnen hatte.

Der Ansprüche dieses Mannes auf das Wohlwollen des Papsts ist schon einmal erwähnt. [76]) Pius wollte sich ihm für die von seinem Oheim, dem Kardinal Ruffo, einst empfangne Wohlthaten dankbar beweisen. Er erhob ihn zu einer Stelle, welche die meisten Mittel darbietet, Böses zu thun, oder Gutes, nehmlich zu der Stelle eines Schatzmeisters der apostolischen Kammer. Sie ward dem redlichen Kardinal Palotta genommen, um einem

---

76) Nehmlich im 10ten Abschnitt, war von diesem Schooskind der Kirche die Rede; dessen zärtliche Mutter, unter dem Beistande bewaffneter Mächte, zur Belohnung seiner dem Staate und der Kirche geleisteten Kriegsdienste, wie es jetzt (im December 1799) heißt, die päpstliche Würde für ihn in petto hat. Auch ist dieser gehelmte Kardinal schon in Venedig angekommen, mit allen seinen russischen und neapolitanischen Orden, und was noch mehr ist, ganz im militairischen Kostume mit seinen Adjutanten (pour *ajouter*), um mit desto mehr Nachdruck seine apostolischen Bewerbungen zu betreiben; deren Erfolg aber doch noch wohl zweifelhaft ist. M.

Manne gegeben zu werden, der mit angenehmen Formen und mit glänzenden Talenten verderbte Sitten und eine unersättliche Habsucht verband. Bei Ruffo verstummte das Moralgesetz, wenn es darum galt, des Papstes Geschmack zu schmeicheln, und seine Neffen zu bereichern. Auf diesem Wege hatte er ein Uebergewicht erhalten, dem alles weichen mußte, und dem alles wich; nur der edle Stolz des Kardinal Buoncompagni, und der ernste und freimüthige Karakter des Ritters Azara nicht. Dieser spanische Gesandte, der dem Papst die kühnsten Wahrheiten sagen konnte, sie ihm oft mit Erfolg und immer ungestraft sagte, wandte alles an, um diesen verderblichen Einfluß des Prälaten Ruffo zu bekämpfen. Und was hätte seinen Eifer zurückhalten können? Er erwartete nichts von dem Papst. Er sprach im Namen eines von denen Regenten, die Pius am meisten zu schonen Ursache hatte. Er erinnerte sich, daß er es sey, dem sein Neffe die spanische Grandezza verdanke, und Pius erinnerte es sich nicht genug. Diesen Vorsprung benutzte Azara, um alle die Unordnungen anzugreifen, welche, besonders seit einigen Jahren so schreckliche Fortschritte gemacht hatten. Mit anscheinender Nachgiebigkeit hörte ihn Pius, — und folgte dennoch dem Antrieb seiner Schmeichler. Der Ritter Azara, überzeugt von der Fruchtlosigkeit seiner Vorstellungen, wollte nun den heiligen Vater einige Zeit hindurch nicht weiter damit belästigen. Seine Kälte beunruhigte Pius. Wenn Eigennutz oder Furcht es geboten, konnte er geschmeidig sein. Er vertraute seine Unruhe dem Kardinal von Bernis, der, seitdem er sah, daß, trotz seiner Erinne-

rungen, der römische Hof in sein Verderben rann, sich abwärts hielt. Aber Bernis war leicht zurückzubringen. Er widerstand den Liebkosungen des Papstes nicht. Er suchte das Mißverständniß zwischen ihm und dem Ritter Azara zu zerstreuen. Der Papst, der den Kredit dieses Gesandten bei seinem Hofe kannte, kam zu ihm zurück, überhäufte ihn mit Zuvorkommen, und zog ihn recht geflissen in bedenklichen Vorfällen zu Rath. Er hatte damals den Vorsatz gefaßt, die schon so empörenden Reichthümer seines Neffen, des Herzogs, mit der Abtretung des Herzogthums Castro und Ronciglione noch zu vermehren. Azara hatte sich darüber mit seinem gewöhnlichen strengen Ernst erklärt. Für den Augenblick wagte der Papst es nicht, sein Vorhaben auszuführen.

In allen andern Fällen aber war der Einfluß des Prälaten Ruffo unwiderstehlich. Buoncompagni fühlte, daß er mit seinen geraden Absichten und mit den Grundsätzen eines Staatsmanns vergeblich gegen einen solchen Mitbewerber kämpfe; und das war einer der Hauptgründe, der ihn in seinem Entschluß, abzudanken, befestigte.

Sein Podagra hinderte ihn an der Reise nach Terracina. Pius fand ihn, bei der Rückkunft aus den pontinischen Sümpfen, noch eben so entschlossen, das Ministerium niederzulegen, als er ihn verlassen hatte, und mogte wohl ins Geheim sich darüber freuen. Nun sah er, daß keine Gefahr mehr dabei sei, seine dringenden Bitten zu erneuern; er beschwor ihn noch einmal, ihn nicht zu verlassen. »Sie klagen über Ihre Gesundheit,« sagte er mit Herzlichkeit zu ihm; »nun, so schonen Sie sich, nehmen

»Sie die nöthige Zeit, um sie wiederherzustellen. Genies-
»sen Sie an einem andern Orte eine reinere Luft. Versu-
»chen Sie einige Heilbäder; ich verspreche Ihnen, in Ih-
»rer Abwesenheit nichts Erhebliches vorzunehmen, ohne
»mich mit Ihnen zu berathen.«

Wirklich reiste Buoncompagni nach den Bädern von Vicenza ab. Hier blieb er einige Monate, weniger mit seiner Gesundheit, als mit der Ausarbeitung einer langen Schrift gegen seinen Widersacher Ruffo, beschäftigt. Ueberlegung und Einsamkeit, die sie begünstigt, bestärkten ihn nur noch mehr in seinem Vorsatz. Der heuchlerischen Bitten des Papstes ungeachtet fühlte er noch die ganze Stärke des zurückgebliebenen, und nie verlöschenden Eindrucks von dem mit ihm gehabten Auftritt. — Im September 1789 schickte er ihm seinen Abschied. Pius verbarg seinen Aerger darüber, unter ehrenvollen Ausdrücken, worin er dem Kardinal antwortete. Nur zehn Monate überlebte Buoncompagni seine Ungnade. Denn dafür hielt er seine Abdankung, so freiwillig sie auch war. Er hatte einen übertriebnen Ehrgeiz. Man wollte behaupten, daß Kummer das Ende seines Lebens beschleunigt habe; welches eine Geistesschwäche verrathen würde, die, so wie man ihn bis dahin kannte, unvereinbar ist mit der großen Energie seines Karakters, mit seiner festen Körper-Beschaffenheit, und mit jener nicht zu erschütternden Unempfindlichkeit, die einem Staatsmanne vielleicht nothwendig ist; die ihm aber seine Verläumder zum schweren Vorwurf gemacht haben.

Der Neid schonte seiner nicht. Vorani rechnet ihm

viele Fehler, ja sogar Laster an. Weniger strenge richten ihn Männer, die ihm näher waren. In der That waren weder die kristliche Demuth, und weniger noch die geistliche Keuschheit, seine Eigenschaften. Aber der Kardinal von Bernis und der Ritter Azara, die sich in der Lage befanden, ihn richtiger, als Gorani, beurtheilen zu können, haben seine Talente nie für bloß oberflächlich gehalten.

Die Epoke seiner Entlassung war zugleich der Anfang der furchtbarsten Angriffe Frankreichs auf den römischen Stuhl. Ein Minister von Buoncompagni's Karakter, klug wie er, aber von größerem Einfluß, wäre dem Papst höchst nothwendig gewesen. Dieses Geistes aber gab es keinen Kardinal mehr in dem heiligen Kollegium. Die, welche noch einige Fähigkeiten hatten, waren entweder den katholischen Höfen sehr verdächtig, oder würden dem Papst unangenehm gewesen sein. Die Gesandten von Frankreich und Spanien schlugen aufs neue den Kardinal Zelada vor, den sie stets geachtet hatten, und gegen den auch Pius nicht eingenommen war. Zelada war, wie wir gesehen haben, gewandt und einnehmend. In ruhigen Zeiten würde das vielleicht eine gute Wahl gewesen sein; aber sein von Natur ohnehin nicht kraftvoller Karakter, war durch Alter und Kränklichkeit geschwächt. Er war damals zwei und siebenzig Jahre alt. Im Selbstgefühl seines Unvermögens, wandte er es selbst, seinen beiden Freunden und dem Papst ein. — Endlich ergab er sich ihren dringenden Bitten; bereuete es aber unmittelbar darauf. Hätte er sich beschränkt, das zu sein, was er bis dahin war, der kenntnißvolle Beschützer der Künste, Bibliothekar des Vatikans, Direktor des Museum Pio-Clementinum:

so würde er, allen Verläumdungen seiner Feinde zum Trotz, der Gegenstand der öffentlichen Achtung geblieben sein, der Römer, den die Fremden aller Klassen, vor allen andern kennen zu lernen strebten, und mit dem sie am zufriedensten waren. Er gab den trügerischen Eingebungen eines verspäteten Ehrgeizes nach. Sein Ruhm verschwand fast ganz, als er eine Rolle spielen wollte, der er nicht gewachsen war. Man vergaß den höchst unterrichteten Gelehrten, den liebenswürdigen Menschen; nur den unfähigen Minister sah man in ihm. Seinen stillen und sich leicht zu verschaffenden Genuß, vertauschte er mit den Stürmen eines Ministeriums, und mit Kummer, wobei sein Alter hinwelkte. Durch falsche Maßregeln veranlaßte und vorbereitete er den Umsturz der Regierung, in der er die Eitelkeit hatte, den Vorsitz führen zu wollen. Ein Zeuge der ersten Unfälle des römischen Stuhls, war er weder fest noch gewandt genug, um sie abzuwenden oder zu entkräften. Er erlebte den Schmerz, zu sehen, daß sie ihm zugeschrieben wurden; den Schmerz, nichts als Lästerer unter seinen Landsleuten, nichts als unversöhnliche Feinde unter der französischen Nation zu finden, in der er bis dahin nur Lobredner, nur Bewunderer hatte. Aber sein kurzes und ruhmloses Ministerium trifft mit der französischen Revolution zusammen. Und ehe dieses Werk mit einer Darstellung der Unfälle des römischen Stuhls, deren Quelle sie war, geschlossen wird, ist es nöthig, vorher die Schilderung des Pontifikats Pius VI. mit einer Uebersicht seiner Verhältnisse mit Frankreich, bis auf diesen für ihn so verderblichen Zeitpunkt zu vollenden.

24.

Darstellung der Verhältnisse Frankreichs mit Pius VI. bis zur Revolution im Jahr 1789.

Es ist ein denkwürdiger Zug in der Geschichte des römischen Hofes, daß die Nation, welche die Vernichtung, wenigstens seiner weltlichen Herrschaft bewirkte, von allen europäischen Völkern, grade das Volk war, über welches er sich bis dahin am wenigsten zu beklagen hatte. Wenn der spanische Hof in seinem Grimm gegen die Jesuiten, Pius VI. beim geringsten Schein von Partheilichkeit für sie, quälte: so machte der französische Hof freilich gemeinschaftliche Sache mit ihm; aber es war sichtbar, daß es mehr seinem Alliirten zu Gefallen, als aus eigner Besorgniß geschah. Die von Spanien als drohend gefürchteten Gefahren der Intriguen dieser erloschnen Gesellschaft, bekümmerten das Versailler Ministerium gar wenig. Vor dem Schein der Fackel der Philosophie war der Fanatismus in Frankreich zurück gewichen. Verschiedene Glieder der hohen Geistlichkeit legten es einigemal darauf an, ihn wieder hervorzuziehen; sie wurden aber wenig unterstützt; und das von der öffentlichen Meinung gefällte Urtheil, überhob den Hof, die seinigen zu fällen.

Die Anmaßungen der Priester, die in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts noch Unruhe stifteten, schienen jetzt dem großen Haufen nur lächerlich, und machten die Regierung nicht weiter besorgt. Die Andächtler allein empfanden für sich selbst einen gewissen religiösen Schrecken, und diese, zu den im Dunkeln brütenden Klassen verwiesene Andächtler, waren nicht mehr furchtbar. Zu ihrer Zunft gehörten nur wenig Männer von Einsicht oder von Macht, und die, welche nicht dazu gehörten, hatten kein Interesse, andächtelnd zu scheinen. — So also verlor die Religion allmählich von ihrer Herrschaft. Nur der zur Aufrechthaltung der königlichen Auctorität nothwendige Theil derselben ward noch beibehalten. Selbst die ersten Minister des Königes, überließen sich ohne Bedenken allen weltlichen Leidenschaften, und gaben sich nicht einmal die Mühe, zu heucheln. Gewohnheits- oder Höflichkeitsverhältnisse, waren fast die einzigen, worin Frankreich noch mit dem römischen Hofe stand, von ihm hatte man nichts mehr zu befürchten, und so dachte man auch nicht darauf, sich ihm furchtbar zu machen. Auch gab es vom ersten Jahr des Pontifikats Pius VI. an, bis 1789, mit ihm nur sehr wenig Erörterungen schwieriger Art.

Sollte man es wohl glauben, daß eine der ersten Beschäftigungen des Kardinals von Bernis unter dem neuen Pontifikat, die war, in Frankreich Nachfragen anzustellen, um den Ruf der Heiligkeit und die Wunder der im Jahr 1743 von Benedikt XIV. selig gesprochenen Königin Johanna von Valois, ersten Frau Ludwig XII., und Stifterin des Ordens de l'Annonciade, zu bestä-

tigen. Frankreich hatte ihre Heiligsprechung schon lange bei dem Papst nachgesucht, und ein Kardinal, vormaliger Hofabbé, der üppige Dichter der »Quatre parties du Jour,« ein liebenswürdiger Philosoph, verschmähete es nun nicht, der Geschäftsträger in dieser so ernsten Unterhandlung zu sein! Aber es war die Rede von einem der Luftgebilde, worauf der Glanz, die Macht, die Reichthümer der Kirche beruheten; und um einer so wichtigen Angelegenheit zu dienen, entschlossen sich auch wohl die sonst redlichsten und aufgeklärtesten Männer, Organ des Betrugs zu sein.

Doch war dies nicht die einzige schimpfliche Kette, wodurch Frankreich damals und noch bis zu der großen Epoke der Revolution mit dem römischen Hofe zusammenhieng. Die Bischöfe, die Aebte, die Inhaber aller Pfründen, welche man Konsistorialpfründen nannte, weil sie von dem Papst in einem Kardinalskonsistorium prekonisirt wurden, mußten bekanntlich die Ausfertigung der Bullen, ohne welche sie keinen Besitz von den Pfründen nehmen konnten, bezahlen; eine Kammer, die Datarie genannt, besorgte diese Ausfertigung; die von dem Betitelten geforderte Kontribution, betrug nach dem Konkordat Franz I., die Summe seiner Pfründen-Einkünfte eines Jahrs. Freilich erhielt man fast immer eine Vermindrung dieses Preises der Bullen. Der uneigennützige Klemens XIV. war in solchen Kapitulationen sehr willfährig. Habsüchtiger zeigte sich hierin Pius VI., gleich bei seinem Regierungsantritt; und was das sonderbarste war, er glaubte ehrlich, sein Gewissen heische das von ihm. Dahin also war es,

durch den sonderbarsten Umsturz der Grundsätze der kristlichen Religion, die von ihrem Ursprung an die Simonie so strenge verbot, mit den Oberhäuptern der katholischen Kirche gekommen, daß sie es sich zum Vorwurf machten, wenn sie diese Trödelei mit geistlichen Aemtern nicht so trieben, als sie sie hätten treiben können; und der weise Bernis selbst, der bei jedem Pfründenwechsel die Verminderung der Summe dieser empörenden Auflage nachsuchen mußte, war schwach genug, solchen Bedenklichkeiten des Papstes beizustimmen. Er empfand eine Art von Mitleid mit diesem unglücklichen römischen Fiskus, auf dessen Verarmung diese oft wiederholten Bitten abzielten; und mehr als einmal schrieb er, wenn man ihm einen solchen Auftrag gab, nach Versailles, das heisse, einen Armen um Almosen ansprechen.

Doch war er in gewisser Rücksicht zu entschuldigen. Er stand bei dem Papst in einem Kredit, den er oft genug bewies, und ihn, bei der Dienstbarkeit, worin Frankreich noch in vielen Dingen stand, für wichtigere Angelegenheiten sparen wollte; diesen Kredit nun fürchtete er, durch ein häufiges Ansuchen, worin die habsüchtigen römischen Kurien nur ungern willigten, zu erschöpfen. Ueberdem, (doch, das soll nicht zu seiner Rechtfertigung dienen) war er, als Kardinal-Protektor von Frankreich, persönlich dabei interessirt, diese Quelle von Einkünften nicht vertrocknen zu sehen. Doch, dies fordert einige Erläuterungen.

Da nunmehr eine so schimpfliche Stiftung für immer aufgehoben ist, kann es nicht gleichgültig sein, zu wissen, durch welche Sophismen, in der katholischen Kirche, die Habsucht mit dem Stolz kapitulirte.

Das Ehrengehalt der Kardinal-Protektoren, hatte nichts mit den Gebühren gemein, welche, unter der Benennung von Annaten bekannt, und durch das Konkordat sanktionirt waren. Der König besoldete sie nicht aus seinem Schatz: da sie aber beauftragt waren, die Ausfertigung der Bullen nachzusuchen, und im Konsistorium die Abteien und Bisthümer, zu welchen der König ernannte, vorzuschlagen: so zogen sie auf Kosten der Neuernannten, eine Abgabe als ein Aequivalent des Gehalts, das man ihnen hätte geben können. Es war gleichsam eine Anweisung, die der König, als ihr Schuldner, ihnen auf die Einkünfte der von ihm konferirten Pfründen gab.

Wollten nun diejenigen, welche zu den Konsistorial-Pfründen ernannt waren, die Ehre haben, von dem Papst selbst im Konsistorium vorgeschlagen zu werden, um desto schneller zur Hebung zu gelangen: so mußten sie dafür zwei Gebühren, die *propines* genannt wurden, zahlen: die eine für den Papst, die andre für den Kardinal-Protector.

Hatte aber dieser letztere den Auftrag, die Pfründen vorzuschlagen: so wurden die Bullen erst nach zwei vorhergegangenen Formalitäten ausgefertigt. Zuförderst mußte er den Bewerber im ersten Konsistorium prekonisiren; hierauf that er in einem zweiten Konsistorium den förmlichen Vorschlag der Konsistorial-Pfründe, zu welcher der Papst ernannt hatte. Da verlor denn der Bewerber von der Seite der Beschleunigung, was er von der Seite der Ersparung gewann, weil er nun nur eine Vorschlagsgebühr (propine) zu bezahlen hatte; dafür aber mußte er oft

ein halbes Jahr auf die Bullen-Ausfertigung warten. In jedem Fall zog der Kardinal-Protektor seine Vorschlagsgebühr; er war also am Ende bei seinem hochklingenden Titel nichts, als ein Agent seiner Nation in Kirchen- und Pfründensachen, und vornehmlich in solchen, die nur im Konsistorium entschieden wurden.

Nach dieser Erörterung sieht man wohl, daß der Kardinal von Bernis bei der Erhaltung der Einkünfte des päpstlichen Stuhls persönlich interessirt war. Aus diesem einzigen Artikel der Vorschlagsgebühren (propines) bezog er in gewöhnlichen Jahren, vier und zwanzig bis dreißig tausend Franken. Er war nicht geldgierig; aber der große Aufwand bei seinem Amt, wozu er weniger verpflichtet als daran gewöhnt war, erlaubte ihm nicht, ganz uneigennützig zu sein. Sein Ansuchen um eine Kostenverminderung geschah daher stets mit einem gewissen Widerwillen, und doch fast jedesmal mit gutem Erfolg; das war mehrere Jahre seine wichtigste Beschäftigung in Rom, so wie das einzige Unangenehme, das ihm dort begegnete.

Nur mit wenig Worten wollen wir des Widerstandes erwähnen, welchen die französische Geistlichkeit im Jahr 1775 dem Vorschlag entgegen setzte, den nutzlosen Orden des heiligen Antons mit dem Maltheserorden zu vereinigen. Ludwig XVI. war mit Pius darüber schon einverstanden. Die päpstlichen Breven waren ausgefertigt; als die französischen Prälaten von einem schönen Eifer für das, was sie die Rechte der Kirche nannten, beseelt, plötzlich mit dringenden Vorstellungen an den Papst gegen diese Vereinigung hervortraten. Wir übergehen alle die Ar-

gumente theologischer Gelehrsamkeit, womit man das Gewissen des heiligen Vaters zu rühren suchte. Genug, Pius gerieth darüber in große Verlegenheit; er glaubte, die Versendung der Breven aufschieben und eine Kongregation zur Erörterung einer so unbedeutenden Sache ernennen zu müssen. Unbefangen sagte er zu Bernis, der ihn gern anhörte, ihn tröstete, ihn ermunterte, aber auch manchmal mit ihm zürnte: »Diese Maßregel ist höchst nöthig, wenn ich anders mich nicht den Vorwürfen der Menschen und meines Gewissens bloßstellen will.« — Zu Versailles ließ man ihm Zeit zur Ueberlegung.

Der schon übel berathne Papst gab der Inkorporationsbulle eine dem französischen Ministerium misfallende Form. Nachdrücklich ließ man es ihm empfinden, und das ist vielleicht der einzige Zeitpunkt vor der Revolution, wo Frankreich einen drohenden Ton gegen ihn annahm. Vergennes schrieb nach Rom: »Man treibe uns nicht aufs »Aeußerste und zwinge uns nicht, den schon so allgemein »empfundnen Unterschied, zwischen Religion und Politik »in Anregung zu bringen. Sagen Sie dem Papst,« fügte er hinzu, »machen Sie es ihm recht begreiflich, daß ein »König, welcher die wahre Stütze des römischen Stuhls »ist, sich ungestraft nicht necken lasse.« — Vergennes glaubte wohl nicht, hiermit Wahrheiten zu sagen, deren ganze Stärke man bald empfinden würde.

Diese unbedeutende Sache machte dem schon auf so vielfache Art geplagten Pius Kummer. Sie warf Verdacht auf seinen Freund, den Kardinal Giraud, einen der Haupturheber seiner Erhebung, dem das Versailler

Ministerium die insolente Bulle zuschrieb, und ihn des Undanks beschuldigte. Den Kardinal Bernis schmerzte dies sehr. Er liebte den Kardinal Giraud, vertheidigte ihn mit Wärme, und sogar, was ihm sonst nicht eigen war, mit trocknen Worten. Er äußerte, daß man in Frankreich mit zu weniger Vorsicht jene philosophischen Maximen annehme, die an sich selbst zwar gut wären, in der Anwendung aber den Umsturz der Religion und die allmählige Vertilgung vieler Vorurtheile nach sich zögen, deren Beibehaltung rathsam sei. — Das war wohl freilich die Sprache eines Hofmanns und eines Kardinals; doch beweiset sie zugleich, Bernis seltnen Scharfblick und eine Voraussicht, die er selbst durch den Erfolg der Begebenheiten bewährt fand.

Doch dieses erste Ungewitter vertheilte sich. Der Papst gab nach; die Vereinigung des Ordens vom heil. Anton geschah, dem Wunsch Frankreichs gemäß. Die französische Geistlichkeit, die sich noch für stark hielt, machte dieser mißlungene Erfolg nicht muthlos. Zwei Jahre darauf ließ sich beikommen, dem Papst wegen seiner Willfährigkeit gegen die französische Regierung Vorstellungen zu thun. Sie schlug Lärm bei Gelegenheit der Aufhebung einiger Mönchsorden. Pius wußte schon, was dabei zu gewinnen war, wenn er sich einer großen Macht widersetzte, deren Stütze ihm so nothwendig war. Er äußerte einen wirklichen oder scheinbaren Unwillen gegen die Prälaten, die sich zu seinen Censoren aufwarfen. Mit Nachdruck sagte er: »ihre Vorwürfe, so ehrfurchtsvoll sie auch angebracht wären, enthielten dennoch eine Lektion, die ihm nicht anstehe.« —

Viel Leiden würde Pius Frankreich und sich selbst erspart haben, wenn er ihre Eingebungen immer so, wie dasmal aufgenommen hätte.

Diese vorübergehenden Uneinigkeiten, und die Händel wegen der Jesuiten ausgenommen, worin Frankreich mit Spanien gemeine Sache machte, verflossen die ersten acht oder zehn Jahre des Pontifikats Pius, unter Beweisen seiner Ergebenheit für die französische Regierung. Wenn etwas bedenkliche Forderungen geschahen: so wählte er die darüber berathschlagende Kongregation sorgsamst aus solchen Kardinälen, die am wenigsten Schwierigkeiten machten, und am nachgiebigsten gegen Frankreich gesinnt waren. Das war großentheils das Werk des Kardinals von Bernis, seines Rathgebers, seines Trösters, und nur selten seines Censors. Auch drückte er sich noch im Jahr 1782 über Pius so aus: »Er hat mehr Tugenden als Fehler, und er hat ein französisches Herz.« — Als Ludwig XVI. und Pius VI. sich gegenseitig so schonten, schien es ihnen zu ahnden, daß sie noch einst einer den andern nöthig haben würden; gewiß aber sahen sie nicht voraus, wie sehr diese Eintracht in einer künftigen Epoke, wo sie nicht mehr passend war, für sie beide verderblich werden würde.

Zwischen den Höfen von Rom und Versailles herrschte also ein fast ununterbrochnes gutes Verständniß, als ein für beide gleich befremdender Vorfall es auf einige Zeit störte; ein Vorfall, der mit der französischen Revolution und folglich mit dem Umsturz des päpstlichen Stuhls in nicht entfernter Verbindung steht; nehmlich der nur zu berüchtigte Proceß

des Kardinal von Rohan; eine Sache, welche recht ausdrücklich dazu ausgedacht zu sein schien, um den hohen Adel, das Priesterthum und den Thron mit gleicher Schmach zu bedecken, und den gegen sie bald darauf geführten Streichen zum Vorwand und zur Entschuldigung zu dienen.

Wir wollen hier nicht noch einmal das, was in dieser schmählichen Vermischung von Unbesonnenheit und Niederträchtigkeit, Frankreich ausschließend angeht, wiederholen. Nur zu lange ward die französische Nation mit der Erörterung aller kleinen Umstände davon belästigt und empört. Nur das, was den Papst betrifft, gehört hierher.

Die Nachricht von der Verhaftung eines im Pontifikal-Schmuck gekleideten Kardinals, war ein Donnerschlag für den Papst und für das ganze heilige Kollegium. Anfangs fand Pius sich dadurch tief gekränkt, daß sie ihm von dem König wenigstens nicht förmlich angezeigt worden war. Doch äußerte er sich darüber gegen den Kardinal von Bernis mehr mit Betrübniß als mit Unwillen. Er verschwieg es ihm nicht, daß wenn man von der Verhaftung zum Urtheilsspruch fortschritte, er nicht umhin könne, auf die Beobachtung der kanonischen Regeln zu bestehen.

Der Philosophie seiner Grundsätze und der Mäßigung seines Karakters ungeachtet, erinnerte sich Bernis doch manchmal, daß er Kirchenfürst sei, und er vertheidigte bei wichtigen Vorfällen die vorgeblichen Rechte seiner Zunft mit Wärme. Er schrieb an seinen Hof, der von dem Papst erwähnte Schritt sei unvermeidlich, falls der Proceß des Kardinals von Rohan, ohne Mitwirkung des Papstes

und der von ihm abgeordneten Bischöfe, vor ein weltliches Tribunal gezogen würde. Die Verwandten und Freunde des Kardinals hatten, in der Meinung, Bernis sei der Familie von Rohan abgeneigt, gefürchtet, er werde ihm entgegen sein. Das hieß ihn schlecht kennen. Bernis war weder ein feindselig gesinnter, noch ein rachgieriger Mann. Er nahm sich der Sache seines unglücklichen Mitbruders mit dem Eifer eines großmüthigen Mannes und zugleich mit so viel Mäßigung an, als von einem Kardinal nur immer zu erwarten war. Der Papst selbst, der sonst so auffahrend, und seiner ersten Aufwallung so wenig Meister war, betrug sich bei dieser Gelegenheit mit mehr Behutsamkeit, als man ihm hätte zutrauen sollen. Es schien, als ob sein in der Schule der Trübsale erweichtes Herz zur Gelassenheit geneigter geworden sei. Er, der so vielen Widerwärtigkeiten zum Zielpunkte diente, mußte nun eine Regierung, über welche er sich bisher noch am wenigsten zu beklagen hatte, im Begriff sehen, den Freiheiten des heiligen Stuhls auch einen Streich zu versetzen. Er empfand die ihn drohende Gefahr, wenn er sie sich abgeneigt machte; er dachte auf nichts, als sie zu erweichen und zu entwaffnen. Von Versailles aus ließ man ihm sagen: er mögte sich wohl in Acht nehmen, sich nicht in diese Sache zu mischen, und nicht die Anmaßungen der alten Päpste zu erneuern. — Tief betrübte ihn diese indirekte Drohung. Bernis Freundschaft ward ihm mehr als jemals zum Bedürfniß. Offenherzig sprach er mit ihm. »Schreiben Sie, sagte er, ich würde »alles nur mögliche thun, um den König zufrieden zu stel»len; aber von seiner Frömmigkeit erwartete ich Achtung

»für den heiligen Stuhl. Ich verspreche Ihnen, nichts
»vorzunehmen, was Aufsehn machen könnte; kann ich
»mich aber der Rechte des heiligen Kollegiums, dieser ihm
»durch das Konkordat selbst zugesicherten Rechte entziehen?
»Gestehen Sie selbst, es ist eine zarte Frage. — Wohlan,
»ich will sie einer Kongregation von sieben Kardinälen vor-
»legen. Ihre Meinung wird weise und gemäßigt sein, oder
»gewiß, ich werde ihr nicht beitreten. Man hat von mir
»begehrt, ich sollte ohne Aufschub die Rechte, in welche
»Eingriffe geschehen sind, durch ein feierliches Breve zu-
»rückfordern. Vielleicht sollte ich es thun; aber nein,
»bloß einen vertraulichen Brief will ich an den König
»schreiben.«

Die Philosophie selbst würde eine solche Sprache pas-
send gefunden haben, wenn man anders Pius die Vor-
urtheile seiner Erziehung, seines Landes und seines Standes
hätte verzeihen können. Wie waren aber mit der Philoso-
phie, mit den Grundsätzen jeder guten Regierung die An-
maßung eines Priesters, mogte es nun ein einheimischer oder
ein fremder sein, zusammen zu reimen, der sich für berech-
tigt hielt, in die richterliche Entscheidung über ein ganz
weltliches Verbrechen eingreifen zu dürfen? Ein Konkor-
dat, das in einem Jahrhundert der Unwissenheit, von der
Frechheit der Schwäche entrissen war, konnte der mächtigen
Wirkung jener ewigen Gesetze, auf welche des Staates Un-
abhängigkeit beruhet, aufwiegen? So hätte selbst ein nur
mit einigem Gefühl von Gerechtigkeit und Vernunft urthei-
lender Katholik reden können. Pius rief die Frömmigkeit
Ludwig XVI. an, um seine eigne Maxime triumphiren

zu lassen; aber man fing an einzusehen, daß, nach dem Begriff des päpstlichen Hofes und seiner ehrgeitzigen Knechte, die Frömmigkeit nichts anders, als eine blinde Ergebung in den Willen des Oberhauptes der Kirche sei. Und übrigens galt es damals zu Versailles wohl recht der Frömmigkeit! Der Rache einer gekrönten Frau galt es; und vor diesem großen Interesse mußten alle übrigen Betrachtungen schweigen, und schwiegen wirklich. Das aber wußte man in Rom nicht, oder stellte sich, es nicht zu wissen.

Während das vorging, vernahm man in Rom, der Kardinal habe, in der Hoffnung, seine Feinde durch seine Hingebung zu entwaffnen, oder vor einem billigen Tribunal, dem er sich selbst überliefere, mehr Nachsicht zu finden, dem Parlament zu Paris die Untersuchung seiner Sache unterworfen. Das war ein neuer Kummer für das heilige Kollegium, das nun das, was es seine Rechte nannte, sogar von einem seiner Mitglieder verrathen sah. Der Papst hatte, seinem Versprechen an Bernis gemäß, eine Kongregation ernannt, um ihr Gutachten über eine Frage zu hören, deren Auflösung ihn beunruhigte. Sie bestand aus den für die weisesten geachteten Kardinälen: Albani, Dechant des heiligen Kollegiums; dem Großvikar Boschi, einem sonst klugen Mann, wenn gleich er den berüchtigten Bannbrief gegen den Herzog von Parma unterzeichnet hatte; Boromeo, einem Sonderling, aber von vielem Geist, und in Absicht der Höfe, von gemäßigten Grundsätzen; Doria, ehemaligem Nuncius in Frankreich; Negroni, einem Mann, den Spanien und Frankreich

stets geachtet hatte; Buoncompagni, damaligem Staats-sekretair.

Die einstimmige Meinung dieser Kongregation ging dahin: der Papst solle zwei Briefe schreiben, den einen an den Allerkristlichsten König, den andern an den Kardinal von Rohan. In dem ersten sei vorzustellen: daß zufolge des Konkordats, die Kardinäle und Bischöfe in Rom gerichtet werden müßten; in dem zweiten sei dem Kardinal von Rohan zu verweisen, daß er seinen Eid durch die Anerkennung der Parlamentsglieder von Paris, als seine Richter, verletzt habe.

Pius folgte dieser Meinung. Seine Sprache, die er gegen den König führte, war freundschaftlich und fast demüthig bittend. »Ich bitte Eure Majestät, schrieb er, daß der Prozeß des Kardinals von Rohan vor einem kompetenten Richter, den ich mit Euer Majestät gemeinschaftlich abordnen will, gebracht werde. Sie werden, das hoffe ich zuversichtlich, ihren Vorfahren nachahmen, und mir den sehr großen Trost geben, unter Ihrer Regierung die Rechte der Kirche erhalten zu sehen, die zu meinem höchsten Kummer anderswo, auf so mannichfache Art mit Füßen getreten werden, u. s. w.«

Die königlichen Minister antworteten ihm, ohne auf den Grund der Frage sich einzulassen, und sogar ohne die von dem römischen Hof zurückgeforderten lächerlichen Rechte zu bestreiten: jeder könne auf seine Vorrechte verzichten, und das habe der Kardinal von Rohan gethan. — Der Brief selbst ward ziemlich übel aufgenommen; Bernis mußte seine Apologie machen. Nach seiner Meinung konn-

te der Papst, ohne in Rom ausgetrommelt zu werden, und ohne sich im Angesicht der Kirche zu entehren, nicht schweigen. Und, hatten denn die Pairs, die Parlamentsräthe, nicht auch ihre eigne Richter, welchen man sie nicht entziehen dürfe? Um so weniger könne der Papst sich überheben, hierin zu handeln, da die Versammlung der Geistlichkeit selbst, den Anfang der Reklamation gemacht habe. — Zu Versailles fand man es etwas befremdend, daß der Kardinal von Bernis sich so sehr durch den Geist seines Standes irre leiten lasse, um unzuvertheidigende Anmaßungen zu behaupten. — »Sagen Sie dem Papst, schrieb man ihm, daß unsre Könige sich in dieser Hinsicht nie haben die Hände binden lassen, sobald die Sachen näher oder entfernter mit Staatsgeschäften zusammen hiengen; das Verbrechen des Kardinals von Rohan habe mit seinem bischöflichen Karakter nichts zu thun; der König könne ihn nicht mit mehr Achtung behandeln, als ihm die Wahl zu überlassen, auf welche Art das Urtheil über ihm zu fällen sei.

Solche Gründe konnten in Rom kein Glück machen. Man nahm sich dort der Sache des Kardinals viel mehr deswegen an, weil sie zugleich die Sache der Kirchenfreiheiten war, als aus besonderm Antheil an seine Person. Sehr wenig Dank wußte ihm insbesondere der Papst, die Würde des römischen Purpurs so kompromittirt zu haben. Selbst durch die leichte Art, mit welcher der Kardinal ihm auf seinem ersten Brief einen Mann zur Führung seiner bischöflichen Funktionen, die er nicht mehr verrichten konnte, vorschlug, fand der Papst sich etwas beleidigt. Es gelte,

sagte man in Rom, nicht die Ehrenrettung dieser durch ihr Betragen auf immer geschändeten Eminenz; sondern es gelte die Rettung der Kirchenehre.

Indessen gewann der Papst nichts über den französischen Hof. Die Form seiner Klagen mogte noch so sanft, noch so bittend sein; ihr Geist ward mit jener philosophischen Strenge beurtheilt, welche alle Stände, und die Regierung selbst für sich gewonnen hatte. Man gab **Pius** zu verstehen, er mögte mit keinen alten Ansprüchen wieder hervortreten; sein eigner Vortheil müsse ihm rathen, die Sache des Kardinals von Rohan aufzugeben, indem sehr wenig Menschen in Frankreich den Anmaßungen der Geistlichkeit mehr geneigt wären. Das war der Sinn der Antwort Ludwig XVI. an den Papst. Noch einmal zieht er die Kongregation zu Rath. Sie ist der Meinung, daß der Papst einen zweiten Brief schreiben solle, der, ohne minder freundschaftlich zu sein als der erste, zum Besten der Behauptung des heiligen Stuhls, jene so **bündigen** Argumente, welche die heiligen Canones darböten, enthalten müsse. **Pius** war von jeher nur zu geneigt, an die Wirksamkeit solcher Mittel zu glauben. Was ihm mit dem Kaiser begegnet war, hatte ihn noch nicht geheilt. Er macht sich also an die Ausarbeitung nicht sowohl eines Briefs, als vielmehr einer theologischen Dissertation, welche in den Regierungskammern zu Versailles kaum gelesen ward.

In Europa ward die Sache des Kardinals aus allen Gesichtspunkten betrachtet. Jeder hatte seine eigne Meinung darüber, jeder eine eigne Behauptung. **Bernis**, der sich hierin mehr als muthiger Staatsmann, als wie ein

ein fanatischer Kanonist zeigte, rieth, diese schimpfliche Sache niederzuschlagen, um die Königin selbst nicht ins Gerede zu bringen. Aber sein Rath kam zu spät. — Das Kabinet von Madrid bedauerte, daß eine so elende Intrigue so viel Aufsehn mache, und schlug einen mezzo termine vor. — Der Kaiser sah in dem Kardinal von Rohan einen Reichsfürsten. Er berief sich auf seine Rechte als Reichsoberhaupt, und wollte nicht, daß, ohne seinen Beitritt, der Papst in der Sache ein Urtheil fälle. — Der Kurfürst von Mainz behauptete seine Rechte über einen Fürsten, der als Bischof von Straßburg sein Suffragan war. — Der Reichstag in Regensburg vermeinte, sich in die Sache eines Reichsstandes einmischen zu können. — — Aber die Sache war einmal bei dem Parlament in Paris anhängig. Alle Ansprüche von aussen her blieben fruchtlos. Noch einmal trat Bernis auf. Laut rühmt er die Mäßigung des heiligen Vaters. »Man nehme sich in Acht, sagt er. Es drohen Gefahren; ein Ausbruch ist da, sobald der Papst mit zu wenig Schonung behandelt wird. Man kann ihn durch alle diese Widersetzlichkeiten noch furchtbar machen.« — Am Schluß seiner Vertheidigungsrede nahm er den blühenden Stil seiner Jugend an: »Ist es denn nicht besser, sagte er, das Seufzen der Taube zu erhören, als das Geschrei des wild gemachten Adlers zu erregen?« — Was aber bedeutete noch damals dieser Adler! Wäre Pius doch immer bei seiner Rolle einer Taube geblieben! viel Leiden würde er dann von Frankreich und von sich selbst abgewandt haben.

Die französische Regierung hatte jedoch in dieser Zeit sonst keine Beschwerden gegen den römischen Hof. Sie sah ein, daß dieser bloß seine Rolle spielte. Man bestritt seine Behauptungen, doch ohne Bitterkeit. Vergennes schreibt: alle die häßlichen Umstände dieser Sache, hätten durchaus keinen Zusammenhang mit den evangelischen Lehren. — Der König selbst antwortet auf die gelehrte Predigt des Papstes. »Ich bitte Eure Heiligkeit recht sehr, »schreibt er, Ihr Ansuchen nicht zu wiederholen; denn ich »würde nicht umhin können, meine abschlägige Antwort »zu wiederholen.« — Und weiter unten: »Wir fühlen »den gerechten Schmerz Eurer Heiligkeit, über die Lage »eines Bischofs, eines Mitgliedes des heiligen Kollegiums; »wir bitten Sie aber, zu erwägen, daß wir selbst bei »diesem unangenehmen Vorfall nicht ohne »Kummer sind. Uebrigens hat der Kardinal sein Tri»bunal selbst gewählt. Dieses jetzt verändern zu wollen, »würde Unbedachtsamkeit sein, und das Aufsehn nur noch »vermehren.»

Pius war in der peinlichsten Verlegenheit: denn während man ihm in Frankreich abrieth, sich mit dieser Sache zu befassen, warfen die Zelanti in Rom dem Kardinal, Staatssekretair Buonçompagni, vor, ihm ein zu gleichgültiges und zu nachgebendes Betragen eingegeben zu haben. Diese Ungerechtigkeit brachte ihn den gemäßigten Maximen näher. Er gab dem Hofe von Versailles die Versichrung, daß er, von Fanatismus entfernt, sich bloß auf die Erhaltung der Grundsätze des päpstlichen Stuhls, und auf gewisse Maß-

regeln beschränken würde, um zu verhüten, daß die Schande des Kardinals von Rohan nicht auf die ganze Hirtenschaar zurückfalle.

Das heilige Kollegium bequemte sich nicht so leicht, selbst in Rücksicht auf den Kardinal von Rohan. »Lieber wollen wir unsern Hut zurückgeben, sagten sie sehr ernstlich zu dem Papst, als unsre Würde mit einem Manne theilen, den man für einen Betrüger, für einen Verfälscher, für einen Dieb erklären will.« Nicht weniger bitter äußerten sie sich in Privatgesprächen über ihren unwürdigen Kollegen. »Warum, sagten sie, »sollten wir in unserm bis jetzt so hoch berühmten und »geachteten Korps, einen durch ganz Europa verrufenen »Mitbruder dulden, den man, wäre er Soldat, von sei»nem Regiment fortjagen würde!« — Gern hätten es die mehrsten von ihnen gesehen, daß der Papst gleich bei dem gegen ihn ergangnen Verhaftbefehl, ihm den Hut genommen hätte. Pius würde sich von diesem Gedanken zur That haben verleiten lassen, wenn ihn Bernis nicht davon zurückgehalten hätte. Ueber die zu nehmende Partei, erwartete er die Meinung der Kongregation. Diese entschied, der Papst sollte im vollen Konsistorium, den Großalmosenpfleger von Frankreich, par interim. von allen seinen dem Kardinal anhängigen Funktionen, so lange suspendiren, bis er sich vor Sr. Heiligkeit gerechtfertigt habe; von dieser Maßregel sei sodann der König von Frankreich, und der König von Polen, welcher ihn zur Kardinalswürde vorgeschlagen hatte, zu benachrichtigen. Dieser Entscheidung gemäß, hielt der Papst am 13ten Februar 1786 ein Kon-

sistorium. Hier hielt er eine lateinische Rede, worin der Großalmosenpfleger, wenigstens dem Schein nach, sehr gemißhandelt ward. Pius setzte das Betragen des sehr unbesonnenen Kardinals von Rohan (inconsultissimi Cardinalis de Rohan) auseinander. Er zeigte die Suspension von seiner Würde an, bis er, aufs späteste innerhalb sechs Monaten, in Person oder durch einen Anwald erschienen sei, um sich darüber zu rechtfertigen, daß er aus eigner Bewegung sich einem unbefugten Gerichtshofe unterworfen habe. »Gleich von diesem Augenblick an, setzte Pius hinzu, hatte er verdient, aller seiner geistlichen Würden entsetzt zu werden, gleichwie ein Soldat, der das Heer verläßt, entsetzt, aus dem Lager gejagt und aller seiner militairischen Vorrechte beraubt werden müsse,« — (man sieht, daß das heilige Kollegium und sein Oberhaupt die Vergleichungen gern aus der Waffenkunst entlehnte); — »wenigstens aber können wir nicht umhin, ihn vorläufig von allen seinen Ehrenstellen, Ehrenzeichen und von allen der Kardinalswürde anhängigen Rechten, und selbst von seinem Recht der Theilnahme an der Papstwahl, zu suspendiren.»

Gleich nach dieser Prunkceremonie, schrieb Pius in einem sehr freundschaftlichen Ton an Ludwig XVI. um ihm zu erklären, was ihn zu diesem bestimmten Entschluß gebracht habe; und das heilige Kollegium benachrichtigte davon den Großalmosenpfleger in einem Briefe, worin mit der Vollziehung dieses Entschlusses sogleich angefangen ward. Rohan war für seine Kollegen nun nichts weiter, als ein bloßer Privatmann; sie beraubten ihn aller seiner,

der kristlichen Demuth zum Trotz, von dem römischen Hofe erfundenen Titel. Sie redeten ihn nicht mehr mit: Votre Eminence, Monseigneur le Cardinal de Rohan, sondern schlechtweg, mit Vous, an.

Dieser äußere Schein des Unwillens und der Strenge, war jedoch nichts, als ein bloßer Schleier, hinter welchem das heilige Kollegium eine von den ihm ganz gewöhnlichen Intriguen verbarg. In Versailles ward ein ordentlicher Briefwechsel zwischen dem Sekretair des Großalmosenpflegers, dem Kardinal Dechanten und einigen andern Kardinälen von der Jesuitenpartei entdeckt; ferner, daß man sich der Vermittlung der Vittoria Lepri bediente, deren berühmter Proceß mit dem Papst damals anhängig war, und der mit dem Kardinal Albani in genauer Verbindung stand. Unter dem Vorwand, das päpstliche Ansehen aufrecht zu halten, wollte man Pius verleiten, den Großalmosenpfleger juristisch vor sein Tribunal zu laden. Das war ein Triumph, den man dem Kardinal von Rohan zudachte, welcher seit lange schon mit den vornehmsten Anhängern der Jesuiten im geheimen Verständniß stand, und auf dessen Kredit man in Rom so gütig war, zu rechnen. Das war ein sichres Mittel, um den Papst mit den Höfen von Frankreich und Spanien zu entzweien. Durch die Schlauheit des Kardinals Staatssekretairs ward das Komplot entdeckt, und durch seine Festigkeit zerstört. Es war schon viel, den Papst zu dem auffallenden Schritt, den er im vollen Konsistorium that, gebracht zu haben. Der Hof von Versailles wollte ihm vorbeugen; seine Bitte kam aber zu spät. Der

mit seiner Rolle sehr verlegene Bernis suchte den Papst aufs beste zu rechtfertigen. Er schrieb: nie habe er ihn so folgsam als gerade bei dieser Gelegenheit gefunden; es sei ihm aber unmöglich gewesen, den von allen Seiten gegen ihn andringenden Reklamationen zu widerstehen. »Und dann,« sagten die Kardinäle durch das Organ von Bernis, »wie kann man von uns eine so große Schonung für einen unserer Mitbrüder fordern, der wegen schwerer Verbrechen angeklagt ist, da man ihn in Paris so strenge behandelt?«

Das Breve Pius VI. und die vorausgeschickte Anrede erregten in Frankreich viel Aufsehen. Dieses Breve, ob es gleich sehr behutsam abgefaßt war, sollte einen Gerichtsbarkeitsstreit in einer bei dem Pariser Parlament schon anhängigen Sache bewirken. Das Parlament behauptete sogar, daß das Breve die Freiheiten der gallikanischen Kirche verletze, als deren eifriger Vertheidiger es sich immer bewiesen hatte; und es befahl dem Angeklagten, sich durchaus nicht daran zu kehren. Sowohl den Kardinal von Rohan, als auch den Papst selbst, setzte dieser Vorfall in große Verlegenheit. Wollte der Kardinal gegen den Parlamentsschluß protestiren: so brachte er seine Richter gegen sich auf; und konnte denn der Papst sich stellen, als ob er die ihm durch die öffentliche Verwerfung eines Breve, zu dessen Ablassung er sich für berechtigt hielt, geschehene Beleidigung nicht empfinde? Da der französische Hof damals gegen den römischen sonst nicht verstimmt war: so nahm man einen Mittelweg, wodurch Aufsehen vermieden ward, ohne daß dabei Grundsätze, denen kein

Abbruch geschehen sollte, aufgeopfert wurden. Das päpstliche Breve ward nach dem Wunsch des Parlaments als nicht abgegeben angesehen; jedoch nicht öffentlich, wie unter andern Umständen wohl geschehen war, zurückgewiesen. Das Dekret des Kardinalkollegiums ward, der Form wegen, dem Gouverneur der Bastille mit der Anweisung zugestellt, es an sich zu halten, und nicht an seine Bestimmung gelangen zu lassen.

Doch lenkte dieser Vorfall die Aufmerksamkeit der Regierung auf die gefährliche Behauptung der fremden Kardinäle, von zwei Auctoritäten zugleich abhängig zu sein. Was bedeutet, sagte man, der Eid, welcher sie verpflichtet, die Rechte, die Ehrenbezeugungen und die Privilegien ihrer Würde zu vertheidigen? Und gegen wen sollen sie diese vertheidigen? Wohl gar gegen ihren weltlichen Oberherrn? Das ist eine Auslegung, welche das Dekret des heiligen Kollegiums mitbegreift, die man aber nie in Frankreich zulassen wird; eher wird man für immer darauf verzichten, französische Kardinäle zu haben.

Nebenher ist hierbei zu bemerken, daß diese empörende Geschichte mit dem Kardinal von Rohan aus mehr als einem Gesichtspunkt als eine der gelegentlichen, vielleicht selbst als eine der unmittelbarsten Veranlassungen der französischen Revolution angesehen werden kann, und daß dadurch zugleich dem römischen Stuhl eine der tiefsten Wunden geschlagen ward. Sie hat den Hof verächtlich gemacht, die sogenannte königliche Auctorität herabgewürdigt, und die Gemüther zur ernsthaften Untersuchung des Verhältnisses der katholischen Staaten zu dem römischen Stuhl,

und gewisser bedenklicher Fragen gestimmt, die der Despotismus, wäre er klug gewesen, im Dunkeln gelassen hätte; besonders zu einer Zeit, wo die Fortschritte der Aufklärung auf die Erörterung jener lächerlichen Vorurtheile leitete, welche bloß die Sanktion des Alters hatten. Wie kann man für die römische Kirche noch Achtung behalten, da man einen ihrer Fürsten, durch seine Unklugheit und, um nicht mehr zu sagen, durch seinen Leichtsinn, den Agenten, den Vertrauten und am Ende gar das Spielwerk eines verderbten Hofes werden sah? Da man ihn, in der tiefen Schande, womit er sich bedeckte, noch bemühet sah, den Rest einer Würde zu erhalten, welche die Schmach seiner Lage nur noch auffallender machte. — Ein gewisser Abbe' Georgel, Freund und Vertrauter des Kardinals von Rohan, diente ihm unter diesen Umständen mit der ihm eignen Gewandtheit, aber zugleich mit einem lächerlichen apostolischen Eifer. In einem am 3ten April gehaltenen neuen Konsistorium, hatte der Papst den Dechanten des Straßburger Domkapitels, zum Suffragan des Kardinals als Bischofs von Straßburg gemacht. Der Abbe' Georgel, der einer seiner Weihbischöfe war, suchte die Suspension von seinen Funktionen bloß als vorübergehend vorzuspiegeln, und bei seinen Pfarrkindern Theilnahme an seiner Gefangenschaft zu erregen. Statt seiner erläßt er ein Ausschreiben, worin er in der Fastenzeit Eier zu essen erlaubt; er vergleicht in diesem Ausschreiben den Kardinal, mit dem Apostel Paulus, der aus seinem Gefängniß an die Gläubigen schreibt; sich selbst vergleicht er mit Timotheus, dem Schüler des heiligen Paulus, in der Hoff-

mung, man werde für den Jünger eben die Achtung haben, als für den Meister. Diese doppelte Vergleichung gab Stoff zu mehr als einem Sarkasm. Man fragte besonders in Rom: ob wohl jemand in der Apostelgeschichte gelesen habe, daß Paulus und Timotheus in einer Halsbandgeschichte verwickelt gewesen wären? Der Kardinal von Rohan, setzte man hinzu, leidet für das Uebermaß seines Glaubens; ob aber wohl, für seinen Glauben an Jesum Kristum?

Der Kardinal von Bernis erlaubte sich dergleichen Scherze nicht. Diese elende Sache verursachte ihm manche unangenehme Stunde, und verschaffte ihm zugleich die Gelegenheit, die ihm so eigenthümliche Güte und Mäßigung seines Karakters zu zeigen. Er wußte wohl, was von dieser empörenden Geschichte und von den Anmaßungen des Papstes zu halten sei; eben als Höfling fürchtete er die Herabwürdigung des Hofes, und als Kardinal lagen ihm die Kirchenfreiheiten am Herzen. Er hatte — wie man es nennen will — den Muth oder die Schwäche? — die Apologie des den französischen Grundsätzen zuwider laufenden Breve zu machen. Von Versailles aus äußerte man ihm Verwunderung, daß ein französischer Prälat Grundsätze zu billigen scheine, die es beabsichtigten, dem Papst eine Gerichtsbarkeit über fremde Geistliche zu sichern. Mit Sanftmuth lehnte Bernis diesen Vorwurf von sich ab; aber er wagte es, in seiner Antwort, diese Vorrechte als Früchte der Frömmigkeit der Könige zu vertheidigen. »Man könne,« setzte er hinzu, »gegen ihre Verletzung Einwendungen machen, und sich doch unterwer-

fen, wenn es dem Regenten gefalle, sie aufzuheben. Er habe übrigens eben so wenig, als der Papst selbst, den genommnen Maßregeln etwas entgegenzusetzen. Was den Brief des heiligen Kollegiums an den Kardinal von Rohan betreffe: so wollte Pius vor allen Dingen vermeiden, einen Sturm zu erregen; aber er habe diesen Schritt den dringenden Bitten, den Vorwürfen derer, denen die Würde des päpstlichen Stuhls am Herzen liege, nicht abschlagen können.«

Dem Hofe von Versailles gefiel es, sich auf diese Gründe einzulassen; er gab sogar zu, daß man der Behutsamkeit Pius Gerechtigkeit wiederfahren lassen müsse. Man hatte sie dem Einfluß des Kardinal von Bernis und der Weisheit des Staatssekretairs Buoncompagni zu danken. Diesem gelang es, trotz der wenigen Neigung des Papstes für ihn, eine Sache beizulegen, die in andern Zeiten und in andern Händen ernsthafte Händel hätte veranlassen können. Jeder machte seine Rechte geltend; aber ohne Erbittrung. Einige unbedeutende Siege wurden erkämpft; keiner ward mit Gewalt entrissen; keiner ließ Haß zurück. Die Hauptagenten der Geistlichkeit bestanden auf die Freiheiten ihrer Zunft, zum Besten des Kardinal von Rohan. Das war eine der vorbehältlichen Handlungen, welche nichts beweisen, zu nichts verbinden. — Der Internuncius, Pieracchi, erklärte seine Sendung für ganz unnütz, wenn das Breve des Papstes und der Brief des heiligen Kollegiums in den Händen des Gouverneurs der Bastille blieben, ohne dem Kardinal mitgetheilt zu werden. Man erlaubte ihm diese Mittheilung an den Kardinal. Er gieng nach der Bastille, las sie dem Kardinal vor; aber

ohne ihm Kopie davon nehmen zu lassen. Das Ende seiner Trübsale nahete nun heran. Im Anfang Juni ward er durch einen Parlamentsschluß von seiner Anklage entbunden. Damit hörten alle Ansprüche des römischen Stuhls auf. Obgleich die Gerechtigkeitspflege den Kardinal freigesprochen hatte: so blieb der Unwille Ludwig XVI. gegen ihn doch in seiner ganzen Stärke. Er ward nach seiner Abtei Chaire-Dieu verwiesen, und mußte seine Stelle als Großalmosenpfleger niederlegen. Nicht eben solche Ursachen hatte der Papst, noch nach dem ihn für unschuldig erklärenden Spruch strenge gegen ihn zu verfahren. Mehr konnte die Ehre des heiligen Kollegiums nicht fordern. In einem am 18ten Juni gehaltenen Konsistorium setzte ihn Pius in seine Kardinalswürde wieder ein; aber dem Spott und der Schande konnte er ihn dadurch nicht entziehen; und eben so wenig ward der ungünstige Schein gehoben, den ein solcher Vorfall auf das ganze heilige Kollegium zurückwarf.

Uebrigens war dieß in einem Zeitraum von elf Jahren die einzige etwas ernsthafte Sache zwischen dem französischen und römischen Hofe. Aber es war nun einmal das Schicksal des päpstlichen Stuhls, von allen europäischen Mächten wechselsweise gepeinigt zu werden; und gerade die Macht, welche ihn am meisten geschont, und von ihm die meiste Achtungsbeweise erhalten hatte, sollte ihm nun die heftigsten Streiche, und endlich den Todesstreich versetzen. So sieht man jenseits der Pyrenäen jenes Thier, das mit der Natur und mit seinem Muth bewaffnet ist, in einem mit Neugierigen angefüllten Cirkus auftreten; es be-

ginnt einen Kampf, worin zwanzig Streiter es wechselsweise angreifen; sie trotzen seinen furchtbaren, durch ihre Gewandtheit geschwächten Waffen, bewerfen seinen nervigten Nacken mit Schmerz bringenden Pfeilen; Blutströme fließen aus den starken Seiten herab; erschöpft sind seine Kräfte: seine Todesstunde hat geschlagen. Der Matador tritt allein auf den Kampfplatz. Alle Blicke sind auf ihn; die seinigen sind auf sein Schlachtopfer gerichtet. Er erspähet seine Wendungen, täuscht seine List; — nun führt er mit gewandtem und starkem Arm den Stoß, und das Schlachtopfer stürzt zu Boden.

Seit funfzehn Jahren hatten die Gegner des Papstes die Grundfeste seines Throns untergraben, und so lange dieser Kampf dauerte, hatte Frankreich sich in der Entfernung gehalten. Endlich erscheint es, und steht nun allein gegen ihm auf dem Schauplatz.

25.

Von der französischen National-Versammlung unternommene Kirchen-Reformen.

Wenn die französische Regierung ein ruhiger, manchmal selbst ein wohlwollender Zuschauer des Kampfes war, den der römische Hof bis dahin gegen so viele, auf ihre weltliche Macht eifersüchtige Regenten bestehen mußte: so folgt daraus nicht, daß der gesündere Theil der Nation nicht von Grundsätzen durchdrungen gewesen wäre, wovon ihre Beherrscher einen späten Gebrauch machten. Ihre Geschichtschreiber, ihre Kanonisten, und besonders ihre Philosophen, hatten sie öffentlich mit großer Kraft gelehrt; in ihrer Sprache, der Sprache des aufgeklärten Europa, wurden sie entwickelt, und allen Köpfen verständlich gemacht. In dieser zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gab es vielleicht kein Land außer Frankreich, wo mehr Menschen der Anmaßungen des Papstes so überdrüßig, so schamroth über die von der Leichtgläubigkeit ihm bezahlten Tribute, und so empört waren durch die Aufführung der Priester, die Reichthümer der hohen Geistlichkeit, die zahllose Menge von Mönchen, die ihre Unthätigkeit nicht einmal durch ein exemplarisches Leben wieder gut machten.

Nur eine Stimme und nur einen Wunsch gab es, in Ansehung dieser Misbräuche, in den höhern Klassen, die allein auf die Regierung wirkten. Aber ihre Reform war keine so leichte Sache. Wenn gleich die Vernunft aller aufgeklärt Denkenden sie ächtete: so war dem Eigennutz Anderer, und zwar nicht der minder Mächtigen, an ihrer Erhaltung gelegen. Mitten im Taumel eines schwelgerischen Lebens hatte Ludwig XV. eine Art von mechanischer Devotion beibehalten. Ein gewisser Instinkt ließ ihn einsehen, daß seine Macht mit der Macht der Kirche zusammenhing. Er wollte nicht, daß sie seine Nebenbuhlerin würde; aber er war ganz wohl damit zufrieden, daß sie unter ihm und für ihn regierte. Sein Nachfolger, der eine viel aufrichtigere Devotion besaß, hatte eben diese Maximen geerbt. Dann war sowohl unter jener, als unter dieser Regierung die Geistlichkeit, die einen der drei Reichsstände bildete, und zwar den einzigen, der immer eine Art von Organisation hatte, als eine Wache um den Thron her gelagert, und leistete ihm die Hülfe, welche sie von ihm wiederempfing, sobald ihre Freiheiten nicht mit den Freiheiten des Königthums stritten. Einige Funken der Philosophie hatten selbst einen Theil des Standes, den man die hohe Geistlichkeit nannte, erreicht; und von diesen, mehr ehrgeizigen als philosophischen Prälaten waren seit lange schon gewisse Reformen entworfen, die jedoch so beschaffen waren, daß sie zwar die Attribute des Papstes verminderten, zugleich aber ihre eigne Macht vermehrten. Von dem Mittelpunkt der Einheit der katholischen Kirche wollten sie sich nicht ganz losreißen; doch auch nicht in einer knechti-

schen Abhängigkeit von ihm leben. Sie glaubten zwar, es gehöre, zum Beispiel, das Recht, Ehedispensationen zu ertheilen, der geistlichen Herrschaft an; aber auch sie hielten sich für befugt, sie zu ertheilen. In Absicht der Menge der Klöster und deren enormen Reichthümer theilten sie den allgemeinen Wunsch: sie wünschten diese zahlreichen geistlichen Landtruppen zu läutern, zu vermindern, doch nicht sie ganz zu vernichten. Unter gewissen Beschränkungen schienen sie ihnen zur Vertheidigung der Kirche, und selbst, bis auf einen gewissen Punkt, zu ihrem eignen Ansehen schätzbar; denn ihre Eitelkeit weidete sich an der Betrachtung dieser Hierarchie, auf deren obersten Stufe sie standen. — Sie sträubten sich folglich nicht gegen Reformen, sie wünschten sie sogar; denn sie wußten noch nicht, daß man auf dieser glatten Laufbahn nicht nach Willkühr stille stehen könne. Selbst unter der niedern Geistlichkeit, diesem Gegenstande ihrer Verachtung, gab es Männer, die in Absicht des dem ganzen Korps der Geistlichkeit gemeinschaftlichen Interesse's hellsehender noch waren, als sie selbst.

Noch lange wird man sich der Worte eines Mönchs gegen den nachherigen Kardinal, Herrn von Lomenie, erinnern, die unter der Form eines gemeinen Wortspiels eine stark auffallende, und in der Folge so ganz erfüllte Weissagung enthielten. Herr von Lomenie, damals Erzbischof von Toulouse, war Vorsitzer der von der Geistlichkeit zur Verbesserung der Klöster ernannten Kommission. Eines Tages sprach er über seinen Plan mit einem Mönch, der nicht ganz seiner Meinung war, und die Sache seiner Amtsgenossen nach besten Kräften vertheidigte. Der Erzbischof

bestand auf seine Meinung, und sagte ärgerlich: »Ja, es ist eine ausgemachte Sache, dieses Mönchsgeschmeiß (moinaille) muß schlechterdings reformirt werden.« — Nehmen Sie sich in Acht, erwiederte der Klosterbruder, nach dem *Moinaille* (Mönchsgeschmeiß) wird das *Petraille* (Pfaffengeschmeiß), und dann, mein gnädiger Herr, wird endlich das Mitraille 77) an die Reihe kommen.

Durch zu viele Bande aber war die hohe Geistlichkeit mit dem Throne verknüpft; sie hielt seine Existenz für zu fest, um solche Ahndungen zu fassen. Und überdem, war es denn möglich, das Zusammentreffen der Umstände vorauszusehen, wodurch sie so bald gerechtfertigt werden sollten? Sie verfolgte also mit einem fast philosophischen Muth die Art von Reform, welche sie selbst nicht verletzen sollte. Im Jahr 1787 fieng der Papst an, davor zu erschrecken. Das war gerade in der Zeit, wo er von allen Seiten, nur nicht von Frankreich, aufs empfindlichste angegriffen ward. Die französische Geistlichkeit hielt eine von den periodischen Versammlungen zur Bestimmung der dem Könige unter der

77) Eine doppelte Zweideutigkeit, und zugleich eine blutige, nur zu sehr eingetroffene Weißagung, liegt in diesem letzten Wort. Von Mitre, (Bischofshut), abgeleitet, würde in dieser etwas gemeinen Mönchssprache, das Mitraille, etwa durch: Bischofsgeschmeiß zu übersetzen sein. Aber *Mitraille* heißt bekanntlich auch die aus gehacktem Eisen bestehende Ladung der Kartätschen. Daher tirer à Mitrailler, und das Revolutionswort Mitrailler, das durch die Verbrechen der schändlichen Collot d'Herbois und Carrier zu Lyon, Nantes, unglücklicherweise bekannt genug geworden ist.

M.

der Benennung Don gratuit zu bezahlende Kontribution. Sie hatte ihre Neigung gezeigt, sich mit der Aufhebung gewisser Misbräuche abzugeben. Der Papst war im Begriff, ein Ermahnungsschreiben an sie abzulassen, um sie von Neuerungen zurückzuhalten, die sich in einigen Staaten einschlichen. Er theilte seinen Vorsatz dem Kardinal von Bernis mit. Dieser widersetzte sich mit dem vielvermögenden Einfluß, den er stets bei ihm gehabt hatte, und der sich in kritischen Zeiten noch vermehrte; es gelang ihm, ihn zu überzeugen, dieser Schritt sei wenigstens ohne Nutzen.

Wirklich betrat die französische Regierung nun selbst die Bahn, der für den Papst beunruhigenden Reformen. Die Aufhebung des Cölestiner-Ordens war geschehen. In eben diesem Jahr 1787 forderte sie, und zwar in einem Ton, dem Schwache nicht widerstehen, daß die Cölestiner in Avignon auch aufgehoben werden mögten; und ohne den Papst davon zu benachrichten, bemächtigt man sich der Güter, die diese Mönche auf französischem Boden besaßen. Ueber diese Thätlichkeit, und vornehmlich über ihre unhöfliche Form, seufzte man in Rom; aber man seufzte nur noch leise. Man will doch eine Regierung nicht abwendig machen, die bis dahin der Beschützer und Tröster des Papstes gewesen war. Zu eben der Zeit wird durch einen Befehl des Staatsraths die alte Observanz von Cluni [78]) aufgehoben. Und das erfährt der Papst durch öf-

78) War ein Zweig des Benediktinerordens, und Cluni im ehemaligen Bourgogne, der Hauptort dieser strickten Observanz, wovon es zwölf bis vierzehn Klöster in Frankreich gab. M.

fentliche Nachrichten! In der That geschah hierin in Frankreich nichts, als daß man sich seines Rechts bediente; aber man hatte den Papst an diese Kränkungen nicht gewöhnt.

Bekümmerter noch ward Pius bei der ersten Nachricht von einem Edikt, wodurch das Schicksal der Protestanten in Frankreich verbessert werden sollte. Selbst der Kardinal Buoncompagni, sonst so billig in allem was die heilige römische Kirche nicht anging, sah diese Handlung mit den Augen eines katholischen Priesters an. Er erlaubte sich aber wohl manchmal ehrgeizig, eifersüchtig, ruhmbegierig zu sein, überließ sich einem ausgelassnen, von der Religion, deren Angelegenheiten ihm so werth waren, strenge verbotnen Leben; und glaubte, der Gott der Kristen sei durch seine Ausschweifungen viel weniger beleidigt, als er es sein werde, wenn nun in Frankreich die Verfolgungen einiger Millionen ruhiger Bürger, die zwar nicht denken, wie er, aber ein etwas exemplarischeres Leben führen, aufhören würden. Schon zittert er vor dem Gedanken, daß man bald so weit gehen werde, ihnen den öffentlichen Gottesdienst zu gestatten.

Doch beruhigt er sich wieder, da er sieht, daß das Edikt sich darauf beschränke, ihnen eine bürgerliche Verfassung zu gewähren, und ihren Kindern eine rechtmäßige Existenz zu sichern. »Wäre aber, wie das Gerücht lief,« (sagt er zu dem Kardinal von Bernis, der um so geneigter war, ihn zu trösten, als er seine Unruhe zu theilen geschienen hatte) »wäre davon die Rede gewesen, in Frankreich, die in einem sogenannten philosophischen

Jahrhundert so sehr herausgestrichne Toleranz, einzuführen: so würde der heilige Vater sich nicht haben entbrechen können, dieser gefährlichen Neuerung mit seinen väterlichen, aber nachdrücklichen Vorstellungen zu begegnen.

Aber noch mit der mehrsten Ergebung empfingen in Rom der Papst und sein Minister diese ersten Toleranzproben. Der übrige Theil des heiligen Kollegiums ward darüber bestürzt. Im ersten Schrecken seines Heuchlereifers, dachte es sogar auf einige Maßregeln, die es kräftige würde genannt haben, und die doch bloß unbedachtsam und zu seinem frühern Sturz vielleicht beförderlich gewesen wären. Aber die Mäßigung Pius VI. hielt sie zurück. — Warum sollten wir ihm nicht die volle Gerechtigkeit, die er bei dieser Gelegenheit verdient hat, wiederfahren lassen? Warum sollten wir, unter dem Vorwand, der Philosophie zu dienen, die Wahrheit verletzen, und ihn verhaßter darstellen, als er war? So sei es denn, selbst auf die Gefahr, den Zorn der modernen Fanatiker, welche wollen, daß ihr Feind nur Verbrechen begangen haben könne, zu reizen, gesagt: Pius VI. betrug sich unter diesen Umständen so weise, als es ein Papst nur immer thun konnte. Kein bittres Wort floß aus seiner Feder, keine intolerante Schrift verließ die römischen Pressen. Der Papst begnügte sich damit, an den damals zum ersten Minister erhobnen Kardinal von Sens zu schreiben, um ihn zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, und ihm die katholische Religion zu empfehlen. Zum Beweggrund seiner Sicherheit hatte er freilich das, was er die Fröm-

migkeit Ludwig XVI. nannte. Freilich wandte auch Bernis seinen ganzen Einfluß an, um ihm zur Mäßigung zu rathen; aber ist es denn eine Kleinigkeit, in einem so kritischen Moment einen klugen Rath anzunehmen? — Diese Weisheit seines Betragens war übrigens nur vorübergehend. Der Kredit des Kardinals von Bernis war bei weitem nicht ausschließend. Er ward oft durch den, eben so verblendeter als starrsinniger Theologen und einiger Advokaten aufgewogen, die durch das auf ihn wirksamste Mittel, durch Schmeichelei, ihn leiteten.

Um so viel mehr hätte damals der Kardinal von Bernis bei dem Papst Zutrauen verdient, da, wenn er gleich auch im Herzen seinen Maximen nicht beitrat, er wenigstens seine Sprache, selbst mit seinem eignen Hofe redete. Diesen beschwur er, nicht vor den Klagen des Papstes (denn die ließ er nicht hören) sondern vor seiner Unruhe, Achtung zu haben. Er selbst war nahe daran, ähnliche Unruhe zu empfinden. »Er fürchtete, sagte er, daß die Entwicklung der in dem Edikt wegen der Protestanten enthaltnen Grundsätze, die herrschende Religion in Frankreich erschüttern werde; hierauf erwähnte er der gewaltsam unterdrückten Observanz von Cluni. Es betrübe ihn, sagte er, daß Frankreich, vordem ein Muster der Achtung für den heiligen Stuhl, das Gegentheil bei dieser Gelegenheit beweise, da es ihn nicht einmal gebeten habe, dieser Reform durch ein Breve beizutreten.

Aber das Loos war geworfen. Die aus Politik sich gegen den Papst mäßigende französische Regierung, sah sich genöthigt, dem Strom der öffentlichen Meinung zu

weichen, welche diese Regierung zu beherrschen suchte, bis der Augenblick sie niederzustürzen kommen würde. Trotz der fanatischen Wünschen einiger und den eigennützigen Wünschen fast aller ihrer Mitglieder, naturalisirte die Geistlichkeit, von Vorurtheilen des Katholicismus umgeben, selbst einige Grundsätze der politischen Oekonomie. Sie ließ die Verbreitung der Aufklärung geschehen, weil sie ihre Stralen nicht mehr ungestraft und ohne ihre eigne Gefahr aufhalten konnte. Sie erlaubte einige Maximen dieser Toleranz, deren Stimme jedes redliche Gemüth, jedes edle Herz längst vernahm, in der Hoffnung, daß diese geringen Opfer, ihr noch schmerzhaftere ersparen würden. Sie machte eine Art von Bündniß, oder, wenn man will, eine Kapitulation mit der Philosophie, um deren Einfluß zu schwächen, oder um ihn wenigstens zu theilen. Doch fand diese Geistlichkeit, von deren Mitgliedern eines der ersten an die Spitze des Ministeriums gestellt war, die Philosophen weniger großmüthig, oder beharrlicher in ihrem Plan, als sie es vermuthet hatte. Die ersten glücklichen Erfolge, statt sie zu entwaffnen, feuerten sie nur noch mehr an. Die Versammlung der Notabeln war der erste Schauplatz, wo sich jene Grundsätze, welche Frankreich umwandeln sollten, mit großer Kraft entwickelten. Hier war es, wo der kühne Geist der Reformen seine Kräfte versuchte; und von jetzt an konnte die französische Nation sehen, was sie zu hoffen, und der römische Hof, was er zu fürchten hatte.

In dem Zeitraum, zwischen der Versammlung der Notablen und der der Generalstände, begann der Hof, der

schon für sich selbst besorgt ward, und sah, daß die Lage der Finanzen einer der Hauptgegenstände sei, worauf er sich einzulassen habe, mit Unruhe die Untersuchung der so verschieden gearteten Kontributionen, die das Volk belasteten. Die, welche dem römischen Hofe bezahlt wurden, schienen ihm zu denen zu gehören, von welchen man das Volk zuerst befreien müsse. Seit lange schon, fand die Philosophie und die recht verstandne Religion selbst, diesen Tribut lächerlich für die Geber, schimpflich für die Empfänger; und wäre er auch nur mäßig gewesen, würde er diese beiden Benennungen doch verdient haben. Aber man beschwerte sich laut und mit Unmuth über die unmäßigen Summen, die jährlich aus Frankreich nach Rom giengen. Viele waren der Meinung, man könne sie auf mehrere Millionen schätzen; und sie würden sich nicht geirrt haben, wenn die Annaten, das heißt, der Totalertrag eines Jahrs, bei jedem Wechsel von Konsistorial-Beneficien nach der Strenge bezahlt worden wären. Zuvörderst aber, war schon beim Abschluß des Konkordats, in einem dem Traktat beigefügten Tarif, jede dieser Pfründen weit unter ihrem wahren Werth angeschlagen; und dann erhielt der Neubepfründete fast jedesmal einen ansehnlichen Nachlaß von dem, was er nach diesem Tarif zu zahlen hatte. Der folgende in den Kammern der Datarie selbst gemachte Auszug, wird beweisen, wie sehr man sich über diesen Punkt irrte.

Vom 1sten Januar 1779 bis zu Ende Decembers 1788, betrugen die Kosten für alle Arten von Ausfertigungen, für die Franzosen, die Summe von 700,369 röm. Thaler 80 Bajock,

nach französisch. Gelde etwa 3,676,938 Liv. 14 Sous. 79)

Sie bestanden aus folgenden Artikeln:

	röm. Thlr. Baj.	
Für Konsistorialsachen, Bisthümer, Abteien, Erhebungen, Vereinigungen von Pfründen .	446,002-90	
Für Beneficialsachen, Bullen, Verleihungen, Sterbvakanzen, Coadjutorien, Resignationen, Ablaßbreven, Sekularisationen, Beiwohnungen, Dispensationen des Alters . . .	58,050-65	
Für Ehe-Dispensationen . . .	177,928-55	
Für bloße Unterzeichnungen, Gehalte u. Verleihungen durch das Recht der Prävention .	18,387-70	
Summe . .	700,369-80	3,676,938 Liv. 14 Sous.

Das macht im Durchschnitt eine jährliche Summe, von . . 367,693 Liv. 16 Sous.

---

79) Nach Hamburgischen Gelde, macht ein franz. Livre, 8 Schil-

Im Jahr 1788 war freilich die Ausgabe stärker, als wie in den vorhergehenden Jahren gewesen, weil die Wechsel der Beneficien häufiger waren. Eigentlich hätten sie 198,400 röm. Thlr. betragen müssen; aber der Kardinal veranlaßte, daß sie auf 125,813 Thlr., etwa 660,518 Franken 5 Sous herabgesetzt wurden.

Das waren die Resultate, welche dem Staatsrath Ludwig XVI. im März 1788 vorgelegt wurden.

Obgleich nun diese Resultate die von der Größe dieses Tributs vorgefaßte Idee sehr herabstimmte: so hielt ihn der Hof, besonders in der damaligen mislichen Lage der Finanzen, noch immer für drückend, und wollte sich um die Aufhebung desselben verdient machen. Der Kardinal von Bernis aber stand als Advocat des Papstes auf. Er stellte vor, daß, kraft des Konkordats, diese mäßige Kontribution bezahlt werde; Neuerungen in solchen Dingen vorzunehmen, sei gefährlich; stets habe er sich bemühet, den größtmöglichen Nachlaß zu erhalten, u. s. w.

Der Gedanke selbst war nicht in einer Anwandlung des Hasses gefaßt. Man verzichtete also für einen Augenblick darauf, und der römische Hof hielt einen Theil seiner Einkünfte für gerettet. Wie groß aber war nicht sein, und des Kardinals von Bernis Schrecken, als sie in einigen von den Gerichten selbst verfaßten Bittschriften heftige Ausfälle gegen die unenormen Summen, die Frankreich

ling Banko, oder, etwa 10 Schilling Courant=Geld. Nach gewöhnlichem guten Cours, ist der Friedrichsd'or zu 11 Mark Banko anzunehmen.

M.

für Dispensationen, Bullen, u. s. w. bezahle, lasen! Bernis übernahm nicht blos als Theologe, sondern als Staatsmann, nun die Vertheidigung dieser Sache. »Also weiß man nicht,« schrieb er nach Versailles, »daß diese enormen Summen, in gewöhnlichen Jahren, nicht über 400,000 Thlr. betragen; daß die Einfuhr unsers Zuckers und unsers Kaffe's in den Kirchenstaat Frankreich das Vierfache dieser Summe einbringt; daß ganz Rom sich in Lyoner Zeug kleidet; daß, wenn der Papst den Engländern den Vorzug vor uns giebt, darum sie sich bewerben, und den er ihnen vielleicht aus Verdruß zugesteht, wir bei dieser Aufhebung mehr verlieren als gewinnen würden.«

Diese Gründe würden einem Hofe, der sich zu fürchten hatte, das Beispiel von Reformen zu geben, erheblich geschienen haben. Einer Versammlung, der diese Reform von dem einstimmigen Wunsch der Nation so gebieterisch befohlen wurde, schien sie unkräftig; und die Kontribution der Annaten war einer der ersten Misbräuche, welchen die Generalstaaten ächteten.

In der Hauptstadt der katholischen Welt war bei dieser Nachricht die Bestürzung allgemein und groß. Bernis selbst, dem weisen gemäßigten, philosophischen Bernis kostete es Mühe, zu diesem ersten gegen seine unermeßlichen Einkünfte geführten Streich zu schweigen. Die Aufhebung der Annaten allein nahm ihm ein Einkommen von zwanzig bis dreißig tausend Livres. Gleich darauf folgte die für ihn noch unglücklichere Aufhebung der Zehnten. Der größte Theil seiner Einkünfte aus dem Erzbisthum d'Alby, aus seiner Probstei de la Charité sur

Loire, und aus zwei anderen Abteien bestanden in Zehnten. Bitter klagt er über eine so unerwartete und unverdiente Behandlung, wie er's nannte; er genieße freilich eines glänzenden Einkommens, aber ganz Europa wisse, wozu er es seit zwanzig Jahren verwende. Er stehe am Rande des Grabes; würde er künftig selbst zu leben haben, nachdem er so Vielen zu leben gegeben habe?

Er fängt an, seinen Haushalt einzuschränken.

Aber diese Klagetöne eines Einzelnen, so achtungswerth er auch übrigens sein mogte, verhallten in dem von dem Papst und seinen Umgebungen erhobenen Klaggeschrei. So ist also nun, hieß es von allen Seiten, das Konkordat verletzt, die Bullenausfertiger sind zu Grunde gerichtet, und der Papst wird von Frankreich noch ärger, als von Joseph II. gemishandelt. Gewis empfand Pius diesen Schmerz auch; aber, er behielt noch einige Zeit Kraft genug, seinen Ausbruch zurückzuhalten. Er wollte einen bittenden Brief an den König schreiben. Aber nicht Ludwig XVI. selbst führte diese Streiche wider ihn. Bernis räth ihm zu einer selbst so schwerfallenden Ergebung. Der Papst läßt es bei einer Vermeidung öffentlicher Gebete für die Noth der Kirche bewenden. Diesen Trost konnte man ihm gönnen. Aber sein gepreßtes Herz sucht noch andre Tröstungen auf. Er läßt den Kardinal von Bernis rufen. Dieser findet ihn traurig, doch ohne Schwäche, voll Ehrfurcht und Vertrauen auf die Hülfe des Himmels, und auf den religiösen Karakter des Königes von Frankreich. Die auf diese Hülfsmittel weniger bauenden Zelanti

glaubten, es blieben noch wirksamere übrig. Sie rathen ihm zu einem Breve, worin Gottesfurcht und theologische Gelehrsamkeit sich gegenseitig unterstützten, und er eine dem Oberhaupt der Kirche angemeßne Sprache führen sollte. Er widersteht ihren Eingebungen. In der Hoffnung, die schon so furchtbare National-Versammlung werde es ihm nicht übel deuten, schreibt er einen väterlich bittenden Brief an den König. Der Erfolg war der, den er hätte erwarten können. Glücks genug für ihn, daß der Brief gar keinen Erfolg hatte.

Die kräftigen Maßregeln folgten einander mit reißender Schnelligkeit; aber man behielt doch noch einige Achtung für das Oberhaupt der Kirche. Man verlangte von ihm, er mögte sich über die geschehenen Reformen erklären. Noch einmal läßt er Bernis rufen. »Ich will, sagte er, »für meine Person der Aufhebung der Annaten beistimmen; »aber ohne den Beitritt der übrigen, die es angeht, besonders der Kardinäle, deren Vorschlagsgebühren (propi- »nes) auch auf die Annateneinkünfte gegründet sind, kann »ich keine kategorische Antwort geben.« — Er beräth sich mit den drei Kardinal-Ordenshäuptern; Albani, wegen der Bischöfe, Boromeo, wegen der Priester, Altieri, wegen der Vikare. Diese sehen es ein, wie vergeblich Widerstand sei. Sie bewilligen die Aufhebung der Annaten; sie geschehe aber, sagen sie, in der Stille, und ohne Abänderung der alten Verträge. Es ist nicht recht einzusehen, was sie mit dieser Klausel eigentlich auszurichten hofften. Gleichwohl freute sich Bernis über diesen kleinen Triumph; und es war der letzte. Nun hatte

er für sich selbst und für das heilige Kollegium nichts als Widerwärtigkeiten mehr zu erwarten. Er versucht, eine Fürsprache in Ansehung der Aussertiger der Datarie und Kanzlei, die ihre Stellen gekauft hatten, und Frankreich nothwendig waren, so lange zwischen ihm und dem päpstlichen Stuhl Verhältnisse bestanden. . . . .

Noch aber war der härteste Schlag nicht geschehen. Er geschah am 2ten November 1789, als ein Dekret der National-Versammlung alle geistlichen Güter für Nationalgüter erklärte. Dieses Dekret entrüstete das heilige Kollegium. Pius ward darüber bloß bestürzt. Er sagte zu seinen Freunden: große Unfälle sehe ich voraus; aber ich werde bei meinem Stillschweigen beharren. — Die ihm noch übrige Klugheit, erschöpfte dieser Vorfall. Sein Staatssekretair Zelada, Nachfolger von Buoncompagni, war fein und verschlagen, von sanften und gefälligen Formen. In gewöhnlichen Zeiten würde er zu seiner Stelle getaugt haben. Ohne Kraft, ohne eigentliche Gewandtheit, war er ihr aber in einer so stürmischen Epoke durchaus nicht gewachsen. Doch trug seine Mäßigung bei, den Papst im Jahr 1789 von Uebereilungen zurückzuhalten, die er hätte begehen können, und nicht beging. Beide sagten, und ihr Betragen bewies, daß sie empfanden, was sie sagten, würden sie in diesen Zeiten der Bewegungen und Unruhe, das Stillschweigen brechen: so würde das Unheil dadurch nur noch größer werden. — Aber der Papst brach doch dieses Stillschweigen bald darauf, und das Unheil, dem er vorbeugen wollte, ward dadurch vergrößert.

In der That mehrten sich auch die Angriffe auf seine veralteten Freiheiten. Noch vor dem Schluß dieses für ihn so unglücklichen Jahres, ward der König durch ein Dekret ersucht, zu keiner Pfründe mehr zu ernennen, bis der allgemeine, die Geistlichkeit betreffende Plan ihm vorgelegt sei. Dadurch ward das Leidensmaß des Kardinal von Bernis voll. Traurend sagte er jetzt: So ist denn nun die Protektorie von Frankreich, ohne Funktionen, wie, ohne Einkünfte. — Nie hatte er jemand Leides gethan, er war alt und kränklich. Hart würde es gewesen sein, ihn nicht zu beklagen; aber das Eigenthümliche der großen Maßregeln, unter welchen er litt, ist, blindlings und ohne Ansehn der Person zuzuschlagen.

Bis dahin ward jedoch blos die geistliche Obergewalt des Papstes angegriffen; der Augenblick war nun da, wo ihm ein Stück von dem, was er sein Erbtheil nannte, geraubt werden sollte. Bouche, ein Deputirter aus der Provence, trägt zuerst auf die Vereinigung der Grafschaft Avignon mit der französischen Monarchie an.

Dieses Ländchen war oft der Zankapfel zwischen den Königen von Frankreich und den Päpsten gewesen. Den Geschichtschreibern blieb die Rechtmäßigkeit seiner Erwerbung durch den Papst, von jeher räthselhaft; den Kanonisten war sie unbestreitbar. Diese Frage, welche die französische Regierung in Zeiten des Wohlwollens unentschieden ließ, ward durch Thätlichkeiten entschieden, so bald sie über den Papst Klagen führte. Zweimal in einem Jahrhundert, unter Ludwig XIV. und unter seinem Nachfolger, hatte

Frankreich diese Grafschaft besetzt. Das war ein leichtes Mittel für Frankreich, die Päpste zu züchtigen, mit welchen es unzufrieden war. Wie Klemens XIV. Papst ward, hatte Frankreich das Land seit der Zeit in Besitz, als Klemens XIII., dessen Ungnade durch sein lächerlich fanatisches Betragen gegen den Herzog von Parma sich zuzog. Das lang erwartete Breve der Aufhebung der Jesuiten, ward im Jahr 1774 das Zeichen zur Versöhnung. Die Auslieferung der Grafschaft war die nächste Folge davon. Nun aber hörte der von den Päpsten vordem gehabte ruhige Besitz auf. Er hatte Zwist mit den Generalpächtern, die den Salzverkauf darauf ausdehnen wollten. Einige Zölle wurden ihm streitig gemacht. Als der Orden der Cölestiner in Frankreich aufgehoben ward, behauptete man, diese Aufhebung müsse sich auf die Stadt Avignon erstrecken, und bemächtigte sich vorläufig der Güter, die diese Mönche auf französischem Gebiet besaßen. Diese kleinen Neckereien waren Dinge von Wichtigkeit für den Papst und besonders für seine Vicelegaten. Sie bereiteten die Gemüther zu einer Revolution vor. Mit ungeduldigem Auge sah man einen kleinen Staat in einem großen Königreiche eingeschlossen, der durch seine Lage, den Straßenräubern zur Höhle, den Schleichhändlern zur Freistadt diente. Aufmerksamer untersucht man, welche Titel ein fremder Priester haben könne, im Innern Frankreichs ein Eigenthum zu besitzen; Zweifel erheben sich gegen ihre Rechtmäßigkeit. Von der Zeit an zerfielen selbst die Bewohner von Avignon und der Grafschaft Venaissin in zwei Parteien. Die eine, und, man muß es gestehen, es war die stärkre

Partei, duldete ohne zu klagen ein Joch, womit die Päpste sie fast niemals gedrückt hatten. Unter allen vortheilhaften Rücksichten sahen sie sich den Reichseinwohnern gleich gestellt; und als päpstliche Unterthanen hatten sie Vorrechte, woran die Franzosen nicht Theil nahmen. Keine schweren Abgaben drückten sie. Die Schwäche der römischen Regierung, war für sie nur Sanftmuth. — Die andern im Gegentheil, waren unwillig, den Unterthanen eines Papstes gehorchen zu müssen; sie bedauerten, nicht ganz Glieder einer Nation zu sein, welche selbst unter den Monarchen eine große Rolle spielte. Alle Männer von Kraft, alle, deren philosophischer Geist die unrechtmäßige Gewalt der Priester zu beurtheilen verstand, alle, deren unruhigem Geiste Neuerungen gefallen, waren auf ihrer Seite.

Das waren die Stimmungen in Avignon, als der erste Freiheitsruf in Frankreich erschallte. Die Gleichförmigkeit der Sitten und der Sprache, die Nachbarschaft, die vielen gegenseitigen Verhältnisse, bewirkten, was man erwarten konnte. Die Einwohner der Grafschaft stimmten bald auf einen Ton mit den Franzosen. Vom August 1789 an, hatten sie ihre Nationalgarden. Bald darauf fodern Abgeordnete von Avignon, die Vereinigung ihrer Stadt mit Frankreich. Noch sprachen sie zwar nicht im Namen Aller; aber das Schicksal der Grafschaft war nun vorauszusehen. So wie man dort den Antrag des Deputirten Bouche erfährt, erklärt die vom Papst ernannte Verwaltung, sie wolle ihm getreu bleiben. Demungeachtet versammelt sich das Volk, und giebt sich, ohne das Joch des Papstes abzuwerfen, eine neue Konstitution.

Hier, so wie an andern Orten, war seine Stimme Gesetz. Um doch wenigstens einen Schatten von Auctorität zu erhalten, will der Vicelegat, daß dieser Revolutionsanfang für sein Werk angesehen werden soll. Er sanktionirt die neue Konstitution. Der Papst, der die Gefahr noch für entfernt hält, bequemt sich nicht sogleich. Es erscheint im April 1790 ein Breve in Avignon, welches alle von dem Vicelegaten erpreßte Verordnungen kassirt, und den päpstlichen Kommissarien ihre Bekanntmachung untersagt. Von jetzt an ward Avignon der Schauplatz des Kampfes, der das schöne Land, dessen Hauptort es ist, mit Blut bedeckte. Das Einzelne hiervon gehört zur französischen Revolutionsgeschichte. Hier soll nur das erwähnt werden, was Pius VI. Pontifikat unmittelbar betrifft.

Sein Breve hatte in Avignon das Signal zur Zwietracht gegeben. Der Vicelegat glaubt sich dort nicht mehr sicher, zieht sich nach Carpentras zurück, und protestirt von hier aus gegen alles Geschehene.

Indessen sieht die französische Partei ihre Anhänger sich mit jedem Moment vergrößern; und am 26sten Oktober äußern die neuen Distrikte der Grafschaft einstimmig das Verlangen, mit dem Departement der Rhone-Mündung vereint zu werden. Bald darauf, gewinnt die Gegenpartei für einige Zeit die Oberhand. Der römische Hof intriguirte bloß in der Grafschaft, und wollte sich noch über die, wie es schien, von der Mehrheit gewünschten, Veränderungen nicht erklären. Von seinen Anhängern, die sich für das Organ der ganzen Grafschaft ausgeben, erhält er eine Deputation, die ihm erklärt, der feste und allgemeine

Wunsch

Wunsch sei, die französische Konstitution anzunehmen; und sie beschwören ihn, ein Stillschweigen zu brechen, dessen Beharrlichkeit die Auflösung des gesellschaftlichen Vertrags herbeiführen würde; wenn aber, fügen die Deputirten hinzu, der heilige Vater den Dekreten der National-Versammlung in Ansehung der Geistlichen beiträte, werde ihm die Grafschaft mit unverletzlicher Treue ergeben bleiben, und von der Zeit an jede Usurpation ihres Gebietes, für ein Verbrechen der verletzten Gesellschaftsrechte erklären.

Pius war eingenommen von den Freiheiten des römischen Stuhls, und zu übelberathen, um sich einen mezzo termine gefallen zu lassen. Der Haß gegen die französischen Grundsätze war in dem heiligen Kollegium zur Glaubenslehre geworden. Das zweideutige Benehmen des Papstes und seines Vicelegaten, schwächte die der Vereinigung entgegen gesetzte Partei. In Revolutionen zieht ein kühner Schritt bald einen zweiten nach sich, besonders wenn die Entfernung von der Obergewalt die Ungestraftheit zu verbürgen scheint. Die Versammlung der Grafschaft erklärt, daß sie den Vicelegaten nicht mehr für den Stellvertreter des Papstes anerkenne, und verbietet, bei Strafe gewissenloser Amtsführung, sich künftig an ihn zu wenden. Doch entscheidet ihr Spruch noch keine absolute Spaltung. Sie ernennet drei Konservatoren, welche der Nation, dem Gesetz und dem Papst Treue schwören.

Die Stadt Avignon, Mittelpunkt der Insurrektion, eilt in dem Revolutionsgang dem übrigen Theil der Graf-

schaft vor. Am 7ten Februar 1791 feiert sie das Föderationsfest. Der Erzbischof und seine Geistlichen, weigern sich, den Bürgereid zu leisten. Die Kommüne erklärt den Erzbischof seiner Würde verlustig, und nimmt den Domherren ihre Präbenden. In der Mitte März entsetzen endlich die Avignoner den Papst seiner weltlichen Oberherrschaft, und bemächtigen sich seiner Einkünfte. Noch widersetzt sich Carpentras und will dem Papst getreu bleiben.

Aber das Schicksal der Grafschaft soll nun völlig entschieden werden. Im April beschäftigt sich die National-Versammlung damit. Bouche beweiset, daß eine Mehrheit von vierzehntausend Stimmen für die Vereinigung mit Frankreich entscheide. Menou beweiset in einer diplomatischen Erörterung die Rechtmäßigkeit derselben. Trotz der Gelehrsamkeit, und den schönen Worten Maury's, wird sie dekretirt. Die Vollziehung aber ward nur unter den heftigsten, von den Intriguen des römischen Hofes angestifteten Unruhen zu Stande gebracht; Unruhen, die das unglückliche Land, während dieses Jahrs, zum Schauplatz der Greuel machten.

Es ist leicht einzusehen, daß die Vereinigung Avignons mit Frankreich, in Rom mit den gehässigsten Farben geschildert ward. Der Papst hatte indessen diese Kränkung nicht abgewartet, um den Franzosen die entscheidendsten Beweise seines Hasses zu geben. Ihm hatte seine Mäßigung zu viel gekostet, um von Dauer sein zu können. Anfänglich diente die Furcht vor einem Aufruhr den Verfolgungen gegen die Franzosen zum Vorwand. Wer zu dieser Nation gehörte und sich nicht zu Grundsätzen be-

kannte, die den von ihr angenommnen entgegengesetzt waren, der war Patriot, das heißt, nach dem Wörterbuch des römischen Hofes, der verdiente eingekerkert, fortgejagt, oder doch wenigstens strenge beobachtet zu werden. Diese Regierung gieng abwechselnd von der Kühnheit zum Schrekken, vom Despotismus zu religiösen Mummereien über. Im August 1791 ward sie durch ein vorgebliches Komplot, das von den in der Engelsburg eingekerkerten Unglücklichen angezettelt sein sollte, aufgeschreckt. Sie ließ die Gefangnen von hier weg, und über die Grenzen des Kirchenstaats bringen.

Die Sache des Cagliostro war mit diesem Verdacht und diesen Verfolgungen verflochten. Nach der schändlichen Halsbandsgeschichte, hatte dieser nur allzuberühmt gewordene Marktschreier, Frankreich verlassen, England, Holland, die Schweiz durchreiset und war dann nach Italien gegangen, wo er nach kurzem Aufenthalt in Neapel, nach Rom zurück kam. Hier hatte er die Lorenza Feliciani, die in Frankreich unter dem Namen Serafine, seine Intriguen, seine Aventüren und Unfälle theilte, geheirathet. Sie scheint die nächste Veranlassung seiner Verhaftung gewesen zu sein. Cagliostro behandelte sie äußerst hart. Sie entzog sich seiner Tirannei durch die Flucht; und, da ihr Mann, der jede Art von Gottesdienst haßte, dessen Gegenstand nicht jene fanatischen Wesen waren, die er den Thoren zu Götzen aufstellte, sie an dem Bekenntniß ihrer Religion gehindert hatte: so war der erste Gebrauch, welchen sie von ihrer Freiheit machte, daß sie zur Beichte gieng. Sie entdeckte ihrem Beichtvater

alle die gefährlichen Ränke, deren Vertraute und Mitschuldige sie wider ihren Willen gewesen war, und bat ihn, sie der Regierung anzugeben. Hierauf ward Cagliostro am 28sten December 1789 verhaftet und in die Kerker der Inquisition geworfen. Man fand wenig Geld bei ihm, aber Kostbarkeiten, reiche und unter andern türkische Kleider. Bis dahin war keine Ursache vorhanden, ihn strenge zu behandeln; nun aber entdeckte man in einigen von ihm in Rom gemietheten Häusern, schriftliche Beweise eines von ihm gegen Rom, gegen den Kirchenstaat und gegen den Papst selbst, angezettelten Komplots. Bei fortgesetzter Untersuchung seiner Sache, fiel der Verdacht auf ihn, daß er Anhänger der französischen Grundsätze sei. Sein Prozeß dauerte lange, ward geheim verhandelt, und gab zu vielen Muthmaßungen Anlaß; endlich am 16ten April 1791 ward er zum ewigen Gefängniß verdammt. Seine zum Lohn für ihre Anklage mit ihm verhaftet gewesene Frau, ward in ein Kloster gesteckt. Einen Augenblick war von der Todesstrafe für ihn die Rede; dann aber mußte der ganze Prozeß von der Inquisition verhandelt, und er wegen des Verbrechens der Zauberei verurtheilt werden. Auf diese Weise hätte man das Lächerliche mit dem Abscheulichen vereinigen müssen. Man fürchtete aber doch der Philosophie, welche den Kampf schon mit so vielem Vortheil bestand, noch diese Waffen darzureichen. — Er ward nach dem Schloß von St. Leo im Herzogthum Urbino gebracht. Einige Zeit waren die eigentlichen Verbrechen, wofür man ihn büßen ließ, ein Geheimniß. Nachher wurden Auszüge der Akten publicirt. Der Papst erlaubte

diese Ausnahme von der Regel, nach welcher dergleichen Prozesse auf immer in das geheimste Dunkel begraben blieben. Durch die öffentliche Bekanntmachung dieses Prozesses, erfuhren die Neugierigen die großen Verbrechen des Cagliostro; daß er nehmlich eingeweihet war in den Mysterien der ägyptischen Maurerei und des Illuminatismus. Für diesen eben so unwissenden als fanatischen römischen Stuhl, hieß das soviel, als sich zu Grundsätzen bekennen, welche dem Despotismus und der Orthodoxie gleich furchtbar waren.

Aller dieser Gegenanstalten ungeachtet, machten sie reissend schnelle Fortschritte. Selbst über die Grenzen Frankreichs schwangen sie sich hinaus. Im Anfang des Jahrs 1791 erschien in Venedig eine Schrift, über den Kirchenbann. Darin ward eine Stelle des Evangeliums so parodirt: Wahrlich, wahrlich ich sage euch, das Reich der Vernunft ist nahe, und selbst die Blitze des Vatikans sollen sie nicht überwältigen!

26.

Frankreichs Beschwerden gegen den Papst.

Unterdessen beharrte Pius noch immer in der vom Anfang der französischen Unruhen an bewiesenen schwankenden Gleichgültigkeit. Sie misfiel dem größten Theil des heiligen Kollegiums. Es rieth dem heiligen Vater zur Festigkeit, wie sie es nannten. Auf diesem Wege hofften die Kardinäle, in Frankreich ein Schisma zu bewirken, und so doch einen Theil der Kirchenfreiheiten zu retten. Aber zu einem Schisma gehörten treue, den rebellischen Kindern sich widersetzende Diener. War es nicht besser, die Familie zu trennen, als sie ganz dem Verderben hinzugeben? Das hieß am Ende bloß, die Amputation einiger vom kalten Brand ergriffenen Glieder verordnen, um den Rumpf zu retten. — Die frommen Römer rechneten eben damals noch auf einen andern Vortheil, und intriguirten in Frankreich, um ihn zu erhalten. Sie hofften, der König werde den Rechtgläubigen ein imposantes Beispiel geben, und sich weigern, aus den kirchenschänderischen Händen eines ehrlosen beeidigten Priesters das Abendmal zu empfangen. Das waren ihre menschenfreundlich = kristlichen Worte. Ludwig XVI. war noch

nicht ganz von seinen Rathgebern verführt. Er verweigerte dem heiligen Kollegium diesen Triumph.

Bald darauf hatte man in Rom neuen Anlaß zur Bekümmerniß. Einer dieser ehrlosen Beeidigten, der Erzbischof von Paris, Gobel, erläßt ein Mandement, worin er, um, wie er sagt, das Gewissen seiner Pfarrkinder zu beruhigen, eine Reihe von heiligen Bischöfen anführt, welche vom Volk erwählt wurden. Von nun an fühlte der Papst die tiefste Unruhe. — Nun sehe ich mein Schicksal, sagte er betrübt, Frankreich geht für mich verloren! — Um diesem Unglück vorzubeugen, gerieth er auf den Einfall, die eidbrüchigen Prälaten, welche das Aufstands-Signal gegen den römischen Stuhl gegeben hatten, zu züchtigen. Gegen das Ende Aprils erschien in Paris ein Breve, von Pius, und weiter unten von dem Abbé Royon unterzeichnet, worin der vormalige Bischof von Autun von seinen Funktionen suspendirt und nach vierzig Tagen mit dem Kirchenbann belegt ward, wenn er bis dahin sich nicht bekehrte. Man giebt vor, es sei in Rom ein Autodafe gefeiert worden, worin sein Bildniß mit einem Sanbenito gekleidet, figuriret habe; doch, das ist eine Fabel, die ein Lustigmacher erfand, um ein Gegenbild zu der Szene aufzustellen, die wirklich in Paris vorgieng, wo das Bildniß des Papstes in vollem Pontifikat-Anzug von dem Volk verbrannt ward, das von einem Fanatismus, der etwas verschieden von dem seiner Voraltern war, taumelte.

Ernsthaftere Späße trieb der römische Stuhl. Kaum war mehr die Rede von der bürgerlichen Konstitution der

Geistlichkeit, und doch gab er sich eifrig noch mit der Heilung dieser der römischen Kirche geschlagnen Wunde ab.

Im Mai ward eine neue Kongregation von dreizehn Kardinälen und fünf Prälaten niedergesetzt, um ein tröstendes Breve an die Bischöfe, Pfarrer und Vikare abzufassen, die den heiligen Muth gezeigt hatten, den konstitutionellen Eid zu verweigern.

Mittlerweile bringt ein Eilbote von Turin die Nachricht, von der Flucht Ludwig XVI. Sie verursachte großen Jubel am römischen Hofe. Feste werden zur Feier dieser Begebenheit bereitet. Eine Menge Franzosen verläßt Rom, um unter den Fahnen ihres befreieten Königs zu dienen. Ein Salbungvolles Breve sendet der Papst an den zu Brüssel residirenden Nuncius Pacca; er wünscht darin Ludwig XVI. wegen seiner Befreiung Glück, empfiehlt ihn dem Schutz des Himmels, erbittet für ihn eine baldige, ungestörte, triumphirende Rückkehr in sein Königreich. In einer Anwandlung von Enthusiasmus, stürmt das Volk von Rom nach dem Pallast, den die Mesdames de France bewohnten, und die Luft erschallt vom Geschrei: viva il Re di Francia! Die Straßen auf und ab ziehen die Priester, Gebete brüllend für den König, liberato delle mane dei manigoldi, (Den, aus den Händen der Henker Befreieten.) — Sein Alter und seinen Karakter vergessend, überläßt sich selbst der Kardinal von Bernis den Aeusserungen kindischer Freude.

Der Wahnsinn der Freude wich bald dem herben Kummer, und selbst dem Reuegefühl. Man sah ein, die

Rache hervorgerufen zu haben, der man nicht entgehen werde; und doch, weit entfernt, irgend etwas zu thun, um die französische Nation in ihrem nicht mehr zweifelhaften Triumph zu entwaffnen, bietet man ihr vielmehr Trotz, arbeitet man an einem innern Schisma, ächtet man alle Theilhaber ihrer Revolution.

Ein Hauptgegenstand des päpstlichen Grolls, war der von Pius zum Kardinal erhobene Erzbischof von Sens. Pius begehrte von ihm, er sollte entweder seine Stimme zur bürgerlichen Konstitution der Geistlichkeit widerrufen, oder auf seine Würde verzichten. Lomenie antwortet mit einem ihm sonst nicht eignen, aber durch die Zeitumstände gebotnen, Muth: »Eure Heiligkeit lassen mir keine andere Wahl, als, entweder Verräther meines Vaterlandes zu sein, oder den Kardinalshut abzulegen. Ich bedenke mich keinen Augenblick, und sende ihn hiermit Eurer Heiligkeit zurück.» — Eine freiwillige Zurückgabe aber war, in den Augen des heiligen Kollegiums, keine Strafe; und doch hatte ihr eidbrüchiger Amtsbruder diese verdient. Der Papst strich, in einem am Ende Septembers gehaltenen geheimen Konsistorium Lomenie von der Liste der Kardinäle förmlich aus. Mit vieler Bitterkeit äußerte er sich in der Anrede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, über die französischen Grundsätze.

So lockte die römische Regierung das Ungewitter selbst herbei, welches über sie losbrechen sollte; ihr Schrecken mehrte sich im Verhältniß ihres Abscheues gegen Frankreich, und dieser stieg aufs höchste, als endlich am 8ten Oktober die Vereinigung von Avignon dekretirt ward. Von nun an achtete die Regierung keine Schranken mehr, we=

der im Ausdruck ihres Haßes, noch in den Verfolgungs-Maßregeln, denen die Sorge für ihre Sicherheit zum Vorwand diente. Vor mehreren Thüren, namentlich vor der Thür des Präsidenten der Annone, gegen den das Volk drohend murrte, läßt sie in der Nacht Galgen errichten. Die bedrückendste Aufsicht auf die Fremden wird von ihr befohlen. Die Gastwirthe müssen eine Liste von allen bei ihnen wohnenden eingeben; die Befehlshaber der Grenzplätze dürfen keinen durchlassen, der nicht einen ausdrücklichen Befehl des Papstes vorzeigt. — Sie träumt von nichts, als von Aufruhr, und an einigen Orten, in Orvietto und Civitavechia sind ihre Träume der Erfüllung nahe. Das furchtbare Geschrei: die Freiheit lebe! erschallt dort, und Sbirren werden hingesandt, um die Aufrührer zu zerstreuen. Ein gewisser Octavio Capello wird wegen Unglaubens angeklagt. Die Inquisition, zu gewöhnlichen Zeiten in Rom viel gemäßigter als in jedem andern katholischen Lande, glaubt, die Umstände heischten Strenge, selbst auf die Gefahr, verhaßt und lächerlich zu werden. Capello wird als ein Schwärmer, Charlatan, Freimaurer und der Ketzerei Verdächtiger zum siebenjährigen Gefängniß verdammt. — Kurz darauf läßt dieses furchtbare Tribunal einen in Rom geachteten, und selbst mit dem Dechant des heiligen Kollegiums in Verbindung stehenden Mönch, Ragusain, plötzlich verhaften; seine Verbrechen sind, daß er ein Freimaurer und mit Cagliostro in gleichen Mysterien eingeweihet war.

In diesem Jahr 1791, und in dem folgenden, häufte

der römische Hof die Zeichen seines Schreckens mit den Beweisen seines Hasses gegen die französische Revolution. Die Tanten Ludwig XVI. waren nach Rom gekommen, um dort eine Freistadt gegen die Verfolgungen zu suchen, denen ihre Familie und Religion zur Beute ward. Hier wurden sie, selbst weniger wie Prinzessinnen, als wie Opfer der Revolution empfangen. Der Kardinal von Bernis nahm sie in sein Haus auf, und suchte ihnen durch die ehrfurchtsvollste zuvorkommendste Begegnung, Ersatz für die Huldigungen zu geben, die der Hof ihres Neffen ihnen nun nicht mehr leistete. Die Prinzessin von Santa Croce erhielt von dem Papst den Auftrag, sie allenthalben zu begleiten.

Ihnen folgte bald der muthige, aber unmächtige Kämpfer für die römischen Kirchenfreiheiten, Abbe' Maury, der in Rom den Preis für seine Bemühungen, die Entschädigung für seine ruhmvolle Niederlage suchte. Pius würde ihn nach einem erkämpften Siege nicht besser behandelt haben. Er hatte ihm Zimmer im Vatikan anbieten lassen. Der bescheidne Abbe' begnügt sich mit einer Wohnung bei dem Kardinal Staatssekretair.

Kaum in Rom angekommen, ward er schon zum Erzbischof von Theben ernannt. Eine wichtige Mission, ein Gehalt von sechszig tausend römischen Thalern wird ihm bestimmt. Er bestellt schimmernde Livreen; zu einem blendenden Aufwand bereitet er sich, um mit Anstand den Diener der Diener Gottes zu repräsentiren. Am 1sten Mai wird seine Mission bekannt gemacht. Er geht als Nuncius zur Wahlversammlung nach Frankfurt. In der

Peterskirche empfängt er, in Gegenwart der Mesdames, von dem Kardinal Zelada selbst, unter dem Beistand der beiden französischen Bischöfe, von Vence und von Perpignan, eidbrüchige, flüchtige Priester, wie er, die Weihe eines Erzbischofs von Nizza. — Alle die stolzen römischen Prälaten, die einen fremden, blos durch einige unnütze Talente bekannten Priester sich vorgezogen sahen, überrascht, erzürnt die Wahl; aber der Papst hat befohlen. Maury reiset nach Frankfurt. Ohne Zweifel wird er die Zurückgabe von Avignon bewirken; denn — er hat es versprochen.

Es war gerade die Epoke des Kriegs zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten ausgebrochen. Pius, mit dem Beistand seiner guten Wünsche für sie nicht zufrieden, scheint auch, selbst in die Kampfschranken eintreten zu wollen. Er mustert seine, durch ihre Zahl nicht weniger, als durch ihre Tapferkeit furchtbaren, Soldaten. — Laßt sie uns doch mit ihm mustern.

Der Papst hatte damals eine Kompagnie von hundert Schweizern, und eine von Hellebardirern; zwei Kompagnien, die eine, leichte Reuter, die andere Kürassiere, jede von zweihundert ziemlich schlecht berittenen Leuten; die Stadtwachen, ein Regiment von zweihundert Mann; die Besatzung der Engelsburg, unter dem Namen der Rothen bekannt, von etwa hundert Mann; ein Bataillon Korsen; die Besatzung von Civitavechia und Ankona, zusammen etwa drei tausend. — Alles in Allem fünf tausend Mann.

Mit diesem Heeresbestand beginnt der römische Hof seine kriegerischen Anstalten; damit will er von einem Meer

bis zum andern einen Kordon ziehen. Wirklich versendet er Truppen und Kanonen; verstärkt die Besatzung der Engelsburg; der Schatzmeister wird, um die Ausrüstungen zu bewirken, nach Civitavechia geschickt. Dieser feste Platz soll in den Stand gesetzt werden, eine Belagerung auszuhalten. Sogar ein Oberbefehlshaber wird ernannt. Wo aber ist ein solcher im Kirchenstaat zu finden? Von einer der den gemeinschaftlichen Feind bekriegenden Mächte muß er geborgt werden. Anfangs ist es Capranica, der einige Zeit im Dienst des Königs von Sardinien gestanden hatte. Bald darauf ist es ein preußischer Officier, Baron von Marwitz. Der aber wird noch nicht der letzte sein.

Maßregeln der Politik vereinigen sich mit den kriegerischen Anstalten. Beim Kardinal Gerdyl wird eine geheime Kongregation gehalten. Da will man auf große Mittel denken. Welche Entscheidung wird genommen? — Ein Jubiläum, zur Abwendung des der römischen Kirche drohenden Unglücks. —

Solche Feindseligkeiten hätten verachtet werden können. Es gefällt der französischen Regierung, Notiz davon zu nehmen. In ihrem Bericht an die Nation, der im Juli über die Zurüstungen der europäischen Mächte, erscheint, kündigt sie ihr an, daß auch der römische Hof ein unversöhnlicher Feind von Frankreich geworden sei; daß er die heftigsten Reklamationen gegen die Besitznehmung Avignons gemacht, und sich, um diese unterstützen zu lassen, an alle Mächte, und sogar an Rußland, gewandt habe; daß er unter keinerlei Titel einen diplomatischen Agenten

habe annehmen wollen; daß Frankreich sich schon als im erklärten Bruch mit ihm betrachten könne.

Vielleicht aber mogte der Papst wohl glauben, von seiner Schwäche geschützt, ungestraft einer Macht trotzen zu können, die sich schon furchtbar zeigte. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig erscheint. Mit Enthusiasmus wird es in Rom aufgenommen, ins Italienische übersetzt, und in Menge vertheilt. Man hält es für das Signal zur Vernichtung der gottlosen Nation. Die Verfolgungen gegen ihre Individuen werden verdoppelt. — Auch diese schweren Beleidigungen verachtet die französische Regierung noch. Wichtigere Angelegenheiten beschäftigen sie. Sie hat eine republikanische Gestalt angenommen — und wird nun noch furchtbarer sich zeigen.

Um diese Zeit erschien der Brief [80]) eines Ungenannten an Pius VI. Mit äußerster Strenge ward der Papst darin behandelt. Seine Fehler und Fehltritte wurden darin mit Bitterkeit aufgezählt; die Hauptzüge seiner Regierung dargestellt. Aus der folgenden Stelle kann man den Geist dieses Briefes beurtheilen, der eher ein Denkmal des beredten Unwillens als ein historisches Denkmal ist. — »Dem Kreuzzuge der Feinde Frankreichs,« hieß es darin, »treten Sie durch Zahlungen bei. Die Austrocknung der pontinischen Sümpfe, die Ihr höchster Ruhm hätte werden können, deckt Ihren Namen mit Schande, weil sie, im eigentlichen Ver-

---

80) Dieser Brief erschien mit mehrern ähnlichen an gekrönte Häupter, zuerst im Moniteur. Man weiß, daß (der bekannte vormalige Graf) Gorani ihr Verfasser ist.

M.

stande, nichts als eine Straßenräuberei ist: denn Sie haben dieses große Stück Landes unrechtmäßig an sich gerissen, daraus ein Fürstenthum für Ihren Neffen gemacht, und diesem per fas et nefas ein Auskommen gegeben, das den reichen Einkünften einiger regierenden Fürsten gleich ist. War das Verbrechen nicht schon groß genug, Ihr Volk ins Verderben gestürzt zu haben, sowohl durch die, an den Bau einer plumpen Sakristei, dieses immerwährenden Denkmals Ihrer Narrheit und Ihres schlechten Geschmacks, so schlecht verwendeten unermeßlichen Summen, als auch durch die häufige Ausfertigung von Zetteln, wodurch Sie die Staatsschulden auf das Dreifache gebracht haben.« Dann wirft der Ungenannte ihm vor, daß er sich jene fanatischen Päpste, die ihren Thron auf Abgeschmacktheit und Unwissenheit erbaueten, und nicht vielmehr den weisen Benedikt XIV., welcher theologische Händel über alles mied, zum Modell genommen habe. — »Sie, heiliger Vater, waren bestimmt, diesen abgeschmackten Thron umzustürzen, auf den die schimpflichsten Laster Sie erhoben, und auf den Sie nichts als Narrheit, Unwissenheit, Eigendünkel, und den habsüchtigsten Nepotismus gezeigt haben. — Welche Unklugheit, heiliger Vater, daß Sie sich zum Vertheidiger der Religion und Moral aufwarfen, da doch alle Handlungen Ihres Privat- und Ihres öffentlichen Lebens Ihren Atheismus und Ihre Immoralität beweisen,« u. s. w. Am Schluß wird ihm gerathen, abzudanken, und ihm eine Anrede an die katholische Kristenheit vorgeschrieben, um alle die Abgeschmacktheiten zurückzunehmen, wozu er seine Auctorität geliehen hatte.

Diese heftige Diatribe brachte in Rom die davon erwartete Wirkung nicht hervor. Selbst der Haß fand sie übertrieben. In ihrem Verfasser sah man bloß einen von den beredten Gottlosen, die den Umsturz des **Throns und des Altars** geschworen hatten; und sie gab den Feinden der französischen Revolution neue Waffen in die Hände. So wahr ist es, daß der sein Ziel verfehlt, der es überschreitet.

Kurz nachher kam der Vollziehungsrath diesem Ziel um vieles näher, indem er gegen den Papst eine männliche Sprache führte, die weder mit der französischen Urbanität, noch mit der Wahrheit kontrastirte. Im Anfang des Decembers erhielt er einen Brief mit der Ueberschrift: **Der Vollziehungsrath der französischen Republik an den Fürstbischof von Rom.** Sehr ernstlich ward darin die Befreiung einiger in Rom willkührlich verhafteten Franzosen gefordert. »Papst der römischen Kirche,« sagte man ihm, »**noch** Fürst eines Staats, der bereit ist, »Ihnen zu entwischen! lernen Sie die Maximen der fran»zösischen Republik kennen. Zu gerecht, um selbst in der »Diplomatik etwas verschweigen zu dürfen; zu mächtig, »um sich mit Drohungen zu behelfen; aber zu stolz, um »bei einer schweren Beleidigung sich unempfindlich zu stel»len, ist die Republik, sie zu strafen, bewaffnet, wenn »friedliche Reklamationen ohne Wirkung bleiben sollten.«

Aber er war diesen Reklamationen schon einigermaßen zuvorgekommen. Ehe sie bis zu ihm gelangt waren, hatte er am 3ten November verschiedne Franzosen, unter andern **Chinard**, einen geschickten Bildhauer, und **Ratel**, in

in Freiheit setzen lassen, und es waren ihnen alle ihre Sachen, ja sogar ihre National-Kokarden wieder gegeben. Es blieben jedoch noch viel andre Beschwerden gegen den römischen Hof. Einige geborne Franzosen, die als Unterofficiere in seinem Dienst standen, wurden geschoren, entsetzt, auf die Galeeren geschickt, weil sie vortheilhaft von ihrem Vaterlande gesprochen hatten. Der Bischof von Fraskati, Kardinal York, hatte den Gastwirthen seines Sprengels untersagt, Franzosen zu beherbergen. Predigten, Beichten, alles ward benutzt, um das Volk gegen sie aufzuhetzen. Der von Schrecken und Wuth geblendete Despotismus, verband, wie das zu geschehen pflegt, das Lächerliche mit dem Grausamen. Zum Ersatz der gewöhnlichen Besatzung, ließ der Papst Landtruppen nach Rom kommen. Diese, noch grotesker als die regulairen päpstlichen Truppen, geformten Landsoldaten, gaben zu Lachen. Strenger Befehl des Papstes, unter Bedrohung mit körperlichen Strafen, sie als wirkliche Soldaten anzusehen! Einige Spaßmacher, die sich demungeachtet auf Kosten dieser römischen Dorfhelden lustig gemacht hatten, büßten ihre verbotne Lustigkeit mit Ruthenstreichen.

Die Werbungen wurden indeß mit Thätigkeit fortgesetzt, und der Papst erklärte gegen das Ende Decembers 1792 in einer öffentlichen Bekanntmachung, daß, wiewohl er keine Feindseligkeiten zu besorgen habe, und er eine vollkommne Neutralität beobachten wolle, er nichts destoweniger für die Sicherheit seiner Küsten sorgen und in sei-

nen verschiedenen Provinzen, zur Bewachung der Hauptstadt, Truppen ausheben lassen müsse.

Er vergaß es nicht, wie nothwendig es war, für das auf sein Machtwort entstandne Heer einen Anführer zu haben. Schon waren mehrere in Vorschlag gebracht. Die Wahl fiel für einige Zeit auf einen östreichischen General, Caprara, welcher, nachdem er die Helden, die er zum Ruhm führen sollte, besichtigt hatte, ohne Umschweif sagte: diese da werden auf den ersten Flintenschuß alle davon laufen, und ihren General im tête-à-tête mit dem Feinde lassen.

So standen die Sachen und so waren die Gemüther gestimmt, als eine unglückliche, aber wohl vorauszusehende Begebenheit, den Knoten plötzlich zerhieb, zu dessen Auflösung längst alles hinstrebte.

Seit einiger Zeit konnten die in Rom wohnenden Franzosen aus mehrern Anzeichen schließen, man suche sie in eine allgemeine Aechtung zu verwickeln; und der geringste Vorwurf, welcher der römischen Regierung zu machen wäre, ist, ihre Wachsamkeit nicht verdoppelt zu haben, um diesen abscheulichen Plan zu vereiteln. Es war damals kein anerkannter französischer Agent in Rom. Der französische Gesandte in Neapel schickte einen seiner Sekretaire, Basseville dahin, um die Sache seiner unterdrückten Landsleute zu vertheidigen. Der Staatssekretair hatte sich gegen Basseville für ihn sehr beruhigend geäußert. Der Papst selbst hatte die Sicherheit der Franzosen durch Ausdrücke vermehrt, welche Aufrichtigkeit zu verrathen schienen. Sie wollten in eine ihrer Versammlungen gehen, als

sie das Unglück vernahmen, das nach der Expedition von Neapel, das französische Admiralsschiff, getroffen hatte. Sie machen unter sich einen Anschlag, um gemeinschaftlich zur Ausbesserung des Schiffes beizutragen. Das war die Ursache ihrer beiden ersten Versammlungen in dem Pallast der Akademie. Zur Verabredung der Mittel, um das alte französische Wappen an der Facade dieses Pallastes mit dem der Republik zu vertauschen, wollten sie zum drittenmal sich versammeln. Aber das über den Gegenstand dieser Versammlung getäuschte Volk, war wüthend nach der Akademie gestürmt, und dort früher als die Künstler angekommen. Die dreifarbige Kokarde sahen die Römer zuerst an Basseville und Flotte, Major der neapolitanischen Eskadre, welche sie angesteckt hatten, als sie an eben diesem Tage dem Staatssekretair einen Besuch machten, der ihnen sagte: die Kokarde ist nicht mehr ein den Franzosen in Rom verbotnes Abzeichen.

Vor der Stunde der Zusammenkunft fuhren diese beiden Franzosen spazieren. Basseville hatte seine Frau und sein Kind bei sich. Langsam fuhr der Wagen durch den Corso, eine der breitesten und volkreichsten Gassen in Rom. — Die römische Regierung hat behauptet, das Volk sei durch ihr affektirtes Prunken mit der dreifarbigen Kokarde gereizt worden. Vielmehr war sie es selbst, die das Volk durch so viele von Haß gegen alles was Frankreich angehörte, bezeichnete Schritte, zu Gewaltthätigkeiten aufgehetzt hatte. Wie dem auch sei; die Franzosen sahen sich plötzlich von Pöbelgeschrei, Steinwürfen und Flinten-

schüssen angegriffen. Basseville befiehlt, nach Hause umzukehren, springt aus dem Wagen, widersetzt sich den Bemühungen des Major Flotte, um ihn zu vertheidigen, wird durch einen Bajonettstoß hingestreckt. Die rasenden Soldaten schleppen den Sterbenden in die nächste Wache, und schienen so das Signal zu einer allgemeinen Metzelei zu geben. Es lebe der Papst, es lebe der heilige Glaube! Es lebe der heilige Bartholomäus! Es sterben alle Franzosen! Mit diesem Geschrei liefen blutdürstige Menschen durch die Gassen.

In eben der Zeit, da dies vorgieng, flüchten die erschrockenen Pensionair-Zöglinge der Akademie von einem Zimmer dieses Pallastes in das andre, in augenblicklicher Gefahr, mitten unter den Kunstwerken niedergemetzelt zu werden.

Die römische Regierung ist in dieser Sache durch mehrere Thatsachen schwer gravirt. Einige wenigstens verdächtige Berichte, entschuldigen sie, und schreiben die Aufforderungen zu dem Tumult den Franzosen zu. Wollten wir der Geschichte, der es allein zusteht, wenn einst alle Leidenschaften schweigen, zwischen diesen widersprechenden Behauptungen zu entscheiden, vorgreifen: so würden wir sagen, Rom, welches damals voll Misvergnügter von verschiednen Klassen war, die die französische Revolution verabscheueten, und sich dieser Verpflichtung treu zeigten, — Rom, sage ich, mußte, wenn nicht viele Mitschuldige, doch wenigstens viele Mitwisser der abscheulichen Meuterei, deren Opfer der unglückliche Basseville allein gefallen ist, enthalten; die Regierung selbst mußte das wissen, und da

sie nicht vorbeugte, kann man ohne Ungerechtigkeit sie der Konnivenz anklagen; ein Verdacht, welcher durch den Stil des drei Tage nachher erschienenen päpstlichen Edikts bestätiget wird, worin der Papst, anstatt den Vorfall auf die feierlichste Weise und in jenem heuchlerisch bekümmerten Ton, der der italienischen Doppeltzüngigkeit nichts kosten konnte, von sich abzulehnen, sich darauf beschränkt, durch das Organ seines Staatssekretairs Zelada zu sagen: »Er sei gerührt gewesen, durch die ihm in den letzten Tagen von dem Volk gegebnen Beweise, der Anhänglichkeit an die Religion und der Liebe für die Person Sr. Heiligkeit; es sei dem heiligen Vater aber traurig, bemerkt zu haben, daß eben dieses Volk, mitten in den Aufwallungen, denen es sich, um seine Denkart zu zeigen, überlassen habe, zu einigen, die öffentliche Ruhe störenden Ausschweifungen sich habe hinreissen lassen; Ausschweifungen, einer Nation unwürdig, die sich rühmen könne, in guten Grundsätzen erzogen und von einer Moral genährt zu sein, deren Maximen nur Frieden, nur Sanftmuth und Nächstenliebe empfehlen.« — Weiter unten befiehlt Sr. Heiligkeit ihren Unterthanen, sich künftig ruhiger zu verhalten; alle Arten von Tumult und Rottirungen zu vermeiden, kein Haus, keine Bude zu beschädigen, und keine Person, welcher Geburt oder Nation sie sein mögte, und was ihr angehöre, zu insultiren .... u. s. w.

Mit solchen milden und süßlichen Ausdrücken misbilligt der römische Hof ein so schreckliches, an einen französischen Agenten, dessen Besuch sein erster Minister we-

nige Stunden vorher angenommen hatte, begangnes Verbrechen! Hoffte er denn, auf diese Weise die furchtbare Republik zu entwaffnen, die eben damals einem großen Theil von Europa die Stirne bot, und schon die festgegründetsten Throne bedrohete?

Könnte man sich noch über etwas mehr verwundern, als über die kalte Gleichgültigkeit des Papstes bei diesem Vorfall: so wäre es die Geduld der französischen Regierung, die sich mit einer so frostigen Misbilligung des erstern befriedigen, und ihren Zorn durch einige unbedeutende Beweise der Reue entwaffnen ließ.

Aber der Unwille, den jeder Franzose, jeder unpartelische Beobachter, wenn es anders damals einen solchen gab, tief empfinden mußte, ist wenigstens in einem anonymen am 25sten Januar von Florenz an den Kardinal Zelada geschriebnen Briefe, kräftig ausgedrückt. Man erfährt daraus, daß diese für so sanft und vertragsam ausgeschriene Eminenz, in diesem Augenblick der Krisis, wo das Leben aller Franzosen bedrohet schien, ganz ruhig neben dem Papst saß und ihm die nach einander folgenden einzelnen Umstände der Gräuelszene erzählte, welche auf den Straßen von Rom gespielt ward. Ach, Herr Kardinal Zelada, was ist nun dieser Ruhm der Weisheit, der Geschicklichkeit, der Humanität, die Ihnen seit mehr als zwanzig Jahren zugeschrieben ward, darum Sie von den Gesandten von Frankreich und Spanien geliebt, von allen Fremden gesucht, in ganz Europa geachtet wurden! Wie! Sie zwingen uns, diesen glänzenden Ruhm zu den Usurpationen des römischen Hofes zu zählen, und in Ihnen,

statt den geschickten Minister, wofür man Sie zu halten geneigt war, bloß einen linkschen Heuchler zu sehen, den man fast so bemitleiden als ihn verabscheuen muß!

Uebrigens läßt sich die sorglose Ruhe der römischen Regierung nach einer Begebenheit, deren Folgen sie in einem Moment hätten über den Haufen werfen können, allenfalls aus der zweideutigen Lage erklären, worin die französische Regierung, bei allen glücklichen Fortschritten doch noch zu sein schien; daraus ferner, daß dem Papst ein großer Theil dieses Italiens, das den französischen Waffen unzugänglich schien, noch zum Bollwerk gegen die Rache der Franzosen diente; daraus besonders, daß er umgeben war von treulosen Rathgebern, die, indem sie den Himmel selbst in ihren durchaus weltlichen Vortheil verflochten, ihm von nichts als von der göttlichen Rache vorsprachen, der die gottlose, kirchenschänderische, königsmörderische Nation nicht entgehen könnte.

Doch, nicht so ganz blindlings rechnete der heilige Vater auf diese großen Sicherheitsgründe, um nicht auch noch sonst sich zu verwahren. Er vergißt seine Beschwerden gegen den Hof von Neapel und verabredet mit ihm Vertheidigungsmaßregeln; er besichtigt die Arsenäle und seine Leihhausbank, um die Hülfe zu kennen, die er von dem Eisen und von dem Golde, diesen beiden großen Nerven des Krieges zu erwarten habe. Aber ach! beide waren sehr schwach. — In den Arsenälen, keine Kanonen; in den Kisten, wenig Gold! — Aber seine Hauptquelle war der Fanatismus des römischen Volks; und er spart

nichts, um davon Nutzen zu ziehen. In allen Kabinetten von Italien ward intriguirt; er verstand sich, mit Beiseitigung aller Bedenklichkeiten der Intoleranz, mit dem Kabinet von St. James gegen den gemeinschaftlichen Feind der Ruhe von Europa. Die beiden Höfe, von Rom, und von London, schienen den Himmel und die Erde unter sich vertheilt, — der eine die religiösen, und der andre die politischen Triebfedern sich vorbehalten zu haben.

So gut er es vermogte, spielte Pius seine Doppelrolle, eines weltlichen Fürsten und eines Papstes; und da er voraus sah, Frankreichs Rache könne höchstens nur zögern: so versammelte er, vermittelst kräftiger Proklamationen, alle Mittel zur Vertheidigung auf einen Punkt. »Wenn die Glocken, sagte er in einer derselben, einen feindlichen Einfall ankündigend, lauten: so müssen alle Männer zu den Waffen greifen; Vieh und Futter muß in das Innere des Landes gebracht, das Uebrigbleibende verbrannt, und überhaupt dahin getrachtet werden, durch alle nur irgend mögliche Mittel, einen Gesetz- und Gott-losen Feind zu Grunde zu richten. — So drückte sich der Vater der Gläubigen, der Stellvertreter eines Gottes der Barmherzigkeit aus! — Im übrigen begnügte er sich mit Ermahnen und Auffordern, weil, wie er sagte, er überzeugt sei, daß alle seine Unterthanen, eben so gute Katholiken, als gute Bürger, es sich zur Pflicht machen würden, gegen Barbaren zu kämpfen, die geschworen hätten, wohin sie kämen, Thron und Alter um-

zustürzen. — Er versprach ferner, Entschädigungen für Verlust, Belohnungen für schöne Thaten, und hauptsächlich eine vollkommne Amnestie für solche Verbrecher, welche herbei eilen würden, um durch den Kampf für den Staat und die Religion ihre Fehler wieder gut zu machen. Von diesem, im Namen des Himmels und der Erde aufgerufnen Aufstand in Masse, schloß er nur die Sechszigjährigen, die Kinder unter sechszehn Jahren, die Kranken und alle Geistlichen aus, die das Amt haben, auf den Bergen die Hände zum Himmel zu erheben, während die Gläubigen in der Ebne kämpfen.

Diese sonderbare Proklamation hätte allein schon hingereicht, die gegen den römischen Hof, und selbst gegen die katholische Kirche endlich genommenen starken Maßregeln zu rechtfertigen. Warum eine Religion noch länger in einem Staate als die herrschende erkennen, deren Oberpriester, mit dem heiligen Buch in der Hand, der Welt zu sagen sich erkühnt, man müsse seinen Feind durch alle nur irgend mögliche Mittel zu Grunde richten; der durch erleichterte Abbüßung zu Verbrechen aufmuntert, und Verbrechern Sünden vergiebt, welche kommen, um für den Staat und die Religion zu kämpfen; der das Nichtsthun der Priester heiligt, indem er sie zu ruhigen Zuschauern des Kampfes bestimmt, wozu sie anhetzen, und der ihrentwegen geliefert wird! Konnte der Fanatismus in dem Jahrhundert der Kreuzzüge und der Ligue eine abgeschmacktere, eine intolerantere Sprache führen?

Der Kaiser war auch eine der Hauptstützen Pius;

von ihm erhielt er Rath, Lob und Aufmunterungen; mit einer frommen Ruhe sah er, daß die englische und spanische Flotte die Küsten Italiens gegen einen feindlichen Einfall deckten. — Aber das Kriegsglück der Koalition war weder anhaltend, noch allgemein. Die piemontesische Armee hatte Niederlagen erlitten. Frankreich mußte noch schonend behandelt werden. Weit entfernt, ihm zu trotzen, ließ der Papst vielmehr gegen das Ende eine von einem der Küstenbewahrer genommene, und in Civitavechia aufgebrachte Tartane wieder in Freiheit setzen. Er sei, sagte er, mit Frankreich nicht im Kriege. — Wie soll man nun diesen Papst nennen, der zu sagen wagt, er sei mit Frankreich nicht im Kriege, und doch auffordert, alle Franzosen durch alle nur irgend mögliche Mittel zu vernichten; der bei allen europäischen Höfen herumgeht, um ihnen Feinde zu erwecken! — Was ihn aber mehr als die heilsame Furcht vor Frankreich noch vorsichtig machte, war die Schwäche seiner Hülfsmittel. Täglich ward er davon mehr überzeugt. Gegen das Ende des Jahrs 1793 waren die Auflagen drückend, und wurden schlecht bezahlt; die Lebensmittel waren selten und theuer; laut murrte das Volk darüber, daß sie eingeschifft, und die Flotten der koalisirten Mächte damit versorgt wurden. Zwei Monate drauf mußte man zu einem Mittel greifen, das zu jeder andern Zeit mehr als kühn geschienen haben würde. Der an die Stelle des Verschleuderers, Ruffo [81]), getretene Schatzmeister ließ die Sil-

81) Noch ein- und zum letztenmal erscheint hier dieser hochfahrende Kardinal-Soldat. — — Indem ich dies schreibe, treten, nach öffentlichen Nachrichten, selbst in Neapel, selbst

bergeräthe der Kirchen in Requisition setzen, um davon zehn Millionen kleiner Münze, zur Auszahlung der Bankzettel, auszuprägen. Pius benutzte alle Umstände, um seinen Eifer an den Tag zu legen. Die ersten Monate von 1794 schienen günstig für die östreichischen Waffen. Dem Kaiser gefiel es, sich wenigstens auf einige Zeit an die Spitze seiner Armee zu stellen. Diese schöne Hingebung hielt Pius einer Aufmunterung, selbst einer Belohnung, würdig. In einem Reliquienkasten schickt er Franz II. eine goldene Medaille mit den Bildnissen der heiligen Apostel Petrus und Paulus. — »Kämpfen Sie,« schrieb er ihm, »kämpfen Sie im Namen dieser beiden tapfern Soldaten unsers Herrn Jesus Kristus.« — Wahrscheinlich kam diese Ermahnung erst nach dem eiligen Rückzug des

am königlichen Hofe, Ankläger gegen den Stolz, gegen die Eigenmacht, gegen die selbst die königliche Auctorität bedrohende Kühnheit dieses bepurperten Exgeneral-Lieutenants von Neapel, auf. War denn von einem solchen Priester wohl etwas anders zu erwarten? — Er ist aus Neapel entfernt; dem Hofe war es, wie die Nachrichten sagen, angenehm, ihn nach Venedig in das Konklave abreisen zu sehen, und seine Stelle ward sogleich wieder besetzt. In Venedig ist er mit stolzen Hoffnungen zur Papstwürde angekommen — er wird aber mit getäuschten Hoffnungen wieder abreisen; obgleich eine voreilige öffentliche Stimme ihn schon auf den päpstlichen Stuhl setzte. Und wer weiß, welch ein schöner Lohn für die dem Staat und der Kirche geleisteten Dienste noch seiner wartet, wenn die noch permanenten greulichen Henkerscenen mit den revolutionairen und verdächtigen Neapolitanern endlich vorbei sind; und man dann von diesem Helden des Vaterlandes Rechnung fordert.

M.

Kaisers an. Man tadelte ihn sogar in Rom selbst. Aber der Papst war nun einmal dazu bestimmt, sich bald lächerlich zu machen, bald Unrecht zu haben; und damit endigte er erst am Tage seines Falles.

Der übrige Theil des Jahrs 1794 ging mit Aussinnen von Mitteln hin, theils um Geld anzuschaffen, theils um das Volk zu fanatisiren; die erstern waren schwerer, als die letztern zu erfinden. Zur Bestreitung der Kriegszurüstungskosten war eine Vermehrung der Ausgaben, und folglich auch der Steuern nöthig. Das römische Volk, statt gegen die Franzosen sich zu empören, hätte sich beinahe gegen seine eigne Regierung empört; am Ende des Jahrs 1794 wollte es Feuer an den Pallast des Herzogs von Braschi legen, dessen Reichthümer, mitten in der allgemeinen Noth, seinen Unwillen erregten.

27.

Verlegenheit und Unbesonnenheit des römischen Hofes.

Mehrere Umstände trafen zusammen, um das römische Volk zu reizen. Wegen der Unglücksfälle der Kirche hatte der Papst schon seit drei Jahren geglaubt, die Karnavalslustbarkeiten verbieten zu müssen. Das Volk allein litt unter diesem Verbot. Der Adel allein belustigte sich; und für ihn war das Gesetz stumm. Die unruhigen Bewohner von Trastevere und die vom Thor del Popolo, verdrießlich über dieses ausschließende Privilegium, wollen sich nun auch belustigen. Am Donnerstage in der Fastenwoche 1795 laufen sie mit Masken durch die Gassen. Am Montag darauf wollen Patrouillen diesen Ausbruch einer plumpen, aber unschuldigen Fröhlichkeit mit Gewalt zurücktreiben. Nun entsteht offner Aufruhr, worin Dolche und Messer sich mit Steinwürfen vereinigen. Der Pallast Borghese wird berennt; einige Hände voll Geld zerstreuen die Belagerer. In gleicher Gefahr ist der Herzog von Braschi. Seine krank liegende Frau wäre beinahe vor Schrecken gestorben. Die Zugänge der Palläste Piom-

bino und Chigi sind Sicherheits wegen gesperrt. Einzelne Privatpersonen leiden allein bei dem Aufruhr. Sie werden geplündert, müssen sich abkaufen. Der Schrecken ist in Rom allgemein; viele Fremde entfernen sich aus der Stadt. Die Regierung bleibt bei diesem Sturm unbewegt, in der Hoffnung, er werde bald vorübergehen. Sie sieht in ein Paar Haufen von Plünderern nicht den Keim eines wirklichen Aufstandes. Die Römer glichen ihren alten Ahnherrn nicht, die sich auf den heiligen Berg zurückzogen, und so den Senat zum Nachgeben zwangen; und noch weniger glichen sie den Franzosen vom 14ten Juli, die an einem einzigen Tage die Grundfeste ihrer alten Regierung zum Wanken brachten. Diesesmal — und das war seit zehn Jahren vielleicht der einzige Zug der Weisheit — begegnete der römische Stuhl diesem Uebel mit seinem eigentlichen Heilmittel. Er sah eine vorübergehende Anwandlung von Meuterei nicht als einen laut geäußerten Wunsch für Freiheit an. Als die Krisis vorbei war, nahm er bloß eine Maßregel, die etwas lächerlich war. Seine Agenten waren nicht genug respektirt worden. Es fällt ihm ein, die Soldaten des Papstes für unverletzlich, wie es ihr Herr war, zu erklären, und, daß jede gegen einen Sbirren verübte Thätlichkeit für Hochverrath geachtet werden sollte.

Im Lauf dieses, für die französischen Waffen so günstigen, Jahres 1795 that der Papst alles, was er konnte, um nicht mit Frankreich zu zerfallen; und machte sogar einige Schritte, die seinen Abscheu ziemlich gut verbargen, indem sie sein Schrecken mehr offenbarten. Im Juli er-

fährt er, daß eine von zwei neapolitanischen Tartanen gejagte Brigantine gezwungen worden, sich am Gestade des Kirchenstaats auf den Strand zu setzen, und daß die dem Schiffbruch und der Gefangenschaft entgangnen Unglücklichen im größten Elend in den Küstenwäldern umherirrten. Sein pontifikales Herz ward davon gerührt. Er sendet den Unglücklichen Hülfe zu, läßt ihr Schiff ausbessern, und es bis zu einer gewissen Meereshöhe geleiten. Bei dieser Gelegenheit erklärt er, er sei mit niemand im Kriege, er wünsche im Frieden zu leben, und wolle keine Nation beeinträchtigen.

Sonderbar war es, daß in eben der Zeit, wo er für das Glück der kaiserlichen Heere Gebete halten ließ, ihnen mit vollen Händen Ablaß ertheilte, er die östreichischen Unterthanen mit mehr Strenge als die Franzosen selbst behandelte. Er ließ im Jahr 1795 zwei Kaplane des Wiener Hofes, M o n a c o und P o l i, als Anhänger der Meinungen des Bischofs von P i s t o j a gefangen setzen. Das war der rechte Augenblick, sich mit solchen kindischen Erörterungen abzugeben, die höchstens dazu gut waren, der Geschäftslosigkeit der Kirche zu thun zu geben! Gerade jetzt war der römische Stuhl in dem Zeitpunkt der größten innern Verlegenheiten. Klingende Münze, Lebensmittel, Zutrauen zu der Regierung, alles mangelte auf einmal. Um ein schon für unheilbar geachtetes Uebel zu vermindern, vermehrete man ein noch furchtbarlicheres; nehmlich die Unzufriedenheit des Volkes. Neue Zettel wurden ausgegeben, die nur, wenn sie unter fünf Thaler betrugen, in Geld gewechselt werden konnten. Die Eßwaarenhändler

mußten am Ende einer jeder Woche einen Theil ihres baar eingelöseten Geldes in die Bank von St. Spirito abliefern, und erhielten dafür Zettel gewechselt. Der größte Theil der Klöster wurde aufgefordert, ihr überflüßiges Silbergeräthe in die Münze zu schicken. Unzureichend blieben alle diese Hülfsquellen. Und am Ende des Decembers war die Noth des päpstlichen Schatzes so groß, daß Pius sich entschloß, eine ansehnliche Zahl seiner Kutschen und vierzig seiner besten Pferde zu verkaufen. Die daraus gelöseten sechszig tausend Thaler wurden eilends in das Leihhaus und in die Bank von St. Spirito geschickt, wohin das Volk haufenweise kam, um die Zettelauslösung zu begehren.

Die nächste Ursache dieses Zuwachses der allgemeinen Noth lag in den kriegerischen Zurüstungen, die der Papst zu machen sich erkühnte, um einen, durch sein sonderbares Betragen veranlaßten Angriff zurückzutreiben. — Im April 1796, in dem Augenblick, da er das schon über seinem Haupt rollende Ungewitter beschwören zu wollen schien, rückt ein Korps neapolitanischer Reuterei heran, um durch den Kirchenstaat in das Mailändische zu ziehen. Was thut er zum Beweise seiner Neutralität? Er erneunt einen Befehlshaber, um die Neapolitaner zu begleiten und für ihren Unterhalt zu sorgen.

Dieser Zug von Parteilichkeit, war wenig geeignet, um den siegreichen Heerführer, der schon Herr der Lombardei war, und von Mailand, als dem Mittelpunkt seiner bisherigen und künftigen Eroberungen, aus, ganz Italien und besonders den Kirchenstaat bedrohete, zu entwaffnen.

An

An der Dauer seines Waffenglücks hatte der römische Hof nicht geglaubt; und, je nachdem ihm dieses gewiß oder zweifelhaft schien, sich bald kriechend bald wieder übermüthig gezeigt. — Im Frühling 1796 ward er aber doch gewahr, daß seine Lage äußerst kritisch sei; an wen aber sollte er sich wenden, um sie zu verbessern? Der Kardinal von Bernis, sonst sein Rathgeber, sein Vermittler, war selbst nicht mehr in der ruhigen, zu weisen Rathschlägen geeigneten Gemüthsstimmung. Ueberdem war er in mehr als einer Hinsicht der Regierung, welche besänftigt werden sollte, verhaßt. Der Gesandte von Spanien befand sich allein noch in einer Lage, welche seine Vermittlung nützlich machen konnte. Nach einem kurz dauernden Krieg, hatte seine Regierung sich der französischen Republik wieder genähert. Sein Karakter, seine Einsichten, seine vieljährigen Erfahrungen, der Repräsentations-Glanz, der ihn umgab, die wichtige Rolle, die Spanien stets unter den katholischen Mächten spielte, alles das hatte ihn zum wichtigsten Mann in Rom gemacht. Der spanische Gesandtschaftspallast und seine Umgebungen, formirten mitten in dieser Stadt, eine Art von unabhängigem Staat, dessen Oberhaupt eine Volksmenge von vierzehntausend Seelen beschützte, leitete; Vorrechte besaß, die keiner zu verletzen wagte; seine Garden, ja sogar seine aufwartenden Edelleute hatte. Um seine Gunst bewarben sich die Vornehmsten, die Kardinäle selbst. Wer ihn nicht liebte, wagte es doch nicht, ihm Achtung und Ehrerbietung zu versagen; und er flößte wenigstens Furcht ein, wenn auch jede andre Empfindung für ihn schwieg. Das war der Mann, den nicht

allein die Stimmen aller Herzen nannten; sondern auf den sich auch alle Blicke hefteten, als man den Kirchenstaat von einem feindlichen Einfall des siegreichen Buonaparte bedrohet sah.

Der Kardinal Zelada empfand gar bald seine Ohnmacht selbst. Er war tief unter der Rolle, die man ihm anvertrauen zu können geglaubt hatte. Ohne Thätigkeit und fast ohne Kredit, lieh er bloß seinen Namen zu allen den Maßregeln, über die die französische Regierung zu klagen hatte. Der durch die Fortschritte einer Revolution, die sich gegen alle Vorurtheile erklärte, mit Recht erschreckte römische Hof, glaubte dem reissenden Strom einen Damm entgegen stellen zu müssen. Dazu reichten alltägliche Hülfsmittel nicht aus. Der von Karakter schwache und durch Alter noch mehr entkräftete Zelada, war nicht im Stande, unter so kritischen Umständen die Regierungszügel allein zu halten. Der Papst übergab sie einer aus mehrern Kardinälen bestehenden Kongregation, worin die Albani, Gerdyl, Antonelli, Borgia, Zelada selbst, und einige Prälaten saßen; zum Fiskal, das heißt zum Hauptagenten, hatte sie einen Kriminalisten, Namens Barberi, wie man sagt, einen gerechten, aber zugleich einen strengen und heftigen Mann, der durch seine Uebertreibungen zu dem beschleunigten Umsturz der römischen Regierung nicht wenig beigetragen hat. Durch ihn allein verhandelte der Papst mit der Kongregation, und er veränderte dessen Anträge nach der Willkühr seiner Leidenschaften. So zog er die ganze Auctorität, deren Bewahrer die Kongregation sein sollte, an sich, übte persönliche

Rache, diente jedem Verdacht, entfesselte jeden Haß, und während er Römer und Fremde, Freunde und Feinde Frankreichs gegen sich empörte, sah der Papst allein in ihm den Retter des Staats und den seinigen. Alles beugte sich, alles verstummte wenigstens vor ihm.

Trotz des Faktionsgeschreis gegen Frankreich, erhielt sich der Ritter Azara nicht allein Einfluß auf den Papst, sondern auch Zutraun bei dem römischen Volk. Er entschloß sich zu einem letzten Versuch, um den römischen Stuhl aus einer Gefahr zu retten, in welche ihn eine Reihe von unbedachtsamen Handlungen gestürzt hatte. Er willigt ein, bei dem jungen Eroberer, der seine Staaten bedrohete, Vermittler zu sein, und reiset zu Buonaparte nach Mailand. Mit banger Erwartung sah man den Ausgang seiner Konferenzen mit dem General entgegen. Sehr laut äußerte das Volk seinen Wunsch für die Erhaltung des Friedens. Es sammelt sich vor der Thür des Pallastes des Herzogs Braschi, in dessen Innerm es einen dem seinigen entgegengesetzten Wunsch argwöhnte. Nur durch die Versichrung, der Herzog Neffe habe vielmehr seinen Oheim zu der angefangenen Unterhandlung beredet, konnte das Volk beruhiget werden.

Aber der Gang der Konferenzen war viel langsamer als der der Waffen. — Man vernimmt in Rom, daß am 1sten Messidor (19ten Juli 1796) eine Division der französischen Armee in die Staaten des Papstes eingerückt sei. Das an den Grenzen von Bologna und Modena liegende Fort Urbino, konnte die französische Armee nicht hinter sich lassen. Es ward aufgefordert, sich zu ergeben. Eine Be-

satzung von fünfhundert Soldaten lag in dem Fort; schöne Leute, (sagt der Bericht von Buonaparte,) gut gekleidet, aber — es waren Soldaten des Papstes. Das Fort ergiebt sich. Das war die erste Eroberung der Franzosen im Kirchenstaat. Bald darauf wurden sie Herren von Bologna, Ferrara und selbst von Ankona. So verlor der Papst in wenig Tagen zwei von seinen Legationen, seine beiden schönsten Provinzen, die er nicht wieder erhalten hat, und wo keiner damit unzufrieden war, sein Joch abzuwerfen.

Diese Nachricht verursachte eine große Gährung unter dem römischen Volk. Es versammlete sich in Haufen, die mehr das Ansehn von Unruhe als den Karakter eines Aufstandes hatten. Aber der Regierung ward doch bange. Der Staatssekretair erläßt eine Proklamation an die Misvergnügten, in der Sprache beider Gewalten, die, um sich noch einige Kraft zu erhalten, sich gegenseitig unterstützen mußten. »Als Kristen, sagte er, wendet euch an Gott; als Unterthanen, habt Zutraun zu eurem Souverain, welcher nichts versäumt, um den Frieden zu sichern.

Zu gleicher Zeit eilten die Priester im Kirchenstaat in die Kirchen, auf die Märkte, öffneten ihren Pfarrkindern die Schätze der himmlischen Freigebigkeit, versprachen für vierzigtausend Jahre Ablaß, jedem der dazu helfen würde, die Franzosen, diese Strafruthe der Kirche, zu vertreiben [82]).

---

82) So kommentirten sie ein Breve des Papstes, welches im ganzen Lande ausgestreuet war, und als eines der merkwür-

Um nichts geringer aber waren darum die Besorgnisse. Schon verließen die ersten Familien Rom. Auch die Kardinäle wollten folgen, als ein von dem Ritter Azara aus Bologna abgefertigter Eilbote, mit der Nachricht des abgeschlossnen Waffenstillstandes eintrifft. Schmerzhaft waren die Opfer, die er hatte bringen müssen. Es kostete dem Papst die beiden Legationen von Bologna und Ferrara, seine schönsten Gemälde und Statüen, und eine Kontribution von funfzehn Millionen; aber nur für diesen Preis konnte er dem reissenden Strom der französischen Eroberungen Einhalt thun.

Dieser Waffenstillstand reichte den Feinden des Ritters Azara neue Mittel dar, um sein Ansehn zu verkleinern, und ihn sogar verhaßt zu machen. Ihrer Meinung nach, hatte dieser Gesandte den römischen Stuhl aufgeopfert; das sei die Folge seines Grolls gegen die Römer, seiner unreligiösen Grundsätze, die denen so ziemlich ähnelten, für welche die französischen Waffen siegten. — Aber es war

---

digsten Denkmäler des wüthenden Fanatismus aufbewahrt zu werden verdient. Hier ist es: »An alle unsre vielgeliebten und katholischen Kinder. Brüder in Jesus Kristus! »Um das Beste der Kristenheit und Seiner Heiligkeit, bitten wir euch, zur Vertheidigung der Religion »die Waffen zu ergreifen. Alle die, welche einen Franzosen »tödten, werden Gott ein wohlgefälliges Opfer bringen, und »ihre Namen werden aufgezeichnet werden, unter den Auserwählten des Herrn.« s. Memoires politiques et militaires pour servir à l'histoire secrète de la Revolution françoise. Paris, an VII. Tom. II. p. 183 und 184.

Anm. d. Verf.

nun nicht Zeit zu Deklamationen. Man mußte auf Mittel denken, um den Unglückbringenden Waffenstillstand zu vollziehen. Sogleich läßt der Papst den Kardinal-Kämmerling und den Gouverneur von Rom kommen. Er beruft die Kongregation. Er berathschlagt und ergiebt sich in sein Schicksal; und in der Nacht vom 28sten und 29sten Juni, schickt er Pierachi, vormals Internuncius in Frankreich, als einen bevollmächtigten Gesandten nach Paris. Ihm ward Evangelisti, den der Ritter Azara als Sekretair in Bologna bei sich hatte, mitgegeben.

Oeffentliche Gebete, Danksagungen zum Himmel, Proklamationen folgen diesen Maßregeln der Politik; aber die größte Schwierigkeit war noch nicht überwunden. Die Frankreich versprochne Kontribution mußte eilends herbeigeschafft werden; die gewöhnlichen Hülfsquellen waren erschöpft; die Auflagen konnten keine neue eröffnen. Pius that in einem geheimen Konsistorium den Vorschlag, den Rest der seit dem Pontifikat Sixt V. in der Engelsburg niedergelegten Summen aufzunehmen. Zu jeder andern Zeit würde diese Maßregel Kirchenraub geschienen haben. Aber der Schrecken war so groß und allgemein, daß der Vorschlag des Papstes einstimmig durchgieng.

Aber dieser Schatz der Engelsburg reichte kaum zu der ersten Zahlung aus. Für die folgenden mußten andre Anstalten getroffen werden. Die Kirchen, die sämmtlichen frommen Stiftungen wurden angehalten, alle ihre Ornamente, alle Gefäße von kostbarem Metall, die zum Gottesdienst nicht schlechterdings erforderlich waren, abzuliefern. Durch ein Edikt wurden alle päpstliche Untertha-

nen aufgefordert, ihr überflüssiges Silbergeräthe in den Schatz zu bringen. Vier römische Große erhielten den Auftrag, diese Einsammlung zu besorgen. Der Fürst Doria sandte ein freiwilliges Geschenk, das auf eine halbe Million geschätzt ward.

Um die Römer in ihrem Kummer zu zerstreuen, rief man Gebete, Ablasse, und besonders Wunder zu Hülfe, die in diesen kritischen Momenten sich verdoppelten. In Ankona war, troz der Gegenwart der unleichtgläubigen Franzosen, kein Marienbild, das nicht Lebenszeichen gab, und die Gläubigen waren überzeugt, daß sie der Vermittlung der Jungfrau Maria allein, diesen so kostbaren und doch so ersehnten Waffenstillstand zu danken hätten. In Rom, waren, wie sich das gebührte, die Wunder noch glänzender, als in Ankona. Hier öffneten, schlossen, rollten alle Marienbilder die Augen; verwelkte, neben einigen derselben stehende Blumen, bekamen ihre frische Farbe wieder; trockne Zweige grünten; und das Volk rannte in Menge hin, um zu sehen, zu bewundern, zu bezeugen. Während dieses andächtigen Wahnsinns, kam der Ritter Azara von Bologna wieder nach Rom zurück. Den Verhetzungen seiner Feinde ungeachtet, nahm der Papst ihn sehr herzlich auf, gab ihm einige geheime Audienzen und empfieng seinen Rath, den er, wie sich in der Folge gezeigt hat, nicht zu benutzen verstand. Sein Verstand war damals der Verwirrung nahe; und diese hatte etwas finstres. Die Wunder, die allen seinen Pfarrkindern so voll guter Vorbedeutung zu sein schienen, waren ihm Zeichen des göttlichen Zorns. Um diesen zu besänftigen, befahl er Sen-

dungen nach sechs Kirchen, in Form von Processionen. In diesen religiösen Ceremonien trugen vornehme Damen die geweihete Fahne; und der Kardinal della Somaglia, durch seinen Karakter wie durch seinen Stand zu allen Arten von Rollen geeignet, übernahm die des Kreuzträgers.

Auf diese Weise vorbereitete man sich zum Empfang der französischen Kommissare, welche die Bedingungen des Waffenstillstandes vollziehen sollten. Der Kardinal Zelada wollte, um sie zu empfangen, einen rechten Eifer zeigen; und ob man gleich seine Meinung über die Lage des römischen Stuhls gar wohl kannte: so wagte er doch in einer heuchlerischen Proklamation zu sagen: der Waffenstillstand sei eine Wirkung der Barmherzigkeit Gottes, weil denn doch immer Vortheil dabei sei, einen Theil zu verlieren, um das Ganze zu erhalten. Mit den ernstlichsten Strafen bedrohete er übrigens jeden, der sich auch nur die geringste Beleidigung gegen die französischen Kommissare, oder gegen einen aus ihrem Gefolge erlauben würde. Das hieß zwar, sehr friedliche Absichten zeigen, verrieth aber zugleich ein grosses Mistrauen in die Stimmung des römischen Volks, und man schien dadurch schon im Voraus sich Entschuldigungen bereiten zu wollen.

Im Juli kam der erste von den erwarteten Kommissaren, nehmlich Bürger Miot, französischer Gesandter, in Toskana an. Der Ritter Azara, welcher, nachdem er die Geschäfte des römischen Hofes gemacht hatte, nun auch die Honneurs für ihn machte, fuhr dem französischen Kommissar bis Ponte Molle entgegen, und führte ihn

unter dem Geleite eines Kavallerie-Pikets in Rom ein; ein französischer Kourier ritt voran, mit der dreifarbigen Kokarde am Hut, welche noch vor wenig Monaten den Unwillen des römischen Volks so sehr gereizt hatte. Mit anscheinender Herzlichkeit, und mit den, einem außerordentlichen Ambassadeur gebührenden Ehrenbezeugungen ward Miot empfangen. Alle die zur Verstellung geformten Kardinäle machten ihm den Besuch. Der Ritter Azara verschaffte ihm eine Audienz bei dem Papst, die beinahe eine Stunde dauerte. Das Gespräch betraf gleichgültige Gegenstände; nur im Vorbeigehn ward der Bedingungen des Waffenstillstandes erwähnt. Pius versicherte, sie wären für ihn eine hochheilige Sache (una cora sacrosanta). Aber die Franzosen erfuhren bald, wie aufrichtig diese mit einer reuigen Miene ausgesprochenen Worte gemeint waren. Der Form wegen hatte Miot hierauf eine Konferenz mit dem Kardinal Zelada. Dieser war durch Alter und innere Unruhe so entkräftet, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte; er ernannte einen Prälaten, um statt seiner die den Waffenstillstand betreffenden Konferenzen zu halten. Die übrigen französischen Kommissare kamen nach einander an. Ihre Gegenwart in Rom machte lebhaften Eindruck. Man betrachtete sie mit einem neugierigen, doch unbeleidigenden Interesse. Sie weckten schlimme Erinnerungen. Aber was waren für den größeren Theil friedliche und verständige Kommissare, im Vergleich mit jenen furchtbaren Eroberern, deren Befehlsworte nur aus der Ferne vernommen zu haben, man sich glücklich genug fühlte. Der schon lange in Italien angestellte Ca-

cault folgte Miot unmittelbar in Rom; und mit dem Ende Juli wurden bei dem Ritter Azara die Konferenzen über die Vollziehung des Waffenstillstandes angefangen. Des Papstes Wortführer war der Fiskal Barberi, dessen unlenksamen Karakter man nur zu sehr schon kannte. Er hatte noch immer den meisten Einfluß, und wandte ihn an, um die Unbesonnenheiten des Papstes zu vermehren. Noch waren diese nicht zu Ende.

Die französischen Waffen litten um diese Zeit einen leichten Verlust; die Belagerung von Mantua mußte für einige Zeit aufgehoben werden. Diesen günstigen Augenblick ersahen die treulosen Rathgeber des Papstes, um wenigstens einen Theil seines Verlustes wieder zu gewinnen, und aller kräftigen Gegenvorstellungen des Ritters Azara ungeachtet, sendet der Papst einen Vicelegaten ab, um von der Legation Ferrara wieder Besitz zu nehmen. Der kleine Triumph war nur von kurzer Dauer. Der Vicelegat fand bei seiner Ankunft die Ferrarenser ziemlich ruhig; er glaubte, daß sie mit Freuden unter die päpstliche Herrschaft zurückkehren würden; aber sie empörten sich, als er das Wappen des Papstes wieder an die Stelle des Wappens der französischen Republik aufstellen wollte. Bald darauf nahmen die französischen Siege wieder ihren Gang; die Sendung des Vicelegaten war zu Ende; er fühlte sich glücklich genug, daß man ihm die Rückkehr nach Rom erlaubte.

Die den französischen Kommissaren Anfangs bewiesene Achtung hörte auf, sobald man die Lage der Franzosen für zweideutig hielt, und Beschimpfungen traten an ihre Stelle.

Miot, der nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in Rom, nach Florenz zurückkehrte, war, als er durch Spoleto ging, der Gegenstand eines Aufruhrs; kaum entging er der Wuth des gegen ihn aufgehetzten Pöbels. Sogar in Rom wurden einige von den französischen Kommissaren, als sie ruhig vor der Trajans Seule standen, um sie zu betrachten, von Kindern mit einem Steinregen angegriffen; und als sie entfliehen wollten, hörten sie hinter sich das Aechtungsgeschrei: Tödtet sie, es sind Franzosen, es sind Kommissare! — Zwei von ihnen waren wirklich in Lebensgefahr. Ein römischer Officier rettete und brachte sie zu dem Gouverneur von Rom. Dieser stotterte die heuchlerischen Worte zur Entschuldigung heraus: »schreiben Sie diesen Auflauf, den wir misbilligen und darüber seufzen, den schlimmen, von der französischen Armee eingegangnen Nachrichten zu.« — »Was würden Sie sagen,« erwiederte einer der Kommissare, »wenn wir in diesem Augenblick, wo wir Siege feiern, statt über Verlust zu klagen, uns der Erfüllung des Waffenstillstandes überhöben?« — Der Gouverneur versprach die Wachsamkeit zu verdoppeln. Die Kommissare wurden wieder nach Hause geleitet, jedoch nicht, ohne um sich her das dumpfe Hohngeschrei des Pöbels zu hören.

Den zweiten Tag darauf beschimpfte man, des Versprechens der Regierung und der zahlreichen Patrouillen ungeachtet, wieder zwei Franzosen. Cacault verlor die Geduld; er wollte einen starken Schritt thun. Der Ritter Azara besänftigte ihn mit dem Versprechen, er sollte von dem Papst eine vollkommne Genugthuung erhalten. Pius

schien verwundert, betrübt; er ließ die Befehle wiederholen und den französischen Bevollmächtigten Wachen zur Hand stellen. Einige Verbrecher wurden verhaftet; ihre Bestrafung ward versprochen.

Durch diese ärgerlichen Auftritte ward der Kardinal Zelada in seinem längst gefaßten Vorsatz, abzudanken, vollends bestärkt. Er war sehr alt, war kränklich; sah sich verantwortlich für Ereignisse, denen er nicht vorbeugen konnte. Die ganze römische Regierung beruhte damals auf die innre Polizei, welche der vorerwähnten Kongregation anvertrauet, eigentlich aber dem allgemein verworfenen Fiskal Barberi ausschließlich überlassen war. Am 11ten August schrieb der Ritter Azara an den Papst: das öffentliche Wohl erfordre die Absetzung des Fiskals, als das einzige Mittel, das Volk zu beruhigen und Frankreich zu entwaffnen, dessen Rache von den schlimmsten Folgen für den Kirchenstaat sein könne.

Pius konnte sich nicht entschließen, Barberi aufzuopfern. Er glaubte, der Absicht des spanischen Gesandten eben so gut zu entsprechen, wenn er Zelada durch einen Kardinal ersetzte, für welchen der Ritter Azara vortheilhaft gestimmt schien, und dem man zugleich Weisheit und Kraft zutraute. Er ließ ihn benachrichtigen, daß er den Kardinal Ignaz Busca zum Staatssekretair ernannt habe.

Da dieser als der unmittelbare Urheber der letzten Unglücksfälle des römischen Stuhls anzusehen ist: so verdient er etwas näher gekannt zu sein.

Der Prälat Busca, aus einer vornehmen Mailändischen Familie abstammend, hatte einige äußerliche

orzüge; mit einem hohen Wuchs, und edlen Gesichts-
igen, verband er Formen, die den Weltmann verrathen,
ne ziemlich blühende Sprache, hinter welcher sich sein
ittelmäßiger Verstand verbarg.

In seinen frühern Jahren hatte er Frankreich und
Deutschland durchreiset, und ward hierauf zu der Nuncia-
ur in Brüssel ernannt. Sie gehörte nicht zu denen, wel-
che unmittelbar zur Kardinalswürde führten. Bei seiner
Zurückkunft ward er Gouverneur von Rom. Mit Eifer
und Beharrlichkeit ließen sich auf diesem Posten mannigfa-
che Beweise des Talents geben. Busca wollte sich durch
Reformen auszeichnen; aber er war eigentlich ein Mann,
der der Freude lebte: bald trat er von einer Unternehmung
wieder zurück, die durch Widerwärtigkeiten für ihn zu be-
schwerlich ward; und als er die Statthalterstelle von Rom
verließ, um den Hut zu erhalten, sagte er spaßhaft genug,
die einzige Verbindlichkeit, welche die Römer ihm schuldig
zu sein, eingeständen, sei, daß er sie gelehrt habe, gefror-
nen Punsch (punch á la glace) zu essen.

Dieser Einfall charakterisirt ihn von zwei Seiten als
einen sinnlichen Mann und lustigen Kopf. Beide Eigen-
schaften, gut oder schlecht, sind gewöhnlich mit Aufrich-
tigkeit vereint; bei ihm aber lag darin eine Verstellung tief
genug versteckt, um den Ritter Azara selbst, in Absicht
seiner zu täuschen. Der Kardinal Busca sah, daß dieser
Gesandte der einzige Mann in Rom war, der mitten unter
den heftigsten Stürmen den Kopf nicht verlor, der einzige,
in dem der Papst noch Vertrauen setzte, und durch dessen
Hülfe, ein Mann von Talent wie er, eine Rolle zu

spielen hoffen konnte. Er fesselte sich an seinen Umgang. Er besuchte beständig den Cirkel der Prinzessin von Santa Croce, in welchem seit lange schon die fremden Gesandten, besonders die von Frankreich und Spanien gewöhnlich zusammentrafen. Diese Dame war herzlich gut, von leichtem Zutritt und höflich. Dem Kardinal Busca gelang es, ihr zu gefallen; bei ihr sah er den Ritter Azara sehr oft, äußerte ihm Zutrauen, Freundschaft und Achtung. Es entstand wirkliche Vertraulichkeit unter ihnen; und der sonst nicht leicht zu täuschende Azara, glaubte in ihm nicht allein einen Freund, sondern auch einen liebenswürdigen, geistvollen, verträglichen, kurz gerade so einen Mann zu finden, als ihn der Papst in der Krisis, worin er war, zum Minister wünschen konnte. — Der Kardinal Zelada war des Ministeriums überdrüßig, und hatte der Proben seiner Unfähigkeit nur zu viele gegeben. Es bedurfte nur einer geringen Aeußerung, um ihn zum Abdanken zu bewegen. Der spanische Gesandte, der Roms Schicksal in Händen hatte, war seines Einflusses auf der Wahl des neuen Staatssekretairs gewiß. Cacault, der seit vielen Jahren die politischen Aufträge in Italien zu besorgen und sich dort allgemeine Achtung erworben hatte, war französischer Agent in Rom. Auch er sah den Kardinal Busca oft, und hatte von ihm eine eben so vortheilhafte Meinung wie der Ritter Azara gefaßt. Beide schienen einen Auftritt vergessen zu haben, welcher bewies, daß die Formen der Urbanität, die er anzunehmen wußte, viel Heftigkeit und Grobheit verbargen. Er speisste bei der Prinzessin von Santa Croce. Einer der Gäste, auf den er eifersüchtig

var, ließ einige beißende Ausdrücke fallen. Busca warf ihm seinen Teller an den Kopf. Einer derben Erwiderung würde er nicht haben entgehen können, wenn Madame von Santa Croce mit ihrem vertragsamen Karakter, nicht zwischen die beiden Faustkämpfer getreten wäre. Aus Achtung für sie, ward der Zank beigelegt, und dem liebenswürdigen Kardinal ein lebhafter Augenblick verziehen.

Kaum erinnerte man sich noch dieser Geschichte, als Busca dem Papst, zu der Stelle des Staatssekretairs, von dem spanischen Gesandten vorgeschlagen, das heißt, dazu ernannt ward. Bald aber hatte der Ritter Azara Ursache, ihn zu den Undankbaren unter seinen Kreaturen, und Rom, ihn zu seinen gefährlichsten Ministern zu zählen.

Unter den verschiedenen Faktionen, die Rom in Unruhe und den schwachen Papst in große Angst setzten, war die der Albani die thätigste, und aus mehr als einem Grunde dem Hause Oestreich ergeben. Der Kardinal dieses Namens, hatte, als Dechant des heiligen Kollegiums, und Mitglied aller Kongregationen, einen wesentlichen Einfluß in die Entschließungen des römischen Stuhls. Einer seiner Neffen war Nuncius in Wien. Ein zweiter bei dem Erzherzog Ferdinand Generalgouverneur der Lombardei im Dienst. Diese ganze Familie war also in das Interesse des Wiener Hofes verflochten. Sie, mit ihrem Anhang, die Fanatiker, die englische und neapolitanische Partei, alle zitterten schon bei dem Gerücht des französischen Waffenglücks in Italien, und boten alle Kräfte auf, um den römischen Hof in die Koalition des übrigen Europa hineinzuziehen. Nicht eben, weil sie meinten, er könne als weltliche Macht

ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen; sondern, weil sie wußten, daß er noch eine ziemlich mächtige Herrschaft über die Gemüther der Menschen eines Theils von Europa übte, und daß in den Augen aller dieser Gläubigen, eine Sache, durch den Beitritt des Papstes, geheiligt würde.

Die verschiednen Feinde Frankreichs setzten also in Rom alle Triebräder der Intrigue in Bewegung, indem sie bald die französischen Siege verschrieen, bald den französischen Waffen Unheil weissagten, und stets die Grundsätze der französischen Revolution, und die Männer, welche ihr dienten, schmäheten. Sobald das französische Waffenglück nur zweifelhaft schien, erhitzten sie die Gemüther, drangen sie auf die Beförderung der kriegerischen Anstalten, empfohlen sie bedrückende Maßregeln. Wurden hingegen einige Vortheile erkämpft: so lenkten sie wieder ein, und der ihren Eingebungen folgsame Papst, nahm die Sprache des gütlichen Vergleichs an, und machte wieder einige Schritte, gleichsam um seine friedlichen Gesinnungen zu beweisen.

Um diese Zeit wollte der neapolitanische Hof Oestreich Hülfstruppen senden; das konnte nicht geschehen, ohne daß diese durch den Kirchenstaat zögen. Schon waren drei tausend Mann, unter dem Vorwand, die Desertion zu verhindern, bis Ponte Corvo vorgerückt. Das vermehrte die Verlegenheit des römischen Stuhls. Er war genöthigt, den Einzug dieser Truppen, die er ins Geheim zu seiner eignen Vertheidigung herbei wünschen mußte, als einen feindlichen Einfall zurückzutreiben. Schriftlich erklärte Cacault dem Kardinal-Staatssekretair, daß, falls die

Neapo-

Neapolitaner das römische Gebiet beträten, seine Regierung den Waffenstillstand für gebrochen ansehen werde. Die drohende Anzeige ward dem neapolitanischen Hofe mitgetheilt. Von der Antwort dieses Hofes hing nun Krieg oder Frieden ab.

Der römische Hof befand sich schon in großer Bestürzung, als er einen Kourier aus Paris erhielt. Seine Depechen bezogen sich auf die zu Florenz zufolge des Waffenstillstandes zu eröffnende Negociation. Die Forderungen der französischen Regierung waren peremtorisch. Die Eroberungszeit war noch nicht gekommen; aber die Zeiten der Schonung waren vorbei. Vor allen Dingen forderte sie eine Erklärung des Papstes: daß, da die gemeinschaftlichen Feinde, seine Denkart irre leitend, ihm Breven abgelockt hätten, die den darin enthaltenen Grundsätzen sowohl, als ihren Wirkungen nach, den Rechten der Nationen entgegen liefen, er sie misbillige und widerrufe. Eine harte Forderung! Im Angesicht der Welt, sollte der untrügliche Papst gestehen, er habe sich betrogen; seine Freunde sollte er anklagen, sie verläugnen! Aber die Gefahr war dringend, die schnelle Entschließung nothwendig. Pius beruft eine Kongregation, welche zahlreicher als die vorigen war und aus den erleuchtetsten Mitgliedern des heiligen Kollegiums bestand: dem Dechant Albani, Zelada, Gerdyl, Busca, Antici, della Somaglia, Antonelli, lauter Kardinälen, wovon wir schon oft sprachen; ferner Caraffa, einem Mann von Talent, aber intrigant, gefährlich und erklärter Feind der Franzosen; Roverella, dessen angenehme Formen dem

Papst gefielen, und der mit ziemlich viel Geistesbildung sanfte Sitten vereinte; Altieri, verständig, und bis zur Furchtsamkeit gemäßigt; Carandini, dem es nicht an Gewandtheit und Fähigkeit fehlte, der aber vom geheimen Ehrgeiz verschlungen und allgemein gehaßt und gefürchtet ward, u. s. w.

Ehe noch dieser Areopag gesprochen hatte, nahm Pius noch einmal seine Zuflucht zur Vermittlung des Ritter Azara, um das Ungewitter, das in Florenz gegen ihn aufzog, zu zerstreuen. Aber diese scheinbare Huldigung seiner Geschäftsfähigkeit, war bloß ein von seinen Feinden angewandtes Mittel zu seiner Entfernung. Bald genug ward er es gewahr. Kaum war er abgereiset, als sich die gelehrte Kongregation auf das verneinendste über die Forderungen der französischen Regierung erklärte. Die beiden Koryphäen der römischen Theologie, Gerdyl und Antonelli, traten besonders hierbei im vollen Glanz ihrer Gelahrtheit und Beredsamkeit hervor, um zu beweisen, daß die Kirche verloren sei, wenn ihr Oberhaupt die strafbare Feigheit hätte, den von ihm geforderten Rückschritt zu thun; seine Breven wären den Entscheidungen der Koncilien, den Meinungen der heiligen Väter, u. s. w. gemäß; sie widerrufen, heiße, alle auf die Kirche seit sechs Jahren geschehene Angriffe, sanktioniren.

Diese Entscheidung war vielleicht weniger vom Fanatismus als vom Parteigeist eingegeben; sie war das Werk jener östreichischen Faktion, die seit der Abreise des spanischen Gesandten, die Maske abzog, und der sich der neue Staatssekretair hingegeben hatte.

Noch aber rettet der große Negociateur Galeppi, welcher dem Ritter Azara nach Florenz gefolgt war, den Schein der Sache. Plötzlich kömmt er in Rom an, konferirt mit dem Papst, dann mit dem Kardinal Busca. Eine neue Kongregation, noch zahlreicher als die vorige, erhält den Auftrag, die von der französischen Regierung vorgeschlagenen Friedensbedingungen zu untersuchen; sie werden von ihr als unzulässig verworfen. Galeppi kehrt zu neuen Versuchen nach Florenz zurück. In Rom aber wollte die herrschende Partei den Krieg, und die von ihr geschehenen Schritte machten ihn unvermeidlich. Also schickt man sich dazu an, und zwar durch Mittel, welche die Unzufriedenheit des Volks nur noch vermehren.

Der Papst verändert die Münzen, indem er ihren Werth um mehr als den vierten Theil erhöhet;

er nimmt den Kirchen und den Privatleuten alles überflüssige Silbergeräthe;

er nöthigt die Güterbesitzer, ihr Getraide dem Departement der Annone zu niedrigen Preisen zu verkaufen und zur Bezahlung Bankzettel, aber al pari, anzunehmen, worauf damals mehr als 50 p. Ct. verloren ward.

Mit verdoppelter Thätigkeit wurden die militärischen Anstalten betrieben. In Rom wird eine Bürgerwache organisirt. Die ersten Häuser bewerben sich um eine Rolle dabei. Der Senator Rezzonico ist Generalissimus dieser Wache. Die drei Prinzen Aldobrandini, Gabrieli und Giustiriani werden zu Obersten ernannt. Man richtet zwei und dreißig Wachhäuser ein, jedes zu hundert und funfzig Mann. Tag und Nacht durchstreifen zahl-

reiche Patrouillen die Straßen. Roma die heilige, wird wieder Roma die kriegerische. Allenthalben werden Rekruten ausgehoben. Gegen Bologna und Ferrara hin, werden siebenhundert Mann geschickt. Der Kardinal Busca treibt im ganzen Kirchenstaat alle Landstreicher zusammen: entweder müssen sie sich zu dessen Vertheidigung bewaffnen, oder das Land verlassen. Schnell versammeln sich die Landtruppen. Allenthalben, nichts als Transporte von Seitengewehren, von Kanonen, von Zelten und Wagen. Von allen Seiten her strömen Kriegssteuern aller Art. Gold, Silber, Kostbarkeiten, Bankzettel, Waaren, Schlachtvieh; alles wird mit einem gewissen Enthusiasmus, den man für patriotisch hätte halten können, dargebracht. Einige reiche Privatleute liefern Korps oder Kleidung und Waffen dafür. Der Konnetable Colonna stellt ein vollständiges Infanterieregiment; der Bankier Turlonia eine ganz ausgerüstete Kompagnie Reuter von achtzig Mann.

Alles drängt sich in dieser fast allgemeinen Gährung voran. Die römische Regierung vergißt ihre Trägheit und scheint nur Kraft wieder zu gewinnen, um sich ins Verderben zu stürzen. Pius, selbst ein Spielwerk der herrschenden Faktion, schickt an alle katholischen Höfe ein Manifest, worin, nachdem er ihnen seine Unterhandlungen mit Frankreich auseinander gesetzt hatte, er sie auffordert, sich zur Vertheidigung der Religion zu vereinigen. Zugleich richtet er an seine Unterthanen eine Proklamation, um sie zur Bewaffnung gegen den angreifenden Feind zu ermahnen. Er stellt die schon angefangne Vollziehung des Waffenstillstan-

des ein. Schon war auf Rechnung der zu zahlenden Kontribution eine halbe Million in Rimini; diese läßt er, so wie das große Schlachtvieh, welches einen Theil der in Lebensmitteln abzutragenden vierten Million ausmachte, zurückgehen. Die sieben hundert tausend Thaler, die ebendazu aus der Engelsburg genommen waren, werden wieder hingelegt; die schon eingepackten Statüen wieder aufgestellt; der auf der Reise nach Brescia begriffne Kardinal Pignatelli erhält Befehl zur Rückkehr.

Alle diese, wenigstens vermessne Anstalten, waren vornehmlich mit dem Wiener Hofe verabredet; aber man rechnete auch auf die Unterstützung des neapolitanischen. Plötzlich erfährt der römische Hof, daß der Marchese del Vasto den Frieden von Neapel mit der französischen Regierung unterzeichnet habe. Sein kühner Muth verwandelt sich in Bestürzung. Er hält sich für verloren. Und in der That war er es, ohne das Zusammentreffen von Umständen, denen allein er die ephemerische Verlängerung seiner Existenz zu danken hatte.

Die Nachwelt wird die Beweggründe nennen, welche Buonaparte bestimmen konnten, diesen päpstlichen Thron, den er so leicht unter den Rädern seines Siegeswagens hätte zertrümmern können, zu verschonen. — Hier sei es genug, in allgemeinen Zügen Thatsachen zu schildern, deren Zeugen wir waren.

Der Ritter Azara, welcher in Florenz noch in der Hoffnung schwebte, den römischen Hof zu retten, war mehr als erstaunt, als er sah, daß dieser Hof in seiner Abwesenheit so wirksam an seinem eignen Untergang arbei-

tete; als er vernahm, daß, weit entfernt, sich nach seiner Rückkunft zu sehnen, man sich unverholen Glück wünschte, den Papst seinem Einfluß entrissen zu haben. Pius wußte nicht recht, wie er sich mit dem spanischen Gesandten nehmen sollte. Von der einen Seite, wagte er es nicht, seinem Rath zu folgen; von der andern, fürchtete er, seinen Hof zu erzürnen. Im Oktober 1796 glaubte er, sich an Karl IV. unmittelbar wenden zu müssen, um seine Vermittlung zwischen ihm und Frankreich zu erbitten. Der König von Spanien gab eine freundschaftliche, aber durchaus ablehnende Antwort. Nun fühlte der Papst, wie unrecht er gehandelt habe, den Ritter Azara dem blinden Zorn der Fanatiker aufzuopfern. — Der Kardinal Busca suchte gegen ihn den Schein der Zutraulichkeit und der Dankbarkeit selbst da noch beizubehalten, als er mit dem Wiener Hofe treulose Verbindungen unterhielt, deren Resultat die Vernichtung des Werks des spanischen Gesandten sein sollte; und in seinem Briefwechsel, worin er einen freundschaftlichen Ton anzunehmen suchte, gab er ihm zu verstehen, daß der Papst in die größte Verlegenheit gerathen würde, wenn der Gesandte unter so kritischen Umständen wieder nach Rom käme. Dies veranlaßte den Ritter Azara zu einem Briefe an den Kardinal Busca, welcher gewiß nicht bestimmt war, öffentlich bekannt zu werden, und es dennoch ward.

Dieser Brief war edel und stolz; der gerechte Unwille des Ritters Azara war darin mit dem Gewande der Freundschaft und Vertraulichkeit bemäntelt, aber doch sehr deutlich zu erkennen. Er benachrichtigte den päpstlichen

Minister von dem zwischen Frankreich und Neapel abgeschlossnen Traktat, und von dem, was für den römischen Stuhl daraus erfolgen würde. — »Ich sollte eigentlich, setzte er hinzu, diese Nachricht einem Minister nicht mittheilen, der nicht befugt ist, sich mit einem armen Verpesteten in Erklärungen einzulassen; aber ich habe ein schwaches Herz, das seine Freunde selbst dann noch liebt, wenn sie undankbar sind, weil es sie für getäuscht und für geneigt hält, sich bedeuten zu lassen.« — »Ich sehe, sagt er weiter unten, daß, der bösen Einflüsse ungeachtet, er (der Papst, welcher an ihn geschrieben hatte) doch noch Freundschaft und Wohlwollen für mich behalten hat: versichern Sie ihn, daß ich weit entfernt bin, ihn den Unannehmlichkeiten bloß zu stellen, welche meine Rückkehr nach Rom ihm verursachen könnte. Ich weiß es, wozu wahnsinnige Narren im Stande sind; sie können den spanischen Pallast anzünden, meine Meublen zerschlagen lassen, und gegen meine Person die größten Ausschweifungen begehen; aber den Frieden meines Gewissens können sie nicht stören. Ich darf mich nicht zum Rathgeber aufwerfen, da ihr deren so viele habt; aber, als das letzte Vermächtniß der Freundschaft, sei es Ihnen gesagt, vermittelst einiger Aufopferungen, haben Sie noch einen Augenblick zur Rettung; ist dieser Augenblick aber einmal vorbei: so geht alles zu Grunde . . . . Macht das Zutraun zu euren Kräften, machen eure Zurüstungen euch beherzt, consumatum est! — Geben Sie dem Papst, sagt er am Schluß, die Versicherung, ich sei sein Freund und nicht sein Schmeichler.« — Dann nahm er den Ton des vertrau

lichen Scherzes mit dem Kardinal Busca an, der ihn an seine ehemaligen Verbindungen mit dem spanischen Gesandten, und an eine besondre Liebhaberei Sr. Eminenz erinnerte: »Was Sie betrifft, éminentissime Secrétaire, so hätte ich wohl Lust, Sie ein wenig durchzuprügeln, und hinterdrein ein mit Trüffeln gestopftes Welschhun mit Ihnen zu verzehren. — Gott befohlen. Ich gebe Ihnen meinen Segen.«

Aber diese Verweise waren fruchtlos, dieser Rath kam zu spät; der Papst war von zu schlechten Rathgebern umringt, um Vernunftgründen Gehör zu geben. Umsonst ist Cacault die Vollmacht zu unterhandeln gegeben; umsonst läßt Buonaparte ihm sagen, er könne minder schlimme Bedingungen erhalten, als die ihm von Florenz gesandten wären; er wolle lieber der Retter des Oberhauptes der Kirche und dieses schönen Landes, als ihr Verderber sein. Cacault erhält bloß zur Antwort: der römische Hof stehe in Verpflichtungen gegen den Kaiser, und müsse, vor allen Dingen, ihn zu Rathe ziehen.

Wirklich war Monsignor Albani damals in sehr thätigen Unterhandlungen mit dem Kabinet zu Wien begriffen. Anfangs hatte man diesen Wortführer des heiligen Stuhls ziemlich übel empfangen. Man machte ihm die Unterzeichnung des Waffenstillstandes, und die, ohne Beistimmung des Kaisers mit dem neapolitanischen Hof eingegangne Verbindung zum Vorwurf; ihm wurden bloß Hoffnungen gegeben, Se. Kaiserliche Majestät werde die Kirche nicht im Stiche lassen.

Diese frostige Aufnahme seines Geschäftträgers, hätte den römischen Hof beinahe auf die Seite der Weisheit zurückgebracht, und ihn den Faden der in Florenz eingeleiteten Unterhandlungen wieder anknüpfen lassen. Dazu riethen einige Kardinäle, namentlich Valenti und Antici; aber die Meinung des Kardinals Albani gewann die Oberhand. »Die Aufnahme, sagte er zu der Kongregation, worüber ihr euch beklagt, hat nichts, was befremden könnte: das ist so deutsche Art und Sitte; laßt uns die Sache hinhalten: gewiß, der Wiener Hof wird wieder zu uns zurück kommen.«

Der Erfolg rechtfertigte einigermaßen die Weißagungen des Kardinal-Dechants. Nicht lange darauf bringt ihm ein Kourier von seinem Neffen die Nachricht, der Kaiser willige in eine Allianz mit dem Papst, und verspreche, ihm den General Colli, einige Officiere und zehn tausend Mann zu senden, um die Franzosen aus den beiden Legationen herauszujagen.

Diese Nachricht machte den Papst und die vielen Fanatiker, welche den Krieg wollten, weil sie ihn nicht mitmachten, schwindelnd vor Freude. Der freudige Wahnsinn schien in Rom allgemein zu sein; denn die Verständigen schwiegen und seufzten in der Stille. Wer es hätte wagen wollen, den römischen Stuhl über die Leerheit seiner Projekte, über die Gefahr, die er sich zuzog, aufzuklären, würde für einen Jakobiner gehalten worden sein. Man gab dem Unheil bringenden Kriege, der nun entschieden war, alle Formen eines Religionskrieges.

Jedes Truppenkorps hörte, vor seinem Abzuge eine Predigt, die recht dazu geeignet war, um es mit fanatischem Eifer zu durchdringen. Die freiwillige Reuterei, brachte, ehe sie fortzog, acht Tage, nicht mit taktischen Vorbereitungen, sondern mit geistlichen Uebungen zu. Am 6ten Januar 1797 wurden in der Peterskirche die Fahnen der verschiedenen marschfertigen Korps eingesegnet. Auf diese Fahnen war ein dem Panier (labarum) Konstantins ähnliches Kreuz gestickt, mit der den unfehlbaren Sieg verkündenden Inschrift: In hoc signo vinces. — »Geht, schrieen die fanatischen Mönche, die den Auftrag hatten, diese Kinder des Vaterlandes zu ermahnen, geht, der Religion zu dienen. Ringt euern Ahnherren nach; geht hin und erobert die Welt.«

Mitten in diesem Enthusiasmus hielt es schwer, die Stimme der Mäßigung zu vernehmen. Unterdessen macht Cacault einen Versuch. Er schlägt einige Bedingungen vor, die man zu jeder andern Zeit angenommen haben würde. Der Marchese del Vasto, neapolitanischer Gesandter, welcher damals großen Einfluß hatte, bemühte sich, ihre Annahme zu bewirken. — Fast einstimmig verwarf sie die zu Rath gezogene Kongregation. Als Präliminarpunkt forderte sie die Zurückgabe der beiden Legationen.

Während das vorging, kommt am 20sten Januar der General Colli an. Seine Gegenwart vermehrt die römische Verwegenheit. Er besichtigt die kleine päpstliche Armee. Mit den Soldaten war er zufrieden; nicht mit den Officieren. Er verlangt Vermehrung

der Truppen, besonders der Kavallerie. Der Papst zeigt ihm ein blindes Vertraun, übergiebt ihm die Ausübung seiner Gewalt. Er erzwingt Mittel, um wenigstens eine Macht von sechs tausend Mann Kavallerie und achttausend Infanterie, unter dem Befehle des östreichischen Generals zu vereinigen. Aber Buonaparte erscheint auf dem Kampfplatz; und nun wandelt die Szene sich um. Dieser junge Held hatte, da er genöthigt ward, die Belagerung von Mantua aufzuheben, einen Theil seines Heers zu einer Unternehmung auf Livorno detachirt. Am Ende der dritten Woche war er wieder zurück. Unterdessen hatten sich die zerstreuten Theile seiner Armee vereint. Die Feinde, welche aus dieser vom Hauptschauplatz des Kriegs entfernten Diversion neue Hoffnungen gefaßt hatten, sahen nun alle ihre Plane scheitern. Das Jahr 1796 endigte mit einer Reihe so glänzender und auf einander folgender Siege, daß die ganze Kriegsgeschichte vielleicht keine denkwürdigere Epoke [83]) hat. Er siegte bei Rivoli, bei der Favorite, u. s. w.

Das geschah während der Unterhandlung des Papstes mit dem Kaiser, der ihm zehntausend Mann und einen seiner Generale versprach. Man hatte schon starke Gründe dieses treulose Einverständniß zu muthmaßen, als Buonaparte in einem aufgefangnen Briefe des Kardinals Busca

83) Der österreichisch-russische Feldzug in Italien vom Jahr 1799, macht unstreitig eine nicht minder glänzende Epoke, in der Geschichte der Kriege — dieser konventionellen Menschenmorde.

M.

an Monsignor Albani, welcher in Wien der antifranzösischen Partei so treu diente, den Beweis findet. Sehr nachdrücklich sagte der Kardinal in diesem Briefe: »So lange ich die Hülfe des Kaisers hoffen darf, werde ich die uns von den Franzosen geschehenen Friedensvorschläge hinzuhalten suchen.« — Und dann: »ich bleibe fest in meinen Meinungen, und eifersüchtig auf meine Ehre, die ich für gekränkt halte, wenn ich mit den Franzosen unterhandelte, da mit dem Wiener Hofe eine Unterhandlung eingeleitet ist.« — Auch sprach er sehr offenherzig über den General Colli. Mit Ungeduld erwartete er ihn. Er berechnete mit Monsignor Albani die Mittel, einen Bürgerkrieg in Frankreich zu erregen, ohne den römischen Stuhl zu sehr zu kompromittiren, u. dergl.

Nach einer solchen Entdeckung, war weiter keine Schonung gegen den römischen Hof zu beobachten. Am 13ten Pluviose, (1. Febr. 1797), erklärt Buonaparte aus dem Hauptquartier: daß, da der Papst sich ausdrücklich geweigert habe, zwei Artikel des am 2ten Messidor geschloßnen Waffenstillstandes zu erfüllen; da er nicht aufgehört habe, die Völker zu einem Kreuzzuge aufzufordern; da er sogar Truppen bis auf zehn Millien von Bologna habe vorrücken lassen; da er feindliche Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe gepflogen; endlich, da er auch die friedfertigen Eröffnungen des Bürgers Cacault, Gesandtens der französischen Republik, nicht habe beantworten wollen, u. s. w.: so sei der Waffenstillstand gebrochen.

Gleich nach dieser Art von Manifest, rückte die französische Armee in den Kirchenstaat ein, bemächtigte sich Imola, Forli, Cesena (des Geburtsortes des Papstes); und Pius verlor bei diesem ersten Anfang fünf bis sechs hundert Mann, tausend Gefangne, vier Kanonen, u. s. w.

Colli trug wenigstens nicht die Schmach dieses ersten Verlustes. Erst am 12ten Januar war er in Rom angekommen, und hatte sich sogleich mit der Organisation der päpstlichen Armee beschäftigt; aber die französische Armee machte so schnelle Fortschritte, daß der Generalkommandant der Truppen des heiligen Stuhls sehr bald nichts mehr zu kommandiren hatte. In wenig Tagen eroberte sie Romagna, das Herzogthum Urbino, und die Mark Ankona; und am 30sten Pluviose (18ten Februar) datirte Buonaparte seine Berichte aus dem Hauptquartier zu Tolentino, einige Meilen jenseits Loretto. Denn das so berühmte Marienbild hatte der reissenden Schnelligkeit dieser Märsche keine Wunder entgegengesetzt. Die Santa Casa, Wohnung der Madonna, liegt auf einem Hügel, der diese Küste des Adriatischen Meeres, wovon es zwei und eine halbe Millie entfernt ist, beherrscht. Mit einer schwachen Mauer, mit zwei kleinen Schanzen und einer aus zwölf Mann bestehenden Garnison, wie hätte die Santa Casa, besonders von der Landseite, Widerstand leisten können! An der Küste war nur mit Böten eine Landung möglich; und in diesem Fall waren die Mauer, die Schanzen, die Nähe der kleinen Veste von Ankona, die stark gebauete und mit metallenen Thüren verschloßne Kirche, die den

Schatz enthielt, und endlich die Santa Casa selbst mit Marmorwänden und Thüren von Bronze; alle diese vereinten Umgebungen, sage ich, waren zureichend, um das verehrte Bild gegen die Räubereien der Ungläubigen zu schützen. Der Papst ahndete wohl nicht, welcher Art von Ungläubigen dieses Denkmal des Aberglaubens ein Raub werden sollte! Es ward der Raub der Franzosen in dem Lauf ihrer leichten Siege. Die heilige Jungfrau und das Kristkind waren mit Diamanten bedeckt. Die Andächtler sind leichtgläubig und kurzsichtig. Ein profaner Besuch Buonaparte's mußte erst die Leute überzeugen, daß der größte Theil dieser Diamanten eben so falsch [84]) war, als diese Gottheit selbst, der man sie widmete.

---

84) So viel ich mich, als Augenzeuge der empörenden Scenen des Aberglaubens und des Priestertrugs in Loretto, erinnere, gab es unter der zahlreichen Garderobe der Jungfrau, und des sie repräsentirenden Klotzes, auch Alltagskleider, reich wie die Sonntagskleider, aber bloß mit unächten Steinen (pierres de Stras) besetzt. Mit solchen Hauskleidern angethan, mag die Dame wahrscheinlich wohl den profanen Besuch Buonaparte's empfangen, und ihre besten Anzüge ihren getreuen Kammerdienern, den sich vor diesem unwillkommnen Besuch in das Neapolitanische zurückziehenden Priestern und Mönchen mitgegeben haben. Wenigstens ist mir dieser erlaubte Betrug eben so wahrscheinlich, als die, durch öffentliche Blätter verbreitete Sage, den zur Beitreibung der Kunstschätze, nach Rom gesandten französischen Kommissarien und Künstlern, wären, statt der Originale Raphaels, Korregio's, u. s. w. Kopien untergeschoben, und jene wären noch in Rom versteckt, schon auf dem ersten Blick als grundlos erscheint.

Und was that man in Rom? Der glänzendsten Täuschung hatte man sich anfangs hingegeben, als der Kaiser sich ernstlich mit dem römischen Stuhl zu beschäftigen schien: dem Verfolgungshaß ward freier Lauf gelassen; die Franzosen wurden eingekerkert, die französischen Kommissare und besonders der Gesandte Cacault öffentlich beschimpft. — Als aber der Ruf von dem Triumphzuge des französischen Heeres erschallte, zitterte alles; man sann auf Mittel, den gereizten Sieger zu entwaffnen.

Minder schrecklich, als man es sich in Rom einbildete, war dieser Sieger. Er wollte den Umsturz des päpstlichen Throns nicht. Das bewies er zum zweitenmal.

Als im vorigen Jahr, nach seiner Einnahme der Legationen von Bologna und Ferrara, in dieser letztern ein Aufstand ausbrach, ward dessen Hauptschauplatz die kleine Stadt Lugo freilich mit großer Strenge behandelt; jedoch endigte das Strafgericht damit. Buonaparte forderte bloß Reue. Des Zeuge war der Kardinal Mattei, Erzbischof von Ferrara. Er stammte aus einer der vornehmsten Familien in Rom, war zu den ersten Kirchenwürden erhoben, und dabei, einfach wie ein Dorfpfarrer, und ein ehrlicher Fanatiker. Bei der Annäherung der Franzosen bestieg er die Kanzel, und deklamirte gegen sie mit ächtapostolischem Eifer. Der trotz den Predigten Sr. Eminenz siegreiche Buonaparte läßt ihn rufen, giebt ihm einen Verweis, und schickt ihn damit ins Gefängniß. Den Tag drauf läßt er ihn wieder rufen, hält ihm eine lange Strafpredigt, worauf der ehrliche Kardinal Mattei nichts als ein demüthiges: peccavi, antwortet. Buonaparte,

gerührt von seinem Gehorsam, schlägt ihm vor, um sein Unrecht wieder gut zu machen, selbst nach Rom zu reisen, dort einen dauerhaften Frieden zu unterhandeln, und auf diese Weise sein Vaterland und seinen Oberherrn zu retten. Mit Enthusiasmus nahm der Kardinal Mattei den Vorschlag an. Er verspricht alles, was verlangt wird, wenn nur die geistlichen Rechte des heiligen Stuhls unverletzt blieben. Er hört nicht auf, zu wiederholen: »alle weltlichen Aufopferungen werden wir gelassen ertragen; aber, um Gotteswillen, mein General, an geistliche Dinge laßt uns uns nicht vergreifen!« — Mit dieser Stimmung reiste er nach Rom; und war dort schon seit Oktober 1796. Anfangs ward er ziemlich unfreundlich aufgenommen, weil er friedliche Gesinnungen hegte, mit welchen man nicht einverstanden war; bald drauf fühlte man sich glücklich genug, seine Vermittlung anwenden zu können.

Als die Nachricht von Buonaparte's Fortschritten eingieng, schrieb er einen rührenden, seines Zwecks nicht verfehlenden, Brief an ihn. Am 25. Pluviose beantwortet ihn Buonaparte: »in dem Briefe,« schreibt er dem Kardinal, »den Sie sich bemühet haben, mir zu schreiben, habe ich diese edle Sitteneinfalt erkannt, die Ihrem Karakter eigen ist.« — Dann läßt er sich etwas auf das Einzelne der von dem römischen Hofe gegen Frankreich begangnen Fehler ein, und schließt mit den Worten: »Noch einmal will ich dem ganzen Europa die Mäßigung des Vollziehungsdirektoriums der französischen Republik dadurch beweisen, daß ich dem Papst hiermit fünf Tage gestatte,

um

um einen mit Vollmachten versehenen Unterhändler nach Foligno, wo ich mich dann einfinden werde, zu senden,« u. s. w.

Statt eines Bevollmächtigten schickt der Papst ihm eilends ihrer vier: seinen Neffen, den Herzog Ludwig Braschi, den Marchese Camillo Massimi, beide der Repräsentation wegen; den Kardinal Mattei, als persönlichen Bekannten von Buonaparte; und Monsignor Galeppi, einen schlauen Unterhändler, und von diesen vieren derjenige, worauf man hauptsächlich rechnete. Sie unterhandelten mit Buonaparte zu Tolentino, und nicht, wie vorher bestimmt war, zu Foligno.

Die Konferenzen zogen sich anfangs in die Länge. Man wollte auf einige Millionen dingen. Buonaparte lag eben so sehr daran, eilends eine Art von Kontribution im Kirchenstaat zu erheben, als sich wieder an die Spitze seines Heers zu stellen, um in die Erbstaaten einzudringen; — der Zögerungen der Bevollmächtigten müde, sagt Buonaparte am 18ten Februar 1797 zu dem Kardinal Mattei: »wenn Sie morgen nicht unbedingt in alle meine Vorschläge willigen: so breche ich übermorgen gegen Rom auf.« — Gleich am folgenden Tage kam der ehrliche Kardinal, um Buonaparte zu sagen: »Wir willigen in alles.« Man setzte die Artikel auf. Man aß zu Mittag. Nach Tisch wird die letzte Hand an den Traktat gelegt. Man unterzeichnet, speist zu Abend, — umarmt — trennt sich. Am folgenden Tag war Buonaparte mit seinem Generalstabe auf der Straße nach Oestreich. — Er ließ den General

Victor mit einem Beobachtungskorps des Kirchenstaats zwischen Perugia und Ankona zurück, bis die Artikel des Traktats vollzogen wären. Folgende waren die vornehmsten.

Der Papst zahlt ein und dreißig Millionen.

Er liefert sechszehnhundert ganz gesattelte Pferde.

Der Familie Basseville setzt er eine Pension aus.

Ein Handlungstraktat soll mit Frankreich geschlossen werden.

Ganz Romagna ist frei, und in Ankona bleibt eine französische Besatzung.

Während der Unterhandlung dieses Traktats ward der größte Theil des Kirchenstaats durch die französischen Waffen eingenommen; in Rom war alles in Verwirrung. Der Schrecken gebot dem Haß Schweigen. In den Rathsversammlungen war weder Muth noch Einheit; kein Kopf um die Maßregeln zu leiten, welche die Umstände heischten. Vor allen hatte der Schrecken den Papst getroffen; während seine Abgeordneten nach Tolentino reisten, machte er sich zur Reise nach Neapel fertig. Ein großer Schatz sollte nach Terracina vorangeschickt werden. Als das verlautet, stürmt das Volk Haufenweise nach der Bank, um seine Zettel mit angebotnen Verlust von 70 Procent einzulösen. Der Schatz verschwand. Der Papst ward von seinem Entschluß zurückgebracht; und, um das Volk auf andre Gedanken zu bringen, tischt man ihm Prozessionen, vierzigstündige Gebete und antifranzösische Predigten auf.

Was den General Colli betrifft: so sah er gar bald,

man habe ihm Truppen untergeordnet, die schon beim entferntesten Geschrei von Gefahr flohen. Er mußte sich selbst Glück wünschen, über den Entschluß des Papstes einen so verderblichen Krieg baldigst zu endigen; aber er erfuhr noch die Kränkung, die päpstlichen Abgeordneten nach **Tolentino** abreisen zu sehen, um dort den Frieden zu erbetteln, ohne daß man ihm etwas davon sagte, und ohne daß ihm hierauf der unterzeichnete Traktat mitgetheilt ward. Nie war ein Feldzug kürzer, nie eine Sendung kürzer wie diese. Er entfernte sich schnell von einem Schauplatz, auf dem er weder Ruhm noch Achtung gefunden hatte.

Viel beklagenswerther war der Papst; wenn anders selbst verschuldetes Unglück Mitleid verdient. Vereitelt sah er seine Hoffnungen; verloren, unwiederbringlich verloren, drei seiner Provinzen, leer seine Geldkasten; seine Unterthanen misvergnügt; und schon durch die Anstrengungen, Geld zur Erfüllung des Waffenstillstandes aufzubringen, erschöpft. Und doch waren neue Anstrengungen zur Vollziehung des neuen Traktats nothwendig. Der Kardinal **Busca** publicirt am 24sten Februar ein wehmüthiges Edikt, worin er die Unterthanen des Papstes erinnert: »daß am verwichnen 6ten Juli ihr sämmtliches Silbergeräthe von ihnen verlangt sei; daß der Papst sich hierauf »mit der Hälfte habe begnügen lassen; daß aber, da die »erfolgten Begebenheiten, **wie jedermann es nur zu** »**wohl wisse**, noch kritischer geworden, Sr. Heiligkeit »geböten, daß auch die andre Hälfte dieses Gold- und

»Silbergeräthes, innerhalb drei Tagen, in den päpstlichen »Schatz abgeliefert würde.« —

Das war eine der letzten Operationen des Kardinals Busca, der das von dem französischen und spanischen Gesandten in ihm gesetzte Zutraun so arg betrogen hatte. Der Papst glaubte, damit Frankreich der Aufrichtigkeit seiner Reue Glauben beimesse, diesen treulosen Minister, der ihn irre geleitet und beinahe ins Verderben gestürzt hatte, aufopfern zu müssen. Besonders wollte er den Ritter Azara, den ein sehr gerechtes Misvergnügen, als einen Landesverwiesenen, in Florenz zurück hielt, dadurch versöhnen. Auch wandte man sich, gleich nach der Entfernung Busca's, mit wiederholten Bitten an den spanischen Gesandten, um ihn zur Rückkehr nach Rom zu bewegen. Wirklich kam er zurück; aber erst einen Monat nachher. Doch wollte der päpstliche Stolz das Publikum nicht glauben lassen, der Kardinal sei abgesetzt, um den spanischen Hof zu befriedigen. In Rom ward verbreitet, der Papst habe bloß dem, von Busca selbst ausdrücklich geäußerten Wunsch, nachgegeben.

Die Wahl seines Nachfolgers setzte Verlegenheiten. Keiner durfte zum ersten Minister erhoben werden, gegen den Frankreich sehr eingenommen gewesen wäre. Deswegen fielen sehr viele Mitglieder des heiligen Kollegiums weg. Damals herrschte der Marchese del Vasto, neapolitanischer Gesandter, in Rom. Er war die Seele der Partei, welche den römischen Stuhl zu falschen Maßregeln verleitet hatte, und deren Hoffnungen so ganz getäuscht worden waren. Er hatte seine Familie mit der des Kar-

dinals Doria verschwägert, von dem man in Frankreich eine vortheilhafte Meinung hatte, und mit welchem die Gesandten von Frankreich und Spanien von jeher in genauem Umgange lebten. Die Wahl eines solchen Ministers, glaubte er, würde allen Parteien recht sein; und, wiewohl er bloß seiner Freundschaft folgte: so traf er den Wunsch Frankreichs doch auch so ziemlich. Der Kardinal Doria hatte Verstand und guten Willen; aber es mangelte ihm Erfahrung und mehr als diese, die Kraft, welche die Zeitumstände erforderten. Persönlich zog er sich von französischer Seite keine schwere Vorwürfe zu; und wenn er gleich die römische Regierung nicht erhalten konnte: so hat er ihren Fall doch auch nicht beschleuniget.

Aber diese Regierung hatte einmal den Todesstreich empfangen, und der Friede von Tolentino konnte sie nicht retten. Nur noch mehr trug er zu den Unfällen, zum Misvergnügen und zur Erschöpfung bei. Von allen Seiten war der Kirchenstaat heftigen Erschütterungen hingegeben. In der Mark Ankona, zu Macerata, Thesi, Monte St. Elpidio, empörte sich das Volk gegen die Franzosen; und nur durch blutige Hinrichtungen konnten die Rebellen gebändigt werden. Im Herzogthum Urbino hingegen, wo der Einfall der Franzosen Geschmack und Hoffnungen zur Freiheit erzeugt hatte, sträubte man sich aufs äußerste, dem Joch des Papstes sich wieder zu unterwerfen; und in einer der Hauptstadt noch näher liegenden Provinz, in Perugia, wollte man sich diesem Joch entziehen, und mit der cisalpinischen Republik vereinigen. Nie ward ein Land so vielen Plagen auf einmal zur Beute,

Die Bekümmernisse des Papstes wurden noch durch den Unwillen Spaniens vermehrt. Karl IV. ward durch das Benehmen gegen den Ritter Azara in Rom, äußerst erzürnt. Dieser glaubte, seine Würde erlaube es nicht, dort eher wieder zu erscheinen, als bis er eine volle öffentliche Genugthuung erhalten habe. Als nun aber Karl IV. den Kirchenstaat von den französischen Armeen eingenommen und den heiligen Vater selbst in seiner Hauptstadt bedrohet sah, ward seine kindliche Liebe erweicht. Der Ritter Azara erhielt den Befehl, an seinen Posten zurückzukehren, und kam auch im April 1797 wieder nach Rom. Karl IV. that noch mehr; aber aus Beweggründen, die der Papst wohl erst hintennach gemuthmaßt haben mag. An seinem Hofe lebten damals zwei Prälaten, die man für sehr intrigant hielt, und die eine herrschende Partei unter scheinbarem Vorwand entfernen wollte. Einen solchen Vorwand gab die damalige kritische Lage des Papstes an die Hand. Man machte ihnen den Antrag, nach Rom zu reisen, den Papst zu komplimentiren, ihn zu trösten und mit ihrem Rath zu unterstützen; und um die eigentliche Ursache ihrer Sendung zu verstecken, dekorirte man sie dadurch, daß ein wegen seines Karakters, seines untadelhaften Lebens und seiner hohen Würde geachteter Prälat, der Kardinal Lorenzana, Erzbischof von Toledo, ihnen zugesellt ward. Die beiden Prälaten, seine Begleiter, waren d'Espuig, Erzbischof von Sevilla, welcher vordem als Auditor bei der Rota in Rom gestanden hatte[85],

---

85) Bei dem Prozeß der Pupille Levri spielte er eine eben

und Musquiz, Erzbischof von Seleucia und Beichtvater der Königin.

In der Meinung, eine Sendung von großer Wichtigkeit zu haben, reisten diese drei Prälaten ab. Besonders zweifelte der ehrgeitzige d'Espuig nicht, sie werde ihm den Kardinalshut und das Protektorat der Kirchen von Spanien einbringen. Der Kardinal Lorenzana, viel bescheidner in seinen Sitten wie in seinen Wünschen, und treuherziger Anhänger des römischen Stuhls, unternahm die Reise nach Rom, als eine apostolische Wanderschaft. Es war ein zärtlicher Sohn, welcher hinging, um den Gram seines Vaters zu lindern. Die Ordensgeistlichen della Misericordia, mit welchen er in ältern Verbindungen stand, hatten ihm und seinen beiden Gefährten in ihrem Kloster Wohnungen bereiten lassen. Der Ritter Azara war eben wieder nach Rom gekommen, wo er noch viele Feinde hatte. Um ihrem Einfluß den Kardinal Lorenzana zu entziehen, läßt er ihn dringend bitten, im spanischen Pallast zu wohnen. Die beiden andern Prälaten blieben bei den Mönchen della Misericordia, und wurden die Nichtigkeit ihrer Sendung gar bald gewahr. Die dreifache Gesandtschaft, von welcher in Spanien und in Italien so viel Wesens gemacht war, beschränkte sich auf eine bloße Ehrfurchtsbezeugung des katholischen Königs gegen das Oberhaupt der Kirche. Nach Verfluß einiger Monate kehrte der Erzbischof von Sevilla, und der Beichtvater der

---

nicht edle Rolle, wie wir im 9ten Abschnitt dieses Werks gesehen haben.

M.

Königin nach Spanien zurück; der Kardinal Lorenzana blieb allein bei dem Papst, und verließ ihn selbst in seinem letzten Unglück nicht. Diesen Trost wollte der fromme und menschenfreundliche Karl IV. dem entthronten Papst nicht entziehen.

Innre Erschütterungen und Unruhen aller Art, heftige Schrecken, wirklicher Verlust, eine Katastrophe, welche Geld, Ruhe und Ruhm zugleich kostete, Demüthigungen, Empörungen — mit einem Worte, was nur eine Regierung stürmisch macht, traf nun für Pius VI. zusammen, und füllte einen großen Theil des Jahrs 1797 aus. Das alles beugte ihn tief. Er ward im Mai von einer so schweren Krankheit befallen, daß man schon an die Wahl seines Nachfolgers dachte. Drei Kandidaten standen auf der Liste, Mattei, dessen Vermittlung dem römischen Stuhl den Frieden verschafft hatte, und der Frankreich, wie man vermuthete, minder unangenehm als jeder andre war; Antici, dessen Gewandtheit und Thätigkeit schon mehrmal erwähnt ist, und Chiaramonte, der von den alten, den verjährten Anmaßungen des römischen Hofes am meisten ergebenen Kardinälen unterstützt ward.

Die Wiedergenesung des Papstes täuschte viele Berechnungen und Hoffnungen, und verdroß sogar das römische Volk, welches mehr als irgend ein andres Veränderungen liebt. Das empfand der Herzog Braschi. Als er einst von seinem sich bessernden Oheim kam, ward er mit Hohngeschrei überhäuft. Er wagte es nicht, in sein Haus zurückzukehren; sondern nahm sogleich, durch sein Herzogthum Nemi, den Weg nach Terracina. Das war ein neues

Zeichen eben der Gährung, die sich in mehrern Gegenden des Kirchenstaates und selbst in Rom äußerte, wo der Geldmangel die Unzufriedenheit aufs höchste trieb. Dieser Revolutionsdurst, welcher schon einen Theil des Volks quälte, äußerte sich auf verschiedene Weise. — Mit rothen Buchstaben schrieb man die drohenden Worte an die Thür eben dieses Herzogs Braschi: arrendetevi tiranni! o morte! o liberta! (Ergebt euch, Tirannen! Tod, oder Freiheit!). Dieses beunruhigende Oder enthielten mehrere Mauerschriften. Ziemlich öffentlich wurden die Karmagnole und andre patriotische Lieder gesungen. Laut sagte man auf den Gassen: »Wenn der Papst nur erst todt ist, dann werden die Sachen eine andre Gestalt gewinnen.« Alles ward angewandt, um einen Aufstand zu erregen, oder wenigstens den Leuten Furcht davor einzujagen. Auf einem Mauerzettel stand: die Zeit ist da; auf einem andern: Rom liegt in den letzten Zügen. In den ersten Tagen des Augusts fand man noch einen, mit dem Reim:

Non abbiamo pazienza,
Non vogliamo piu Eminenza,
Non vogliamo Santità;
Ma Eguaglianza, e Liberta!

(»Uns reißt die Geduld; — keine Eminenz, keine Heiligkeit mehr! sondern Gleichheit und Freiheit!«)

Einige Zeit blieb die römische Regierung ein ziemlich gleichgültiger Zuschauer dieser Unordnungen. Aber gegen die Mitte des Jahrs 1797 schienen sie ihr, einen so beun=

ruhigenden Karakter anzunehmen, daß sie sehr zur Unzeit sich von diesem Plan der Unthätigkeit entfernte, welcher ihr nie so verderblich hätte werden können, als es die Wachsamkeit und Strenge ward, womit sie in dieser letzten Zeit hervortreten zu müssen glaubte. Sie ließ die Besatzung Rom's verändern und vermehren. Sie ließ die Engelsburg mit Kriegs- und Mundvorrath versehen, als wenn sie eine förmliche Belagerung auszuhalten hätte. Sie legte Truppen in verschiedene Stadtviertel. Das waren nur Vorsichtsmaßregeln, die man der Furcht verzeihen konnte. Als man aber sah, daß sie nun auch zu Mitteln des unruhigen und unterdrückenden Despotismus griff, Leute, die ihr verdächtig schienen, verhaften ließ, z. B. Angelucci, einen geschickten Wundarzt und eifrigen Patrioten, der seitdem für diese kurze Kränkung so sehr gerächt ist; die beiden Brüder, Buchhändler Bouchard; einen reichen Juden, Ascanelli, bei welchem man zehn tausend gelbe Kokarden (die Farbe des römischen Volks), Schießgewehr, Freiheitsbäume, u. s. w. gefunden haben wollte — da sagte man: die letzte Stunde des päpstlichen Stuhls habe geschlagen.

Zu allen diesen Ursachen der Unruhe kam noch die Geldverlegenheit, welche schon allein eine Revolution hätte erregen können. Alle öffentlichen und Privatkassen waren durch die von den Franzosen in dem Traktat von Tolentino geforderten Kontributionen erschöpft. Der Papst war genöthigt gewesen, aufs neue Zettel zu erlassen, wodurch denn dieses ohnehin schon so verschriene Papiergeld noch in größern Mißkredit gebracht ward. Noch boten sich ihm in

den Reichthümern der Geistlichkeit Hülfsquellen dar. Die Gewissenszweifel, welche diese geheiligten Güter in gewöhnlichen Zeiten verschonten, waren jetzt unzeitig. Im August erhielten alle, sowohl Welt- als Klostergeistliche den Befehl, ein vollständiges Verzeichniß ihrer Güter vorzulegen, und innerhalb sechs Monaten, eine Anleihe bis zu den sechsten Theil ihres Werthes, gegen drei Procent Zinsen herzugeben.

Die Unzufriedenheit ward durch dieses Edikt noch vermehrt. Laut beschuldigte die Geistlichkeit, Pius, der Verletzung der Kirchensatzungen, der Bullen, und der von ihm selbst bei der Thronbesteigung geleisteten Eide! Er sei, sagte man, ausdrücklich deswegen nach Wien gereiset, um den Kaiser von der Verwendung eines Theils der geistlichen Güter zu seinen Staatsbedürfnissen, abzulenken; und nun ahme er selbst das Verfahren dieses philosophischen Fürsten nach. Kaum konnte der Papst öffentlich erscheinen, ohne verhöhnet und ausgepfiffen zu werden. Mehrere Kardinäle wurden sogar mit Schmähungen verfolgt, unter andern der Kardinal Carandini, der vor Gram krank ward.

Der römische Purpur war an eine so unehrerbietige Begegnung nicht gewöhnt. Besonders aber verfolgte der öffentliche Haß den Kardinal-Nepoten. Sein mit Schimpfworten umkränzter Name fand sich auf allen Brandschriften, womit die Mauern von Rom tapeziert waren. Die Gährung griff unter allen Ständen und Altern um sich. Um diese Zeit entdeckte man eine Verschwörung unter den Schulknaben, die des Jochs ihrer Schulregenten überdrüssig und in die dreifarbige Kokarde verliebt waren. Die

Keime zu einer Revolution sammelten, vereinten sich, und man sah voraus, daß, wenn ein Funke davon auf diesen Haufen brennbarer Materialien fiele, eine Feuersbrunst ausbrechen würde. Noch aber war es nicht wahrscheinlich, daß gerade Frankreich seine Blitze darauf schleudern und ihn entzünden würde. Noch weniger wahrscheinlich war es, daß der Regierung, der es bei ihrer Schwäche so sehr daran liegen mußte, jeder Krisis vorzubeugen, selbst die Krisis herbei rufen werde, der sie unterlag. Nicht ungestraft zeigt eine schwache und seit lange dafür bekannte Regierung, Gewalt. Die Verhaftungen, die Banne, verschlimmerten das Uebel, anstatt es zu heilen; und nachdem der Despotismus versucht hatte, andern Furcht einzujagen, fürchtet er sich nun selbst.

Unter dem Vorwande, in der Stadt Ruhe zu erhalten, ward den Linientruppen und der Bürgermiliz Befehl ertheilt, sich auf alle Fälle bereit zu halten. Der Papst beorderte, daß sechs Mann von der Kompagnie seiner Noblegarde alle Nacht in seinem Vorzimmer, und sechs andre ausserhalb dem Vatikan die Wache halten sollten. Die Zeit war dahin, wo seine Garden bloß zur Dekoration seines Hofes dienten. Ohne jemals große Excesse begangen zu haben, war er durch Eitelkeit, Unbehutsamkeit und Starrsinn zu der elenden Lage eines argwöhnischen Tirannen herabgebracht.

In diesem durch den Kampf so vieler Leidenschaften verursachten Greuel der Verwüstung, war es fast von keiner Seite möglich, einen Schritt zu thun, gegen den sich nicht Klagen erhoben hätten. Die verhafteten Franzosen

und Römer schrieen über Ungerechtigkeit und Tirannen-druck. Sie behaupteten, daß, weil sie für die Sache der französischen Revolution litten, jeder, der von der französischen Regierung mit einiger Gewalt bekleidet wäre, ihr angeborner Beschützer sei. Sie konnten den politischen oder militärischen Agenten, die sie um Beistand anriefen, weder Lauigkeit noch Zögerung, ja, nicht einmal vorläufige Untersuchung verzeihen.

Mittlerweile kam Joseph Buonaparte, ein Bruder des Generals, als bevollmächtigter Gesandter der französischen Republik in Rom an. Augstvoll wandten sich alle Blicke auf diesen neuen Repräsentanten Frankreichs; seine unbedeutendsten Worte, seine gleichgültigsten Handlungen suchte jeder auszulegen; die Andächtler glaubten, oder gaben vor zu glauben, ein französischer Republikaner könne nur ein Mann von zurückstoßenden Formen sein, der keine Achtung für die Sitten andrer Länder, und besonders keine Religion habe. Angenehm wurden sie überrascht, als sie ihn zuvorkommend und sehr urban fanden, und besonders, als sie ihn in die Messe gehen sahen. Seine erste Erscheinung, die Sprache die er führte, schienen ihnen der besten Vorbedeutung voll; und die Anhänger des römischen Stuhls fingen wieder an zu glauben, — dieser Stuhl stehe noch auf einem festen Fuß. — Aber die französische Republik hatte noch mehrerlei Klagen gegen ihn zu führen.

Er hielt mehr stehende Truppen, als er nach dem Friedensschluß halten durfte.

Aus Haß gegen die französische Revolution, wurden

Fremde, besonders aber Franzosen in Rom verfolgt. Der Papst schien abgeneigt, mit der cisalpinischen Republik Verbindungen einzugehen.

Die Emigranten, die ungehorsamen Priester, zogen selbst noch nach dem 18ten Fruktidor des 5ten Jahres, haufenweise nach Rom, und fanden da eine gute Aufnahme.

Endlich, ein neuer östreichischer General, Provera, war von Wien gekommen, um das Kommando der päpstlichen Truppen zu übernehmen.

Der Gesandte Buonaparte erklärte sich mit Nachdruck über das alles, und seine Erklärungen hatten halben Erfolg. Der Friede von Campo-Formio ward geschlossen; und keine treulose Hoffnung, kein Nachgedanke konnte nun dem römischen Hofe noch bleiben.

Verschiedene Verhaftete wurden frei gelassen, unter andern Angelucci und die Brüder Bouchard. Bald darauf verließen diese drei Märtirer der Freiheit, Rom, gleichsam im Triumph und unter dem Zujauchzen des Volks, um sich nach Rastadt zu Buonaparte zu begeben, und ihm für ihre Befreiung, die größtentheils sein Werk war, zu danken. Der Enthusiasmus, den sie, besonders bei ihrer Abreise erregten, verdroß die Freunde des heiligen Stuhls gar sehr; diese ausgelaßne Freude, sagten sie, sei eine Beschimpfung der Regierung.

In der That hatte diese römische Regierung sich in aller Hinsicht verächtlich gemacht. Sie hatte keinen, dem sie das Kommando ihrer kleinen Armee anvertrauen konnte. Den ihr vom Wiener Hofe gesandten General Provera durfte sie nicht behalten. Buonaparte ließ dem Papst

durch seinen Bruder sagen: wenn dieser östreichsche General, Rom nicht in vier und zwanzig Stunden verließe, er in den Kirchenstaat einrücken und die Feindseligkeiten wieder anfangen werde.

Der Kardinal Doria mußte den General Provera den Willen des französischen Generals bekannt machen, und erfüllte diesen schlimmen Auftrag auf eine so glimpfliche Art, daß er kaum übel genommen werden konnte. Provera ersuchte bloß um einen Aufschub von zwei Tagen, der ihm zugestanden ward. Vor seiner Abreise machte er dem Papst einen Abschiedsbesuch, ward von ihm mit Thränen im Auge, und mit der Versicherung empfangen, nur Gewalt habe ihn zu diesem Aeußersten bringen können. Den Tag darauf reiste Provera nach Neapel.

Der römische Stuhl war zu eben dieser Zeit in einer verdrießlichen Lage gegen die cisalpinische Republik, seine gefährliche und Forderungsvolle Nachbarin, welche, aufgebracht über die von dem römischen Hofe empfangnen Beweise seiner Ungunst, schon eine Kriegserklärung gegen ihn beschlossen hatte. Pius schickte einen Gesandten nach Mailand, mit dem Auftrage, die neue Republik anzuerkennen. Aber diese verzögerte Anerkennung entwaffnete die cisalpinische Republik nicht, welche nicht bloß Vorwürfe, sondern außerdem noch Reklamationen gegen ihn zu machen hatte.

Diese Reklamationen betrafen einige Theile der Mark Ankona und des Herzogthums Urbino, die der König Pipin von dem Exarchat Ravenna getrennt und sie dem Papst Stephan III. gegeben hatte. Das hieß denn doch, schwache Gründe sehr weit herholen; aber die cisalpinische

Regierung fügte diesen diplomatischen Forderungen triftigere Argumente bei. Der in ihre Dienste getretene polnische General Dombrowski erhielt den Auftrag, sich der an der Grenze des Herzogthums Urbino liegenden Festung St. Leo zu bemächtigen. Die durch Sturmläuten herbei gerufenen Bauern der umliegenden Gegenden, welche von der Anhänglichkeit oder vielmehr von dem ihnen schon längst sorgfältig eingeflößten fanatischen Geist beseelt waren, diese unglücklichen Bauern wurden mit den cisalpinischen Truppen handgemein. Der Anfang eines Bürgerkrieges zwischen den Völkern Italiens war ziemlich blutig. Das hatte sich kaum von der päpstlichen Miliz erwarten lassen. Die Festung St. Leo leistete sogar einigen Widerstand. Endlich gab ihr Kommandant den Drohungen nach, und erhielt ehrenvollen Abzug. Für jetzt rückten die siegenden Truppen nicht weiter vor. Man ward in Rom über diesen Angriff bestürzt. Die römische Regierung war zu tief gesunken, um an Vertheidigung denken zu können. Geldmangel, Volksmurren, verderbliche Finanzeinrichtungen, Ueberströmungen der Tiber, Aufruhr in mehrern Gegenden des Kirchenstaates, alles traf zusammen, um den Papst niederzuschlagen. Er dachte nun nur darauf, wie er seine unternehmenden Nachbaren aufs baldigste besänftigen könnte, und verabredete mit dem Gesandten Buonaparte ein Breve, worin er die cisalpinische Republik anerkannte, und den höchsten Wunsch äußerte, mit ihr in gutem Vernehmen zu leben.

28.

Unmittelbare Ursache des Sturzes der römischen Regierung.

Wir nähern uns nun der für den römischen Stuhl so entscheidenden Epoke, des 28sten Decembers 1798, von welchem Tage an man seinen Umsturz rechnen kann.

Gleichwohl war zwölf oder vierzehn Tage vorher noch keins von den Symtomen, welche Vorläufer einer großen Katastrophe sind, vorhanden. — Das Misvergnügen des Volks war zwar sichtbar genug, und es hatte dazu verschiedene Ursachen: die Theurung der Lebensmittel, das tägliche Sinken der Zettel, mehrere Geldedikte, die die dürftige Klasse drückten. Aber es hatte nicht den Anschein, daß diese Beschwerden sobald einen allgemeinen Aufstand zu Wege bringen, und noch weniger, daß sie die Zerstörung einer alten Regierung, der das Volk aus mehrern Rücksichten ergeben war, bewirken würden. In Rom gab es viele Personen aus verschiedenen Klassen, die sich zu den Maximen der französischen Revolution bekannten; aber nicht alle verdienten wegen ihrer Aufführung Lob, und nur eine sehr geringe Anzahl derselben konnte wegen ihres Ein-

flusses dem römischen Stuhl furchtbar scheinen. Eine nur etwas thätige Polizei hätte sie vielleicht noch lange bändigen können; und es gehörte eins von jenen auf die Sinne wirkenden Ereignissen, wie der Selbstmord der Lukretia, wie das blutige Gewand eines Cäsars, dazu, um aus einem dem Schein nach so unbedeutenden Keim, eine so plötzliche und so allgemeine Revolution hervorzutreiben. — Der Papst selbst affektirte mitten unter diesen ihn umgebenden wichtigen Ursachen zur Unruhe, eine gänzliche Sorglosigkeit. Er gieng täglich in den vatikanischen Tempel zum Gebet, und fuhr dann einige Millien vor der Stadt hinaus spazieren. Fühlte er einige Beklemmung: so war es über den Ausgang seiner Unterhandlung in Mailand, wohin er einen Kardinal gesandt hatte, der ihm nicht viel Hoffnung machte. Die cisalpinische Republik schien zur Versöhnung nicht geneigt. Sie blieb vorläufig im Besitz der Festung St. Leo. Sie drohete mit der Aufkündigung von Fonds, welche von ihren Bürgern, noch unter der östreichischen Herrschaft, in der Leihbank in Rom belegt wären. Die ihrer Rolle treuen Priester, fuhren fort, die schwachen Köpfe zu erhitzen, den Abscheu gegen die französischen Grundsätze bei ihnen zu nähren, über die Unfälle der Kirche zu seufzen. Sie giengen von einer Kirche, von einer Gassenecke zur andern, um das Ende der Welt zu predigen, und, wie sie das immer so machen, zur Bestätigung ihrer Weissagungen, Wunder zu beschwören. Sie dachten wohl nicht, daß sie dem Ende ihrer Herrschaft, — für sie freilich das Ende der Welt — so nahe wären.

Eine Weissagerin andern Schlages war zu eben der Zeit

in Rom, eine Französin von Geburt, Namens la Brousse, eine ehrliche oder vielmehr eine höchst wahnsinnige Schwärmerin. Sie weissagte, das päpstliche Reich sei seinem Ende nahe; der Himmel sei dessen überdrüssig und sie würde Rom nicht eher verlassen, als bis sie diese Weissagung habe in Erfüllung gehen sehen. Zu jeder andern Zeit würden ihre Tollheiten nur Lachen oder Mitleid erregt haben. Aber mit viel schreckendern Symtomen trafen sie zusammen, und machten daher doch einigen Eindruck.

Das waren die verschiednen Stimmungen der Einwohner Roms, in dem Moment der schleichenden und kaum bemerkten Krisis, die am 28sten December ausbrach.

Noch viel zu nahe stehen wir dieser Begebenheit, um zu deren Erzählung die Sprache der Geschichte zu borgen. Von beiden Seiten sind die einzelnen Züge derselben durch Leidenschaften entstellt, und nie würden diese es der Unparteilichkeit verzeihen können, wenn sie das würdigen wollte, was großen Theils ihr Werk war. — Zur Erfüllung unsers Zwecks, ist eine Uebersicht der Thatsachen, eine Darstellung der Resultate hinreichend.

Aus dem von dem Ambassadeur Buonaparte, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, am 11ten Nivose eingesandten verständigen Bericht, sieht man, daß weder er noch der Ritter Azara, den sein Scharfsinn und seine vieljährigen Erfahrungen hierin zum kompetentesten Richter machten, glaubten, daß diese fünf Tage vorher angezettelte Volksbewegung der Art war, daß die Regierung dafür hätte erschrecken dürfen; und daß der französische Gesandte, weit entfernt, dabei mitzuwirken, sie

vielmehr misbilligte. Die durch einen weisen Befehl, oder von wohlmeinenden Anführern geleiteten Soldaten des Papstes hätten diesen Aufstand ohne Blutvergießen stillen können. Als aber die Insurgenten sich unter den Gerichtszwang des französischen Pallastes flüchteten, welcher für jene nicht als Hauptquartier, wie sie behaupteten, sondern als eine unverletzliche Freistatt gelten mußte, unterstand sich die eben so verächtliche als grausam bewaffnete Macht, sie dahin zu verfolgen, und ein Schlachtfeld aus dieser Freistatt zu machen. Das Völkerrecht war hierdurch schon auf das schnödeste verletzt; und diese erste, nicht verhinderte, nicht auf der Stelle wieder gut gemachte gesetzwidrige That, war zu einer schweren Anklage gegen die römische Regierung schon hinreichend; ihr aber folgte eine zweite, und diese entschied ihr Verderben.

Unter denen, welche den Ambassadeur umgaben, und mit ihm das Ausbrausen der Insurgenten und noch mehr die blinde Wuth der Lohnknechte des Papstes zu dämpfen suchten [86]), war der durch seine Tapferkeit vortheilhaft bekannte General Duphot. Er stürzt dieser wilden Rotte, die schon so viele Unglückliche in den Höfen, auf dem Vorhofe, ja selbst auf der Treppe des französischen Pallastes geopfert hatte, entgegen; und der junge Held, der sich einige Tage nachher mit der Schwester des Generals Bunaparte [87]) verbinden wollte, fällt, ein Opfer seiner

---

86) Das wird die Erzählung im Nachtrage berichtigen. M.

87) Nicht, mit seiner Schwester, sondern mit seiner Schwägerin. M.

Hingebung, unter den verdoppelten Streichen der Nichtswürdigen, die er besänftigen wollte.

Der Ritter Angiolini, toskanischer Gesandter, erfährt kaum die Nachricht von diesem abscheulichen Auftritt, als er schon zu dem Gesandten von Frankreich geht, um die Gefahr mit ihm zu theilen; und er zeigte in diesem kritischen Augenblick eben so viel Klugheit als Muth. Von eben diesen Gesinnungen beseelt, vergißt der Ritter Azara seine Unzufriedenheit mit dem Papst, und denkt nur darauf, ihm zu dienen, indem er den Franzosen ein neues Zeichen seiner Zuneigung und der Stadt Rom neue Beweise seiner Klugheit und Festigkeit giebt. Mit geflügelten Schritten eilt er nach dem Vatikan. Der Papst war krank; sein Staatssekretair wußte durchaus nichts von den Vorfällen im französischen Pallast, und nach zwei verflossenen Stunden hatte die römische Regierung folglich noch nicht den geringsten Schritt gethan. Gleichwohl war auf ihrem Befehl die Rotte der Kannibalen gegen die Rebellen ausgeschickt; und nachdem sie sie nach diesem blutigen Kampfplatz hingetrieben, hatte sie keinen bestellt, um auf sie zu achten, sie zu leiten, zu bändigen! Hätte die römische Regierung auch nur allein diese unbegreifliche Unvorsichtigkeit begangen, konnte sie dann der Rache der französischen Republik entgehen?

Nach den Vorgängen, wovon der Gesandte Buonaparte Zeuge gewesen, bei diesem Anblick des todten Körpers seines unglücklichen Mitbürgers, der sein Schwager werden sollte, er, der dem Tode auf dem Felde der Ehre Trotz bot, und ihn nun von den Händen eines Haufens

wüthender Soldaten empfieng, glaubte er, daß die Würde seines Karakters ihm noch mehr als die Sorge für seine eigne Sicherheit, es verböten, länger an einem Ort zu bleiben, wo die heiligsten Rechte verletzt, und, wie es schien, ungestraft verletzt wurden.

Man würde es nicht glauben, hätte Joseph Buonaparte es nicht selbst gesagt, daß nach der Ermordung Duphot's vierzehn Stunden verflossen, ehe nur ein einziger Römer kam, um von der Lage der Sachen Nachricht einzuziehen.

In dieser Zwischenzeit hatte der französische Ambassadeur mehrere Briefe an den Staatssekretair geschrieben, um ihm seinen festen Entschluß, Rom zu verlassen, kund zu thun, und von ihm Pässe zu begehren. Der Kardinal Doria versuchte umsonst, ihn zurückzuhalten. Der Gesandte reiste am folgenden Morgen nach Florenz ab, und sandte von hieraus dem französischen Direktorium einen Bericht über die Vorfälle in Rom. Er übernahm die Absendung einer Depeche des Kardinals an den Marchese Massimi, damaligen Gesandten des Papstes in Paris. In dieser Depeche beklagte der Kardinal Doria im Namen des heiligen Vaters und in seinem eignen, einen Vorfall, der, wie er sagte, von ihnen unmöglich hätte, weder vorausgesehen noch verhindert werden können. »Bitten Sie, schrieb er an den Marchese Massimi, das Direktorium, nach Willkühr jede Genugthuung zu fordern. Sie fordern und sie erhalten wird eins sein; denn, weder Se. Heiligkeit, noch ich, noch der römische Hof, werden eher ruhig

sein, als bis wir wissen, daß das Direktorium befriedigt sei.

Man wird fragen, was denn der Papst und seine Minister während des Auftritts, worüber sie ihr verspätetes Bedauern bezeugten, thaten? Alles beweiset, daß der Kardinal Doria, unvermögend in so bedenklichen Zeiten die Regierungszügel zu führen, aber auch antheillos an einem Komplott, wovon er eins der ersten Opfer sein sollte, nichts vorbereitet, und in dem Augenblick der Krisis den Kopf verloren hatte. Was den Papst betrifft: so erlaubte es, wenn man den Kardinal Doria glauben will, sein Gesundheitszustand selbst nicht einmal, daß man ihm noch den Abend von der Sache benachrichtigte. Es scheint also, daß der eine und der andre sich bei dieser Gelegenheit bloß viele Unvorsichtigkeit vorzuwerfen hatte. Auch klagte der Ambassadeur in seinem gerechten Unwillen, weder den Papst noch seinen Minister an. Er ließ sogar, bei seiner Abreise dem Staatssekretair noch ein Zeugniß seiner persönlichen Achtung zurück, und versicherte ihn, daß er sich mit vieler Rührung des Karakters, des Verfahrens und der höflichen und freundschaftlichen Begegnung des Herrn Kardinals Doria erinnern werde, dessen Herzensgüte, zwischen den unversöhnlichen Feinden des Namens der Franzosen, die den römischen Hof noch beherrschen, nicht an ihrem Platz sei.

Kaum war Joseph Buonaparte abgereiset, als der Ritter Azara dringend von dem Papst gebeten ward, sich um seine Rückkehr nach Rom zu verwenden. Der

Gesandte von Spanien, dessen Vermittlung man etwas spät anrief, gab zur Antwort: es sei ihm untersagt, sich ferner in die Angelegenheiten Roms zu mischen. Joseph Buonaparte war übrigens weit entfernt, solchen Bitten Gehör zu geben. Ueber den Punkt schrieb er an das Direktorium: Diese Regierung verleugnet sich nicht. Hinterlistig und tollkühn, um ein Verbrechen zu begehen, feige und kriechend, wenn es begangen ist, liegt sie jetzt dem Gesandten Azara zu Füßen, damit er sich zu mir nach Florenz begebe, um mich nach Rom zurückzubringen.

Eine Regierung, die man so kennen gelernt hatte, konnte nicht weiter auf Verzeihung hoffen; und die Rache folgte dem Verbrechen, das sie wenigstens hatte geschehen lassen, auf dem Fuß.

Die Cisalpiner machten den Anfang. Kaum waren die von den Vorfällen in Rom benachrichtigt, als das Geschrei des Unwillens sich in ihren politischen Versammlungen und in ihren Privatgesellschaften erhob. Man hörte in Mailand von allen Seiten das Geschrei: Tod dem meuchelmörderischen Papst! Rache unsern Befreiern! In dem constitutionellen Zirkel ward eine Werbung vorgeschlagen, um gegen den Papst zu Felde zu ziehen; und während italienische und französische Truppen schon gegen seine Staaten zogen, ward von Mailand geschrieben: »Die vom Blut unserer Brüder gefärbte Tiber, das von meuchelmörderischen Priestern bewohnte »Kapitol, das von einem Sklavenvolk schimpflicher Weise betretne Marsfeld, — bald sollen sie gereinigt sein,

»von zwanzig Jahrhunderten voll Verbrechen, Schande »und Sklaverei.«

Mittlerweile sah man nur Schrecken und Bestürzung in Rom. Die Regierung sandte nach allen Seiten Eilboten ab, suchte die Höfe von Florenz, Neapel und Wien für sich zu interessiren. Argwöhnischer und unversöhnlicher als jemals, in dem Augenblick, da ihre Schwäche und die Gefahr, ihr wenigstens Sanftmuth und Behutsamkeit geboten, vermehrte sie die Verhafte; um den Himmel zu versöhnen, mischte sie Mummereien mit strengem Verfahren, ließ die Theater schließen, verordnete ein Jubiläum, Gebete, Predigten. Als sie sich von ihrem ersten Erstarren erholt hatte, sucht sie Entschuldigungen auf. Sie setzt einen sehr wahrhaften Bericht im Umlauf, worin die Aufführung der Franzosen mit den gehäßigsten Farben geschildert ist. Ein römischer Journalist treibt die Unverschämtheit noch weiter. Er verkündigt der Welt, der Papst werde hundert und sechszig tausend Mann bewaffnen, und die Franzosen damit in ihre alten Grenzen zurücktreiben. Den Florentinischen Zeitungsschreiber straft er geradezu Lügen. »Was hauptsächlich,« sagt er, »den Unwillen »des Publikums erregen muß, das ist die unerträgliche »Schaamlosigkeit, mit welcher man das Benehmen der »päpstlichen Regierung durch eine Menge Unwahrheiten »hat anschwärzen wollen, und zwar bei Veranlassung ei»nes Vorfalles, den die Zeit, die Umstände, und eine »Verkettung von Thatsachen so notorisch machen, daß es »unmöglich ist, darüber noch in Irrthum zu sein, oder »streiten zu können. Bald aber wird es sich zeigen,

»wer der eigentliche Urheber der Volksbewegungen war,
»welche Mittel angewendet, welche Anschläge gemacht
»wurden, um den Plan einer Revolution bei dem, Gott
»und seinem Oberherrn stets treuen Volk von Rom auszu-
»führen. Ein einziger auf Italien geworfner Blick ist hin-
»reichend, um dergleichen Verläumdungen zu widerlegen,
»und die Mäßigung und Behutsamkeit des päpstlichen Mi-
»nisters zu rechtfertigen. Es sei genug, zu bemerken, auf
»welche Weise und wie lange diese Regierung bloß aus
»Liebe zum Frieden, Europa das Schauspiel der krän-
»kendsten Demüthigungen, der größten Aufopferungen, der
»bedauernswürdigsten Lage gegeben hat,« u. s. w.

Nach allem, was dem Meuchelmorde Duphot's, dieser blutigen Entwicklung eines langen Drama's, vorhergegangen war, kann man diese eben so heuchlerische als insolente Sprache würdigen.

Der General Berthier erhielt den Auftrag, die französische Republick zu rächen. Nach seiner Ankunft in Ankona, am 25sten Januar 1798, ließ er sogleich mehrere Kolonnen französischer und cisalpinischer Truppen vorrücken. Der Schnee auf den Appeninen verzögerte etwas seinen Marsch, und dann näherte er sich Rom so ungehindert, als wäre er die Departementer der französischen Republik durchzogen.

Und welchen Widerstand konnte er wohl finden? — Der Papst selbst war in einem Zustand der Ermattung, der an Blödsinn grenzte; die andern Römer waren entweder vom starren Schrecken ergriffen, oder sahen mit Ungeduld den Franzosen entgegen. Doch dachten die erschrock-

nen Mitglieder der römischen Regierung noch auf einige Vertheidigungsanstalten. Diejenigen Kardinäle, denen noch etwas Muth übrig blieb, hielten oft Kongregationen, und rathschlagten, ob man fliehen, oder ob man den Feind erwarten müsse. Sie bemüheten sich noch, die Zügel zu halten, die ihren kraftlosen Händen mit jedem Augenblick entwischen wollten. Sie schickten Kommissare in die Gegenden um Rom, und nach der angrenzenden Küste, wo man sich über den Mangel und die Schlechtheit der Lebensmittel beklagte.

Während die Franzosen erwartet wurden, entstand, lebhafter als jemals, ein Kampf zwischen den Künsten des Aberglaubens und den Anstrengungen der Patrioten. Während alle Gassen von Prozessionen wimmelten, wurden die Mauern mit satyrischen Anschlagzetteln tapezirt. Während die Marienbilder durch Trauer auf das an sie gerichtete Flehen antworteten, wurden unter dem Volk Bildnisse des Generals Buonaparte, mit der Unterschrift: sehet da, das wahre Bild des Heilandes der Welt, vertheilt.

Berthier ließ sich durch eine Proklamation ankündigen, welche einige erschreckte, andern Muth einsprach: »ein französisches Heer,« sagt er, »rückt jetzt auf Rom an. Ich erkläre hiermit, sein einziger Zweck ist, die Mörder zu züchtigen, die den braven Duphot getödtet, ihre Hände in das Blut des unglücklichen Basseville getaucht, und dem Ambassadeur der französischen Republik die ihm gebührende Achtung zu erzeigen vergessen haben. Das römische Volk, das an diesen Greueln keinen Theil hat, wird

in dem französischen Heer Beschützer und Freunde finden.«

Durch diese Zusage muthig gemacht, versammelt sich das Volk auf Campo Vacino, unter Anführung einiger Häupter [88]), als Riganti, ein durch seine Talente und seinen Haß gegen Pius VI. bekannter Advokat; — des Herzogs Boncili, der viel gereiset, und Freiheitsgrundsätze nach Rom zurückgebracht hatte; — eines Neapolitaners, Pignatelli, Neffen des Marchese di Gallo, der vor kurzem die Dienste des Kaisers verlassen hatte, und seit einiger Zeit mit unerschrockenem Eifer in Rom revolutionaire Grundsätze äußerte. — Am 27sten Nivose proklamirte das römische Volk seine Unabhängigkeit. Sogleich wurden Freiheitsbäume vor dem Kapitol und auf verschiedenen Marktplätzen gepflanzt.

Der General Berthier hatte sein Lager vor den Thoren von Rom. Um zwölf Uhr empfängt er eine Deputation des römischen Volks, die ihm von der geschehenen Revolution Nachricht bringt, und die provisorische Regierung, die es sich gegeben hatte, bekannt macht.

Bald darauf zieht Berthier, unter einer kriegerischen Musik, mit allen Grenadieren seiner Armee voran, von seinem Generalstab und hundert Reutern von jedem Kavallerie-Regiment begleitet, gerades Weges auf das Kapitol, durch eine unermeßliche Menge von Menschen, unter denen es indessen, nach dem Zeugniß glaubwürdiger

---

88) Von diesen und andern Koryphäen der römischen Revolution, so wie von den folgenden Scenen, im Nachtrage mehr.
M.

Zuschauer, mehr Neugierige, als eigentliche Freiheitsfreunde gab.

Als der General Berthier auf dem Kapitol angekommen war, hielt er eine den Umständen angemessene Rede, die, wegen ihrer kraftvollen Kürze, der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient.

»Kato, Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius, — ehrwürdige Manen! empfangt die Huldigung der freien Franzosen, hier auf dem Kapitol, wo ihr des Volkes Rechte so oft vertheidigtet, die Republik Rom verherrlichtet.«

»Diese Kinder der alten Gallier betreten, den Oehlzweig des Friedens in der Hand, diese erhabne Stätte, um die Altäre der Freiheit, welche der erste Brutus errichtete, wiederzustellen.«

»Und du, römisches Volk, das du deine wohlerworbenen Rechte wiedererrungen hast, erinnre dich an das Blut, das in deinen Adern fließt; blicke umher auf die dich umgebenden Denkmale des Ruhms; erwirb dir wieder deine alte Größe und die Tugenden deiner Väter.«

Ein so neues Schauspiel, eine Rede, die so würdig des Ortes war, der die größten Erinnerungen weckte, mußte, wie mit einem elektrischen Schlage, alle Seelen erschüttern, und erschütterte sie in der That.

Hierauf ward der General Berthier, unter noch freiwilligern und allgemeinern Zujauchzen, als womit er bei seinem Einzuge empfangen war, in sein Lager zurückbegleitet.

Einige vornehme Römer, der schlaue Kardinal della

Somaglia, damals Kardinal-Vikar, Arrigoni, Präsident der Annone, und der junge Prinz Giustiniani, die der neapolitanische Gesandte, Bellmonte-Pignatelli begleitete, wurden von dem Päpst an den französischen General abgeschickt. Sie hofften, ihn zu entwaffnen, mit ihm zu kapituliren. Pius, oder vielmehr diejenigen, die in seinem Namen handelten [89]), hatten sich geschmeichelt, mit einigen Millionen an Kontribution, und mit dem Opfer von zwei Provinzen, welche von dem Revolutionsgeist schon angefallen waren, könnte der heilige Stuhl sich noch retten. Die Festigkeit des Generals Berthier zerstreute diese Täuschungen; er weigerte sich, die Deputation einer Regierung, die schon nicht mehr existire, vorzulassen. Er werde, sagte er, nur Deputationen, die das römische Volk ihm sende, annehmen.

Wirklich war von diesem Volk eine provisorische Regierung eingesetzt. Es rief die erste Staats-Würde des alten Roms aus ihrem Grabe wieder hervor, und ernannte sieben Konsuln, unter welche seine beiden vornehmsten Anführer, Riganti und Bonelli, nicht vergessen waren.

---

89) Pius VI. verbarg sich während dieser Krisis vor jedermann. Er blieb im Vatikan, von einigen linkschen und unbekannten Rathgebern umgeben, deren Namen in der verdienten Vergessenheit bleiben mag. Die an Berthier abgesandten Deputirten sahen den Papst weder, ehe sie hingingen noch als sie zurück kamen. Alle Befehle und Verordnungen gingen durch das Organ des Kardinals Doria.

Anm. d. Verf.

29.

Folgen des Einzugs der Franzosen in Rom.

Als die alte Regierung ihre Hoffnung betrogen sah, fühlten alle ihre vormals thätigsten Theilhaber, und alle ihre strafwürdigsten Agenten der letzten Zeit, die drohende Gefahr. Mehrere entkamen durch die Flucht. Dahin gehörten die Kardinäle Albani und Busca, ein gewisser Hauptmann Amadeo, Kommandant der Kompagni, die auf Duphot geschossen hatte; der Korporal Marinelli, der ihm den ersten Schuß gab; der englische Bankier Jenkins. der Kardinal Braschi befand sich grade mit Monsignor Galeppi in politischen Angelegenheiten zu Neapel, und hütete sich wohl zurückzukommen.

In dem Zeitpunkt, welcher der Ankunft der Franzosen unmittelbar vorherging, bot Rom dem Beobachter ein höchst merkwürdiges Schauspiel dar. Hier sah man Priester, die gegen den Kaiser wütheten und schrieen, er habe sie getäuscht; dort Mitglieder der alten Regierung, unentschlossen über den Ort, wohin sie der Strafe entfliehen könnten, sich in Rom selbst verstecken. Bischöfe, die sich in den Provinzen des Kirchenstaats nicht sicher glaubten, und in die Hauptstadt flohen. — Ein großer Theil des

Volks war ruhig, und erwartete schweigend sein Schicksal. In einigen Stadtvierteln brütete der von umherschleichenden Heuchlern angereizte Mismuth ins Geheim, und äusserte sich, öfterer noch als wie sonst, durch Messerstiche [90]). Das von Monsignor Galeppi so sinnreich erfundene Wunder der Augenöffnung der Madonna erschien wieder, fand aber weniger Betrogne als sonst. — Und wie nahm sich der Papst? Zuweilen jammerte er laut; öfterer war er standhaft, in sich gekehrt, und setzte durch seine scheinbare Heiterkeit in Erstaunen. War das Philosophie? war es Ergebung in den göttlichen Willen? oder war es bloß Gefühllosigkeit, die aus der Erschlaffung seiner Organe entstand? — Eine damals, und vielleicht auf immer unentschiedene Frage.

Der General Berthier faßte, als er sich in Rom niedergelassen hatte, die Zügel der, nur noch mit Nominal-Häuptern besetzten Regierung.

Er begann damit, den Manen des unglücklichen Duphot ein Trauerfest zu feiern. Ihm ward in der Mitte des

90) Man erinnere sich, daß diese Coltellaten oder Messerstiche das Handwerk sind, womit die gemeinen Römer nur allzugewandt umzugehen und es am ungestraftesten zu treiben wissen; daß dort am hellen Tage der Pöbel sich solche Messerstiche eben so geläufig unter einander versetzt, als er sich anderswo unter einander schilt; daß des Nachts, wenn man hinter sich ein Winseln hört, und Vorübergehende nach der Ursache fragt, man die Antwort erhält: e pur niente; un uomo amazzato. (Nichts, gar nichts; man mordet einen).

M.

des Platzes der Peterskirche ein Grabmal errichtet, umpflanzt von Cypressen, von Trauerfackeln beleuchtet, mit lateinischen Inschriften, die seine kriegerischen Tugenden, seine Aufopferung und sein trauriges Ende verkündigten. Die Urne mit seiner Asche ward auf eine vor dem Kapitol errichteten Seule gestellt.

Sein durch diese Ehrenbezeugungen noch nicht versöhnter Geist erwartete Rache. — Verschiedne von den thätigsten, in dieser letzten Zeit so verhaßt gewordnen Agenten des römischen Hofes wurden verhaftet, unter andern der Prälat Grivelli, Gouverneur von Rom, ein friedliebender, gemäßigter Mann, den man für die Unordnungen, welche er nicht hatte verhindern können, verantwortlich machte; der Benediktiner Altieri, ein Neffe des Kardinals dieses Namens, ein ächter Schleppenträger des Kardinals Albani, dieses unversöhnlichsten Feindes der Franzosen. Besonders aufgebracht aber war man gegen den Fiskal Barberi, wegen des an sich gerissnen Einflusses, wegen der Verfolgungen, die er gegen alle Bewohner Roms, Eingeborne und Fremde und vor allen gegen die Franzosen geübt hatte, sobald sie in seinen Augen nur im geringsten den geächteten Namen, Patrioten, verdienten, mit Recht verhaßt; nicht, weil er ein ganz verderbter Mensch war. Selbst seine Feinde lassen seinem strengen, aber unbestechlichen Karakter, Gerechtigkeit widerfahren. Vorurtheile und Unwissenheit waren die Quellen aller seiner Irrthümer. Bloß im Kriminalrecht war er bewandert, und kannte übrigens weder die politischen Geschäfte, noch den Menschen. Er ward ins Gefängniß ge-

worfen und dann des Landes verwiesen. Eine härtere Behandlung würde er erfahren haben, hätte sich nicht der Ritter Azara, der doch über ihn zu klagen hatte, für ihn verwandt.

Eine der ersten Operationen Berthiers war die Aufhebung des empörenden Vorrechtes der Freistätte der Kirchen und andrer Orte, und die Vertreibung aller französischen Ausgewanderten aus der römischen Republik.

Die größte Schwierigkeit war, die neue Regierung der römischen Republik gehörig einzurichten. Dieser wichtigen Angelegenheit wegen nahm der General Berthier gleich anfangs die klügste Masregel. Er wandte sich an den Ritter Azara, als an einen Mann, welcher mit seltnem Scharfsinn eine genaue Ortkenntniß verband. Der spanische Gesandte hatte Ursachen genug, sich einer so bedenklichen Operation zu entziehen. Erst auf die wiederholten dringenden Bitten der französischen Kommissare ergab er sich. Er schlug nun eine Art von gemischter Regierungsform vor, an welcher alle Klassen von Römern Theil genommen hätten, er diktirte eine Liste von drei Kardinälen, zwei Fürsten, zwei der bekanntesten Advokaten, einigen Bankiers und einigen Landleuten. Sie ward angenommen; aber nur auf einige Tage. Eine Menge mehr brausender als erleuchteter Patrioten belagerten die französischen Kommissare mit Bitten um eine andere Wahl. Es ward, unter dem Namen Konsulat, ein Direktorium errichtet, das aus sechs Gliedern, mit Inbegriff des Präsidenten, wozu anfangs der Advokat Riganti gewählt ward, bestand. Bei diesem ersten Konsulat ward ein durch seinen patrioti-

schen Eifer bekannter gescheuter Franzose, der Bürger Bassal, vormals konstitutioneller Pfarrer zu Versailles, und darauf Konventsmitglied, zum General-Sekretair ernannt.

Diese Regierung war indessen bloß provisorisch; um sie entscheidend zu organisiren, wurden drei neue französische Kommissare erwartet, die vom Direktorium mit besonderer Sorgfalt ausgewählt waren, und die Einsichten besaßen, welche zu einer solchen Sendung erfordert wurden.

Von dem Tage des Einzugs des Generals Berthier in Rom, konnte die alte Regierung die Epoke ihres Umsturzes anrechnen. Jedoch rührte sie sich noch einige Tage in den Armen des Todes. Diejenigen Kardinäle, welche der Schrecken nicht schon in die Flucht getrieben hatte, versammelten sich in ein Kapitel, und schienen die Auctorität des Papstes noch aufrecht halten zu wollen. Sie machten Vorbereitungen zu dem Jahrsfest seiner Krönung. — Wie groß aber war ihr Schmerz, als sie die römischen und französischen Patrioten vorbei ziehen sahen, um mit großem Gepränge den Freiheitsbaum auf dem Kapitolsplatz vor der Statüe Mark Aurels zu pflanzen. Sie sahen nun wohl, daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Der wirkliche Oberherr in Rom war die französische Armee, die keine Theilung der Auctorität gestatten konnte. Dem heiligen Kollegium blieb kein Weg zur Kapitulation mehr übrig. Niedergeworfen, entwaffnet, ohne Stütze, ohne Freund, mußte es sich auf Gnade und Ungnade ergeben. — Seht, wie tief gebeugt sie nach dem Vatikan, dem Hauptort ihres zertrümmerten Reichs hinziehen! Mit Thränen im Auge

blicken sie auf diese Vorhöfe, auf diese Säle, die sie, nur von Huldigungen umgeben, zu betreten gewohnt waren! Jene, auf ihre Würde sich brüstenden Kardinäle, sind nun auf einmal von allen den glänzenden Umgebungen, womit ihr Stolz sich berauschte, entblößt. Mit tiefen, aber erstickten Seufzern begleiten sie die Bibelworte, die sie bisher bloß im Munde führten, und ihre Wahrheit zu spät empfanden: Vanitas Vanitatum et omnia vanitas. Der Ruhm, das Ansehen, die Macht, der Glanz, womit sie das Volk blendeten, und selbst davon verblendet waren, alles ist verschwunden. Jene Nebenbuhler der Könige sind nun dahin gebracht, sich glücklich genug zu fühlen, wenn sie sich unter die allereinfachsten Privatleute verlieren dürfen, um aus der sie umgebenden Dunkelheit einen Wall gegen den Haß derer, die über ihre Demüthigung frohlocken, zu bilden. Mit jammerndem Ton sprechen sie ihren gänzlichen Verzicht auf die weltliche Regierung aus.

Noch aber sind sie nicht am Ziel ihres Elendes. Ziemlich ungestört verkaufen sie anfangs ihre Habe, ehe sie eine Stadt verließen, wo nichts mehr als Kränkungen und Verfolgungen ihrer warten. Bald darauf schwellt das Ungewitter um sie her. — Die neue Regierung organisirt sich, und nun verschwinden alle Spuren der alten, und besonders die der Schwärmerei und des Aberglaubens, eine nach der andern. Die Würde selbst, die Gegenwart der Kardinäle in Rom, wird für unerträglich mit der neuen Ordnung der Dinge geachtet. — Der Moment großer

Strenge [91]) ist gekommen. Unter den Kardinälen wird selbst der nicht geschont, dessen hohes Alter und Kränklichkeit Schonung fordern. Zwei derselben durften diese nicht erwarten; die beiden thätigsten Werkzeuge der letzten Treulosigkeiten des römischen Hofes, der Kardinal Albani und der Kardinal Busca, beide hatten geeilt, einen Sicherheitsort zu erreichen. Ihre Güter wurden konfiscirt. Die Statüen und die andern kostbaren, in der Villa Albani befindlichen Sachen wurden öffentlich verkauft [92]); so auch alles, was Busca zu S. Agatha dei Monti besaß. Verschiedne andere, die wohl weniger zu fürchten hatten, machten sich auf die Flucht, um den geahndeten Verfolgungen zu entgehen. Einige aber hatten doch Ansprüche auf verdiente Nachsicht, weil sie sich Ansprüche auf Achtung erhalten hatten. Dahin gehörten Archetti, ein Mann, welcher der guten Meinung, die er sich auf seinen

---

91) Der Strenge? Nein, der unerhört schändlichen Grausamkeit gegen das ehrwürdige Alter, gegen manchen edlen und um die Wissenschaften verdienten Mann, unter den, mit einem Streich alle, geächteten Kardinälen; einer Grausamkeit, vor welcher die rohesten Barbaren erröthen würden. — So schonend hier und an andern Stellen die Aeußerungen unsers Verfassers auch sind, und in seiner Lage vielleicht sein mußten: so erkennt man doch darin, und in der Note am Schluß dieses Abschnitts, seinen gerechten Unwillen über Unthaten, worin Römer und Franzosen zusammenstimmten. — Man wird im Nachtrage, aus der Feder eines Römers, darüber etwas Näheres lesen.

M.

92) Das heißt für die elendesten Preise vertrödelt.

M.

Missionen im Norden von seiner Weisheit erwarb, stets entsprochen hatte; — Antici, der vorsichtig genug gewesen war, um alles das zu widerrathen, was Frankreich verstimmen konnte; — Altieri, ein friedlicher Mann, ohne Einfluß; — und vor allen der Kardinal Caprara. Nachdem er Nuncius in Wien gewesen war, erhielt er wider Willen des Papstes den römischen Purpur durch Ernennung des Kaisers. Pius, welcher leicht ein Vorurtheil faßte, konnte ihm diesen Triumph nie verzeihen. Gleichwohl gehörte Caprara zu der zahlreichen Kongregation, welche während der schlimmsten Krisis über öffentliche und militärische Operationen entschied; und er widersetzte sich beständig den unvernünftigen Maßregeln der Mehrheit. Er hatte Verstand, Scharfsinn, so viel Redlichkeit, als ein italienischer Kardinal nur immer haben konnte, und mehrere, einen Staatsmann bildende Eigenschaften. Persönlich hatte sich Frankreich gegen ihn nicht zu beklagen. Dem ungeachtet hielt er es für rathsam, nicht in Rom zu bleiben, und zog sich nach seiner Vaterstadt Bologna zurück, wo seine Familie sehr geachtet ist. — Pignatelli und Archinto flohen, der eine nach Neapel, nach Toskana der andre. Gerdyl, unter den Kardinälen vielleicht der einzige, welchem mit dem Glauben, noch die Liebe zur Armuth und die Sitteneinfalt der ersten Kirche eigen war; Gerdyl sucht, nachdem er dem römischen Purpur entsagt hatte, eine Freistatt bei dem Könige von Sardinien, dessen Erzieher er gewesen war. Renuccini muß es mit ansehen, daß sein Haus und sein ganzes Eigenthum konfiscirt wird. Altieri und Rezzonico

waren schwer krank; Valenti dem Tode nahe. Fast alle übrigen erfuhren eine Behandlung, welche mehrere wenigstens nicht erwarten konnten. Vor allen gilt das von dem Kardinal Doria. Der in seinem Hause wohnende General Cervoni, Gouverneur von Rom, hatte ihm zur Flucht gerathen, weil, sagte er ihm, alle in Rom befindlichen Kardinäle würden verhaftet werden. — »Ich fliehe nicht, antwortete Doria, ich habe mir nichts vorzuwerfen; das Schicksal meiner Mitbrüder will ich theilen.« Und wirklich ward er mit ihnen, mit einigen Prälaten und vornehmen Römern verhaftet. Anfänglich wurden die Kardinäle in das Konvertitenkloster gebracht. Nehmlich, ausser Doria, den seine großmüthige Hingebung nicht gerettet hatte, Antonelli, einer der erleuchtetsten und gleichwohl der fanatischsten Kardinäle, der Kardinal-Vikar della Somaglia, dessen Absichten wenigstens verdächtig waren; der wegen seiner Talente und wegen seines Geschmacks für die Wissenschaften geachtete Borgia [93]), den man ohne Nachtheil zu fürchten, hätte schonen können; der noch weniger gefährliche Roverella; der Präfekt des Buon-Governo, Carandini, welcher durch seine tirannische Amtsführung den Haß der Römer selbst noch mehr, als den Haß ihrer Befreier verdiente; Vincenti, der gegen

93) Borgia war einer der trefflichsten Männer in Rom, der wegen seines edlen Karakters und seiner Liebe zu den Wissenschaften, die er mit Eifer und großer Kenntniß beförderte, vor allen andern Schonung verdient hätte — und gerade er ward am unwürdigsten behandelt. — Im Nachtrage kommen wir auf ihn zurück.

M.

Frankreich eingenommen war, den aber die Furcht schon früh sehr vorsichtig gemacht hatte, und im Unglück sehr geschmeidig machte, u. s. w. Archetti machte zu spät einen Versuch zu entwischen; er ward auf der Flucht eingeholt und unter Kavallerie-Bedeckung zurückgebracht.

Mattei hatte die Hoffnungen getäuscht, die seine von Buonaparte bewirkte Bekehrung gab. Der Unterhändler von Tolentino war nicht mehr der Versöhner, welcher den Papst rettete, und den man, in Rücksicht seiner frommen Gutmüthigkeit, einige Verirrungen verziehen hatte. Bei dem Anblick der auf die Kirche einstürmenden Unfälle, war sein Feuereifer wieder erwacht. Den Eid, den die Bürger der römischen Republik schwören mußten, hielt er für unverträglich mit der Orthodoxie. Durch seine Predigten sucht er seine Sprengelleute von dieser gottlosen Handlung abzuhalten; er wird verhaftet, verbannt, seine Güter werden konfiscirt. Er flüchtet auf das andre Ufer des Po, wohin sein Sprengel von Ferrara sich erstreckte.

Und was wird aus dem berüchtigten Kardinal Maury werden, den diese Verfolgungen mit zuerst treffen sollten? Er war so gewandt, ihnen zu entwischen. Während der schlimmsten Krisis hatte er sich in seinem Sprengel Monte Fiaskone versteckt; als er sie vorüber glaubte, macht er sich am hellen Tage auf den Weg nach Florenz, und das Glück krönt seine Kühnheit. Einige Meilen von Rom, wechselt er in eben dem Augenblick Pferde, als an eben dem Ort die drei neuen französischen Kommissare, Daunou, Monge und Florent angekommen waren.

Er wird erkannt. Es ist ungewiß, ob ers bemerkte; wenigstens schien seine eiserne Stirne sich nicht zu verändern. Einer von den Kommissaren geht um seine Kutsche herum. Er überzeugt sich vollkommen. Kaum hielt er den Ausbruch seines Hasses, gegen einen der ärgsten Feinde der französischen Revolution zurück. Es verdrießt ihn, keine bewaffnete Macht bei sich zu haben, um ihm auf eben dem Gebiet, wo die Unverletzbarkeit eines Kardinals jetzt bloß ein leerer Traum ist, sein Recht widerfahren zu lassen. Er überlegt. Aber die beiden Wagen sind angespannt. Sie fahren nach entgegengesetzten Seiten ab. Maury entkommt einer drohenden Gefahr, die er nicht zu ahnden schien, und die ihm vielleicht diese Zeilen, wenn er sie liest, erst erzählen.

Laßt uns jedoch eine Thatsache eingestehen, welche selbst keiner, der durch Vorurtheil am meisten geblendet ist, leugnen kann; und bloß in diesem Punkt laßt uns der ernsten Sprache der Geschichte vorgreiffen. Alle Kardinäle, strafbare oder nicht strafbare, sind gemeinschaftlich durch blinden Haß in eine Aechtung verwickelt worden, welche weder die Absicht der französischen Regierung noch ihrer Hauptagenten [94]) war. Der größte Theil dieser Kirchenfürsten war verhaßt oder wenigstens lächerlich. Man fand

---

94) Warum hinderten denn eben die französischen Agenten dieses schändliche Verfahren der römischen Räuber nicht — da doch ihre Winke als Diktatorbefehle galten, und die modernen römischen Konsuln ihnen sklavisch zu Füßen lagen? Wäre der Kommissar Daunou, welcher erst später nach Rom kam, gleich Anfangs da gewesen, gewiß würde er diese

das Mittel, Theilnahme für sie zu erregen. Sehr wenige ausgenommen, wurden alle die, welche die Ankunft der Franzosen ruhig erwartet hatten, noch mehr das Spielwerk der Habsucht als des Hasses. Ihr wirklicher oder bei ihnen geglaubter Reichthum, war das höchste Verbrechen, wofür man sie wollte büßen lassen; und wenn, z. B. der Kardinal Gerdyl verschont ward: so geschah es, weil seine einfache und stille Lebensart im Schooß einer fast gänzlichen Dürftigkeit, jedem bewies, er sei außer Stand, sein Lösegeld zu zahlen. Die meisten von den im Konvertiten-Kloster eingesperrten Kardinälen, wurden bald darauf nach Civitavecchia gebracht. Schon sprach man von ihrer Deportation nach irgend einer entfernten Insel; aber sie erfuhren bald das Mittel, um Gnade zu erhalten. Diesen Verfolgungen, worauf sie unvorbereitet waren, ertrugen einige wenige mit vieler Standhaftigkeit. Alle übrigen fühlten sich schon glücklich genug, mit großen Aufopferungen ihre Freiheit zu erkaufen. Mehrere, z. B. Altieri und Vincenti, leisteten auf dem ihnen vordem so beneideten und nun so gefährlich gewordnen römischen Purpur, Verzicht. Andre baten, als um eine Gnade, daß man ihnen in den zur Abreise aus dem Kirchenstaat bewilligten Pässen, den Titel Bürger geben mögte. Nachdem sie fast alle beschimpft, eingekerkert, geplündert waren, eilten sie weit von Rom irgend einem Zufluchtsort zu, wo für sie Ruhe, das einzige Gut, nach welchem sie

---

Unthaten verhindert haben: das bin ich von seinem Karakter, der ihm allgemeine Achtung erworben hat, überzeugt.

M.

künftig trachteten, zu finden war. Einige flüchteten nach Florenz, andre nach Mailand, Bologna, Neapel und in den venetianischen Staat. — Kaum hatte die neue Regierung sich gebildet, als schon von der alten keine Spur mehr zu sehen war, und in Rom nur noch einige durch hohes Alter oder durch Krankheit zurückgehaltene Kardinäle zurückblieben [95].

Was die Individuen von großer römischer Familie betrifft, die nicht zum geistlichen Stand gehörten: so ergaben sie sich ziemlich gelassen der Katastrophe, welche ihnen den Rang unter dem großen Haufen der Bürger anwies. Sie waren keine so schwer zu bezwingende Feinde. Ihre Erziehung, ihr weichliches, im Schoos des Ueberflusses, entfernt von Gefahren und Unruh geführtes Leben hatte sie nicht die Energie gelehrt, welche sie furchtbar und der Verfolgung würdig machen könnte. Mit demüthiger Offenherzigkeit sagten mehrere, als die Franzosen kamen: »Wir sind es gewohnt, zu gehorchen; wem? gilt uns sehr gleich, wenn man uns nur unsre Güter und das Leben läßt. Auch wurden sie fast alle verschont. Ihre Gebäude, Hausgeräthe, Villa's, alles, was ihnen gehörte, blieb unangerührt. Sie büßten bloß ihre

95) Gewisse überspannte Schwärmer, die nur zu hassen verstehen, werden es dem Verfasser vielleicht vorwerfen, daß er Mitleid mit den Kardinälen äußerte. Nur ein Wort will er ihnen antworten. Die Kardinäle sind auch Menschen, und verdienen, wenn sie unglücklich sind, beklagt zu werden. Nur die sind des Mitleids unwürdig, welche nie Mitleid fühlen.

Anm. des Verf.

Titel und ihre Ehrenstellen ein. Einige erklärten sich sogar mit allem Anschein der Ergebenheit für die Sache der römischen Revolution. Das that besonders der Fürst Borghese, einer der reichsten in Rom. Er erhielt eine Stelle im Senat. Das that auch der junge Prinz Giustiniani, welcher in Paris die neue Republik repräsentirt, und den Haß durch sein weises Betragen und durch seine sanfte Sitten entwaffnet hat [96]). Die wenigen, gegen die strenge verfahren ward, hatten es durch angestiftete Komplotte verdient, welche die Umstände strafbar machten. Die kontrerevolutionairer Einverständnisse überwiesene Herzogin von Lante ward auf kurze Zeit verhaftet. Der Marchese von Monte-Santa-Maria reizte, als Theilhaber eines im Kirchenstaat zu Citta de Castellana ausgebrochnen Aufruhrs, die Wuth der Patrioten; sein Schloß ward zerstört. — Die Kosten des Krieges und einer neuen Administration erforderten eine außerordentliche Schatzung; sie fiel, wie man erwarten mußte, auf die reichsten Familien von Rom.

---

96) Ein gebildeter liebenswürdiger Mann, so wie der Ritter Angiolini, vormals toskanischer Gesandter in Rom, und dann in Paris, die sich beide, während ihres Aufenthalts in Hamburg im vorigen Herbst, Wohlwollen und Achtung erwarben.

M.

30.

Schicksal Pius VI. und seiner Neffen.

Das Schicksal des Papstes und seiner Familie war in dieser allgemeinen Umwälzung um so beklagenswerther, je höher sie herabstürzten. Die Theilnahme, welche es hätte einflößen können, ward durch das Andenken ihrer Excesse, oder doch wenigstens ihrer Verirrungen, sehr geschwächt. Doch das Rachegefühl hat seine Grenzen, selbst in den am tiefsten beleidigten Seelen, selbst in den feindseligsten Herzen. — Die beiden Neffen des Papstes giengen an einem einzigen Tage vom Ueberfluß zur Armuth über. Das Hauptvermögen des Kardinals Braschi, der weniger habsüchtig, wie sein Bruder, war, bestand in den reichen Pfründen, womit sein Oheim ihn überladen hatte. Seine Proscription eröffnete nun diese Pfründen, und er mußte das schmale Einkommen eines Landpfarrers beneiden. — Was seinen Bruder betrifft: so hat man vielleicht seine Erpressungen, und die zu seiner Bereicherung angewandten schändlichen Mittel nicht übertrieben; übertrieben aber hat man wenigstens die Größe seines Grundeigenthums. Sein Mobiliarvermögen war unermeßlich. Sein Aufwand aller Art glich dem eines kleinen Regenten; man darf aber be-

haupten, daß er von Güterbesitzungen nie über vierzigtausend röm. Thaler Einkünfte hatte. Einige Tage nach der Revolution von Rom blieb ihm von dem Allen nichts, als die Ordensbänder und die Kreuze, womit er sich von mehreren europäischen Regenten hatte behängen lassen; er war noch glücklich genug, gegen die Verfolgungen, wodurch man ihn seine Habsucht und den von seinem Einfluß gemachten empörenden Misbrauch büßen ließ, in Toskana auf kurze Zeit eine Freistatt zu finden. Seine Gemälde, Kupferstiche, Antiken, alle Schätze seines Museums, seine kostbaren Hausgeräthe, alles, was Glänzendes er besaß, ward konfiscirt und verkauft. Seine Güter, vornehmlich die, welche er in den pontinischen Sümpfen an sich gebracht hatte, wurden als erobertes Land behandelt, und zum Gewinn der erobernden Armee versteigert.

Seine, unter dem Namen der Herzogin von Nemi bekannte Frau wurde weniger, als er, gemishandelt. Doch war auch sie anfänglich der Gegenstand einer besondern Strenge. Man verhaftete und setzte sie ins Gefängniß, weil sie für eine Person gehalten ward, der man sich vornehmlich versichern müsse; aber man irrte. Ihr ward bald darauf die Freiheit wiedergegeben, und sogar erlaubt, ihre Reklamationen geltend zu machen. Die französischen Kommissare fanden sie resignirt, demüthig bittend; sie schien sich kaum zu erinnern, noch vor kurzem die erste Dame in Rom gewesen zu sein. Ihre erste Bitte an die Kommissare war die Wiedererstattung von sechszigtausend Thalern, die sie als Brautschatz gehabt zu haben behauptete. Man setzte die Summe auf dreißigtausend herab. Dann

reklamirte sie für ihre Tochter ein Mobiliarvermögen von etwa dreißigtausend Thalern an Werth. Ihr wurden dafür zehntausend zugesprochen. Auf eine ähnliche Summe kann das ihr persönlich gelaßne Mobiliarvermögen geschätzt werden. Sie behielt ihre Kostbarkeiten und Diamanten, womit sie reichlich versehen war. Von ihren zwanzig Kutschen ließ man sie die beiden schönsten wählen. Sie ward berechtigt, die ihr zugestandnen dreißigtausend Thaler in Nationalgütern zu realisiren, wodurch sie denn um so viel eher im Stande war, einen Theil ihres schönen Landgutes in Tivoli zu behalten. Nachdem diese für sie über Erwarten günstig ausgefallnen [97]) ökonomischen Einrichtungen getroffen waren, bat sie um die Erlaubniß, sich nach Fermo, in der Mark Ankona, begeben zu dürfen, wohin die Neigung für einen Mann — nicht den Ehemann — sie rief, der sie in ihrem Leiden trösten sollte. Das ward ihr abgeschlagen; und zwar nicht, um eine Liebschaft, — wohl nicht die erste, — zu stören, sondern weil man ihr die ziemlich unverdiente Ehre erwies, zu glauben, es sei eine Sache von Wichtigkeit, daß sie sich aus der Gegend von Rom nicht entfernte. Man ertheilte ihr die Erlaubniß, sich nach Tivoli zu begeben, wo sie seit dem ziemlich ungestört lebt.

---

97) Durch wen anders, als durch die ersten französischen Kommissare in Rom ward — vielleicht aus französischer Galanterie für eine Dame — diese gelinde Behandlung der Herzogin von Nemi, bewirkt? Und eben diese Gebieter, sollten jene so schändlich behandelten Kardinäle, nicht aus den schmutzigen Händen der römischen Strauchräuber, haben retten können, wenn sie es gewollt hätten?

M.

Nun noch ein Wort von dem Haupt dieser Familie, welche durch eine Reihe von Unbesonnenheiten von dem höchsten Gipfel menschlicher Größe in das bedauernswürdigste Elend hinabsank. Pius VI., der den Umsturz der römischen Regierung durch seinen Starrsinn und durch die schlechten Rathgeber, denen er sich hingab, vorbereitet hatte, war der Katastrophe, die diesen Umsturz entschied, beinahe fremd geblieben. Noch im tiefen Kummer, den der Einzug der Rächer Duphots ihm gegeben hatte, versunken, erfährt er die Abdankung der Kardinäle von ihrer weltlichen Herrschaft. — Der damals in Rom befehlgebende General, Cervoni, trift zu ihm herein, um ihm anzukündigen, daß das Volk für gut gefunden habe, die Oberherrschaft wieder an sich zu nehmen. — Und meine Würde? rief der Papst mit wehmüthigem Ton. — »Sie steht in der engsten Verbindung mit der Religion, und diese will das Volk heilig erhalten. Das hat es in der feierlichen, in seinem Namen proklamirten Urkunde gelobt, und Ihnen verspricht es einen Ihrem Rang angemessnen Gehalt.« — Und meine Person? — »Sie ist vollkommen in Sicherheit, und Ihnen ist eine Leibwache von hundert und zwanzig Mann bestimmt.« — Der Papst schwieg, und schien resignirt.

Bald aber verschwand die Hoffnung, die dieser Anfang ihm gegeben hatte. Der von dem römischen Volk mit so vielem Prunk erklärten Stimme für die Freiheit ungeachtet, gab es in Rom noch viele Misvergnügte und ehrliche Schwärmer, die in dem Sturz des päpstlichen Throns nur den Sturz der Religion sahen; viele Heuchler,

denen, aus Eitelkeit und Ehrgeiz, die Aufrechthaltung der alten Ordnung der Dinge am Herzen lag. Unter solchen Umständen konnte die Gegenwart des Papstes zu Komplotten Anlaß geben. Verhaßt, gleichgültig wenigstens, so lange er regierte, erweckte er Theilnahme, seit dem er unglücklich war. Die französischen Kommissare glaubten, die öffentliche Sicherheit fordre seine Entfernung aus Rom, und selbst aus dem Kirchenstaat. Er ward nach Toskana gebracht, nicht auf Einladung, aber doch mit Einwilligung des Großherzogs, die dieser Fürst wohl lieber verweigert hätte. Er fühlte, daß ein solcher Gast lästig, und selbst gefährlich werden könnte. Man brachte ihn zuerst nach Siena.

Hier lebte er ungestört, fast von allen, die Andächtigen und einige Neugierigen ausgenommen, vergessen, als ein Erdbeben diesen für ihn gewählten Zufluchtsort erschütterte, und mehrere Gebäude umwarf. Pius wohnte in dem Kloster der heiligen Barbara; in dem Augenblick aber, als das Erdbeben eintrat, gieng er in einem Garten der Stadt spazieren. Er erschrack heftig. Eilends brachte man ihn aus der Stadt in ein Landhaus, die Hölle genannt; welches zu Sarkasmen der von seinem Unglück nicht gerührten Unandächtigen Anlaß gab. Nicht lange darauf ward er nach Florenz gebracht. Gerade als er seinen Einzug in die Stadt hielt, war der in Toskana gewöhnlich heitre Himmel von dicken Wolken umzogen; stromweise ergoß sich der Regen. Die Spottlust, welche besonders in Italien ihr Wesen bei jedem Anlaß treibt,

entblödete sich zu sagen, daß, wohin der Papst gehe, er allenthalben schlechtes Wetter mitbringe.

Seine erste Zusammenkunft mit dem Großherzog, in Gegenwart des Marchese Manfredini, war gegenseitig von Zeichen der Rührung begleitet. Der Großherzog besonders war bis zu Thränen erweicht; aber er fühlte den zu besorgenden Nachtheil, wenn er den Papst in seiner Residenz behielt. Einige Tage nach seiner Ankunft ward Pius nach einer Karthause, zwei Millien von Florenz, gebracht.

Dem Anschein nach, war er hier über seine Lage nicht so traurig, als man es hätte vermuthen sollen; seine, durch eine Katastrophe, welche jeden andern vor Kummer aufgerieben haben würde, nicht erschütterte Gesundheit schien nur noch blühender zu werden. Seine Eßlust folgte ihm bis in das Kloster. Glaubwürdige Zeugen erzählen davon folgende Anekdote. Als der Papst in der Karthause eingezogen war, erlaubt er seinem Koch, den er unter den ihn begleitenden wenigen Bedienten nicht vergessen hatte, sich in der Klosterküche niederzulassen, und läßt sich von ihm ausgesucht wohlschmeckende Gerichte bereiten, die von der einfachen Kost der Mönche sehr abstachen. Diese, wahrscheinlich durch die Vergleichung gedemüthiget, stellen sich, als ob die Sinnlichkeit des heiligen Vaters ihnen ein Aergerniß gäbe, und finden darin die Quelle der Unfälle, welche die Kirche betrübten. Mit Wärme vertheidigt der päpstliche Küchenkünstler die Sache seines nützlichen Gewerbes; und schiebt, um sich für die üble Laune der Klosterbrüder zu rächen, heimlich ein Stück Fleisch in ihren

Fastensuppentopf. Dieses gräßliche Komplot wird entdeckt; die Mönche erheben ein bis zu den Ohren des heiligen Vaters dringendes Zetergeschrei. Pius glaubt um sich her noch den Donner der Revolution rollen zu hören; er fragt nach der Ursache; — und befiehlt, um der Wiederholung eines ähnlichen Auftritts vorzubeugen, daß seine Küche in Zukunft von der der Mönche getrennt werden solle; und diese sind höchlich zufrieden, das Skandal der Eßliebhaberei des Papstes nicht weiter vor Augen zu haben.

Daß auch eine gewisse Eitelkeit, die unter allen, einem Papst und einem Greis am wenigsten zu gute zu halten ist, die nehmlich, auf körperliche Reize, Pius in seinem Zufluchtsort nicht verlassen habe, beweiset eine andre Anekdote. In Florenz war ein junger Maler aus Ungarn, der nach der Ehre rang, das Portrait Sr. Heiligkeit zu malen; er wollte, sagte er, der Kaiserin ein Geschenk damit machen. Man bringt ihn zu dem heiligen Vater, der seinen Antrag mit einer Art von Enthusiasmus aufnimmt. »Lassen Sie,« sagt er zu dem jungen Künstler, »Ihren Pinsel jene frische, blühende Gesichtsfarbe wie»der erwecken, welche durch Alter und Leiden etwas ver»bleicht ist; malen Sie mich in einem scharlachnen Ge»wande, um meine Züge mehr zu heben.« — Diesem Rath, den die Eigenliebe gab, soll der Maler gefolgt sein; und Pius fand also auch im Unglück noch einen Schmeichler. Mit Wohlgefallen soll er sein Gemälde betrachtet haben, welches einige Jahre früher sehr ähnlich gewesen sein würde, und ihn, durch eine unschuldige Täuschung, in

ein jüngeres Alter und in glücklichere Tage zurück versetzte.

Es mögte wohl manche Leute geben, die bei solchen Erzählungen, sich des Mitleids, wozu man sonst gegen ihn geneigt wäre, überheben werden. Ist er noch zu beklagen, da man ihn so gelassen, so zufrieden, so gestimmt sieht, sich den ihm übrig gelassnen Genuß noch wohlbehaglich schmekken zu lassen?

Uebrigens wird versichert, er habe, weit entfernt, sich dem Schmerz über seinen Verlust hinzugeben, mehrmal feierlich erklärt, daß er auf die Hoffnung, Rom jemals wiederzusehen, Verzicht leiste, und alle seine Wünsche sich darauf beschränkten, seine Tage in der Karthause friedlich beschließen zu können. — Noch mit andern Tröstungen ward er dort gelabt. Nicht von allen Menschen war er in seinem dunkeln Schutzort verlassen; von allen Seiten erhielt er reiche Geschenke. Einst wurden ihm zehn Beutel, jeder mit fünfhundert Thalern, gebracht. Von dem ungenannt bleibenden Wohlthäter weiß man bloß, daß es ein Florentiner war. Ein Billet, welches das Geschenk begleitete, enthielt die Worte: zu zehn Hemden für Se. Heiligkeit. Ein andrer Florentiner ließ eine reich vergoldete, mit allen Symbolen der Kirche verzierte Porte-chaise machen; auf einer silbernen Platte an der Vorderseite, standen die, nach der Meinung des Gebers, prophetischen Worte: Post fata resurgo. Viele Prälaten und fast alle Häupter der katholischen Kirche machten ihm bedeutende Anerbietungen, die er großmüthig ausschlug. Die der weltlichen Fürsten hingegen nahm er ohne Beden-

ken an. Von einem benachbarten Hofe empfing er monatlich dreitausend Thaler. Der König von Spanien blieb der Gewohnheit getreu, ihm jährlich einen reichlichen Vorrath von Gewürz, Wein und Toback zu schicken. Eben dieser Monarch gab ihm Beweise seiner Theilnahme, die ihn noch tiefer rührten. Er ertheilte nicht allein dem Kardinal Lorenzana den Auftrag, bei ihm zu bleiben; sondern er sandte ihm auch ein Depeche, worin er versichert, daß er nicht aufhöre, Pius VI. als das Oberhaupt der katholischen Kirche anzusehen und zu verehren.

Die Heiterkeit, welche Pius in seiner Einsamkeit genoß, ward jedoch durch einen Auftritt getrübt, welcher den Rest von Gefühl bei ihm allerdings stark erschüttern mußte. Jener Neffe, der seiner Eitelkeit noch theurer war als seinem Herzen, er, der erste Gegenstand und Mitschuldige der Fehler, dafür er büßt, war einer der ersten von denen, die aus Rom entflohen. Er hatte sich zu seinem Oheim begeben, und schien sich ein wohlthätiges Geschäft daraus zu machen, ihn zu trösten. Aber der Großherzog glaubte, ihn nicht in seinen Staaten dulden zu können. — Braschi, der Toskana nun verlassen wollte, unterstand sich, einen Theil seines erlittnen Verlustes durch den Raub einer ansehnlichen Summe des Geldes zu ersetzes, welches die Frömmigkeit der Gläubigen dem Oberhaupt der Kirche und nicht dem Fürsten der pontinischen Sümpfe zugedacht hatte. Ueber dieses unedle Verfahren des geliebten Neffen entrüstet, nahm Pius einen Augenblick seine Kraft zusammen, um, statt ihm ein rührendes Lebewohl zu sagen, ihn mit väterlichen Flüchen zu überhäufen. — Auf eine ärger-

lichere Weise konnte der Nepotismus sein Tagewerk nicht endigen.

Es waren nicht die Erdbeben und die Undankbaren allein, welche den Frieden der Freistatt störten, wohin Pius verwiesen war. Mehr als einmal beunruhigte ihn auch die Politik der französischen Regierung. — Sein Betragen in der Karthause von Florenz war jedoch nicht so beschaffen, daß es Verdacht erwecken konnte. Von den, ihm bei der Abreise von Rom zugestandnen Begleitern, war nicht zu fürchten, daß sie Werkzeuge der Intrigue und des Fanatismus werden mögten. Es waren, ein Kammerdiener, einige Hofedelleute, einige Monsignori, ein Arzt; lauter Menschen, die eben so wenig ihr Verstand als ihr Einfluß furchtbar machte. Der Papst selbst führte damals und führt noch jetzt [98]) ein sehr einförmiges, ruhiges und eingezognes Leben; sehr früh legt er sich schlafen, steht sehr spät auf, und bringt den übrigen Theil seines Tages mit Essen, Trinken, Schreiben oder Diktiren an seinen Sekretair, hin. Sein Kopf ist noch mehr von Kummer als von Alter geschwächt.

In Siena hatte er eine Art von geistlichem Hofstaat; ein gewisses Gepränge umgab ihn noch. Noch drängten

98) Als der Verfasser dies schrieb. Jetzt — ist ihm wohl, in den Wohnungen des Friedens. Wie glücklich für ihn, wenn sein Wunsch erfüllt, und jene Karthause sein Grab geworden wäre!

M.

sich die Gläubigen herbei, um seine Füße zu küssen, noch trachteten sie nach der Gunst seiner Segensertheilung; aber in der Karthause ist sein Kreis sehr beschränkt. Klug vermeidet er, sich oft sprechen zu lassen, und nimmt nur einige Besuche von Andächtigen oder Neugierigen an. Die toskanische Regierung läßt sich angelegen sein, ihn, um Frankreich keinen Anlaß zum Misvergnügen zu geben, zu bewachen, und allem verdächtigen Umgang vorzubeugen.

Sie hatte dem Gesandten der französischen Republik den Vorschlag gethan, alle Personen, die sein Haus formiren sollten, zu ernennen, und die Aufsicht auf das Innre desselben zu übernehmen. Es wäre in der That ein in den Annalen der römischen Kirche einziger Zug gewesen, wenn ihr Oberherr unter der Vormundschaft eines Ketzers (der französische Gesandte in Florenz ist ein Protestant von Geburt) gestanden hätte [99]. Der Bürger Reinhart wich diesem delikaten Antrage aus; nichts destoweniger aber weiß er alles, was in der Karthause von Florenz vorgeht.

Aller dieser Ursachen zur Sicherheit ungeachtet, faßte man gleichwohl Besorgnisse über den Aufenthalt des Papstes im Mittelpunkt Italiens. Man befürchtete, daß er, noch so nahe denen, die er so lange durch den Abglanz

---

99) Daß der französische Officier, welcher Pius VI. von Rom nach Toskana begleitete, Calvin hieß, war für die Anekdotenliebhaber schon auffallend genug.

M.

seiner Würde blendete, wider seinen Willen vielleicht, ein Bedauern über seinen Verlust erregen, daß er Gelegenheit zu irgend einem Komplot geben mögte. Im Thermidor des 6ten Jahrs, drang die französische Regierung in den Großherzog von Toskana, ihn aus seinen Staaten fortzuschicken. Auf diese Aufforderung antwortete der Großherzog: »Ich habe den Papst nicht verlangt; die französischen »Kommissare haben ihn mir gesandt. Meinentwegen mögte er weit von Toskana entfernt sein; ihn aber fortzujagen, das werden Sie nicht von mir fordern. Wollen »Sie, daß er sich entferne: so soll alles zu seiner Abreise »vorbereitet werden; Reisewagen, Gasthöfe, Schiffe; Frankreich aber muß es übernehmen, ihn anderswo hin bringen zu lassen.« — Das Direktorium bestand auf seine Forderung, und ließ dem Großherzog sagen: »Entfernen Sie den Papst aus Toskana; oder wir machen Sie für alle Unruhen, die seine Nachbarschaft in Rom verursacht, oder noch verursachen kann, verantwortlich.«

Auf diese wiederholten Anforderungen verstand sich der toskanische Hof mit dem Hofe von Wien, um ihm einen Aufenthalt in den Erbstaaten auszumachen; und dies war der Gegenstand der Reise des Marchese Manfredini nach Wien. Schon war es entschieden, daß Pius nach dem Kloster Mölk an der Donau, gebracht werden sollte, als der Vorfall mit dem Ambassadeur Bernadotte den Plan änderte. Seit der Zeit war die Rede davon, Pius nach Spanien zu schicken; da indessen Karl IV. die Einwilligung, ihn in seinen Staaten zuzulassen, nur

unter unzulässig scheinenden Bedingungen geben wollte: so dachte man darauf, ihn nach der Insel Sardinien einzuschiffen. Weil nun während dieser Vorgänge seine Gesundheit zu sehr geschwächt schien, um eine lange Reise auszuhalten, sein Kopf fast bis zur Verstandesirre abgespannt, und die Furcht vor der Gefahr seiner Gegenwart in Italien verschwunden ist: so findet man jetzt keinen Nachtheil mehr dabei, ihn in der Karthause von Florenz vegetiren zu lassen; und es ist wahrscheinlich, daß er dort seine Tage endigen werde [100]).

Noch viel wahrscheinlicher aber ist es, daß sein weltliches Reich zu Ende ist; sein Pontifikat, das heißt, seine geistliche Obergewalt, mag noch allenfalls für die bestehen, welche glauben, die katholische Kirche könne ein Oberhaupt

---

100) Das hoffte die Menschlichkeit, das machte die Voraussetzung nur eines elenden Restes von Großmuth, von Gefühl und Achtung für einen unglücklichen, vom Schicksal zertretenen, achtzigjährigen Greis, selbst wahrscheinlich. Was aber wußten die Uebermüthigen, von Menschlichkeit, von Großmuth und Achtung für Alter und Unglück! — Im Nachtrage wird uns ein unpartheiischer Beobachter erzählen, wie grausam der unglückliche Pius, als er die florentinische Karthause verlassen mußte, auf dem Wege nach Frankreich behandelt ward, und wie barbarisch getreu die französischen Militär-Agenten in Italien dem Befehl ihrer Gewalthaber gehorchten. — Was vermogte gegen diesen militärischen Despotismus die sanfte Humanität des edlen Reinhart auszurichten!

M.

und Jesus Kristus einen Statthalter nicht entbehren; aber, von allem entblößt, was ihn mit Glanz umgab, und zugleich gefährlich machte, kann zum Trost der Gläubigen dieses Oberhaupt und dieser Statthalter sein Dasein verlängern, ohne der Ruhe von Europa und besonders der Ruhe Italiens weiter gefährlich zu sein [101].

---

101) Die Auflösung des auf der Insel und im Kloster St. Georgio jetzt aufgeführten geistlichen Schauspiels, — und der endliche Friede zwischen den Krieg führenden Mächten, werden zeigen, in wie fern diese, hier und in den folgenden Abschnitten geäußerte, Hoffnung der Philosophie und der gesunden Politik in Erfüllung gehen.

M.

31.

Hauptreformen, welche in dem römischen Staat von der neuen Regierung bewirkt wurden [102]).

So sind wir denn am Ziele unsrer Laufbahn. — Mag der Papst noch für einige Millionen frommer Seelen existiren; die römische Regierung, deren Haupt er war, ist auf immer vernichtet; alle Trümmer derselben sind aus einander geworfen. Auf dem Boden, den sie einnahm, hat sich eine andre Regierung erhoben. — Ihre Organisation gehört nicht zu unserm Zweck; aber doch müssen wir die Hauptveränderungen anzeigen, welche sie in dem einst sogenannten Kirchenstaat, und vornehmlich in seiner Hauptstadt, bewirkte.

Es ist leicht zu erachten, daß, gleich nach dem Einzuge der Franzosen in Rom, der größte Theil der der römischen Kirche anhängigen, und fast alle zur weltlichen Regierung gehörigen Anstalten verschwanden. Die meisten

102) Dieser Abschnitt, bleibt, aller seit dem der Verfasser ihn schrieb, in Rom vorgefallnen Veränderungen der Dinge ungeachtet, als ein historisches Dokument, noch immer sehr interessant.

M.

öffentlichen Gebäude erhielten eine neue Bestimmung. In dem Quirinalischen, auch unter dem Namen Monte Cavallo bekannten Pallast, in welchem der Papst einen Theil des Jahrs wohnte, ließ sich das Direktorium (Konsulat) mit seinen Büreaux und seinem ganzen Anhang nieder; und ob er gleich sehr groß ist: so hat doch das römische Direktorium zu seinem Gebrauch das Gebäude der Consulta damit vereint.

Der Vatikan, so lange als das Heiligthum verehrt, aus welchem die geistlichen Blitze geschleudert wurden, die Europa so oft erschütterten; der Vatikan, wo sich die Päpste, der kristlichen Demuth zur Schmach, mit verschwenderischem Aufwand brüsteten, mitten unter den herrlichen Werken der Kunst, mitten unter den reichen Sammlungen von Büchern, von Handschriften und von allen Früchten des Geistes, welche das menschliche Geschlecht ehren; der Vatikan, nun nicht mehr die Residenz eines zwiefach despotischen Herrschers, ward ausschließend den Wissenschaften geweihet. Das neue Nationalinstitut hat sich darin niedergelassen und allen seinen Mitgliedern sind hier Wohnungen angewiesen; obgleich sie ihren Widerwillen gegen diesen Theil von Rom, der aus Vorurtheil für ungesund gehalten wird, erklärt hatten.

Die Propagande, die Inquisition und alle Denkmäler des intoleranten Fanatismus, sind, auf immer, mit allem verschwunden, was nicht zu dem Wesen der katholischen Kirche gehört. Eine einzige von den Anstalten, welche die

Religion entehren, indem sie ihre Diener bereichern, hat diese Totalreform überlebt, nehmlich die Datarie. Aus Politik ward sie begnadigt. Man sah ein, daß man sie nicht zerstören könne, ohne der Wohlfahrt des wiedergebornen Roms einen fühlbaren Schaden zuzufügen; da ohnehin die Revolution einen großen Theil seiner Erwerbquellen verstopfte, weil sie für einige Zeit von seinen Mauern die Fremden, welche dahin kamen, um die Meisterwerke der Kunst zu bewundern und zu studieren, und auf immer diejenigen davon entfernt, welche dahin kamen, um die Gnaden des römischen Hofes zu erbetteln oder zu erkaufen. Die Datarie brachte dieser Hauptstadt des Papstthums jährlich etwa drei Millionen Franken. Ohne Nachtheil konnte diese Summe einer Bevölkerung von hundert und sechszigtausend Menschen nicht entzogen werden, denen fast alle Hülfsmittel des Gewerbfleisses mangelten. Ueberdem war sie vielweniger das Eigenthum der Priester, als vielmehr das Eigenthum einer Menge von Angestellten, die sich nun auf einmal aller Mittel des Unterhalts würden beraubt gesehen haben. Besonders gab sie sehr vielen Privatpersonen ihren Unterhalt, welche unter der Benennung vacabili, auf den Ertrag der Datarie versicherte Renten zogen. — Dieses Institut besteht also noch jetzt. Bloß seine Form ist verändert. Der Gesandte des Hofes von Madrid organisirte, ehe er Rom verließ, gemeinschaftlich mit der neuen Regierung, eine neue Anstalt, von welcher Namens des abwesenden Papstes, fast eben so wie vorher, den Spaniern ihre Pfründen-Bullen ausgefertigt werden. Die übrigen mit dem Papst noch in ähnlichen

Verbindungen stehenden Mächte, haben in dieser Hinsicht ihre besondern Verabredungen getroffen [103]).

Ein andres Institut, das beiden Auctoritäten zugleich angieng, und mit der neuen Regierungsform unvereinbar war, hat man ganz aufgehoben. Das sind die Funktionen des Kardinal-Vikar.

Er war nicht allein der General-Vikar des Papstes, als Bischofs von Rom; er war auch ein Richter, mit weltlicher Auctorität, und mit einer bürgerlichen sowohl als peinlichen Jurisdiktion, bekleidet, die sich über Weltliche wie über Geistliche erstreckte. Er hatte die Polizei und die Aufsicht über die Sitten. Bei der Ausübung dieser so vielen Misbräuchen unterworfnen Gewalt, brauchte er

---

103) Wie dergleichen kontradiktorische Verabredungen, und solche Bullen, ausgefertigt von einem republikanisch-pontifikalischen Gerichtshof, sede vacante des verschwundnen Bischofs von Rom und entthronten Papstes, und doch noch immer im Namen des Oberhauptes der katholischen Kirche und des einzig gesetzmäßigen Ausfertigers von Bullen, ausgefertigt — wie, sage ich, solche untergeschobne Dokumente zu Recht beständig gelten und kanonische Wirkung hervorbringen konnten? — Das mögen die Kanonisten entscheiden. — Diese Herren aber, mogten wohl damals, so wie ihre Kollegen die deutschen Publicisten während des tumultuarischen Kongresses zu Rastadt, in nicht geringer Verlegenheit und Sorge sein; jene, wie die Umwälzung in Rom mit der katholischen Kirchenverfassung, und diese, wie die Resultate des deutschen Kongresses, mit ihrem Kompendium juris canonici, juris publici, u. s. w., und mit den hohen Lehren der Kathederweisheit künftig zu vereinigen sein würden.

M.

Spione zu geheimen Agenten, die ihn oft zu Excessen verleiteten, indem sie, bei dem geringsten Argwohn, die Ehre der Weiber und manchmal auch die Ehre der Männer schändeten. Die acht und zwanzig Pfarrer von Rom unterstützten ihn in seinen Funktionen; sie schlichen sich in die Familien ein; erlauerten da die Geheimnisse des Hauswesens, und ihre Ruhestörende Wachsamkeit war mehr geeignet Skandal zu erregen, als Unordnungen zu steuern. Diese Art von Inquisition hörte bei der Ankunft der Franzosen auf. An ihre Stelle ist eine nach republikanischen Formen geordnete Polizei getreten.

Das Vorurtheil, welches man schonen wollte, erlaubte es nicht, die bloß kirchlichen Funktionen des Papstes einzustellen. Sie wurden einem Prälaten, dessen Existenz man bis dahin kaum ahndete, anvertrauet. Unter dem Titel eines Vice-gerente regiert er den eigentlich sogenannten Sprengel von Rom, und fährt fort, den Gottesdienst pontifikalisch und mit allem alten Gepränge zu feiern. Mit der Abschaffung einer großen Menge Festtage fing er sein Amt an; und wiewohl sein Gerichtszwang sich auf den Umfang seines Sprengels beschränkt: so hat er doch diese Aufhebung auf alle Sprengel der römischen Republik ausgedehnt. Die französischen Kommissare, weit entfernt, sich dieser Art von Usurpation zu widersetzen, waren sehr zufrieden, eine geistliche Gewalt, mogte sie nun gesetzmäßig sein oder nicht, Misbräuche reformiren zu sehen, welche die weltliche Gewalt vielleicht nicht mit eben dem Erfolg würde angegriffen haben.

Die Metropolitan-Kirche der katholischen Welt, St.

Peter von Rom, hat von ihrem stralenden Glanz nichts eingebüßt. Die Erleuchtung ihres Doms ist mehrmals wiederholt worden. Selbst jenes Schauspiel von so zauberähnlicher Wirkung, bekannt unter dem Namen des leuchtenden Kreuzes[104]), hat man dem Volk gegeben. — Nichts von allen den Nebenwerken ihres Kultus, worauf die Römer einen so hohen Werth setzen, hat man ihnen rauben wollen. Sogar die Einkünfte, in deren Besitz die Peterskirche war, sind ihr gelassen. Ihre Domherren genießen die Hebungen ihrer Pfründen, halten Kapitel und gehen wie vordem zu Chor. Die Priester- und Mönchskleidungen sind nicht verändert. Bloß die Würde und die Dekorationen der Kardinäle hat man verbannt, weil die Einsetzung derselben der wahren Kirchen-Hierarchie fremd war, und sie vielmehr den Staatsrath als den Kirchenrath des Papstes formirten. Alles in der Peterskirche, selbst bis auf die bekannte heilige Thür, welche sich nur alle fünf und zwanzig Jahre öffnete, hat man unberührt

104) Am Charfreitag-Abend wird vor dem Baldachin des Hauptaltars der Peterskirche ein mit polirtem Goldblech beschlagnes Kreuz von etwa vierzig Fuß Höhe in freier Luft aufgehängt, und mit achthundert großen Lampen erleuchtet. Das feierlich düstre Licht, welches die ungeheuren Gewölbe dieser Kirche, worin dann alle übrigen Lichter ausgelöscht werden, dadurch erhalten, ist unbeschreiblich schön. Ich habe sehr glücklich gerathne kolorirte Darstellungen dieser erhabenen Ansicht gesehen. Die Herzogin Witwe von Weimar besitzt ein solches mit vielem Geist vollendetes in aquarell gezeichnetes Blatt von großer Wirkung, das sie aus Italien mitbrachte.

M.

rührt gelassen; und noch jetzt lieset man an ihrer Außenseite: Pius VI. anno 1775 aperuit et clausit (im Jahr 1775 öffnete und schloß sie Pius VI.)[105]. Bloß die pralerischen Inschriften, womit die Päpste die profanen Gebäude ihrer Residenz verziert hatten, sind weggelöscht. Noch aber lieset man an dem Portal der Peterskirche, daß die Künste und die Religion, dieses erhabene Denkmal, der Fürsorge Paul V. zu danken haben.[106]).

Vor allen andern hat die neue Regierung zwei Institute beibehalten, die eine ganz weltliche Bestimmung haben, und das ganze römische Volk interessirten. Nehmlich die beiden unter den Namen Monte di Pieta' und Spirito=Santo bekannten Banken.

Anfangs war die Bank Monte di Pieta' bloß eine Leihbank, welche Zettel (cedole) ausgab, die den Werth der empfangnen Fonds repräsentirten. In dem

105) Im 6ten Abschnitt dieses Werks ist diese Feierlichkeit des von Pius gefeierten Jubileums beschrieben.

M.

106) In mehreren dieser, den Umständen nach zweckmäßigen und gemäßigten Einrichtungen, welche in Rom während seiner vorübergegangnen republikanischen Regierung, besonders im Anfang gemacht wurden, entdeckt man den Geist und die Hand des Einsichtsvollen, edlen und als Mensch und Gelehrter allgemein geachteten Daunou, eines der französischen Kommissare in Rom. Sehr wahr sagt ein französischer Journalist, als Daunou einen Platz im Staatsrath der neuen Verfassung Frankreichs anzunehmen sich weigerte: »Daunou ist einer der einsichtsvollsten, fähigsten und bescheidensten Franzosen.«

M.

Lauf der Zeit ist ihre ursprüngliche Einrichtung ausgeartet. Ihre Zettel sind weit über ihre Kapitale hinausgetrieben; und es ist nicht übertrieben gesagt, daß gegen das Ende des Pontifikats Pius VI. es vier Fünftheilen dieser Zettel an Sicherheitspfand fehlte.

Die Bank des Hospitals von Spirito=Santo hingegen, hat sehr ansehnliche Einkünfte. Sie hatte sich viel Kredit erworben, nahm Gelder in Depot, ließ Zettel cirkuliren, und zahlte diese ohne Einwendungen aus, wenn sie ihr präsentirt wurden. Dieses heilsame Institut war in diesen letzten Zeiten ganz entartet. Ihre Zettelsumme überstieg ihre Fonds bei weitem. Große Zettel konnte man nicht anders als gegen kleine auswechseln, und nur etwas von der Abzahlung erhielt man in Gelde. Pius VI. hatte, um seine thörigten Ausgaben bestreiten zu können, die Schulden dieser Bank sehr vermehrt.

So viele Unordnungen, besonders zu einer Revolutionszeit, welche Vermehrung der Ausgaben heischte, zu verbessern, war für die neue Regierung keine geringe Sache. Indessen griff sie gleich bei ihrem Antritt nach allen den Hülfsmitteln, welche die Umstände ihr darboten. Zuförderst erbte sie alle Kammer= oder Domainen=Güter, und alle die, welche die apostolische Kammer administrirte. Dazu kamen die Güter verschiedner religiösen Gemeinheiten, deren Aufhebung ohne gewaltsame Mittel geschah. Man fieng damit an, alle fremde Ordensleute aus Rom fortzuschicken, wodurch die Zahl dieser frommen Tagediebe um ein großes Drittheil vermindert ward. Viele Klöster haben nur noch zwei bis drei Mönche behalten. Eine be-

stimmte Zahl vereinte man in einem einzigen Kloster; und nun wurden die Güter der leeren Klöster für National-Eigenthum erklärt. Eine andre Gattung von Gütern ist durch die Konfiskation Eigenthum der Franzosen geworden. Dahin gehörten die des Herzogs von Braschi. Jene und diese wurden öffentlich versteigert; da aber die Käufer zu den erstern weniger Zutraun als zu den letztern hatten, wurden sie nur sieben bis achtfältig ihres Ertrags, die letztern aber zehn bis zwölffältig bezahlt.

Die Zettel mußten die neue Regierung in große Verlegenheit setzen. Um ihren Werth einigermaßen zu erhöhen, suchte sie ihnen Abgang zu verschaffen, und nahm ein Drittheil davon in der Bezahlung von National-Gütern zu dem Geldeswerth an. Da aber diese Maßregel für einen Fiskus, der nichts zu verlieren hatte, drückend schien, wurden die Zettel bald darauf wieder nur zu dem Werth angenommen, den der Wucher ihnen gab.

Einer der ersten Gegenstände der Fürsorge der neuen Regierung, waren die Lebensmittel; und sie ärndtete hierin die bittren Früchte der unglücklichen Verwaltung ihrer Vorgängerin. Gezwungen, ihre Zuflucht zu eben den verderblichen Mitteln zu nehmen, welche man 1794 in Frankreich anwandte, kaufte sie das Getraide zu hohen Preisen ein und verkaufte es mit Verlust.

Wo sollte aber Geld hergenommen werden, um diese und alle übrigen durch die Revolution herbeigeführten Ausgaben bestreiten zu können? Anfangs verfiel man auf den Gedanken, eine Abgabe auf Kapitale zu legen, und von allen denen, welche mehr als fünftausend Thaler Fonds

hatten, drei Procent zu fordern. Aber diese Hebungen giengen äußerst langsam ein, und von Tag zu Tage stiegen die Bedürfnisse; nun mußte man zu den übermäßigen Taxen, die den vornehmsten römischen Familien auferlegt wurden, greifen; ein revolutionaires und selbst für das Volk ein verderbliches Mittel, weil nun diese Familien genöthigt wurden, ihre Ausgaben einzuschränken, ihr Gesinde ohne Dienst, ihre Kaufleute ohne Absatz und ihre Arbeiter ohne Bestellungen zu lassen. Aber die Umstände heischten es. — Es ist nicht so leicht, eingewurzelte von einer fehlervollen Verwaltung gestiftete Uebel zu heilen; und in wenigen Monaten kann der, mehrere Jahrhunderte hindurch gelähmte Gewerbfleiß und vernachlässigte Landbau, nicht wieder aufgeholfen werden.

Und doch muß es jeden, der den elenden Zustand des Kirchenstaates kannte, in Erstaunen setzen, welcher Anstrengungen er noch fähig war; selbst da noch, als seine beiden reichsten Provinzen, die Legationen Bologna und Ferrara davon getrennt waren. Durch diesen Verlust hatte der römische Hof sein erstes Unrecht gegen die französische Republik gebüßt. Zum zweitenmal reitzt er ihren Zorn. Die französische Armee rückt bis Tolentino vor. Eine Kontribution von fünf und dreissig Millionen wird gefordert. Der römische Hof entrichtet sie, theils in Gelde, theils in Diamanten, welche anfänglich von Frankreich in Bezahlung angenommen werden. Nachher wird der Werth dieser Diamanten zu nichts angeschlagen. Der Papst muß seine ganze Kontribution in Gelde nachbezahlen. Zu dieser Summe rechne man noch die Requisitionen

in Naturalien, den Ertrag der Plünderungen, die Beraubungen der Kirchen, die den ersten Häusern auferlegten Steuern, u. s. w., und es ist nicht übertrieben behauptet, daß aus diesem dem Anschein nach so armen Lande, auf verschiednen Wegen, an zweihundert Millionen gezogen sind. Es ist wahr, seine Hülfsmittel sind nun erschöpft, die Hauptquellen, aus welchen seine erkünstelten Reichthümer flossen, sind vertrocknet; es müssen eilends neue geschaffen werden, wenn dieser Staat in dem Augenblick seiner Wiedergeburt, nicht schon aufgelöset wieder zusammensinken soll. Um dem vorzubeugen, müssen hauptsächlich die schönen Künste, die durch den revolutionairen Tumult von diesem ihrem ächt vaterländischen Boden vertrieben sind, bald wieder zurückgerufen werden. Selbst ohne die Rückkehr der innern Ruhe zu erwarten, hat die neue Regierung sich auch schon mit dieser Angelegenheit beschäftigt, und Frankreich hat ihre Bemühungen darin unterstützt.

Vor einigen Monaten ist von dem französischen Direktorium jene Akademie der Malerei, Bildhauer- und Baukunst, aus welcher mehrere der großen Künstler, die Frankreichs Ruhm sind, hervorgiengen, neu errichtet worden. Man hatte den Plan, dieses Institut durch die damit zu vereinigende Tonkunst zu vervollkommnen. Es sind von der römischen Republik selbst Fonds zu seiner Unterhaltung ausgesetzt; sie hat ihm sechszigtausend Franken Einkünfte, auf die dreißig Millionen, worüber sie disponiren konnte, angewiesen.

Aber diese Einkünfte werden, so wie das Institut

selbst, unsicher und schwankend bleiben, so lange die römische Republik selbst nicht fest gegründet ist. Sollte sie neuen krampfhaften innern Bewegungen hingegeben sein, sollte die Ungewißheit ihrer Existenz sich nicht fixiren, sollte sie durch innere und äußere Gefahren bedrohet, und sollte diese die Sicherheit und die Muße des Friedens von ihr entfernen: dann wäre allerdings zu fürchten, daß die Hauptstadt der Künste unter den Trümmern des päpstlichen Stuhls begraben bliebe.

Dem Pontifikat Pius VI. sind wir selbst über jene Katastrophe hinausgefolgt, die ihm einen frühzeitigen Todesstreich gab, und dadurch alle Berechnungen der Wahrscheinlichkeit täuschte. Wir haben dem Umsturz des weltlichen Throns des Papstes, und den ersten Operationen der Volksregierung, die sich an seinem Platz setzte, zugesehen. —

Noch lebt das Oberhaupt der römischen Kirche für die Gläubigen; aber der Despot von Rom ist verschwunden. — Wir beschließen dieses Werk mit einigen Betrachtungen über diese große Begebenheit.

32.

Schluß.

Die Geschichte ist voll von Begebenheiten, die der gewöhnlichen Voraussicht entgehen, und die den Scharfsinn selbst überraschen. — Der Umsturz des päpstlichen Throns aber, kann nur Kurzsichtige befremden. Seine lange Dauer, ist eine außerordentlichere Erscheinung, als sein schneller Fall es ist. Das muß die Reihe der von uns angeführten Thatsachen klar genug bewiesen haben.

Die erkünstelte Existenz der Regierung des Kirchenstaates, dieses Kolosses mit Füßen von Thon, ließ sich nur durch die Täuschung, womit er umgeben war, erklären. Und nun, wie viel Dinge sind, besonders seit funfzig Jahren, zusammengetroffen, um diese Täuschung zu zerstreuen! — Die Aufhebung des Jesuitenordens, die Fortschritte der den geheiligten Vorurtheilen so furchtbaren Philosophie; die Bestrebungen fast aller Regenten, um dem römischen Stuhl seine Usurpationen zu nehmen; die ununterbrochne Dauer und Ungestraftheit ihres gelingenden Erfolgs, u. s. w.

Die weltliche Auctorität des Papstes, war mit der Göttlichkeit seiner Sendung so innig verflochten, daß es un-

möglich war, diese in Zweifel zu ziehen, ohne jene schwankend zu machen. Ein Wahlfürst, der bei herannahendem Alter auf den Thron erhoben und zu einem kinderlosen Tode verdammt ward, konnte um sich her keine feste Wurzel schlagen, noch das Gewicht seines Ansehens durch Bündnisse mehren. Seine Familie konnte, indem sie seinen wandelbaren Glanz benutzte, wohl Neid erwecken; sich aber nicht, wie die Familien andrer Regenten, durch Hoffnung, durch fortdauernden Kredit, durch mechanische, dem Stammruhm gezollte Achtung, zahlreiche Unterstützungen verschaffen. — In der Mitte seines Hofes, stand also der gekrönte Papst, allein; bloß der abergläubige Eifer derer, denen er seine Erhebung verdankte, diente ihm zur Stütze. Mit dem Interesse der Religion, war das seinige allein verknüpft. Durch sie regierte er; mit ihr mußte er fallen, ohne einen andern Beistand zu finden, als den Haufen unbekannter und unmächtiger Andächtigen.

Nur die Person des Papstes konnte die Zerbrechlichkeit der Grundfeste seines Throns ersetzen. — Was aber war von einem Papst zu erwarten, welcher durch die lange Dauer seiner Regierung die Geduld seiner muthmaßlichen Nachfolger ermüdete, das Volk durch Erpressungen unzufrieden machte, durch den schreienden Misbrauch des Nepotismus alle empörte, alle jene für heilig geachtete Vorrechte nach einander verlor, und durch seine Verirrungen, wie durch seine Unfälle, selbst dem Pöbel bewies, daß Jesus Kristus Statthalter nur ein Mensch sei?

Die Natur hatte Pius VI. einige Tugenden verliehen, die ihn zum achtungswürdigen Privatmann gemacht

haben würden; versagt aber hatte sie ihm alle große Eigenschaften, die einen Thron in stürmischen Zeiten unterstützen, und besonders die Voraussicht, welche möglichen Ereignissen vorbeugt, und die Gewandtheit, welche ihren Wirkungen ausweicht. Er hatte selbst nicht jene mit Kraft ausgerüsteten Laster, welche manchmal selbst dem Verbrechen Verzeihung erwerben. Um den Zeitumständen die Wage halten zu können, hätte er die Weisheit Benedikt XIV. mit der Standhaftigkeit Sixtus V. in sich vereinigen müssen; aber die Weisheit Pius VI. war nie etwas anders als Furchtsamkeit, seine Standhaftigkeit, bloß augenblicklicher Starrsinn.

Hätte er nur noch, da er außer Stand war, mit kraftvoller Hand selbst die Regierungszügel zu führen, sie einer andern geschicktern Hand überlassen; hätte er nur gewußt, seine Macht mit dem Ehrgeiz der Großen, mit der Zustimmung des Volks zu verbünden — aber nein; durch Mistraun und Eitelkeit entfernte Pius VI. alle diejenigen, die seinem Unvermögen hätten zu Hülfe kommen können; er verstand weder zu regieren, noch andre regieren zu lassen.

Die an sich selbst schon schlaffen Springfedern der Regierung, wurden unter seinem langen Pontifikat wo möglich noch mehr gelähmt. Eine Polizei ohne Wachsamkeit; eine Justiz ohne Strenge; keine Ordnung in den Finanzen; niemand der befahl, niemand in Rom der gehorchte. Die Minister selbst fühlten, gestanden ihre Ohnmacht. Sie gaben selten Beweise ihres bösen Willens. Noch seltner gaben sie Beweise ihrer Kraft. Auf Klagen, die ge-

recht befunden wurden, hörte man sie oft mit einer Mitleidswürdigen Offenherzigkeit antworten: »Befehle wollen wir geben; aber wir wissen, daß sie nicht vollzogen werden.«

Die Großen im Kirchenstaat, waren weder Widersacher noch Stützen dieser kleinmüthigen Regierung. An ihrer Wohlfahrt untheilnehmend, lebten sie in Hinsicht ihrer in der aller gefühllosesten Neutralität. Der Ruhm ihres Stammes, ihre großen Güter hätten ihnen wenigstens einiges Ansehn verschaffen können; durch Weichlichkeit aber und Sklaverei waren sie so entmannt, daß sie eben so wenig zur Bewirkung der Revolution gethan haben würden, als sie, um diese zu verhindern, thaten. Sie gehörten dem ersten Besitznehmer, mogte er nun Eroberer sein oder Befreier. Bei der Annäherung der Franzosen, giengen sie der Freiheit entgegen; doch, nicht mit dem Enthusiasmus derer, die ihrer würdig sind, sondern mit dem Gehorsam der Sklaven. Zum Glück für sie und für das Volk verfiel keiner von ihnen auf Widerstand; das geschah aber weniger aus Mangel an eigner Kraft, als aus gänzlicher Gleichgültigkeit gegen ihre Regierung.

Und dennoch, so unterstützt mit Truppen, deren Auftreibung und deren Mannszucht zum Sprichwort geworden war, mit einem misvergnügten Volk, wagte es Pius VI. die französische Republik in die Schranken zu fordern! — Zweimal verschmähete sie es, seinen wankenden Thron niederzustürzen. Das war keine Großthat, die ihren Ruhm

erhöhen konnte. Wie? schlägt man denn Schilfrohr mi der Axt nieder? — — Aber, noch eine Frevelthat: und nun war das Schicksal des Kirchenstaates entschieden. Und gesetzt auch, es wäre bewiesen, Pius habe daran nicht unmittelbar Theil gehabt: so ist dennoch seiner Unkenntniß, seiner Unbehutsamkeit, seinem verblendeten Starrsinn und seinen fanatischen Ausforderungen, alles zuzuschreiben, was die Entwicklung, deren Opfer er geworden ist, vorbereitete und beschleunigte. Seit vielen Jahren, rang der römische Staat, unter ihm einen langsamen Todeskampf; der Zornblick Frankreichs, vollendete bloß seinen Tod.

Er wird nicht wieder auferstehen, wie sich denn auch die künftigen Ereignisse in Italien entwickeln mögen. Die gläubigen Katholiken mögen ein, an dem Ort, welchen die Umstände gestatten, sich niederlassendes Oberhaupt ihrer Kirche, noch immer Papst nennen, und, troß dem sie erschütternden neuen Sturm, noch rufen: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen! — aber dieser Zwitter-Regent, halb Mensch, halb Gott, einst von Huldigungen umgeben, welche dem Scepter und dem Rauchfaß wetteifernd dargebracht wurden, — auf immer ist er verschwunden, und kann unter diesem zwiefachen Gesichtspunkt angesehen, keines Menschen Bedauern erregen.

Die Zeit wird es entscheiden, ob seine vormaligen, durch alles was Menschen entwürdigt, verderbten und entnervten Unterthanen, Republikaner zu sein verdienen. —

Welcher Art die Regierungsform, der sie sich anschließen, aber auch sein mag: so werden sie es doch bald empfinden, daß bei jedem Wechsel sie nur gewinnen konnten; und in der Ueberzeugung, daß ihre so lang verzögerte Wiedergeburt, nur aus dem Uebermaß der Mißbräuche und Herabwürdigungen entstehen konnte, werden sie das Pontifikat Pius VI. einst vielleicht noch segnen.

Nachtrag des Uebersetzers.

F r a g m e n t e,

über die Revolution in Rom vom Jahr 1798;
über die Entführung P i u s VI. nach Frankreich;
über seinen Aufenthalt und Tod in Valence.

Aus italienischen und französischen Handschriften.

---

*

elche Klassen der Römer waren der alten, päpstlichen Herrschaft überdrüßig, und wünschten eine republikanische Verfassung?

Diese Frage umfaßt zwei, wohl von einander zu unterscheidende Sätze:

wünschte man in Rom eine Staatsveränderung überhaupt?
und
welche Staatsveränderung wünschte man?

ur genauen und bestimmten Beantwortung dieser Fragen, hört nothwendig ein klarer Begriff, nicht sowohl von der kannten Form der päpstlichen Regierung, als vielmehr, n der Art, wie Pius VI. regierte.

Bekanntlich ward die päpstliche Regierung, welche ach ihrer ursprünglichen Organisation eher die Freiheit als en Despotismus begünstigte, unter Sixtus V. durchaus genmächtig und tirannisch, und erhielt sich auch so unter inen Nachfolgern bis auf Pius VI. herab.

Nach meiner Meinung aber trieb Pius VI. die ihm on seinen Vorfahren angeerbte Eigenmacht aufs höchste;

sowohl wegen seines Begriffs von der Oberherrschaft, als wegen des Einflusses dieses vorgefaßten Begriffs, auf alle seine Handlungen.

Er sah nehmlich die Oberherrschaft als sein Eigenthum an, und zwar weniger aus Passion als vielmehr aus Grundsatz. Deswegen führte er immer das römische Sprichwort im Munde: »tocca a chi tocca, ora tocca a Noi,« (treffe einst die Reihe, wen sie will, jetzt ist die Reihe an Uns.)

Es ist nicht überflüssig, hier eine Anekdote anzuführen, die meinen Satz unterstützt. Der Senator von Rom, wollte, zur Ehre Pius VI., wegen seiner bei gewissen Gelegenheiten gezeigten Standhaftigkeit, ihm auf dem Kapitol ein Denkmal errichten. In der Inschrift ward gesagt: Pius VI. habe die Ehre einer bronzenen Bildsäule, die ihm das römische Volk dekretirt hatte, ausgeschlagen. Die Worte hießen so: .... pro statuae aeneae honore, quem a Populo Romano sibi *decretum*. — Diese lapidarische Inschrift ward dem Papst, ehe man sie eingrub, vorgelesen; und Pius strich mit eigner Hand das lateinische Wort *decretum* weg, und setzte dafür das Wort des Kurial-Stils *oblatum* hin, indem er sehr bestimmt erklärte: »das Volk habe nicht das Recht, Gesetze zu machen.«

Mit solchen Grundsätzen bewaffnet, schaltete er nach Willkühr über das Vermögen des Staates. An der Austrocknung der pontinischen Sümpfe allein, wurden sechs Millionen römischer Skudi (30 Millionen Franken) Staatsgelder verwandt, oder vielmehr verschleudert: denn, was hat

hat uns dieser Plan am Ende eingebracht? was machte Pius mit den halb oder ganz ausgetrockneten Strecken? Er theilte sie unter seinem Neffen Don Luigi Braschi, und seinem Liebling, den Kanalgräber[1]) Rapini; jener erhielt den Theil der Ländereien der rechten Seite an der Via Appia, wenn man von Rom kommt; dieser den Theil zur Linken.

Die Promotionen der Kardinäle, Prälaten, u. s. w. wurden ihm fast immer von einem Geist des Eigensinns diktirt. Plötzliche Einfälle und Ueberraschungen, waren Pius ein wahrer Genuß. Es ist in der That merkwürdig, wie es damit zugieng. — Man muß nehmlich wissen, daß das Buch, welches Pius VI. unter allen Büchern am besten kannte, der Cracas[2]), (der Almanach von

1) *il Cava fossi* steht in der Handschrift. Ich war ungewiß, ob ich es Kanalgräber oder Todtengräber übersetzen sollte. Dieser bolognessische Wasserbaumeister, Gaetano Rapini, dirigirte größtentheils das Werk der Austrocknung der Sümpfe, daher war er wohl der Kanalgräber zu nennen; aber das Werk war so verhaßt, als dieser Werkmeister selbst, wegen seines souverainen Einflusses, als Liebling Pius VI. Gaben ihn deswegen etwa die Römer, diese ächten Zöglinge des Pasquino, den satyrischen Beinamen Todtengräber in den pontinischen Sümpfen? Wenigstens wäre der Ekelname sehr treffend gewesen: denn man weiß, wie viele Menschen bei dieser Arbeit begraben worden.

M.

Cracas war, wie mir ein Italiener sagt, eigentlich der Name des Verfassers dieses römischen Staatskalenders,

Rom), und die einzige Person, welche Pius VI. achtete, oder vielmehr fürchtete, der Ritter Azara [3]) war. Nun dann; die Kardinals- und Prälaten-Promotionen geschahen, so in zufälliger Konversation mit dem Ritter Azara, mit dem Cracas in der Hand, und unter lachenden Erzählungen aus der Chronique scandaleuse derer, die Pius in dem Augenblick promovirte.

Die Zölle wurden nach Willkühr erhoben. Die Gemeinde-Taxen hatten die Provinzen zur höchsten Verzweiflung gebracht. Wenn der Papst z. B. Geld nöthig hatte, nahm er, um es zu erhalten, seine Zuflucht zu den Gemeinden; diese, durch so viele Auflagen erschöpft, hatten keine Mittel, es ihm zu geben; und nun fand der Papst das Geld selbst durch Anleihen, und nöthigte die Gemeinden, die Schuld zu übernehmen und die Zinsen dafür zu bezahlen. — Diese saubre Erfindung verdankte er dem Kardinal Carandini, Präfekt des Buon-Governo, diesem geizigsten und nichtswürdigsten Menschen, den jemals die Erde erzeugte.

Pius VI. hatte, man sollte es kaum glauben, zum

---

in welchen denn, alle Prälaten und andre Geistliche von Rom verzeichnet standen.

M.

3) Diese sonderbare Zusammenstellung des von Pius am meisten gekannten Cracas, mit dem von ihm am meisten geachteten und gefürchteten edlen Azara, athmet ein wenig den sarkastischen Geist des Römers, der dies schrieb. Man muß sehr geneigt sein, achtungswürdige Dinge zu bespötteln und Kontraste zu suchen, um auf eine solche Zusammenstellung zu verfallen.

M.

undsatz, Papiergeld und baares Geld sei einerlei, und
pflegte zu sagen, seine Feder sei mehr als zweihundert
llionen werth. Das Resultat dieses Grundsatzes war,
unter Pius VI. die National-Schulden um dreißig
lionen römische Skudi stiegen. Unzählich viel und un-
ich tief waren die Wunden unsers Staates. Die letzten
ndel mit den Franzosen haben sie vermehrt und zugleich
auf einmal aufgedeckt; so, daß Rom in den letzten
en des Pontifikats Pius VI. ein Schauplatz der Ver-
iung war. Alles Geld war verschwunden; es man-
e an Oel, und der Handwerksmann mußte deswegen
Arbeit mit der Abenddämmerung niederlegen. Es
gelte an Kohlen, an Seife, u. s. w. Zu der schlech-
Administration gesellte sich noch das Monopol, welches
Neffe des Papstes über alle Zweige des Handels aus-
. — Ich erinnere mich hierbei einer (freilich sehr blu-
t) gegen diesen Neffen gerichteten Satyre, welche so
ete:

Saziati Don Luigi: Ecco le Porte
Spalancate a tuo prò del Vaticano;
Gia si versa in tributo alla tua Corte
Tutto il Sangue del Popolo Romano, —
Pensaci; esecutor della tua morte
Veglia lo Sdegno coll' acciaro in mano;
Con quell' acciar che vendicò gli affanni
Di Roma meretrice de' Tiranni.

(„So sättige Dich dann Don Ludwig; siehe, weit geöffnet
„stehen Deinem Glück des Vatikans Pforten; schon fließt

»das Blut des Volks Deinem Hofe zum Tribut. Doch,
»denke daran; es wacht der Zorn, Dein Todesvollstrecker,
»mit dem Schwerdt in der Hand; mit dem Schwerdt,
»rächend die Qualen Roms, der Tirannenhure.«)

— — Mit einem Wort, die Regierung Pius VI. hatte, von der ökonomischen wie von der politischen Seite betrachtet, für sich selbst keinen einzigen Anhänger, und es gab keinen, der nicht eine Veränderung derselben herbeigewünscht hätte.

Dieses vorausgesetzt, antworte ich auf die Frage: wer wünschte eine Veränderung? — Alle!

Der Adel, weil er beständig mit Eifersucht von einer geistlichen Regierung angesehen ward, welche seine vorgeblichen Rechte an sich gerissen hatte.

Ein großer Theil der Geistlichkeit, weil Pius VI. Aemter und Pfründen nach seinen eigensinnigen Einfällen vertheilte.

Die Klasse der Gelehrten; einige aus Grundsatz, andre wegen des Drucks der Armuth, die ihr Theil in einer Stadt, welche von Tag zu Tage mehr verarmte, werden mußte.

Die Kaufleute, sowohl wegen der Monopole des päpstlichen Neffen, als auch wegen der enormen Masse des Papiergeldes, wodurch der Handel unterbrochen, vernichtet, sogar schädlich ward.

Endlich die arme Volksklasse, aus den vorbenannten Ursachen, besonders aber wegen des Geldmangels, der so groß war, daß 100 Soldi Papiermünze, 35 Soldi klingender Münze galten, und 100 Soldi nicht einmal den dritten Theil ihres wahren Werthes hatten.

So wünschten allerdings Alle eine Veränderung, und, nn diese nicht von selbst erfolgte: so dünkt mich, lag das zwei Ursachen, wovon die erstere vielleicht nur eine ver- intliche, die andre aber eine wirkliche war.

Vielleicht fehlte ihnen ein Anführer; und dann stand en die französische Revolution vor Augen. Die von ser gefaßte Idee, machte, daß der, welcher auch wohl e Aenderung hätte bewirken können, keine Unternehmung ser Art machte, aus Furcht, für einen Jakobiner gehalten werden; und das Volk, genau unterrichtet von den ßen durch die französische Revolution gestifteten Uebeln, llte die lieber dulden, die es kannte, als diejenigen er- gen, welche ihm von den Freunden des alten Systems t lebendigen und manchmal mit den schwärzesten Farben gemalt wurden.

Alle also wünschten eine Veränderung. Aber wel- : Art von Veränderung wünschten sie?

Die Römer machten ihre Staatsveränderung nicht ɔst; es läßt sich daher nicht mit Gewißheit behaupten, lche Art derselben sie gewünscht hätten. Doch, so viel gewiß, daß das römische Volk, dem noch immer ein fühl seiner alten Sitten anklebt, eine besondre Ehrfurcht seine Patrizier hat. So viel ist ferner gewiß, daß, nn der Senator von Rom, Abondio Rezzonico, Zügel der Regierung hätte ergreifen wollen, das Volk rüber würde frohlockt haben.

Da nun aber die Staatsveränderung von den Fran-

zosen bewirkt ward: so wird es leichter sein, zu sagen, welche Klasse von Personen sich dazu bequemte, als zu entschriden, welche Personen die Umwandlung des Staates in eine Republik liebten.

Einige ergaben sich der neuen Ordnung der Dinge, allein aus Parteigeist; andre, aus philosophischen Grundsätzen; wieder andre, um sich die Noth, welche sie drückte, zu erleichtern; noch andre endlich, um ihre Verbrechen zu bedecken. (Im allgemeinen läßt sich übrigens behaupten, daß die ganze Mittelklasse von Rom, der Abbatenstand genannt, sich für die Revolution erklärte.)

Aus Parteiliebe bekannten sich zu der Revolution, unter andern, Borghese, Santa Croce und Bonelli. Fehlte es gleich den beiden erstern an Bildung: so fehlte es ihnen doch nicht an Geist und Muth. Ueberdies sahen sie die in Rom ankommenden Franzosen und hatten Umgang mit ihnen. Schienen nun gleich diese Ausländer die Freiheit bei sich zu Hause wenig zu lieben: so zeigen sie sich doch als schwärmerische Vertheidiger derselben in dem Hause andrer; sie schalten in Frankreich, und predigten in Rom die Freiheit.

Aus philosophischen Grundsätzen erklärten sich f. die Revolution einige Gelehrte, z. B. Riganti, Giovanni di Rossi, und der Advokat Gambini.

So erklärte sich auch der größte Theil dieser Gelehrten, aus drückendem Mangel dafür.

Ihre Verbrechen suchten mit dem Deckmantel der Revolution fast alle die zu bemänteln, welche von der vollziehenden Gewalt der Mutter-Republik, bei der neuen Regierung von Rom angestellt waren. Die in Rom ankommenden französischen Kommissare, ließen sich von allem was in Rom verworfen und verhaßt war, zunächst umgeben; daher kam es denn, daß sie so schlechte Wahlen trafen; daher rissen Unordnungen ein, die ihre ganze Weisheit nicht mehr bezwingen konnte.

Hauptanführer der römischen Insurgenten.

Ceracchi, Angelucci, Bouchard, Agretti, Piranesi, Camillo und Nicola Corona, Santa Croce und Bonelli, standen an der Spitze der Insurrektion von Rom.

Ceracchi warf sich in die Revolution, weil er von Pius VI. Landes verwiesen war, und zwar aus folgender Ursache. — Der Neffe des Papstes hatte bei dem Bildhauer Ceracchi das Bildniß seines Oheims bestellt. Der Bildhauer führte es sehr glücklich aus. Als er nun zu Don Ludwig Braschi gieng, um den akkordirten Preis abzufordern, wollte dieser ihm nicht so viel bezahlen, als der Künstler zu fordern sich für berechtigt hielt. Die Parteien erhitzten sich; es kam zu Aeußerungen, die ein Ohnmächtiger sich gegen einen Mächtigen nicht hätte erlauben sollen; und die Landesverweisung des erstern erfolgte. — Nach dem Frieden von Tolentino kehrte Ceracchi unter dem Schutz Frankreichs nach Rom zurück; er gab ein öffentliches Fest, unter dem Vorwande, die Siege Buonaparte's zu feiern, im Grunde aber, um die Gemüthsstimmung der Römer zu prüfen, ob sie zu einer Revolution reif wären. — An dem berühmten Tage,

als der General Duphot getödtet ward, war Ceracchi einer der ersten, welche den Aufruhr beförderten. Er war es, der den Kopf Joseph Buonaparte's erhitzte, welcher an diesem Tage seine Person und seinen Karakter kompromittirte.

Angelucci liebte die Revolution, nicht so sehr aus Grundsatz, als aus Temperament. Er ist ein Mann von außerordentlich hitzigem Kopf und von einem unruhigen Physischen. Gleich beim Ausbruch der Revolution in Frankreich, war er einer der ersten, die sie bis zu den Sternen erhoben. Die Partei, welche er für die Sache der Revolution ergriff, veranlaßte die Regierung, ihn genau beobachten zu lassen, und er ward wegen der Art, wie er sich darüber äußerte, verbunden mit seinem revolutionairen Betragen, einigemal ins Gefängniß gesetzt. Ob immer mit Recht? kann ich nicht sagen; so viel aber ist wenigstens gewiß, daß bei der Revolution, welche im August 1797 ausbrechen sollte, und von dem Fürsten Giustiniani, damaligen Kommandanten der Nationalgarde, verhindert ward, Angelucci eines der ersten Werkzeuge war.

Dasselbe ist von Bouchard zu behaupten, der ein geborner Franzose, seines Geschäfts ein Buchhändler, und aus Neigung Dichter ist.

Agretti ergriff die Sache der Revolution wegen der schlechten Behandlung, die er von dem Fürsten Borghese dem Vater, erfahren hatte; besonders aber aus Armuth. Am 28sten December war er einer der Hauptverschwornen. Er war Sekretair des toskanischen Gesandten Angiolini. Mag die Aufführung dieses jungen Mannes

vor der Revolution gewesen sein wie sie will; nach derselben zeigte er einen wahrhaft patriotischen Sinn.

Fonzeca liebte und beförderte die Revolution fast aus eben den Ursachen, welche Angelucci dazu trieben.

Camillo Corona wollte die Revolution aus philosophischem Grundsatz. Er war ein Arzt.

Was die Ursachen gewesen sein mögen, warum Piranesi der Revolution beitrat, weiß ich nicht. Er war der erste, welcher unter dem Freiheitsbaum auf dem spanischen Platz eine Rede hielt.

Die bisher genannten Personen litten unter Pius VI. verschiedene Verfolgungen. Doch waren diese mehr dem Fiskal Barberi, als Pius VI. selbst zuzuschreiben, dem man ein gutes Herz nicht absprechen kann. Barberi war ein mittelmäßiger Kriminalist. Pius VI. hielt ihn für den einzigen Staatsmann in Rom; und man kann mit Wahrheit sagen, daß dieser Kriminalist Barberi in den letzten Zeiten der eigentliche Souverain von Rom war. Er hatte ein beschränktes Genie, noch beschränktere Kenntnisse und einen grausamen Karakter; aber von Seiten des Eigennutzes ist ihm nichts vorzuwerfen; er war unbestechlich. Der Irrthum Pius VI., diesen Mann zu seinem Vertrauten und einzigen Rathgeber zu machen, war die Ursache von unzähligen andern Fehlern.

Der Herzog Bonelli, ward mehr durch fremde Künste, als durch eigne Grundsätze in die Revolution gezogen. Es war ein Mann ohne Talent, ohne Kenntnisse [4]), der ganz an seinem Auditor Bassi, einem Jako-

---

4) Ein andrer auch unpartheiischer Bekannter dieses römischen

diner im strengsten Verstande, hieng. Bassal ist derjenige, welcher bei Bonelli das Werk vollendete. Dieser war kurz vor der Revolution in Rom von Paris dahin gesandt, um sie vorzubereiten [5]). Bonelli hatte den unglücklichen Einfall, ihn zu seinem Sekretair zu machen. Und wozu ist ein Schwachkopf an der Seite eines Bösewichts nicht fähig!

Der Advokat Riganti warf sich vielmehr in die Revolution, wie sie schon geschehen war, als daß er, um sie zu bewirken, beigetragen hätte. Nach meiner Meinung war der Advokat Riganti ein wahrer Republikaner, so sehr es einer nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur nur sein kann. Als ein Mann von wahrem Genie und von unbestechlicher Rechtschaffenheit, war er der erste Advokat der Stadt, und man nannte ihn il Tullio redivivo (der wiedererstandene Cicero). Dem ungeachtet glaube ich, daß seine Eigenliebe, und ein gewisser Geist der Rache, ihn zum handelnden Republikaner machten. Er hatte den Titel eines Sachwalters des römischen

---

Revolutionshelden, charakterisirt ihn kurz so: »dieser Herzog Bonelli ist einer der verworfensten Menschen, seine »Seele so scheußlich, als sein Körper; und er ist durch »nichts, als durch seine schmutzigen Leidenschaften und ekelhaften Ausschweifungen bekannt.«

5) Und, die gemachte Revolution zu leiten; den römischen Staat als französischer Direktorial = Prokonsul zu regieren, u. s. w. — Dieser schlaue — römische Staatssekretair — oder vielmehr Regent, war ein ehemaliger Priester von Versailles, dann Konventsmitglied. Es scheint, daß dieser Verfasser ihm seinen verdienten Namen giebt.

M.

Volks: das sprach stark zum Herzen in einem Moment der Revolution. Ueberdem hatte er den Muth gehabt, die berühmte Sache der Pupille Lepri gegen Pius VI. zu vertheidigen, und mußte sie wegen des Uebergewichts des Papstes verlieren. Riganti war bei dem Papst in Ungnade, und die Rache des Letztern erstreckte sich bis auf seinen Bruder Monsigner Riganti. Dieser Prälat war der erleuchtetste Richter in Rom; man darf ihn den Ulpian unserer Zeit nennen. Als ein Bruder des Advokaten, konnte er von Pius VI. nie die Promotion erhalten, und mußte sechszehn Jahre Richter von Montecitorio bleiben, während die sogenannten *Pasticietti* (Pastetenmännchen, Incroyables) der geistlichen Akademie aus keiner andern Ursache zu den ersten Würden erhoben wurden, als weil sie den Neigungen des eigensinnigen Pius gefielen.

Von Santa Croce und Borghese ist schon oben die Rede gewesen.

Welche entschlossenste Widersacher hatte unter den römischen Kardinälen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich?

Die Kardinäle Albani, Antonelli, Busca, Livizzani, Zelada, Caraffa, Borgia und della Somaglia.

Albani war es aus drei Ursachen: — bei vielem Talent war er von dem Grundsatz durchdrungen, französische Republik und heiliger Stuhl, könnten neben einander nicht bestehen; — er war der Kardinal, welcher Rom despotisch beherrschte, und bloß die Gegenwart eines französischen Agenten lähmte seine ganze Macht; — das Haus Albani war schon über hundert Jahre Vasall des Hauses Oestreich, unter dessen Schutz es seitdem in Rom die allerempörendsten Bedrückungen übte.

Der Kardinal Antonelli war aus zwei Ursachen Frankreichs Feind: theils als Kardinal, und theils aus eingebildeter Religionspflicht. Er wollte gern für den größten Theologen und besonders für den größten Scholastiker gehalten sein. Da er täglich nur mit diesen umgieng, wie konnte er da französische Grundsätze lieben?

Ehe Busca Staatssekretair war, hielt man ihn für einen Gönner der Franzosen. Er gehörte zu der vertrauten Gesellschaft der Prinzessin Santa Croce, und war Azara's Freund. Dieser ließ ihn zum Staatssekretair machen, weil er ihn nicht für einen Feind Frankreichs hielt; er hatte zur Vollziehung des zwischen Buonaparte und Azara geschlossenen Waffenstillstandes nachdrücklich die Hand geboten. Wie er Staatssekretair geworden war, warf er die Maske ab, ward der erbittertste Feind der Franzosen, und brachte, mit Albani vereint, den Papst zur Kriegserklärung gegen die französische Republik.

Livizzani haßte die Franzosen, sowohl als Kardinal, als, weil er, ein Mann von großer Festigkeit des Geistes und Kraft des Karakters, sein einmal angenommenes System, troz aller Hindernisse verfolgte. Er gehörte zu den wenigen Kardinälen, welche nicht vor Pius VI. krochen; und bei gewissen Vorfällen, leistete er ihm festen und entschlossenen Widerstand. Caraffa war Frankreichs Feind, weil er als Vasall von Neapel, von diesem Hofe abhieng; —

Zelada, weil er in einem Moment Staatssekretair war, wo mit der aller tiranníschsten Inquisition diejenigen verfolgt wurden, welche auch nur den entferntesten Anschein demokratischer Grundsätze hatten; und weil er, selbst als Staatssekretair, ganz und gar von dem berüchtigten Fiskal Barberi abhieng.

Auch Borgia, der achtungswürdigste und gelehrteste Kardinal der römischen Kirche, war ein erklärter Feind der Franzosen. Ich kenne die besondern Beweggründe nicht, die ihn da-

zu bestimmen. So viel aber ist gewiß, er war derjenige Kardinal, welcher sich dem tirannischen System Pius VI. beständig widersetzte; daher der Papst zu sagen pflegte: Cardinalis Borgia est liber caute legendus (der Kardinal Borgia ist ein Buch, das man behutsam lesen muß). Nach meiner Meinung hatte der Kardinal Borgia wirkliche Anlage zum Demokratismus. Er war fest von Karakter, offen in seinem Bezeigen, einfach von Sitten; er war den Wissenschaften ergeben, ein Beschützer der Gelehrten. Sein Museum *Cufico-Borgianum* ist einzig in seiner Art, und ganz von ihm allein gebildet. Ein so edler, von allen Seiten so ausgezeichneter Mann, hätte verdient, von den Franzosen, als sie nach Rom kamen, auf eine andere Weise behandelt zu werden, als er behandelt ward. — Sie ergriffen und warfen ihn ins Gefängniß; als ein Galeeren-Sklave, ward er nach Civitavecchia geschickt, auf ein Boot gesetzt und exilirt.[6])

6) Unstreitig ist dies eine der scheußlichsten, und zugleich eine der unerklärbarsten Handlungen der Franzosen; gegen einen der in aller Hinsicht Achtungswürdigsten Gelehrten Italiens; gegen einen humanen und liberalen Mann. Und die militärischen Agenten des kultivirtesten Volks durften ungestraft dieses Verbrechen begehen, dessen sich die rohesten Horden geschämt haben würden? Und die Repräsentanten dieses Volks konnten zögern, es wieder gut zu machen, so viel als möglich war? —— Was aus dem trefflichen Museum Borgia's zu Velletri geworden ist, kann ich noch nicht bestimmt erfahren. Oeffentliche Blätter sagten: es sei zerstört, zerstreut; welches bei den Volksunruhen in jener Gegend und bei den Reaktionen der französischen und gegenfranzösischen Parteien nicht unwahrscheinlich ist. —— Das war also der

Ueberall muß in der That jeden rechtlichen Mann die Behandlung, welche die römischen Kardinäle von den Franzosen erlitten, empören. Die schmutzigste Habsucht, führte in diesem tumultuarischen Verfahren den Vorsitz. Alle eingekerkerten Kardinäle konnten ihre Freiheit nicht anders, als unter der Bedingung eines schweren Lösegeldes erhalten; man plünderte die Häuser derer, die kein Geld zu bezahlen hatten; das heißt, man nahm ihnen, statt des Lösegeldes, ihre Mobilien, Kostbarkeiten, u. s. w. Sehr wahr sagt daher der über die Geschichte Roms in diesen letzten Zeiten mit eben so viel Scharfsinn als Unparteilichkeit urtheilende französische Verfasser, der Memoires sur Pie VI.[7]), daß man recht sinnreich das Mittel, unerbittlicher Strenge und barbarischer Grausamkeit erfand, um diese

Lohn des vieljährigen Eifers dieses edlen Mannes, für die Kultur der Wissenschaften und Künste, seiner Achtung und der Gerechtigkeit für literarisches Verdienst aller Nationen, der liberalsten Gastfreiheit gegen Fremde und besonders gegen Gelehrte! — Für den geplünderten, eingekerkerten, auf die Galeeren geschickten, exilirten Borgia, verwandte sich eine Gesellschaft französischer Gelehrten, um, wenn nicht die ihm gebührende öffentliche Genugthuung des Direktoriums, ihm doch wenigstens einen Schadenersatz, einen kärglichen Gehalt zu verschaffen. Dieser ist ihm dort nicht geworden. — Dännemark gab ihm eine Pension von 900 Thalern; und diese schützt ihn, wie ich aus seinen Briefen von Venedig weiß, noch jetzt vor dem äußersten Mangel.

M.

7) Oben im 29sten Abschnitt dieses Werkes, ist etwas dem Aehnliches gesagt worden.

M.

diese zum Theil verhaßten, zum Theil lächerlichen Prälaten und Kardinäle interessant zu machen.

Doch, laßt uns wieder auf die Kardinäle zurückkommen, deren, gegen Frankreich genommne Partei, die Franzosen zu der Wuth gereizt zu haben scheint, als, deren Opfer, alle geächtet wurden.

Der geheimste, aber nichts desto weniger erbittertste Feind der Franzosen, war der Kardinal della Somaglia. Dieser Prälat strebte nach der Papstwürde, und meinte, um seinen Zweck zu erreichen, eben die Rolle spielen zu müssen, welche lange vor ihm Montalto so schlau, so ausdauernd und so glücklich spielte, daß er als Sixtus V. die Heuchlermaske abwarf. Auch Somaglia's Stärke war Heuchelei. — Es sei genug, als Beweis anzuführen, daß er zwölf Jahre hindurch alle Morgen, noch vor Tagesanbruch, in die Kirche der Dominikaner, la Minerva genannt, gieng, um hier, von dem niedrigsten und zugleich abergläubigsten Pöbel umgeben, niederzuknieen und seinen Rosenkranz abzubeten. Es mangelte ihm nicht an Kenntnissen und an einem gewissen Karakter. Obgleich er wenig oder gar nichts glaubte: so ließ er doch von dem Priester Marchetti ein Werk schreiben, um die Wunder der die Augen öffnenden und sie schließenden Marienbilder zu beweisen.

Vor einem Jahr ließ dieser Kardinal aus Devotionsgeist das Maskentragen im Karnevall verbieten, worauf die folgende Satyre erschien:

Come! colla Maschera sdegnato
Proibito ci avete il Carnevale?

Eppur quella potria darvi il Papato,
Come un giorno vi fece Cardinale.

(»Wie! hinter der Maske zürnt Ihr, und verbietet uns
»das Karnevall? Und doch könnte sie Euch noch wohl
»das Papstthum geben, so wie sie Euch einst zum Kar=
»dinal machte.«)

Der einzige Kardinal Antici, ward stets für einen Freund der Franzosen gehalten. Er ist der feinste Schlau=kopf; er kennt das Ausland genau, und hat einen gren=zenlosen Ehrgeiz. Schon aus weiter Ferne her, sah er die Revolution sich Italien nähern, und schloß aus der Lage der Dinge scharfsinnig genug, daß sie auch dieses Land und den Kirchenstaat ergreifen werde; deswegen zeigte er sich, zwar nicht grade zu, als ihr Anhänger, jedoch auch nie als ihr erklärter Feind. Als nun die Franzosen nach Rom kamen, legte er sogleich freiwillig den römischen Kar=dinalshut ab, in der Hoffnung, den prunkenden Hut eines neu römischen Konsuls dafür wieder aufzusetzen. Er lei=stete Verzicht auf die Kardinalswürde, weil er hoffte, zum Lohn für diese scheinbare Resignation, welche doch nichts als ein coup de theatre war, zum römischen Konsul erhoben zu werden.

Tod des Generals Duphot.

Es ist nur zu wahr, — und kein unparteiischer Zuschauer der Begebenheiten in Rom, sei er Italiener oder Franzose, wird es läugnen — daß die beiden, ihrer Natur nach von einander verschiedenen Volksinsurrektionen, als deren Opfer im Jahr 1793 Basseville, und im Jahr 1797 der General Duphot, fiel, durch Franzosen, Agenten ihrer damaligen Regierung, provocirt wurden.

Basseville reizte durch sein trotziges Betragen, durch seine ausfordernden Aeußerungen die Wuth des römischen Pöbels; und die Berichte einiger unparteiischen Geschichtschreiber damaliger Zeit, über diese unglückliche Begebenheit, sind nur allzugegründet.

Von dem Tode des unglücklichen Generals Duphot konnte nur in sehr uneigentlichem Verstande gesagt werden, er sei von den wüthenden römischen Soldaten gemordet worden: denn er hatte die unbesonnene Kühnheit, sich unter den Haufen der Insurgenten zu mischen, gegen welche die römische Regierung Truppen schickte. Fechtend fiel er, so wie jeder andere dieser Insurgenten hätte fallen können, und mehrere davon wirklich fielen. Bloß

um einen starken Vorwand zu haben, eine Revolution in Rom bewirken zu können, ward so viel Lärm von seinem Tode gemacht.

Hier, einige nähere Umstände dieser unglücklichen Begebenheit.

Der General Duphot kam nach Rom, um die Frauenschwester des französischen Ambassadeurs, Joseph Buonaparte, zu heirathen; aber ich glaube, auch um die Revolution zu bewirken: denn er erhielt hierin allen möglichen Beistand von dem französischen Ambassadeur selbst. — Nun wollte er sie versuchen und kam dabei um.

Am 26sten December 1797 gab die Marchese Massimi, Gemahlin des damaligen römischen Ambassadeurs in Paris, einen Ball, wozu auch der Gesandte Buonaparte eingeladen ward. Während des Festes kam ein Befehl an alle Officiere der römischen Bürgerwache, sich nach ihren Quartieren zu begeben, weil man in dieser Nacht eine Revolution befürchtete. Als nun Joseph Buonaparte alle diese Officiere der Bürgerwache weggehen sah, verließ auch er den Ball, und zwar in solcher Eile und Verwirrung, daß er nicht einmal seinen Wagen holen ließ, sondern nach seinen Pallast zurück gieng.

Wirklich ward in eben dieser Nacht eine Revolution in der Villa Medicis versucht, die aber nicht gelang.

Die durch die Hindernisse noch mehr gereizten Verschwornen, suchten nun ihre Kräfte zu verdoppeln, und versammelten sich am 28sten December in dem Pallast des französischen Ambassadeurs, wo sich der General Duphot befand. Die Patrioten waren alle bewaffnet, und suchten

ihre Zahl durch Geld, Reden und Drohungen zu vergrößern.

Als nun der Kommandant der Bürgerwache die Nachricht erhielt, daß in der Longara, dem Ort, wo General Duphot und Buonaparte wohnten, ein Tumult entstanden sei, sandte er Patrouillen hin, um den Auflauf zu zerstreuen und die Ruhe wieder herzustellen.

Schon stand der General Duphot an der Spitze der Insurgenten, und gieng, als die Patrouillen anrückten, der zuerst ankommenden mit starken Schritten und gezogenem Säbel entgegen. Der Korporal der Patrouille, als er sich von dem französischen General angefallen sah, rief ihm zu: zurück, Herr General! — Duphot drang demungeachtet auf ihn ein. Dreimal wiederholte der Korporal dieselben Worte: zurück, Herr General! — Als er sich aber der Gefahr nahe sah, unter den Säbelhieben Duphot's zu fallen, schoß er die Flinte, womit er bewaffnet war, auf ihn ab: — Duphot stürzte.

Das ist das ganze nackte Faktum mit der offensten Wahrheit erzählt.

Als Duphot gefallen war, entbrannten erst die Gemüther recht. Aus den Fenstern des Gesandten-Pallastes schossen die Franzosen auf die Truppen des Papstes; in der Straße schossen die Patrioten auf sie.

Die Bestürzung des Ambassadeurs und seiner Familie über Duphot's Tod, war unbeschreiblich. Um Mitternacht reiste er ab. Seine Gattin und ihre dem unglücklichen Duphot versprochene Schwester, wurden von einem achtungswürdigen Geistlichen, Pfarrer einer nahen Kirche, durch die Stadt begleitet.

Ist dem römischen Hofe in dieser Sache etwas zur Last zu legen: so glaube ich, wäre es allein darin, daß er Niemand zu dem französischen Ambassadeur sandte, um ihn zu versichern, daß alles Geschehene der Absicht der Regierung durchaus zuwider sei, und ihm zugleich für seine Person und für seine Hausgenossen Bürgschaft und Beistand zu versprechen.

Wäre das geschehen: so würde der französische Ambassadeur nicht so schnell abgereist sein; die Zeit hätte vieles aufklären, ein gutes Benehmen vieles mildern können. Vielleicht wäre die Revolution nicht geschehen; vielleicht wäre selbst der Krieg vermieden.

Der letzte Senator von Rom, Rezzonico, würde zu dem französischen Ambassadeur gegangen sein, um ihn über diesen Vorfall zu besänftigen, wenn Monsignor Galeppi ihn nicht davon zurück gehalten hätte. Von der guten Art sich zu benehmen, und von dem Karakter eines so achtungswürdigen Fürsten, als der Senator von Rom war, hätte sich viel Gutes erwarten lassen.

So viel ist übrigens gewiß, daß die Königin von Neapel, als sie Rom demokratisirt sah, ihre Anstrengungen bei ihrer Tochter der Kaiserin verdoppelte, um ihren Gemahl zum Krieg zu bewegen. Die Engländer wußten die Revolution in Rom gut zu benutzen, um die grausame Gemüthsart der Königin von Neapel noch mehr zu reizen. — Wenn irgend etwas, mehr als alles, den eben so grausamen als inkonsequenten Karakter dieser Fürstin, beweiset: so ist es die schreckliche, und in aller Hinsicht höchst unpolitische Rache, welche jetzt in Neapel, ohne Unterschied

des Standes, Alters und Geschlechts, an Alle verübt wird, welche die französische Partei nahmen, oder dessen auch nur entfernt verdächtig sind. Diese gerichtlichen Massakern in Neapel, erinnern, — wenn man sich einen Augenblick, statt jenes königlichen Blutraths, statt Strang und Schwerdt, — Keule, Säbel, Guillotine und Revolutionstribunal, denkt, — sie erinnern, sage ich, mit Entsetzen an die Pariser Septemberscenen von 1792, und an Robespierre's blutigen Diktatur.

Berthiers Einzug in Rom.

Sobald der General Berthier zu alla Storta, der letzten Station vor Rom, mit seiner Armee angekommen war, schickte er den, ihm von dem Papst als Ambassadeur gesandten Prinzen Giustiniani, um Pius VI. andeuten zu lassen, er habe den französischen Truppen die Engelsburg unvorzüglich zu übergeben. Mit diesem Auftrage ging der Prinz Giustiniani zum Kardinal Doria, damaligen Staatssekretair; sogleich ward der Befehl gegeben, die päpstlichen Truppen sollten das Kastell räumen; und die Franzosen erhielten durch den genannten Prinzen den Besitz desselben. — Das geschah am Sonnabend Morgen.

Am Sonntage darauf, zogen verschiedene französische Truppenabtheilungen in die Stadt ein, und besetzten die vornehmsten Höhen, als, das Kapitol Trinita de Monti, und Monte Cavallo.

So blieben die Sachen acht Tage lang, und in dieser Zeit stand der General Berthier vor der Stadt auf Monte Mario, weil er sich nicht für stark genug hielt, um in die Stadt einziehen zu können.

Während dieser acht Tage, suchten die Franzosen die Revolution in Rom auszuführen. Verschiedene angestrengte Versuche wurden gemacht, die aber zweimal misglück-

ten; das erstemal auf dem spanischen Platz, und dann auf dem Kapitol. Unterdessen wiegelten die Franzosen heimlich selbst das Volk zur Revolution auf; öffentlich aber stellten sie sich, als ob sie sich den Versuchen einiger römischen Tollköpfe und einiger erkauften Söldner widersetzten.

Endlich am Donnerstag Morgen sah man den Freiheitsbaum im Triumph über Campo Vaccino (das alte Forum romanum) tragen; und er ward auf dem Kapitol von wenigen Patrioten gepflanzt. Die, welche diesen armseligen Triumphzug anführten, und tanzend und jubelnd vor dem Baum hergiengen, waren zwei Mönche, Frati Scolopj[8]) genannt, nemlich: Pater Gaglioffi und Pater Solari, beides Gelehrte.

Am Freitag Morgen ließ der französische General Cervoni die ganze Nationalgarde, auf den Platz Kolonna ausrücken, und proklamirte, in ihrer Gegenwart und vor einem großen Haufen zusammen gelaufenen Volks, die römische Republik.

Der General Berthier zog den folgenden Tag in Rom ein, und also acht Tage nachdem er auf Monte Mario sein Lager zuerst aufgeschlagen hatte. Der Einzug geschah durch das Thor del Popolo, über den Corso, und so aufs Kapitol. Hier hielt er eine den Umständen angemessene Rede[9]). — Die Haltung des Generals bei dieser

---

8) Von der geistlichen Stiftung *Scuola pia* so genannt. M.

9) Oben im 28sten Abschnitt steht sie.

Gelegenheit, war sichtlich schwankend; das Papier, von welchem er die hochtönende Rede ablas, zitterte in seiner Hand; seine Todtenblässe gab deutlich genug zu erkennen, daß er die dem römischen Volk gegebenen republikanischen Verheissungen selbst nicht glaubte. — Er schwieg; und die zunächst um ihn stehende Pöpelrace, etwa drei und sechszig an der Zahl, welche um die Erhöhung, worauf er stand, mit ihren Anführern einen Kreis geschlossen hatten. — Dieser kleine Haufen, und nicht, wie nur französisch-römische Blätter erzählten, »das ganze Volk von Rom« war es, der jauchzend rief: es lebe die Republik Rom! Die übrige zahlreiche Menge von Zuhörern äusserte entweder Misbilligung oder Gleichgültigkeit über die vorgebliche Wiedergeburt ihres Staates.

Nach gehaltener Rede gab Berthier Befehl, die beiden Kanonen, welche von den französischen Truppen, um die Stadt zu bezwingen, auf dem kapitolinischen Hügel aufgepflanzt waren, wieder wegzuführen. Alle französischen Soldaten besahen den kapitolinischen Pallast, und sagten: ce n'est pas la premiere fois que nous y venons [10]. Als der General Berthier vom Kapitol

10) »Dies ist nicht das erstemal, daß wir hier herkommen.« Das war vielleicht eine Parodie der pathetischen Worte in der Rede Berthiers: »Diese Kinder der alten Gallier betreten diesen erhabenen Ort,« u. s. w. — Diese, freilich in unendlichen Graden, Arten und Vermischungen von den alten Galliern abstammenden neufränkischen Kinder, mogten wohl auf diesem Hügel vieles ganz anders finden,

seinen Rückzug durch die Stadt nahm, hörte er wohl ein Zujauchzen; doch kam dieses aus dem Munde der nur wenigen Patrioten, welche zusammengelaufen waren, um Freiheitsbäume zu pflanzen.

Noch ist nachzuholen: daß die Franzosen gleich bei ihrem Einzuge in Rom, Geissel aushoben, um sich der Römer destomehr zu versichern. Diese Geissel waren, der Neffe des Papstes, der Fürst Borghese, der Fürst Giustiniani, der Fürst Gabrielli, und die Kardinäle Carandini und della Somaglia. An dem Tage, da der Freiheitsbaum gepflanzt ward, wurden diese Geissel aufs strengste bewacht. Als nun endlich die Revolution gesichert war, erhielten sie ihre Freiheit für 4000 Piaster, die jeder von ihnen dem Platzkommandanten, General Cervoni, zahlen mußte, welcher sich für einen so glorreichen Feldzug, den Grad eines Division-Generals erwarb.

Einige Tage darauf reiste General Berthier nach Mailand ab. Noch an dem Abend seiner Abreise versammelten sich die französischen Officiere in dem Pantheon, um den General Massena nicht anzuerkennen; und nun entstand jener allen bekannte Streit unter dem französischen

---

als es ihre Urväter einst fanden. Suchten sie, die alles Durchsuchenden, hier etwa auch jene heiligen Gänse des Kapitoliums, deren Geschnatter den nächtlichen Angrif ihrer Urväter, der Gallier, nachdrücklicher zurückwiesen, als es die ganze päpstliche Armee jetzt zu thun vermogte!

M.

Heer. Einige sagen, diese Händel wären durch neapolitanisches Gold bewirkt worden; andere, Berthier selbst hätte sie als Massena's Feind erregt. Man hat aber alle Ursache zu glauben, daß sie eine Folge der von Massena in dem venetianischen Staat begangenen Unthaten waren. Seine Räubereien waren unter den Truppen zum Sprichwort geworden.

Einige römische Revolutions-Anekdoten.

Es ist dem Menschenbeobachter ein schöner Genuß, unter jenen erhabnen Trümmern der Vorzeit, in den Menschen, die ihre Hütten zwischen ihren veralteten Marmorwänden aufgeschlagen haben, noch Spuren ihres eigenen hohen Stamms, noch Merkmale ihres ächten Römer-Geistes zu entdecken.

Ueberall haben sich unter diesen Stürmen der Zeit erhabne Karakterzüge des Volks entwickelt; auch Rom hat solche aufzuweisen. — Der folgende ist unter allen der hervorspringendste. Mehr als alle die man sonst anführen könnte, zeugt er von dem Karakter dieses Volks, erinnert er stark an dessen altem Ursprung.

Als die Verschwörung der Trasteveriner [11]) gegen

11) Die Bewohner Roms, in dem Quartier der Stadt jenseits der Tiber. Sie unterscheiden sich, wie durch ihre Sitten, so auch durch Energie und Originalität merklich von den übrigen Römern, und erheben sich unter diesen gegen jeden Druck immer zuerst; daher sie auch der päpstlichen Regierung von jeher am furchtbarsten waren.

M.

die Franzosen entdeckt ward, befahl der General d'Allemagne, damals französischer Kommandant in Rom, daß alle Römer ihre Waffen in die Hände der Franzosen, an einem gewissen dazu von ihm bestimmten Ort, abliefern sollten. Den Trasteverinern ward angezeigt, sie sollten sich um Mittag bei der Tiberbrücke, ponte Sisto genannt, einfinden, wo sie einen französischen Kommissar, um ihnen ihre Waffen abzunehmen, finden würden. — Die Trasteveriner lieben ihre Waffen mehr, als ihre Weiber, und die Folgen ihres tiefen Unwillens über diesen Befehl, ist nicht zu berechnen. Indeß sahen sie wohl ein, daß sie gehorchen müßten; sie wollten aber auf eine der alten Römer würdige Art gehorchen. — Was thun sie? Mit dem Schlage zwölf, und nicht früher, stellen sich alle Trasteveriner mit ihren Waffen bei der Brücke ein, und voll edlen Stolzes, reden sie den französischen General mit diesen Worten an: »Sieh, die Römer gehorchen, — aber wie Römer; wir berauben uns unserer Waffen; aber nie werden wir sie den Franzosen geben. — Hier!« — — und auf ein gegebnes Zeichen, schleudern sie alle ihre Waffen in die Tiber.

Als die Franzosen gegen Rom anrückten, wollte der Papst, einer Regierung müde, die ihm nur die bittersten Früchte brachte, sie niederlegen, und es so einrichten, daß der römische Adel, unter dem Vorsitz des Senators, Fürsten Rezzonico, Rom regieren sollte. Viele Kardinäle waren

der Meinung des Papstes; der Kardinal Antonelli widersetzte sich ihr mit theologischen Gründen, und siegte. Der Kardinal hatte großen Einfluß auf den Papst; die Ursachen davon lassen sich um so weniger errathen, da Pius VI. sich nur ungern imponiren ließ. —

Sobald die Revolution in Rom zu Stande gebracht war, wurden fast alle Kardinäle in das Konvertiten-Kloster, wo auch die öffentlichen Mädchen hingesetzt wurden, eingesperrt.

Als der General Cervoni dem Papst ankündigte, daß die alte Regierung nicht mehr existire, und Rom sich zu einer Republik erhoben habe, antwortete er: »Ist das Volk zufrieden?« — Ja! erwiederte Cervoni. — »Nun dann, sagte der Papst, so bin ich es auch!«

Pius VI. vermuthete durchaus keine Regierungsveränderung, weil der neapolitanische Gesandte Pignatelli ihm das Gegentheil versichert hatte.

In diesem Glauben schickte er dem General Berthier, am Abend, als dieser aus dem Monte Mario ankam, eine Schüssel Stöhr zum Abendessen, und einen prächtigen Bril-

lant dabei. Diesen schenkte Berthier der Visconti [12]), und ich sah nachher in eben diesen Händen den Ring des Papstes und den Dolch des Bassa von Aegypten [13]).

Die Franzosen kamen mit 8000 Mann nach Rom, besetzten in der Abenddämmerung den Monte Mario, und machten in der Nacht in einer ausgedehnten Linie so viele Wachtfeuer, daß man glaubte, sie müßten wenigstens 20,000 Mann stark sein. So viel ist gewiß, daß, wenn der Papst den römischen Nationaltruppen und den Trasteverinern hätte erlauben wollen, den Franzosen entgegen zu gehen, diese damals nicht in Rom eingezogen sein würden.

---

12) Die bekannteste dieses Namens ist eine Femme entretenue in Rom; oder ist es die Frau des bekannten Gelehrten Visconti, Anhänger der Revolution und Konsul von Rom? ich weiß es nicht.

13) Wie und woher der Dolch des Bassa von Aegypten in diese schönen Hände gerieth, weiß ich eben so wenig. Er müßte denn später von Berthier selbst, gleich nach seiner Ankunft mit Buonaparte in Kairo erbeutet, und der geliebten Römerin durch einen glücklich entkommnen Eilboten zugesandt sein.

M.

Ent-

Entführung Pius VI. nach Frankreich; sein Aufenthalt und Tod in Valence.

Durch Revolutionsstürme ward Pius VI. aus Rom, durch ein Erdbeben, aus Siena vertrieben. Seinen letzten Ruheort in Italien, die Karthause bei Florenz, entriß ihm der Egoismus und die Verfolgungssucht der damaligen Herrscher in Frankreich.

In der That, man muß von der harten, grausamen Begegnung, die dem unglücklichen Greis auf der Reise von Florenz bis an die Grenzen Frankreichs widerfuhr, Augenzeuge gewesen sein, um den Erzählungen davon Glauben beizumessen. — Hier ist eine kurze Skizze dieser Reisegeschichte, von der Hand eines glaubwürdigen Mannes.

Pius VI. — ein achtzigjähriger, von Alter und langem Kummer freilich so abgestumpfter Greis, daß sein Kopf wenig mehr von dem empfand, was um ihn her vorgieng, dessen zerbrechliche Hülle eigentlich nur litt; aber doch ein unglücklicher Greis, der, so lange noch Staatsverhältnisse galten, in der Reihe der ersten Regenten stand,

und als ein solcher, sanfte sorgsame Behandlung, achtungsvolle Schonung verdient hätte, — Pius VI. ward auf seiner Reise von Florenz nach Frankreich, so lange er in Italien war, auf eine höchst rohe und harte Art behandelt. Er mußte Morgens sehr früh aufstehen; auf holprichten Wegen ward er in einem unbequemen Wagen herumgestoßen. Sehr spät in der Nacht kam er in seinem Nachtlager an, wo nichts zu seinem Empfang bereitet war; wo alles fehlte, was zur Bequemlichkeit eines alten Mannes gehörte. An eine achtungsvolle Begegnung ward von Seiten seiner militärischen Begleiter gar nicht gedacht. Sein Wagen war von einigen Dragonern umgeben; zwei französische Kommissare begleiteten ihn. — Er trug seine Leiden still, ohne Murren; sein Kopf empfand fast nichts mehr.

Bis Parma reiste er in der Begleitung des Kardinals Lorenzana.

Zwischen Parma und Piacenza lief er zweimal die glückliche Gefahr, von den Oestreichern aufgehoben zu werden. Das war besonders der Fall bei der Ueberfahrt über den Po. In dieser Gegend streiften Uhlanen-Detaschements, legten sich an der Straße im Hinterhalt, um ihn zu erwarten und aufzuheben. Der General Scherer erfuhr den Plan der Oestreicher. In eben dem Augenblick, als der Papst mit seiner kleinen Eskorte sich dem Po näherte, erhielt der kommandirende Officier derselben durch einen Adjutanten des Generals Scherer Nachricht, daß Uhlanen in der Nähe wären; schnell kehrte er um, und die Uhlanen verfehlten ihre Beute. Vielleicht nur eine Stunde später, und Pius VI. wäre von den Oestreichern

wieder erobert worden. Durch die Schnelligkeit, mit welcher die französischen Kommissare den Rückweg nahmen, entging er ihnen.

Zur Ehre der französischen Nation sei es gesagt, seine Ankunft und seine Ablieferung auf den Grenzen Frankreichs brachte ihm Milderung seines Schicksals. Mit mehr Menschlichkeit, mit Schonung, selbst mit Achtung ward er hier behandelt. Auf den schroffen Wegen der Alpengebürge und Thäler, trug man ihn in einer Sänfte. In den Nachtquartiren fand er bessere Kost, mehr Bequemlichkeit, Pflege; manchmal auch einige Ruhe mehr für sein graues Haupt. Wenn es sich aber so traf, daß er in Städten herbergte, ließ man ihn doch vor Tagesanbruch abreisen und bei dunkler Nacht ins Nachtlager ankommen; um zu vermeiden, daß das Volk sich auf seinem Wege nicht an ihn drängte oder noch etwas schlimmeres unternähme. Durch diese Vorsichtsmaßregel ward jedem tumultuarischen Auflauf vorgebeugt. Gleichwohl fehlte zu Romans in der Dauphiné, nicht viel, daß der Pöbel, welcher durchaus ihn zu sehen begehrte, nicht einen Aufstand machte. Einige verständige Municipalbeamte gaben den Rath, den Wunsch des Volks zu erfüllen. Pius VI. trat nun an das Fenster seines Gasthofes, betete und ertheilte seinen Segen dem Volk. Der arme Gefangne verrichtete diese Handlung mit eben der scheinbaren Andacht, mit eben dem wohlberechneten Anstande, an dem Schenkenfenster des französischen Landstädtchens, als einst auf dem prächtigen Balkon der Peterskirche in seiner Residenz.

Hier, wie dort, warf sich das Volk vor ihm nieder. Der Papst trat zurück; das Volk gieng auseinander.

Bei seiner Ankunft in Briançon bezog er eine leidliche Wohnung und ward gut gehalten. Sein Zimmer lag auf ebener Erde an einem Garten, in welchem er einen großen Theil des Tages spaziren gieng. Dies war seine einzige Zerstreuung. Man suchte eben nicht, ihn zu sehen; er erhielt wenig Besuche, und kaum merkte man, daß er da war.

Er ertrug die angreifende Reise und die damit verknüpfte Behandlung mit einer Gelassenheit und Ergebung, welche zugleich von Frömmigkeit und von einer gänzlichen physischen und moralischen Entkräftung zeugte. Kein einzigesmal hörte man ihn, sich über sein Schicksal beklagen. Er brachte seine Zeit mit Lesen frommer Bücher, mit Beten, mit einigem unbedeutenden Briefwechsel zur Beantwortung der Schreiben einiger guten Seelen, zu, deren Ehrfurchtsbezeugungen und Konsultationen an ihn gelangten.

Von Briançon ward er nach Valence, an der Rhone, seinem letzten Aufenthaltsort, gebracht, und zwar immer mit ziemlich viel schonender Behandlung, jedoch mit der Vorsicht, Volksauflauf zu verhüten.

In Valence hatte er eine ziemlich traurige Wohnung, und verließ das für ihn eigends zubereitete Zimmer keinen einzigen Tag.

Hier herrschte noch die alte Art und Sitte seines Hofes. In dem Innern seiner Wohnung empfing er von den Hausgenossen noch dieselben huldigenden Ehrenbezeu-

gungen als im Vatikan selbst. Er trug, bis an den letzten Tag seines Lebens, die päpstliche Kleidung. Er speiste, nach der Etikette des römischen Hofes immer allein, und ließ Niemand, außer den Repräsentanten des Königs von Spanien, zu sich kommen. — Das war nicht mehr der Kardinal Lorenzana, der ihn schon in Parma verließ: es war ein junger verständiger Spanier von liebenswürdigen und gefälligen Sitten, Namens Labrador, Gesandtschaftssekretair in Florenz, welcher Befehl hatte, ihn, unter dem Titel eines Kommissars, allenthalben zu begleiten. Labrador besuchte Pius täglich, wenn dieser seine Mittagsmahlzeit hielt. Das Gesicht des guten Greises erheiterte sich jedesmal, wenn der einzige Mensch in der Welt, welcher ungestraft Theilnahme an seinem unglücklichen Schicksal zeigen durfte, ihm angemeldet ward. — So äußerst schwach auch sein Gedächtniß war: so erinnerte er sich doch des kleinen Zuges der römischen Hofetikette, die dem Gesandten des Hofes von Spanien erlaubte, sich, während der Papst zu Mittag aß, vor ihm niederzusetzen; und sobald er Labrador hereintreten sah, gab er den Bedienten ein Zeichen mit der Hand, ihm einen Sessel zu bringen. Dieser junge Spanier war sein Freund, sein Vertrauter, sein Tröster, sein Wortführer. Durch ihn giengen die kleinen Beschwerden, die er etwa anzubringen, die Bitten, die er zu thun hatte, an die Behörde; und gewöhnlich wurden die Anträge des Spaniers gehört und vollzogen. — — Auf diesem Fuß sah er den Papst bis an den Tag vor seinem Tode; welchen die immer mehr zunehmende Beingeschwulst als nahe ankündigte.

Während er so langsam verlosch, war die Rede davon, ihn nach Dijon zu bringen. Der arme Greis hörte das und ward äußerst traurig. — »Ach Gott!« rief er jammernd aus, »noch einmal soll ich reisen! warum lassen sie mich denn hier nicht ruhig sterben?« — Es ist nicht zu erklären, was man zu diesem neuen Plan einer nochmaligen, nur durch seinen Tod verhinderten Ortversetzung für einen Grund gehabt haben mag. Denn, was auch französische Blätter davon erzählen mogten, seine Gegenwart in Valence konnte der Regierung auch nicht einen Augenblick Unruhe machen. Anfänglich erregte er bei den Einwohnern einige zudringliche Neugierde; bald aber bekümmerten sie sich nur wenig mehr um ihn. Sehr wenig Reisende äußerten auch nur den Wunsch, ihn zu sehen; und wenn es geschah: so ward die Vermittlung Labrador's gesucht. Dieser erhielt von Pius die Erlaubniß dazu, die keiner auf irgend eine Art misbrauchte. Der Greis behielt einen solchen ihm vorgestellten Fremden einige Minuten in seinem Zimmer bei sich; und entließ ihn dann mit seinem Segen — der nicht das Signal zu einem Aufruhr sein und doch wohl kein Direktorium beleidigen konnte! — Nie ward ein Geschrei des Fanatismus gehört, nie, auch nur der Anschein eines Volksauflaufs bemerkt.

Er starb sanft, ohne Schmerzen, ohne schweren Todeskampf. —

Als er Rom verließ, hatte man ihm alles geraubt. Ihm blieb nichts übrig, das er seinen zwanzig oder vier und zwanzig getreuen Dienern, die ihn begleiteten, hätte

vermachen können, als sein kleiner Kleidervorrath, Hemden, Rohrhemden, Strümpfe und einiges Geräthe. Nach Labrador's Versichrung ist das Alles kaum für funfzig Louisd'or verkauft. Und nun, nicht einmal den Trost hatten seine Bedienten, seine Kleider unter sich zu theilen. — Die sonst noch so ziemlich humane Municipalität zu Valence behauptete hartnäckig, diese Sachen wären französisches Nationaleigenthum. Labrador bat, flehete; umsonst! Kühn berief er sich auf die Würde der französischen Republik, die über einen so armseligen Raub erröthen müsse — umsonst! — »So wollt ihr denn, rief er, daß diese zwanzig in ihr Vaterland zurückkehrenden Italiener allenthalben sagen sollen: so weit hat die große Nation ihre Habsucht getrieben, daß sie uns eines so unbedeutenden Vermächtnisses, des einzigen Pfandes der Liebe und des Danks, welches Pius VI. uns zurücklassen konnte, beraubte!« — Labrador sprach umsonst. Die Municipalität berief sich auf ihre Pflicht und blieb unerbittlich. — — — —

Das war das Ende Pius VI., am 12ten Fruktidor des 7ten Jahrs der französischen Republik. (29sten August 1799.)

Als im vorigen Herbst die ersten von einander abweichenden Gerüchte über die Zeit und die Umstände seines Todes in unsere nördliche Gegend kam, und von französischen und deutschen, in Abgeschmacktheiten aller Art so

erfinderischen, öffentlichen Blättern, über die Umstände und Folgen seines Todes, über die mit dem Körper Pius VI. vorgenommenen Proceduren, die sonderbarsten und widersprechendsten Sagen verbreitet wurden, schrieb ich an einen Bekannten in einem dem Aufenthalt des Papstes nahen Departement, und bat ihn um bestimmte Nachrichten. Statt schriftlicher Antwort, schickte er mir ein ausgeschnittenes Stück aus einem wenig bekannten Departemental-Blatt — (der damalige Deportations-Schrecken, hätte wohl nicht gewagt, so etwas in Paris zu drucken).

Es lautete wörtlich so, und war, wie mein Freund hinzusetzte, der Ausdruck der Empfindungen aller guten Franzosen:

»Wegen des Todes Pius VI. ist kein Zweifel mehr übrig. Er starb den 12ten Fruktidor, und nicht den 2ten, wie es Anfangs hieß. Alle Briefe bestätigen die schon bekannten einzelnen Umstände über seine letzten Augenblicke.

»Der Tod dieses Papstes, welchen unsere sogenannten Philosophen mit so vielem Muth angriffen, als er nicht mehr zu fürchten war, wird eine denkwürdige Epoche in der Geschichte machen. — Es war vielleicht für die moderne Philosophie ein schöner Triumph, das Oberhaupt einer alten und verehrten Religion von seinem Thron herabgestürzt zu haben; der Stolz konnte dadurch gesättigt sein, aber der Haß war es nicht: um ihn zu übersättigen, mußte Pius noch die jammervollen Reste einer zernichteten Existenz von Kerker zu Kerker schleppen, er mußte seinen Geist von Verachtung überfüllt, von Körperschwach-

heit belastet, unter seinen Verfolgern langsam aushauchen. Das ist noch eins von den Verbrechen des im Prairial gestürzten Direktoriums. Eben die Hand, welche die Einladungsschrift zu dem Fest des Alters niedergeschrieben hatte, weihete einen achtzigjährigen, durch seine Tugenden achtungswerthen, durch seinen Karakter verehrungswürdigen Greis, zu allen Arten der Verfolgung.

»Er war Fürst, war entthront, die Politik konnte es heischen, daß er sich aus dem von ihm regierten Lande entferne; aber er war kein General, das Völkerrecht verbot, ihn zum Gefangnen zu machen. — Er war Priester: den barbarischsten Eroberern war dieser Stand heilig. Attila, Genserich schonten die römischen Opfer-Priester. Der wilde Kambyses, dieser einzige Eroberer, ließ auf den rauchenden Trümmern der Tempel ihre Priester morden — und Aegypten verschlang seine Armee.

Ganz ohne Zweck und Nutzen haben sie in der Person dieses Papstes funfzig Millionen Menschen, die ihn für das Oberhaupt ihrer Religion ansahen, gröblich beleidigt. Die meisten dieser Menschen waren ihre Mitbürger, oder ihre Bundesgenossen, und das Land der übrigen soll nun der Kriegsschauplatz werden. Wie viel haben die Vertheidiger unsers Vaterlandes nicht von dem Haß dieser durch Verachtung erbitterten Völker schon gelitten.

»Tiefer, sagt Montesquieu, »beleidigt man die Menschen nicht, als wenn man ihre heiligen Gebräuche und ihre Sitten angreift. Der Versuch, sie zu unterdrükken, kann noch manchmal mit einem Beweis der Achtung gegen sie verbunden sein; ihre Gebräuche verletzen, ist im-

mer ein Zeichen der Verachtung.« — Und die Verachtung verzeiht man nicht.

»Uebrigens ist es nicht wahr, daß man den Körper Pius VI. in ungelöschten Kalk begraben hat. In der Erwartung höherer Befehle, ist er einbalsamirt, mit dem päpstlichen Gewande bekleidet und in einen bleiernen Sarg gelegt worden.«

Diese höheren Befehle zögerten lange. Dem Konsul Bonaparte war es aufgehoben, sie am 9ten Nivose des 8ten Jahrs, (30. Decbr. 1799), zu geben, und durch ihre Form, wie durch ihren Inhalt, zugleich, den Unwillen aller rechtlichen Menschen über jene unwürdige Behandlung des unglücklichen fürstlichen Greises zu besänftigen, und die Ehre der französischen Nation und ihrer neuen Regierung zu retten.

Der Konsulats-Befehl lautet so:

»Da die Konsuln der Republik erwogen:

Daß die Leiche Pius VI., ohne die Ehre des Begräbnisses erhalten zu haben, noch in der Stadt Valence in Verwahrung ist;

Daß, wenn dieser durch sein Unglück ehrwürdige Greis, auch einen Augenblick Frankreichs Feind war, der Grund hiervon in den Rathschlägen derer lag, die sein graues Haupt umgaben;

Daß es der Würde der französischen Nation geziemt, und ihrem gefühlvollen Nationalkarakter ent-

spricht, einem Mann, der auf einer der ersten Rangstufen unter den Menschen stand, Beweise von Achtung zu geben:

So beschließen sie:

1) Der Minister des Innern hat den Befehl zu geben, daß die Leiche Pius VI., mit den gewöhnlichen, seinem Stande gebührenden Ehrenbezeugungen, zur Erde bestattet werde.

2) Auf seiner Grabstätte soll ein einfaches Denkmal errichtet werden, das die Würde anzeigt, womit er bekleidet war.

Hauptverbesserungen.

Seite 8 Zeile 18 Unterchor statt Unterthor.
— 14 — 24 Boschi st. Roschi.
— 18 — 12 Silbergeräthe st. Silbergewölbe.
— 28 — 10 (und an mehrern Stellen) Palafox st. Palefar.
— 31 — 12 Deklaration st. Deklamation.
— 43 — 9 }
— 47 — 13 } Schützling st. Schätzling.
— 51 — 20 präkonisirt st. prokonisirt.
— 84 — 25 Wesen st. Weisen.
— 97 — 26 und 27 von vorne angegriffen, immer unbesiegt, st. gewaltsam u. s. w.
— 100. Note Z. 5 neuern Werken st. dem Werke des Pr. Wolf.
— 101 Z. 20 Bett st. Belt.
— 108 — 6 Bologuini st. Bolagnini.
— 112 — 27 }
— 113 — 3 } Velletri st. Belletri.
— 115 — 19 Terracina st. Neapel.
— 123 — 23 ist menschlich wegzustreichen.
— 127. Note Z. 2 rechts st. links.
— 128 — 6 weiter st. Weitere.
— 140 — 20 errichtet st. verachtet.
— 174 — 12 die Manen st. den Namen.
— 177 — 9 den melodischen Tönen st. auf u. s. w.
— 179 — 6 Trasteveriner st. Tensteveriner.
— 192 — 23 welcher st. was.
— 199 — 19 der zur Befolgung dieser Meinung.
— 200 — 1 gehen st. ziehen.
— 205 — 20 über die st. mit den.

Seite 210 Z. 16 Nach vorangehender st. Noch vor angehender.
— 228 — 7 Unbedachtsamkeit st. Unachtsamkeit.
— 234. Note Z. 13 *commoratus* st. commoratur.
— 251 Z. 2 Sinigaglia st. Sinigoglia.
— 269 — 12 und 19 von Haga st. von Wasa.
— 271 Note, Grafen von Haga nahm st. Grafen von Wasa übernahm.
— 273 Z. 1 entschloßner st. entschlossen.
— 276 — 25 verdiente st. verdient.
— 286 — 3 seine st. ihre.
— — — 27 Bellisoni st. Pellisoni.
— 294 — 22 in seiner ganzen Blöße dargestellte Müßiggang st. ganz ausgezogen.
— 298 — 19 (ist, aber, wegzustreichen.)
— 303 — 9 untrügliche st. untrüglichern.
— 309 — 11 reinigte st. reinigen.
— 319 — 10 deren st. dessen.
— 325 — 5 Wie wohl st. Wie.
— — — 6 doch st. auch.
— 351. Note Z. 4 regelmäßigen st. regelmäßigsten.
— 356 Z. 24 statt eines Triumphs st. für u. s. w.
— 383 — 14 Loras st. Lovas.
— 395 — 2 gemeinschaftlichen Feind st. gemeinschaftlich.
— 400 — 2 unbiegsamen st. unbewegsamen.
— 406 — 8 fünf st. drei.
— 412 — 18 Joseph I. st. Joseph II.
— 447 — 3 kristliche st. geistliche.
— 460 — 3 aber der Vertheidigung der Rechte.
— 473 — 16 aber st. eben.
— 488 — 25 enormen st. unenormen.
— 490 — 22 Verordnung st. Vermeidung.

Seite 530 Z. 3 (und an mehrern folgenden Stellen) Bonaparte*) st. Buonaparte.
— 537 — 13 *cosa* st. cora.
— 563 — 10 fruchtloser st. kürzer.
— 565 — 19 Jesi st. Thesi.
— 589 — 15 wiederherzustellen st. wiederzustellen.
— 596 — 26 die Würde, selbst st. die Würde selbst.
— — — 27 unverträglich st. unerträglich.
— 614 — 19 noch mehr durch Alter, als durch Kummer geschwächt.
— 618 Note. Georgio in Venedig.

*) So schreibt sich der Konsul selbst.



